Wieland's Werke.

Zweiunddreissigster Theil.

Kleinere philosophische Schriften.

Berlin.
Gustav Hempel.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Inhalt.

Antwort auf die Frage:

Was ist eine schöne Seele?

Dieser Aufsatz erschien zuerst gedruckt in der von Wieland herausgegebenen Monatsschrift: Der Teutsche Merkur, 1774. I. Bd. S. 310—321, als Brief mit der Ueberschrift: Von schönen Seelen. In seine Kleineren prosaischen Schriften (2 Bde. Leipzig 1785, 1786) hat Wieland den Aufsatz nicht aufgenommen; auch von seiner Ausgabe der Sämmtlichen Werke (30 Bde. Leipzig, 1794—1797, zu welchen 1799 bis 1811 noch neun Bände, enthaltend Werke späteren Ursprungs, hinzukamen) blieb derselbe vorerst ausgeschlossen, wurde jedoch nachträglich von W. in die Supplemente dazu (6 Bde. Leipzig, 1797—98), Band VI, unter der Rubrik: Litterarische Miscellaneen in etwas veränderter Gestalt eingereiht.

Beispiele malen oft mit einem einzigen Zug unsre Idee besser als leere und schwankende Schulerklärungen. Was ich eine schöne Seele nenne, wüßte ich nicht anschaulicher zu machen, als durch etliche Beispiele aus dem schönen Werke meines Lieblingsautors unter den Alten, aus der Cyropädie des Sokratischen Xenophon.[1])

Das erste giebt mir die junge Gemahlin des Tigranes, dieses liebenswürdigen Prinzen, dessen Klugheit und edle Gesinnungen zu eben der Zeit, da sie ihm die Achtung und das Vertrauen des Cyrus erwarben, seinen Vater und sein ganzes Haus vom Untergang retteten. Cyrus hatte mit dem besiegten Könige von Armenien, dem Vater dieses Prinzen, von dem Lösegeld gesprochen, welches er für die Zurückgabe seiner Gemahlin und seiner Kinder zu geben gedächte. Er wendete sich darauf an Tigranes: „Und wie viel würdest Du geben, um Deine Gemahlin wieder zu erhalten?" — Man muß aber wissen, sagt Xenophon, daß Tigranes erst seit Kurzem vermählt war und seine junge Gattin aufs Zärtlichste liebte. — „Ich," sagte der Prinz, „ich würde sie eher mit meiner Seele loskaufen, eh ich zugeben wollte, daß ein so liebenswürdiges Geschöpf dienen sollte." Cyrus fand das Recht eines solchen Liebhabers besser als das Recht des Siegers und gab sie ihm

---

1) Im Teutschen Merkur lautete der Eingang wie folgt:

„Was ich unter einer schönen Seele verstehe, mein lieber ***? Sie haben meine Schriften gelesen; Sie kennen Panthea, Psyche, Danae und Olinde (von dem schönen Kombabus, der gewiß eine so schöne Seele hatte, als jemals der Günstling eines Königs und einer Königin gehabt hat, nichts zu sagen), und Sie können problematisch finden, was ich unter einer schönen Seele verstehe?

„Doch vergeben Sie mir; ich besinne mich! Sie haben ein Privilegium, von mir zu urtheilen, ohne mich gelesen zu haben. Denn sind Sie nicht mein Recensent? Und was würde aus den meisten Recensenten werden, wenn sie alle die Bücher gelesen haben müßten, über welche sie bald mit höllenrichterlichem

auf die edelste Art wieder. Er that noch mehr: er machte den armenischen Fürsten aus einem unwilligen Vasallen zu einem dankbaren Freund, schloß einen neuen Vertrag mit ihm, stellte seine Familie unentgeltlich auf freien Fuß und schloß die Scene mit einem freundschaftlichen Gastmahle.

Diese Umstände mußten vorausgeschickt werden, um, was nun folget, verständlich zu machen.

Als die Armenier mit ihren Frauen nach Hause fuhren, so fährt Xenophon fort, machte Cyrus den einzigen Inhalt ihres Gespräches aus. Der Eine erhob seinen Verstand, der Andere seine Tapferkeit, ein Dritter seine Leutseligkeit und noch Jemand zuletzt seine Schönheit und stattliche Gestalt. Hier wandte sich Tigranes an seine junge Frau: „Sage mir, Liebe, ist Dir Cyrus auch so schön vorgekommen?" — „Die Wahrheit zu sagen," antwortete sie, „ich habe ihn nicht angesehen." — „Und wen sahest Du denn an?" — „Wen anders hätte ich ansehen können als Den, welcher sagte, daß er seine Seele geben würde, um mich von der Dienstbarkeit loszukaufen?" erwiderte die junge Frau. — Diese junge Frau, vorausgesetzt, daß sie fühlte, was sie sagte, war, was ich eine schöne Seele nenne.

An eben dieser Stelle der Cyropädie wird eines Weisen Erwähnung gethan, der ehmals Hofmeister des Prinzen von Armenien gewesen war. Cyrus, der ihn vermißte, fragte den Tigranes nach ihm. — „Hat ihn nicht mein Vater hier hinrichten lassen?" versetzte der Prinz. — „Und was hatte er denn

---

Ernst, bald mit scurrilischem Muthwillen Urtheil sprechen? — Es versteht sich, daß ich unter lesen recht lesen meine; denn Männer spielen nicht mit Worten.

„Ich will mich also bemühen, Ihnen aus Büchern, die Sie gelesen haben, begreiflich zu machen, was ich unter einer schönen Seele verstehe. Ich will Sie nicht auf den Begriff der Sokratischen Kalokagathie, noch auf Ciceron's Beschreibung der Seelenschönheit (Tuscul., IV. 13) verweisen. Beispiele malen oft mit einem einzigen Zug unsre Begriffe besser als schwankende Schulerklärungen.

„Sie haben die Cyropädie gelesen? — Es ist ein vortreffliches Buch, wie Sie wissen; eines von denen, worin man nicht zu oft lesen kann, weil man es nie aus den Händen legt, ohne weiser und besser dadurch geworden zu sein. Ich meines Orts gestehe Ihnen, daß ich es noch besonders liebe, weil ich ihm die Genesung meiner Seele von der gutartigen,*) aber gefahrvollen Schwärmerei meines zweiundzwanzigsten Jahres zu danken habe. Aber diese Anekdote erzähle ich Ihnen vielleicht ein ander Mal.

*) So gutartig nämlich, als Schwärmerei sein kann; denn unter andern hatte sie den Fehler, daß sie mich unduldsam machte; und dies ist doch wol kein gutartiges Symptom dieser Seelenkrankheit."

A. d. H.

Uebels gethan?" fragte Cyrus. — „Mein Vater beschuldigte ihn, er verführe mich. Und doch, mein bester Cyrus, war es ein so guter, so rechtschaffener Mann, daß er mich noch unmittelbar vor seinem Tode zu sich bitten ließ, um mich zu beschwören, daß ich seine Hinrichtung meinem Vater verzeihen möchte. „Er thut es nicht aus bösem Herzen," sprach er, „sondern weil er nicht weiß, was er thut. Was aber die Menschen aus Unwissenheit sündigen, das nehme ich ihnen so auf, als ob sie es wider Willen thäten."" — „Wie Schade um einen solchen Mann!" rief Cyrus. — Dieser Mann, meine Freunde, hatte, was ich eine schöne und zugleich eine große Seele nenne.

Noch ein Beispiel aus eben diesem Sokratischen Heldenbuche! Wem sollte wol Panthea, die reizende und tugendhafte Gemahlin des Königs Abradates von Susiane, unbekannt sein? Es ist augenscheinlich, daß Xenophon's Absicht war, uns in dieser Panthea das Ideal einer an Leib und Seele schönen Frau darzustellen. Sie war unter den Gefangenen, welche Cyrus in einem wider den König von Assyrien gewonnenen Treffen gemacht hatte. Cyrus übergab sie dem Araspes, einem jungen Krieger, den er vorzüglich liebte, nachdem er ihm die ganze Wichtigkeit des Schatzes, den er ihm anvertraute, vorgestellt hatte. Sie wurde nach einem festen Bergschloß gebracht, und Araspes leistete ihr Gesellschaft. Nun begegnete dem guten Jüngling wider Verhoffen etwas Menschliches. Er wurde in die schöne Panthea verliebt, und seine Leidenschaft gewann nach langem Widerstand endlich so viel Gewalt über ihn, daß er sich gezwungen fand (sagt Xenophon), sie um etwas anzusprechen, das ihm die schöne Panthea, welche ihren abwesenden Gemahl inniglich liebte, nothwendig abschlagen mußte. Gleichwol wollte sie bei Cyrus noch keine Klage deswegen führen, weil sie den jungen Mann nicht in Gefahr bringen wollte, einen so wichtigen Freund zu verlieren. Als der Unglückliche aber mit Gewalt zu drohen anfing, säumte sie sich nicht, dem Cyrus wissen zu lassen, was für einem unsichern Hüter er sie anvertraut habe. Sogleich berief Cyrus den Araspes zurück und fand ein Mittel, ihn mit guter Art von Panthea zu entfernen.

Diese Prinzessin benachrichtigte inzwischen ihren Gemahl von Allem, was er in Rücksicht ihrer dem großmüthigen Cyrus

schuldig war, und rieth ihm, sich je bälder je lieber von der assyrischen Partei loszumachen und der Freund eines jungen Helden zu werden, der durch seine Weisheit und Güte mehr Eroberungen machte als durch seine Waffen. Abradates folgte dem Rath seiner Gemahlin, und Panthea genoß das Vergnügen, die Stifterin eines schönen Bundes zu sein und dem Cyrus sein edles Betragen gegen sie auf eine edle Art vergolten zu haben. Einige Zeit darauf kam es zwischen diesem Prinzen und dem König Krösus zu einer entscheidenden Schlacht. Panthea hatte ihrem Gemahl ingeheim eine prächtige goldne Waffenrüstung machen lassen, und nun, da er sich zum Treffen anschickte, überraschte sie ihn damit unverhofft. Abradates bezeugte ihr ein angenehmes Erstaunen darüber, daß sie sich ohne Bedenken habe entschließen können, ihr kostbarstes Geschmeide aufzuopfern, um es in einen ritterlichen Schmuck für ihren Mann zu verwandeln. „Habe ich einen andern Schmuck vonnöthen als Dich?" erwiderte ihm Panthea; „und womit sollte ich mehr prangen, als wenn Dich Jedermann mit meinen Augen ansieht?" Mit diesen Worten legte sie ihm die schönen Waffen an; aber wiewol sie es zu verbergen suchte, schlichen sich doch Thränen ihre Wangen herab. Abradates, der an sich einer der schönsten Männer war, sah in dieser herrlichen Rüstung so reizend und edel aus, daß man die Augen nicht von ihm verwenden konnte. (Ich erzähle immer mit Xenophon's Worten.) Schon hatte er die Zügel in den Händen und war im Begriff, seinen Streitwagen zu besteigen, als Panthea allen Anwesenden sich zu entfernen winkte und mit diesen, der edelsten Spartanerin würdigen Worten Abschied von ihm nahm. „Abradates," sprach sie, „wenn jemals ein Weib ihren Mann werther als ihre eigne Seele hielt, so weißt Du, ob ich eine von diesen Weibern bin. Wozu sollte ich viel Worte machen? Ich glaube Dich durch meine Handlungen besser davon überzeugt zu haben, als durch Alles, was ich jetzt sagen könnte, geschehen würde. Aber wiewol ich so für Dich gesinnt bin, wie Du weißt, so schwör' ich Dir doch bei Deiner und meiner Liebe, daß ich lieber neben Dir, als einem tapfern Mann, von gemeinschaftlicher Erde bedeckt liegen, als, wenn Du ohne Ehre zurückkämest, ehrlos mit einem Ehrlosen leben wollte. So denke ich, und so muß ich denken, wenn ich Dich und mich den Besten unter den Sterblichen gleich schätze. Ueberdies, welchen Dank sind wir nicht dem Cyrus schuldig, der, als das Kriegsglück mich zu

seiner Sclavin machte, anstatt sich dieses Vortheils wider meine Ehre zu bedienen, mein Beschützer wurde und mich Dir wie das Weib seines eigenen Bruders aufbewahrte! Können wir zu viel für den großmüthigen Mann thun, der so viel für uns gethan hat?"

Wer müßte Der gewesen sein, den eine solche Frau — in dem Augenblicke, da er von ihr schied, um sie vielleicht nie wiederzusehen, nicht begeistert hätte? Mit Bewundrung und Entzücken legte Abradates seine Hand auf ihr Haupt, sah gen Himmel auf und betete: „Laß mich, o großer Oromasdes, durch Thaten zeigen, daß ich würdig bin, der Mann dieser Panthea und der Freund des Cyrus zu sein!" Mit dem letzten Wort entriß er sich ihren Armen, stieg den Wagen hinauf, und die Thür ward hinter ihm zugeschlossen. Panthea, da sie ihn selbst nicht mehr erreichen konnte, folgte dem Wagen so lange, bis Abradates, da er es gewahr wurde, sie bat, gutes Muthes zu sein und sich zu entfernen.

Xenophon malt seine Bilder selten aus; es sind nur leichte Umrisse; aber, o wie viel mehr sind diese Umrisse werth als die Gemälde von tausend Andern, und wie stark ist nicht oft die Wirkung eines einzigen Zuges! „In der That," sagt er, „machte Abradates und sein Wagen einen schönen Anblick, aber Niemand hatte Augen für ihn, bis Panthea weggegangen war."

Abradates kam nicht lebendig aus der Schlacht zurück; aber er hatte sie gewinnen helfen und starb einen edeln Tod. Die Eroberung von Sardes, welche die unmittelbare Frucht dieses Sieges war, beschäftigte den Sieger so sehr, daß etliche Tage vorbeigingen, eh er sich des unglücklichen Fürsten erinnerte. „Wo ist Abradates?" fragte er endlich. Man sagte ihm, er sei in der Schlacht umgekommen, „und seine Gemahlin," setzte einer von den Bedienten hinzu, „hat seinen Leichnam aufgesucht und auf ihrem eigenen Wagen mit sich hieher an das Ufer des Paktol's gebracht, und während ihre Kämmerlinge und Sclaven sein Grab graben, sitzt sie auf der Erde, sein Haupt in ihren Knien haltend, nachdem sie sich allen ihren Schmuck abgerissen, um ihn damit auszuschmücken."

Cyrus eilt an den Ort dieses traurigen Schauspiels; aber wie er die schöne Unglückliche mit dem Leichnam auf ihrem Schooß auf der Erde sitzen sieht, bricht ihm sein männliches Herz;

seine Thränen fallen auf die Leiche herab. „Du edle und getreue Seele,“ ruft er, „so bist Du gegangen, und uns hast Du zurückgelassen!“ — Er will ihn mit diesen Worten bei der Hand nehmen, und die Hand bleibt in der seinigen; denn sie war mit einem ägyptischen Säbel vom Arm getrennt worden. Dieser Umstand vermehrte den Schmerz des Cyrus; die Unglückliche schrie laut auf, nahm die geliebte Hand aus des Cyrus seiner, küßte sie und fügte sie wieder an, so gut sie konnte. „So ist alles Uebrige zugerichtet,“ sagte sie. „Aber wozu solltest Du es sehen? — Und ich — ich weiß, daß ihm Alles das um meinetwillen widerfuhr. Ich Thörin war es, die ihn anreizte, Alles zu wagen, um sich als Deinen Freund zu beweisen und Deine Achtung zu verdienen. Und, o ich bin gewiß, er dachte nicht, was ihm begegnen könnte, sondern blos, was er thun wollte, um sich Dir angenehm zu machen. Und so gab er, ohn' es zu bereuen, sein Leben hin — und ich — sitze hier neben ihm und athme!“

Cyrus antwortete ihr eine Zeit lang nur mit Thränen. Endlich, da er wieder Worte fand, bemühte er sich, sie durch die einzigen Vorstellungen, die ihre Seele in einem solchen Zustand ertragen konnte, aufzurichten. Zugleich ließ er Alles vor ihr ausbreiten, was er zur Ausschmückung des Leichnams und zu einer prächtigen Bestattung herbeizuschaffen befohlen hatte. „Und denke nicht,“ sagte er, „daß Du nun verlassen seiest. Ich ehre Deine Keuschheit, Deine ganze Tugend; ich werde nie aufhören, Dir Beweise davon zu geben, und überdies will ich Dich Einem von den Meinigen übergeben, der Dich geleiten soll, wohin Du selbst verlangst. Sage nur, zu wem Du gebracht werden willst.“

„Sei ruhig, Cyrus,“ versetzte Panthea; „ich werde Dir nicht verbergen, zu wem ich gehen will.“

Cyrus mußte sie verlassen. Er ging (sagt Xenophon), und ihn jammerte des Weibes, das einen solchen Mann verloren, und des Mannes, der ein so vortreffliches Weib sein genannt hatte und nun nicht mehr sehen konnte. Panthea befahl jetzt ihren Kämmerlingen, sich zu entfernen: „Laßt mich,“ sprach sie, „bis ich mich recht satt über ihm geweint habe!“ Nur ihre Pflegemutter bat sie, zu bleiben. „Wenn ich todt bin,“ sagte sie zu ihr, „so hülle ihn und mich in das nämliche Tuch!“ Die unglückliche Alte fiel ihrer Königin zu Füßen, flehte ihr, keinen

solchen Gedanken Raum zu geben. Aber Panthea durchbohrte sich die Brust mit einem Dolche, den sie schon lange auf diesen Fall bei sich trug, legte ihr Haupt auf ihres Mannes Herz und starb.[1])

---

[1]) Im Teutschen Merkur folgen hier noch die nachstehenden Schlußworte: „Haben Sie wohl Acht gegeben, mein lieber ***? Ich ersuche Sie darum, lesen Sie diese Geschichte noch einmal, und wenn Sie Griechisch können, lesen Sie solche im Original; denn Xenophon ist unübersetzlich; er sagt immer mit drei Worten, was ich auf Deutsch mit dreimal so viel sagen müßte. Betrachten Sie diese Panthea recht genau, Zug vor Zug, und dann lassen Sie Sich sagen: diese Panthea nenn' ich eine schöne Seele. — Wenn Sie es nicht auch so fühlen, so kann ich nichts dazu; und wenn Ihre Moral Sie daran verhindern sollte, — desto schlimmer für Ihre Moral!" — A. d. H.

Was ist Wahrheit?

Dieser und der folgende Aufsatz wurden zuerst gedruckt im Teutschen Merkur, 1778. II. S. 9—30, und zwar unter dem gemeinsamen Titel: Fragmente von Beiträgen zum Gebrauch Derer, die sie brauchen können oder wollen, und den Einzelüberschriften:

Lehrgebäude. Fragmente. Beiträge.

Wahrheit.

Bescheidenheit.

Philosophie — Kunst zu leben — Heilkunst der Seele.

In den Kleineren prosaischen Schriften (1. Bd.) sowie in den Werken (Bd. 24) erschien der zweite und dritte Abschnitt zusammen als Einzelaufsatz unter dem Titel: Was ist Wahrheit? ebenso der vierte Abschnitt unter seinem jetzigen Titel (s. S. 25), wogegen der erste einleitende Abschnitt des Aufsatzes: Lehrgebäude ꝛc. (Merkur, II. S. 3—9), beim Wiederabdruck der andern überall weggelassen ist.

Diese Frage ist dadurch, daß sie schon so mannichmal durch den Mund eines Pilatus ging, nichts desto schlechter geworden. Wessen Augen blinzen nicht, wenn er mit dieser Frage überrascht wird? Schon tausend- und zehntausendmal entschieden, wird sie immer wieder als ein Räthsel aufgeworfen werden und in zehntausendmal tausend Fällen ein unauflösbares bleiben.

Aber so gewiß dies auch ist, wehe Denen, die eine boshafte Freude daran finden, der Schwäche unsers Gesichtes dadurch zu helfen, daß sie uns vollends blind machen! Das Wahrste von Allem, was jemals wahr genannt wurde, ist: daß mitten unter allem Trug von Erscheinungen, Gespenstern und Traumgebilden, wovon wir umgeben sind, jeder Sterbliche gerade so viel Wahrheit auffassen kann, als er zu seiner eignen Nothdurft braucht.

Die Wahrheit ist, wie alles Gute, etwas Verhältnißmäßiges. Es kann Vieles für die menschliche Gattung wahr sein, was es für höhere oder niedrigere Wesen nicht ist, und ebenso kann etwas von dem einen Menschen mit innigster Ueberzeugung als wahr empfunden und erkannt werden, was ein andrer mit gleich starker Ueberzeugung für Irrthum und Blendwerk hält.

Die Uebereinstimmung eines Gefühls oder einer Vorstellung mit den allgemein anerkannten Grundwahrheiten der Vernunft ist ebenso wenig als der Zusammenhang einer Vorstellung mit allen übrigen, welche die gegenwärtige innere Verfassung eines Menschen ausmachen, ein sicheres Merkmal der Wahrheit. Jene läßt uns weiter nichts als die Möglichkeit

der Sache erkennen, und dieser kann ebensowol bei der wahresten Vorstellung fehlen, als bei der täuschendsten zugegen sein. Geschiehet nicht öfters, was Jedermann für unmöglich hielt? Und wie oft betrügt die höchste Wahrscheinlichkeit? Erweitert sich nicht der Kreis der Möglichkeiten mit unsrer Kenntniß der Natur und mit dem Anwachs unsrer Erfahrungen? Daher zum Theil, daß Leichtgläubigkeit eine charakteristische Eigenschaft des hohen Alters ist und, was seltsam scheinen mag, neben dem Unglauben besteht, der es nicht weniger ist. Kinder sind leichtgläubig aus Unwissenheit dessen, was möglich oder unmöglich ist; Alte sind es, weil sie so oft unglaubliche Dinge sich haben zutragen sehen, daß ihnen nichts mehr unglaublich scheint. Jene glauben Alles, weil sie das Mißtrauen noch nicht kennen; bei diesen ist Mißtrauen eine der bittern Früchte des Lebens und macht sie ebenso geneigt, an Allem zu zweifeln, als die Erfahrenheit auf der andern Seite, Alles für möglich zu halten.

Die subtilste und kaltblütigste Vernunft hat von jeher die subtilsten Zweifler hervorgebracht. Karneades, Pyrrho, Sextus, le Vayer, Bayle, Hume waren Männer von großer Vernunft — und ich frage einen Jeden, der sich nicht erst seit ehegestern in der Welt umgesehen hat, was ist es, als gerade die kaltblütige, spitzfindige, immer zurückhaltende, immer argwöhnische, immer voraussehende, immer raisonnirende Vernunft, was von jeher am Geschäftigsten gewesen ist, Glauben und Liebe, die einzigen Stützen unsers armen Erdelebens, zu untergraben und umzustürzen? — Wer wollte darum verkennen, wie viel der Mensch diesem Strahle der Gottheit, dem wir den so sehr gemißbrauchten Namen Vernunft geben, schuldig ist? Allerdings kann sie nichts dafür, daß Sophisten und Witzlinge von jeher ihren natürlichen Gebrauch in den unnatürlichen verwandelt haben; aber da der Mensch nun einmal diesen unglücklichen Hang hat, wehe ihm, wenn seine Vernunft die einzige Führerin seines Lebens ist!

Man hat sich schon so lange über die Leute aufgehalten, die ein unerklärbares inneres Licht zum Leitstern ihres Glaubens und Lebens machen; man hat sie in Schimpf und Ernste bestritten, zu Boden gespottet und zu Boden raisonnirt; und dennoch haben unleugbar alle Menschen etwas, das die Stelle eines solchen innern Lichts vertritt, und das ist — das innige Bewußtsein dessen, was wir fühlen. Unter allen Kenn-

zeichen der Wahrheit ist dies unleugbar das sicherste; vorausgesetzt, daß ein Mensch überhaupt gesund und des Unterschieds seiner Empfindungen und Einbildungen sich bewußt ist. Beweiset einem Menschen, seine Vernunft sei eine Zauberin, die ihn alle Augenblicke täusche und irre führe — das wird ihn noch nicht verwirren; beweiset ihm, daß er seinen Sinnen, seinem innern Gefühle nicht trauen dürfe — das verwirrt ihn! Und wenn es möglich wäre, daß Euer Beweis seine volle Wirkung auf diesen Menschen thäte, so bliebe nichts übrig, als ihn stehendes Fußes ins Tollhaus zu führen.

Zum Glück ist der Glaube an sein eignes Gefühl gerade das, was sich der Mensch am Schwersten und Seltensten nehmen läßt, ja, was sich schwerlich irgend ein Mensch, wie schwach er immer sei, in irgend einem Falle nehmen läßt, wo er sich innigst bewußt ist, daß er gefühlt hat. Das Einzige, wodurch er dahin gebracht werden könnte, an der Wahrheit seines eignen Gefühls oder, was ebendasselbe ist, an sich selbst und seinem eignen Dasein zu zweifeln, wäre der Fall, in welchen (in einer der arabischen Erzählungen, die Herr Galland le Dormeur éveillé betitelt) der Khalife Harun Alraschid den armen Kaufmann Abu-Hassan durch einen Betrug, den Dieser unmöglich entdecken konnte, versetzte, der aber auch unvermeidlicherweise die Folge hatte, daß Abu-Hassan darüber in Raserei verfiel und nicht anders als durch Entdeckung des Betrugs wieder hergestellt werden konnte.

Aber, sagt man, wie häufig sind die Fälle, wo ein Mensch durch seine Sinne oder durch sein inneres Gefühl betrogen wird? wo er, ohne darum ganz wahnsinnig zu sein, für Empfindung hält, was bloße Einbildung ist? wo er einen Gegenstand in dem verfälschenden Lichte der Leidenschaft oder des Vorurtheils sieht? u. s. w.

Unstreitig sind diese Fälle häufig. Und ebenso häufig geschieht es, daß von Zweien, die einander durch ihr Gefühl widerlegen, Beide betrogen werden; daß, während der Eine Jupiter ist und die sündige Welt mit Feuer zu zerstören droht — der Andre uns dagegen seines gnädigen Schutzes versichert, weil er Neptunus ist, der durch seine Gewässer den Brand gar leicht wieder löschen kann. — Aber alle diese Fälle vermögen gleichwol nichts gegen die Grundfeste des allgemeinen Menschensinnes; und der Glaube, den ein Jeder an sein eignes Gefühl

hat, bleibt nichts desto minder in seiner vollen Kraft. Ich kann von der Natur, von unsichtbaren Mächten, kurz, von Ursachen, die ich nicht kenne, getäuschet werden; aber so lange ich mir bewußt bin, daß ich etwas gefühlt, beschaut, betastet habe — so glaube ich meinem Gefühl mehr als einer ganzen Welt, die dagegen zeugte, und als allen Philosophen, die mir a priori beweisen wollten, ich träume oder rase.

Freilich ist es verdächtig, wenn ein Mensch in Sachen des Gefühls eine ganze Welt oder, was nicht viel besser ist, die vernünftigsten Leute in der Welt wider sich hat, oder wenn er in sehr zusammengesetzten und verwickelten Dingen, in Sachen, die von scharfer Zergliederung und von richtiger Zusammenstellung und Verknüpfung einer Menge von Begriffen abhangen, welche selbst wieder Resultate von einer Menge andrer sind, — es ist, sage ich, verdächtig, wenn Jemand in Sachen dieser Art dem Wege der scharfen Untersuchung ausweicht und immer nur auf sein Gefühl oder unser Gefühl provocirt. Aber was wollen wir mit ihm anfangen, wenn er uns nicht zur Untersuchung stehen will? Und wenn wir ihn auch dazu nöthigen könnten, wer soll zwischen seiner Empfindung und der unsrigen oder zwischen unsrer Vernunft und seinem Gefühl oder Glauben Richter sein? Wo ist der Areopagus, wo sind die Amphiktyonen, deren Ausspruch man in solchen Fällen sich unterwerfen könnte, wollte, müßte?

In metaphysischen und ästhetischen Dingen, das ist in Sachen, wo das Meiste auf Einbildung und Sinnesart ankommt, wäre das Billigste, einen Jeden im Besitz und Genuß dessen, was er für Wahrheit hält, ruhig und ungekränkt zu lassen, so lange er Andre in Ruhe läßt. Wer hat ein Recht, in seines Nachbars Verzäunung einzudringen und den Frieden seiner Hausgötter zu stören? Mag doch seine Melusine einen Fischschwanz unter ihrem Rocke tragen, was geht das Andre an? Aber freilich, sobald der Mann ins Kreuz und in die Quere auf allen Landstraßen herumreitet und Alle, die da ruhig ihres Weges gehen, anhalten und mit eingelegter Lanze zwingen will, zu bekennen, daß seine Prinzessin schöner ist als die ihrige, oder wol gar, daß sie allein schön und jedes andre Gesicht ein Meerkatzengesicht ist, — das ist etwas sehr Unangenehmes für Leute, die keine Lust haben, sich zu balgen; und wiewol die irrenden Ritter, die solche Thaten thun, in den

Augen kluger Leute ihre Entschuldigung unter dem Hute tragen, so mögen sie sich's doch selbst zuschreiben, wenn sie dann und wann unter Mauleseltreiber und Preller fallen, die nicht so säuberlich mit ihnen verfahren.

Die Wahrheit (wenn wir noch einen Augenblick mit dem Gleichniß spielen dürfen) flieht vor der keichenden Verfolgung ihrer feurigsten Liebhaber, um in die Arme Dessen zu laufen, der sie weder erwartete, noch suchte. Der einfältigste Menschensinn findet sie am Ersten und genießt ihrer wie der Luft, die er athmet, ohne daran zu denken. Der Grübler, der sie überall sucht, findet sie nirgends, just darum, weil er sich nicht einbilden kann, daß sie ihm so nahe sei. Und sobald ihrer Zwei sich über ihren ausschließenden Besitz in die Haare gerathen, so darf man sicher rechnen, daß sie es ihnen macht wie Angelica den beiden Rittern im Ariost: während die tapfern Männer sich bei den Köpfen haben, geht die Dame davon und lacht über Beide.

Ist dies Bild zu komisch? — Nun, so ist hier ein andres, das ebenso gut zur Sache paßt. Die Wahrheit ist weder hier, noch da, — sie ist wie die Gottheit und das Licht, worin sie wohnt, allenthalben; ihr Tempel ist die Natur, und wer nur fühlen und seine Gefühle zu Gedanken erhöhen und seine Gedanken in ein Ganzes zusammenfassen und ertönen lassen kann, ist ihr Priester, ihr Zeuge, ihr Organ. Keinem offenbart sie sich ganz; Jeder sieht sie nur stückweise, nur von hinten oder nur den Saum ihres Gewandes — aus einem andern Punkt, in einem andern Lichte; Jeder vernimmt nur einige Laute ihres Göttermundes, Keiner die nämlichen —

Und was haben wir also zu thun?

Anstatt mit einander zu hadern, wo die Wahrheit sei, wer sie besitze, wer sie in ihrem schönsten Lichte gesehen, die meisten und deutlichsten Laute von ihr vernommen habe, — lasset uns in Frieden zusammen gehen oder, wenn wir des Gehens genug haben, unter den nächsten Baum uns hinsetzen und einander offenherzig und unbefangen erzählen, was Jeder von ihr gesehen und gehört hat oder gesehen zu haben glaubt, und ja nicht böse darüber werden, wenn sich's von ungefähr entdeckt, daß wir falsch gesehen oder gehört oder gar (wie es brünstigen Liebhabern, die ihr zu nahe kommen wollen, öfters begegnet) eine Wolke für die Göttin umarmt haben.

Vor Allem aber, lieben Brüder, hüten wir uns vor der Thorheit, unsre Meinungen für Axiome und unumstößliche Wahrheiten anzusehen und Andern als solche vorzutragen. Es ist ein widerlicher, harter Ton um den Ton der Unfehlbarkeit; aber es giebt einen, der noch unausstehlicher ist — der Ton eines Energumenen, der, auf dem heiligen Dreifuße sitzend, alle seine Reden als Göttersprüche von sich giebt. — Bescheidenheit würde uns vor dem einen und vor dem andern sicherstellen.

Wenn ein Mann auch so alt wäre wie Nestor, und so weise wie siebenmal sieben Weise zusammengenommen, so müßt' er doch — eben darum, weil er so alt und so weise wäre — einsehen gelernt haben: daß man immer weniger von den Dingen begreift, je mehr man davon weiß; daß gegen eine lichte Stelle, die wir in der unermeßlichen Nacht der Natur erblicken, zehentausend in Dämmerung und zehnmal zehntausend im Dunkeln vor uns liegen, und daß, wenn wir uns auch von diesem Erdklümpchen, das uns ein ungeheures Weltall scheint, bis zur Sonne aufschwingen und in ihrem Lichte dies ganze Planetensystem mit allem seinem Inhalt und Zubehör so deutlich übersehen könnten, wie Jemand von der Spitze einer Terrasse seinen Garten übersieht, dies nämliche Planetensystem nun abermal nichts mehr für uns wäre als — eine lichte Stelle in der unermeßlichen Nacht der Natur.

Und wenn dann der weise Mann in einer so langen Lehrzeit auch noch gelernt hätte, daß eben diese Unermeßlichkeit und Unbegreiflichkeit, die für uns Erdebewohner eine Eigenschaft der ganzen Natur ist, sich auch in jedem einzelnen Stäubchen befindet; daß in jedem einzelnen Punkte der Natur Strahlen aus allen übrigen zusammenlaufen, und wie unbegreiflich alle diese Strahlen, Beziehungen, Aus- und Einflüsse aller Dinge auf jedes und jeden Dinges auf alle einander durchschneiden und durchkreuzen; wie unmöglich es also ist, nur eine einzige Erscheinung, eine einzige Bewegung oder Wirkung eines einzigen Theilchens der Natur recht zu erkennen, ohne zugleich die ganze Natur ebenso zu durchschauen wie Der, in dem sie lebt und webt und ist: beim Himmel! ich denke, das müßte den weisen Mann bescheiden gemacht haben, und es sollte mich nicht wundern, wenn er alle seine Urtheile und Meinungen in einem Tone vorbrächte, den ein Mann wie

Elihu,*) der Sohn Barachiel von Bus, des Geschlechts Ram, mit allem Unwillen eines ehrlichen überzeugten Dogmatikers für baren Skepticismus halten müßte.

Ein Anderes ist, wenn ein Esel, dem der Herr den Mund aufthut, mit Zuversichtlichkeit spricht; dafür ist aller Respect zu tragen; denn es ist nicht der Esel, sondern ein Gott (dem es gleichviel gelten kann, durch welches Organ er sich hörbar macht), der durch den Esel spricht. Einem Menschen aber — es sei denn, er könne uns beweisen, daß er sich im Falle des besagten Esels befinde — ziemt es, ungeachtet des aufgerichteten Angesichts und des Blicks gen Himmel, der ihm gegeben ist, von Zeit zu Zeit auf seine Füße zu sehen und — bescheiden zu sein!

---

*) So heißt der junge Mann im Buche Hiob, der, nachdem er dessen ältern Freunden lange stillschweigend zugehört hatte und es nicht mehr länger ausstehen konnte, sie so mächtig deraisonniren und zuletzt doch vor Hiob verstummen zu sehen, endlich im Unmuth seiner Seele ausbricht, sich der guten Sache Gottes anzunehmen, und im Eingang seiner Rede sagt: „Ich bin der Rede so voll, daß mich der Odem in meinem Bauch ängstet; siehe, mein Bauch ist wie der Most, der zugestopft ist, der die neuen Fässer zerreißt" — u. s. w. — [Im Teutschen Merkur folgt hier noch: „Man muß übrigens gestehen, der Fall, der den ehrlichen Elihu in solchen Nothdrang setzte, ist einer von den wenigen, wo es einem Jeden, er sei jung oder alt, erlaubt sein mag, in Eifer zu gerathen. Denn wen sollt' es nicht verdrießen, einen Menschen zu sehen, der gegen unsern Herrngott Recht haben will?" — A. d. H.]

Philosophie

als Kunst zu leben und Heilkunst der Seele betrachtet.

Man vergleiche das bei dem vorigen Aufsatz an gleicher Stelle Bemerkte.

Die Menschen haben gelebt, und vielleicht Jahrtausende gelebt, eh Einer von ihnen auf den Gedanken kam, daß Leben eine Kunst sein könnte; und nach aller Wahrscheinlichkeit ist jede andre Kunst, von den Künsten Tubalkain's an — bis zur Kunst, Fliegen zu fangen (von welcher Schach Baham, ein Peritus in arte, versichert, daß es keine so leichte Sache sei, als viele Leute sich einbilden), schon längst erfunden gewesen, als endlich die scharfsinnigen Griechen mit andern schönen Wissenschaften und Künsten auch diese berühmte Kunst zu leben, Philosophie genannt, wo nicht gänzlich erfunden, doch zuerst in Kunstform gebracht und auf einen hohen Grad der Verfeinerung getrieben haben.

Bei Weitem der größte Theil der Menschenkinder ließ sich nie etwas von einer solchen Kunst träumen. Die Leute lebten, ohne zu wissen, wie sie es damit machten; ungefähr wie Herr Jourdain in Molière's bürgerlichem Edelmann sein Leben lang Prose gesprochen hatte; oder wie wir Alle Athem holen, verdauen, uns auf mancherlei Art bewegen, wachsen und gedeihen, ohne daß unter Tausenden nur Einer weiß oder zu wissen verlangt, nach was für mechanischen Gesetzen und durch welche Verbindung von Ursachen das Alles geschehe. Und in diesem dicken Nebel der Unwissenheit leben bis auf diese Stunde nicht nur alle die unzähligen Völker in Asia, Afrika, Amerika und den Inseln des Südmeers, weiße und olivenfarbe, schwarzgelbe und pechschwarze, bärtige und unbärtige, beschnittne und unbeschnittne, tättowirte und nicht tättowirte, mit und ohne Ringe durch die Nase, von den Riesen in Patagonien bis zu den Zwergen an der Hudsonsbay u. s. f. — sondern auch selbst von dem größten Theile der Einwohner unsers aufgeklärten Europa's läßt sich mit gutem Fuge behaupten, daß sie von besagter Kunst zu leben ebenso wenig wissen und sich ebenso wenig darum bekümmern als das leichtsinnige Völkchen in Otahiti oder als die halb erstarrten Bewohner des Feuerlandes, die kaum etwas mehr als Seekälber sind.

Das Wunderbarste bei der Sache ist, daß alle diese Menschen (die, nach einer sehr billigen Berechnung, beinahe das ganze menschliche Geschlecht ausmachen) gleich ihren Voreltern bis auf Adam und Eva — die von wohlbesagter schönen Kunst auch nichts wußten — dem ungeachtet so herzhaft drauf losleben, als ob sie ausgemachte Meister darin wären; ja, daß der größte Theil dieser Pfuscher sich so wohl dabei befindet, daß, in Rücksicht der sämmtlichen wesentlichsten und wichtigsten Verrichtungen des menschlichen Lebens, nicht leicht einer von den auf- und abgedungenen Meistern und Professoren der Kunst sich neben ihnen sehen lassen darf.

Cicero sagt irgendwo, die Natur sei die beste Führerin des Lebens, welches vermuthlich so viel sagen soll, sie zeige uns am Besten, wie wir uns durch dies Erdenleben durchhelfen können; — ingleichen: man könne gar nicht fehlen, wenn man sich von ihr führen lasse. — Darauf müssen sich nun wol von jeher die Menschen verlassen haben. Eben diese Natur (dachten sie), die uns athmen, essen und trinken, Hände und Füße brauchen lehrt u. s. w., lehrt uns auch unsre Sinne, unser Gedächtniß, unsern Verstand, alle unsre übrigen Kräfte brauchen, lehrt uns auch, was sich für uns schickt oder nicht. Es bedarf nur so vieler Aufmerksamkeit, als uns jeder Gegenstand selber abnöthigt, so sehen oder fühlen wir, ob er Freund oder Feind ist. Unsre Nase und unsre Zunge lehren uns ohne allen andern Unterricht, welche Früchte, Kräuter, Wurzeln u. s. w. gut zu essen sind; im Nothfalle lehrt es uns auch wol der Hunger ohne viel Umstände. Für alle unsre dringenden Bedürfnisse hat die Natur gesorgt. Entweder ist die Sache, die wir brauchen, schon da — so haben wir, was vonnöthen ist, sie zu ergreifen und zu genießen; oder wenigstens sind die Materialien dazu da — so haben wir gerade so viel Verstand und Kraft und natürliches Geschick in unsern Gliedmaßen, um sie zu unserm Brauch und Zweck zu formen. Was dann aufs erste Mal nicht geht, geht beim zehnten oder zwanzigsten; und reichen zwei Arme nicht, so werden vier, sechs oder acht damit zu Stande kommen. Jeder neue Versuch setzt etwas zu unserm Begriff von der Sache und zu unsrer Geschicklichkeit zu; wir lernen durch Irren und Fehlen und werden Meister durch Uebung, ohne zu merken, wie es zugegangen ist. Und eben diese Natur, die uns so weit bringt, verbirgt immer vor uns, was zu weit von uns liegt, als daß wir es da, wo wir sind, erreichen könnten; lehrt uns zu-

frieden sein mit dem, was wir haben, macht uns durch Unwissenheit glücklich und hat uns diese wohlthätige Trägheit, worüber die Weltverbesserer täglich so viel Klagens erheben,*) blos dazu gegeben, damit wir nicht vor ewiger Unruhe, unsern Zustand zu bessern, aus dem Regen in die Traufe gerathen, und es uns nicht alle Augenblicke ergehe wie Jenem, der, um sich besser zu befinden, sich zu Tod arzneite und zur Grabschrift erhielt: „Per star meglio, sto qui.“**)

So lehrt die Natur alle Menschen leben, die der guten Mutter nicht aus der Lehre und Zucht gelaufen sind; und in Allem dem ist, wie Ihr seht, keine Kunst. Es ist die leibhafte Natur selbst. Das berühmte Quam multis non egeo!***) jenes alten Weisen ist die angeborne Philosophie aller Samojeden, Lappen, Eskimos u. s. w., eine Philosophie, worin die Neuholländer oder Neuwalliser (wie sich die ehrlichen Leute nach Willkür der gebietenden Herren mit den Feuerröhren nennen lassen müssen) es am Weitesten gebracht zu haben scheinen. Man komme nicht und sage, ein solches Leben sei ein Austernleben. Nennt es, wenn Ihr wollt, fortdauernde Kindheit; aber ehret die Natur, die diese ihre Kinder auf dem kürzesten Wege zu jenem Glücklichleben (beate vivere) führt, wohin wir aufgeklärten Leute vor lauter Menge der Wege, die dahin führen, so selten oder gar nie gelangen können.

Der weise Theophrast (nicht Paracelsus, sondern der Schüler und Thronfolger des göttlichen Aristoteles) lebte neunzig Jahre, und als er nun zum Sterben kam, beklagte er sich über die Natur: „daß sie dem Menschen so wenig Zeit zum Leben ge-

*) Die Weltverbesserer klagen über die Trägheit der Menschen ungefähr aus eben dem Grunde, warum die Wucherer immer über nahrungslose Zeiten klagen, und meistens, wenn die Zeiten am Besten sind. Es ist natürlich, daß ein Mann, der sich bewußt ist, daß er einen herrlichen Entwurf zur Verbesserung des Zustandes eines ganzen Volkes gemacht hat, seine Idee gern realisirt haben möchte, sowie Einer, der ein Schauspiel gemacht hat, es gern aufgeführt sieht. Alle Köpfe, meint er, sollten sich also geschwinde nach dem seinigen drehen und alle Arme nach seinem Winke rudern. Thun sie es nicht (wie dies denn gemeiniglich der Fall ist), so schmählt er auf die Trägheit der Menschen; und das ist ihm zu verzeihen, weil er dabei verliert. Aber diese nämliche Trägheit schützt die Leute vor der Gefahr, alle Augenblicke das Opfer eines Projects und einer angeblichen Verbesserung unwissender Adepten zu werden; und dies, denke ich, ist ihnen auch zu verzeihen, weil sie dabei gewinnen. Denn selten bezahlt das zehnte Project, wenn es auch anschlägt, den Schaden von den neunen, die fehlgeschlagen sind.

**) „Weil ich mich besser befinden wollte, befind' ich mich hier.“

***) „Wie Vieles bedarf ich nicht!“

geben habe und ein ehrlicher Kerl gerade dann sterben müsse, wenn er die Kunst zu leben endlich in etwas ergriffen habe." — Wo hat ein Neuholländer jemals eine so unbillige Beschwerde geführt? Wenn er hundert Jahre alt geworden (was bei ihnen nichts Seltnes ist), so hat er just hundert Jahre gelebt und steht von dem Gastmahle der Natur gesättigt auf — und wahrlich, von einem Gastmahle, wo die Natur so schlecht zu essen giebt, daß der strengste Candidat der Heiligsprechung es ohne Bedenken mithalten dürfte.

Aber — im Vorbeigehen zu sagen — ich glaube nichts weniger, als daß Theophrast die Albernheit gesagt habe, die man ihn sagen läßt. Die Leute an seinem Bette verstanden ihn nicht recht, und dann kam irgend ein Schulmeister lange hinterdrein, wollte Sinn draus machen und machte, daß es eine Albernheit wurde. Ich wollte wetten, Theophrast meinte weder mehr noch weniger damit, als: er bedaure, daß er vor sechzig oder siebzig Jahren nicht schon so klug gewesen sei, zu sehen, daß er sich die Mühe ersparen könne, das als Kunst und Wissenschaft zu studiren, was ihn die Natur ohne Studium weit besser und sichrer würde gelehrt haben, wenn er Einfalt des Sinnes gehabt hätte, auf sie zu merken. — Nicht die unschuldige Natur, sondern seine eigne Thorheit klagte er an, wie die Meisten es in seinem Falle zu machen pflegen, wiewol sie es ebensowol bleiben lassen könnten; denn wozu hilft Reue, wenn man keine Zeit mehr hat, es besser zu machen?

Bei Allem dem ist meine Meinung keineswegs, der wohlgedachten Kunst zu leben ihren Werth, so viel sie dessen haben mag, streitig zu machen.

Es ist irgendwo gesagt worden: die Kunst sei im Grunde nichts Andres als die Natur selbst, die durch den Menschen, als ihr vollkommenstes Werkzeug, dasjenige, was sie gleichsam nur flüchtig entworfen oder angefangen, unter einem andern Namen ausbilde und zur Vollkommenheit bringe. — Wenn die Kunst das ist, und sofern sie das ist, gebührt ihr alle Achtung.

Ja, auch alsdann, wenn sie blos der geschwächten oder verderbten Natur zu Hilfe kommt, ist sie, wie die Arzneikunst, zuweilen wohlthätig, obgleich ebenso ungewiß und oft ebenso unvermögend. Wo die Natur nicht mehr zum Leben hinreichend sein will, muß die Kunst freilich flicken und stützen, kleistern und quacksalben, so gut sie kann. Oder, richtiger zu reden, auch auf diesen Fall hat die gute allgemeine Mutter für ihr Lieblingskind gesorgt, hat Mittel in ihren Vorraths-

kammern für jede Wunde oder Krankheit des äußern und inwendigen Menschen, so daß der Kunst nichts übrig bleibt, als zu beobachten und darzureichen. Je einfacher dann ihre Mittel sind, je weniger sie daran künstelt, desto besser für den Leidenden! Der Erfolg aber muß doch immer von der Natur allein erwartet werden. Hat sie noch Kräfte genug, sich an der Hand der Kunst aufzurichten, gut, wo nicht, so bleibt auch dieser nichts übrig, als den Kranken — sterben zu lassen und den Todten — einzubalsamiren. Lebenskraft kann sie nicht geben, wo keine ist.

Es ist schon lange, daß man der Philosophie wegen dieser Aehnlichkeit mit der Arzneikunst den Namen der Medicin für die Seele gegeben hat; und wirklich scheint diese Qualification geschickter zu sein, ihr Zutritt zu verschaffen, als wenn sie Anspruch macht, uns nach den Regeln ihrer Kunst leben zu lehren. Denn welcher Mensch, der den freien Gebrauch seiner natürlichen Kräfte hat, fühlt nicht, daß er ohne sie leben kann? Sobald sie sich hingegen nur als Arzt anbietet, so wissen die Gesunden, daß sie nichts mit ihr zu verkehren haben.

Die Indianer in den Inseln der Südsee kennen, wie es scheint, keine Arzneien; aber sie wissen auch nichts von Krankheiten. Kleine Wunden oder Unpäßlichkeiten heilen bei ihnen von selbst, und an den tödtlichen sterben sie — wie wir auch. Und weil sie so glücklich sind, von einer Seele an und für sich keinen Begriff zu haben, sondern ein Mensch ihnen immer ein Mensch aus einem Stück ist, so wissen sie auch nichts von besondern Seelenkrankheiten; und wenn sie ja zuweilen einen Anstoß dieser Art bekämen, so ist die Hungerkur, wozu sie mehr als zu viel Gelegenheit haben, ordentlicherweise das kräftigste Heilmittel.

Ist es hingegen bei einem Volke mit der Verfeinerung schon so weit gekommen, daß Leib und Seele — anstatt daß beide nur eine Person sein sollten — als zwei Mächte von verschiednem Interesse behandelt werden, wo (wie bei unartigen Eheleuten) jedes seine eigne Wirthschaft hat: was ist natürlicher, als daß aus einer so heillosen Ehe böse Folgen entstehen müssen? Der Mensch ist dann nicht mehr das edle Geschöpf, an dem Alles Sinn und Kraft und Seele oder (so zu sagen) alles Körperliche geistig und alles Geistige körperlich ist; er ist ein unnatürlicher centaurischer Zwitter von Thier und von Geist, wo Eines auf Unkosten des Andern lebt, das Thier sich Bedürfnisse, der Geist Leidenschaften, Entwürfe und Endzwecke macht, die der Naturmensch

nicht kannte, Jedes das Andre nach Vermögen drückt, zerrt, ängstigt und erschöpft, und endlich eine ungeheure Menge Leibes- und Seelenkrankheiten die Früchte sind dieser Scheidung dessen, was Gott zusammengefügt hat. Da mag nun wol, wenn das Uebel aufs Höchste gestiegen ist, jene Seelenarzneikunst ihre Hilfe zuweilen mit einigem Erfolg anbieten und entweder purgando, saignando et clysterizando diesem oder jenem Patienten einige Erleichterung — oder wenigstens durch angenehme Opiate etwas betrügliche Ruhe verschaffen. Aber man hat doch nie gesehen, daß sie fähig gewesen wäre, das Uebel aus dem Grunde zu heben; und man darf kühnlich behaupten, daß ein Volk, wenn es einmal in die Hände der beiden Heilgöttinnen gefallen, schon zum Voraus unwiederbringlich verloren sei. Nicht eben, als ob man nothwendig von ihren Arzneien bersten müßte, sondern weil, sobald man seine Zuflucht zu ihnen nimmt, das Uebel schon zu weit gekommen ist, um eine völlige Wiederherstellung zuzulassen.

Ich sagte: die Philosophie könne als Arzneikunst für die Seele um so eher ihren Platz behaupten, weil die Gesunden dann wüßten, daß sie nichts mit ihr zu schaffen hätten. — Allein wie alle Künste sich gern wichtiger machen, als sie sind, so hat auch diese Mittel gefunden, sich aller Welt als unentbehrlich aufzudringen. Sie gesteht nämlich (so wie ihre Schwester, die leibliche Arzneikunst) keinem Menschen zu, daß er gesund sei. Ihren Lehrsätzen und ihrem Ideal von Gesundheit nach ist die ganze Erde ein großes Narren- und Siechenhaus, und nicht Einer befindet sich wohl genug, um ihrer Vorschriften entbehren zu können. Zum Glück ist dies eine Anmaßung, die man Beiden nicht gelten läßt. Die Natur weiß nichts von Idealen. So lange ein Mensch sich gesund fühlt, hat er auch Recht, sich für gesund zu halten; und ohne sich zu bekümmern, ob Jemand was dagegen einzuwenden habe, lebt er geradezu als ein Gesunder und liest (wie Voltaire's Zadig) keinen Buchstaben von allen den gelehrten Dissertationen, worin ihm die Herren beweisen, daß er unmöglich gesund sein könne. Es giebt freilich Fälle, wo ein Kranker eben darum desto gefährlicher krank ist, weil er sein Uebel nicht fühlt; aber diese Fälle sind selten und können dem großen Haufen der sich wohl Befindenden an ihrem wohlhergebrachten Rechte, gesund zu sein, keinen Abtrag thun.

Ueber das Verhältniß des Angenehmen und Schönen zum Nützlichen.

Erschien zuerst im Teutschen Merkur, 1775. I. S. 85—89 und 156—164, in zwei Abschnitten, überschrieben:

Zufällige Gedanken über das Verhältniß des Angenehmen zum Nützlichen, u.

Fortgesetzte Betrachtung über die Verwandtschaft des Schönen und Nützlichen.

Unter dem Titel: Ueber das Verhältniß des Angenehmen zum Nützlichen wurde es im ersten Band der Kleineren prosaischen Schriften und dann unter dem jetzigen Titel im 6. Supplementband der Sämmtlichen Werke W.'s wieder abgedruckt.

Balzac (dessen einst so beliebte Briefe eine unerschöpfliche Fundgrube von Antithesen, Concetti und andern Witzeleien für Epigrammenmacher von Profession sein könnten) war nicht selten in dem Fall, etwas sehr Plattes zu sagen, indem er etwas sehr Sinnreiches gesagt zu haben glaubte. Indessen liefen ihm auch öfters gute Gedanken vor den Schuß, — wie es Einem nothwendig begegnen muß, der, wie er, sein Leben damit zubringt, Gedanken aufzujagen.

In folgender Stelle gefällt mir der Schlußgedanke (der epigrammatischen Wendung ungeachtet) wegen der Einfalt und einleuchtenden Wahrheit des Bildes, in welches er eingekleidet ist. „Man muß," sagt er, „Bücher zur Erholung und zur Ergetzlichkeit haben, wie man Bücher zur Belehrung und zu Geschäften haben muß. Jene sind angenehm, diese nützlich, und der menschliche Geist bedarf beide. Das kanonische Recht und das Justinianische Gesetz sei und bleibe in Ehren und herrsche auf den Universitäten; aber man verbanne darum den Homer und Virgil nicht. Wir wollen den Oelbaum und den Weinstock bauen, aber ohne Rosen und Myrten auszurotten."

Ich finde indessen bei dieser Stelle Zweierlei anzumerken: das Eine ist, daß Balzac den Pedanten, welche die Günstlinge der Musen und ihre Werke mit gerümpfter Nase ansehen, zu viel einräumt, wenn er die Homere und Virgile blos unter die ergetzenden Schriftsteller rechnet. Das weisere Alterthum dachte hierüber anders, und Horaz behauptet mit gutem Grunde, daß mehr praktische Philosophie vom Homer zu lernen sei als von Krantor und Chrysippus.

Sodann däucht mich, daß es überhaupt mehr eine kaufmännische als philosophische Art zu denken zeige, wenn man das Angenehme dem Nützlichen entgegenstellt und jenes gegen diesem mit einer Art von Verachtung ansieht.

Vorausgesetzt, daß hier blos von dem Angenehmen, das weder Gesetze und Pflichten noch ein gesundes moralisches Gefühl beleidiget, die Rede ist, sage ich: das Nützliche, insofern man es dem Schönen und Angenehmen entgegensetzt, haben wir mit dem niedrigsten Vieh gemein, und wenn wir lieben und schätzen, was uns in diesem Verstande nützlich ist, thun wir nichts, als was das Oechslein und das Eselein auch thut. Der Werth dieses Nützlichen hängt von seiner mehrern oder mindern Unentbehrlichkeit ab. Insofern also eine Sache zur Erhaltung der menschlichen Gattung und der bürgerlichen Gesellschaft nothwendig ist, insofern ist sie allerdings etwas Gutes; aber etwas Vortreffliches ist sie darum nicht. Daher begehren wir auch das Nützliche nicht um sein selbst, sondern blos um gewisser Vortheile willen, die wir davon ziehen. Das Schöne hingegen lieben wir aus einem innern Vorzug unsrer Natur vor der blos thierischen; denn unter allen Thieren ist der Mensch allein mit einem zarten Gefühl für Ordnung, Schönheit und Grazie begabt. Daher kommt es, daß er desto vollkommner, desto mehr Mensch ist, je ausgebreiteter und inniger seine Liebe zum Schönen ist, und je feiner und sichrer er durch die bloße Empfindung die verschiedenen Grade und Arten des Schönen zu unterscheiden weiß. Eben darum ist's auch blos das Schöne, in Künsten sowol als in Lebensart und Sitten, was den geselligen, entwickelten und verfeinerten Menschen von dem Wilden und Barbaren unterscheidet; ja, alle Künste ohne Ausnahme und die Wissenschaften selbst haben ihr Wachsthum beinahe allein dieser dem Menschen eingepflanzten Liebe zum Schönen und Vollkommnen zu danken, und würden noch unendlich weit von dem Grade, zu dem sie in Europa gestiegen sind, entfernt sein, wenn man sie in die engen Grenzen des Nothwendigen und Nützlichen, im gemeinen Sinne dieses Wortes, hätte einschränken wollen.

Dies Letzte that Sokrates,*) und wenn er jemals in einer Sache Unrecht hatte, so war es hierin. Kepler und Newton würden nimmermehr die Gesetze des Weltsystems — das Schönste, was der menschliche Geist durch Denken herausgebracht hat — gefunden haben, wenn sie, seiner Vorschrift zufolge, die Meßkunst auf die bloße Feldmesserei und die Astronomie auf den

*) S. das siebente Capitel im 3. Buche der Sokrat. Denkwürd. Xenophon's.

bloßen nothdürftigen Gebrauch bei Land- und Seereisen und beim Kalendermachen eingeschränkt hätten.

Sokrates ermahnte die Maler und Bildhauer, das Schöne und Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, so wie er die mimischen Tänzer aufmunterte, das Vergnügen, das ihre Kunst zu geben fähig sei, zu veredeln und das Herz zugleich mit den Sinnen zu ergetzen. Dem nämlichen Grundsatze zufolge mußte er diejenigen Arbeiter, welche sich mit den unentbehrlichern Dingen beschäftigen, ermahnen, das Nützliche so viel möglich mit dem Schönen zu vereinigen. Aber nichts für schön gelten lassen wollen, als insofern es nützlich ist, heißt die Begriffe verwirren.

Schönheit und Grazie sind zwar durch die Natur selbst mit dem Nützlichen verwandt; aber sie sind nicht darum begehrenswürdig, weil sie nützlich sind, sondern weil es der Natur des Menschen gemäß ist, in ihrem Anschauen ein reines Vergnügen zu genießen; ein Vergnügen, das mit demjenigen, so uns das Anschauen der Tugend macht, völlig gleichartig und ebenso sehr ein Bedürfniß vernünftiger Wesen ist, als Nahrung, Kleidung und Wohnung Bedürfnisse des thierischen Menschen sind.

[1]) Ich sage des thierischen Menschen, weil er sie mit allen andern oder doch mit den meisten Thieren gemein hat. Aber weder diese thierischen Bedürfnisse, noch die Fähigkeit und Bestrebung, sie zu befriedigen, machen ihn zum Menschen. Indem er für sein Futter sorgt, sich ein Nest baut, sich zu einem Weibchen hält, seine Jungen ätzt und sich mit einem Andern herumbeißt, der ihm sein Futter nehmen oder sich in

---

[1]) Im Teutschen Merkur beginnt hier der zweite Abschnitt mit folgenden Worten:

„Die Verachtung des Angenehmen im Gegensatz mit dem Nützlichen, gegründet (wofern sie irgend einen Grund hat) auf das Vorurtheil, als ob eine Sache dadurch, daß sie nur zum Vergnügen dient, alsofort keinen wahren Werth habe, und auf den noch ungereimtern Wahn, als ob eine Sache, sobald sie angenehm ist, sonst zu nichts gut sei, ist noch immer etwas, worauf sich Manche recht viel zu Gute thun und sich darum gewaltig weise dünken; und gleichwol ist nichts irriger als diese Vorurtheile, und in seinen Folgen nichts schädlicher als diese Trennung dessen, was Gott und die Natur zusammengefügt hat. Da ich einmal in der Stimmung bin, über diese Materie zu denken, so erlaube man mir, einen neuen Versuch zu thun, den richtigen Begriff des Nützlichen und dessen Verwandtschaft mit dem Schönen und Angenehmen ins Klare zu setzen, wiewol es unmöglich scheint, etwas ganz Neues über einen Gegenstand zu sagen, den bereits die Alten von allen möglichen Seiten angesehen und aufs Schärfste untersucht haben." — A. d. H.

den Besitz seines Restes setzen will — in Allem diesen handelt er, was das Materielle betrifft, als ein Thier. Blos durch die Art und Weise, wie der Mensch — wofern er nicht durch zwingende äußere Ursachen zu einem viehischen Stande gebracht und darin erhalten wird — alle diese thierischen Dinge thut, unterscheidet und erhebt er sich über alle übrige Thierarten und zeigt seine Menschheit. Denn dies Thier, das sich Mensch nennt, und dies allein, hat ein angebornes Gefühl für Schönheit und Ordnung, hat ein Herz, das zur Mittheilung seiner selbst, zu Mitleiden und Mitfreude und zu einer unendlichen Mannichfaltigkeit angenehmer und schöner Empfindungen aufgelegt ist, hat einen starken Hang zum Nachahmen und Schaffen und bemüht sich unaufhörlich, an dem, was er erfunden oder gemacht hat, zu bessern.

Alle diese Eigenschaften zusammengenommen unterscheiden ihn wesentlich von den übrigen Thieren, machen ihn zu ihrem Herrn und Meister, unterwerfen ihm Erde und Meer und bringen ihn von Stufe zu Stufe so weit, daß er durch die beinahe unbegrenzte Erhöhung seiner Kunstfähigkeiten im Stande ist, die Natur selbst umzugestalten und sich aus den Materialien, die sie ihm giebt, eine neue, zu seinen besondern Absichten vollkommner eingerichtete Welt zu erschaffen.

Das Erste, worin der Mensch diese seine Vorzüglichkeit offenbart, ist die Verfeinerung und Veredlung aller der Bedürfnisse, Triebe und Verrichtungen, die er mit den Thieren gemein hat. Die Zeit, die er dazu braucht, kommt hier nicht in Betrachtung. Genug, er bringt es endlich dahin, daß er seinen Unterhalt nicht mehr dem bloßen Zufall abbetteln muß; und die größere Sicherheit einer reichlichern und bessern Nahrung läßt ihm Muße, auch auf die Vervollkommnung der übrigen Erfordernisse des Lebens zu denken. Er erfindet eine Kunst nach der andern; jede derselben vermehrt die Sicherheit oder das Vergnügen seines Daseins, und so steigt er unaufhörlich vom Unentbehrlichen zum Gemächlichen, vom Gemächlichen zum Schönen.

Die natürliche Gesellschaft, in der er geboren ist, verbunden mit der Nothwendigkeit, sich gegen die nachtheiligen Folgen der großen Ausbreitung der menschlichen Gattung sicher zu stellen, veranlaßt ihn endlich zur bürgerlichen Gesellschaft und Lebensart.

Aber auch da hat er kaum für das Nothwendige, für die Mittel der innern und äußerlichen Sicherheit, gesorgt, so sehen wir ihn auf tausendfältige Art beschäftigt, diesen seinen neuen Zustand zu verschönern. Unvermerkt verwandeln sich kleine Dörfer in große Städte, die Wohnsitze der Künste und der Handlung und die Vereinigungspunkte der verschiedenen Nationen des Erdbodens. Der Mensch breitet sich auf allen Seiten und in jedem Sinne immer weiter aus. Schifffahrt und Handelschaft vermehren die Verhältnisse und Beschäftigungen, indem sie die Bedürfnisse und Güter des Lebens vervielfältigen. Reichthum und Wollust verfeinern jede Kunst, deren Mutter Noth und Mangel war. Muße, Ruhmbegierde und öffentliche Aufmunterung befördern das Wachsthum der Wissenschaften, welche durch das Licht, das sie über alle Gegenstände des menschlichen Lebens verbreiten, zu reichen Quellen neuer Vortheile und Vergnügungen werden.

Aber in eben dem Maße, wie der Mensch seinen äußern Zustand verschönert und verbessert, entwickelt sich auch sein Gefühl für das sittliche Schöne. Er entsagt den rohen und unmenschlichen Gebräuchen der Wildheit, lernt alle gewaltsamen Handlungen gegen Seinesgleichen verabscheuen und gewöhnt sich an die Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit. Die mannichfaltigen Verhältnisse des gesellschaftlichen Standes entwickeln und bestimmen die Begriffe des Wohlstandes und der Höflichkeit, und die Begierde, sich Andern gefällig zu machen und sich bei ihnen in Achtung zu setzen, lehrt ihn seine Leidenschaften zurückhalten, seine Fehler verbergen, seine beste Seite herauskehren und Alles, was er thut, auf eine anständige Art verrichten. Mit einem Worte, seine Sitten verschönern sich mit seinem übrigen Zustande.

Durch alle diese Stufen erhebt er sich endlich bis zu der höchsten Vervollkommnung seines Geistes, die in seinem gegenwärtigen Leben möglich ist, zu dem großen Begriffe des Ganzen, wovon er ein Theil ist, zum Ideal des Schönen und Guten, zu Weisheit und Tugend und zur Anbetung der unerforschlichen Urkraft der Natur, des allgemeinen Vaters der Geister, dessen Gesetze zu erkennen und zu thun zugleich ihr größtes Vorrecht, ihre erste Pflicht und ihr reinstes Vergnügen ist.

Alles dies nennen wir mit einem Worte: die Fortschritte der Menschheit. Und nun antworte sich ein Jeder

selbst auf die Frage: Würde der Mensch sie gemacht haben, wenn jenes angeborne Gefühl des Schönen und Anständigen unthätig in ihm geblieben wäre? Nehmet es ihm, und alle Wirkungen seiner schaffenden Macht, alle Denkmäler seiner Größe, alle Reichthümer der Natur und Kunst, in deren Besitz er sich gesetzt hat, verschwinden; er sinkt in den viehischen Stand der dummen und gefühllosen Bewohner von Neuholland zurück, und mit ihm versinkt die Natur selbst in Wildheit und chaotische Ungestalt.

Was sind alle diese Stufen, durch die der Mensch nach und nach sich der Vollkommenheit nähert, als Verschönerungen? Verschönerungen seiner Bedürfnisse, Lebensart, Kleidung, Wohnung, Geräthe? Verschönerungen seines Geistes und Herzens, seiner Gesinnungen und Leidenschaften, seiner Sprache, Sitten, Gebräuche, Vergnügungen?

Welch ein Abstand von der ersten Hütte zu einem Gebäude von Palladio? von der Pirogue eines Karaiben zu einem Linienschiffe? von den drei Klötzen, die in uralten Zeiten bei den Böotiern die Huldgöttinnen vorstellten, zu den Grazien des Praxiteles? von einem Dorfe der Hottentotten oder wilden Indianer zu einer Stadt wie London? von dem Putz einer Neuseeländerin zum Prachtanzug einer Sultanin? von der Sprache der Einwohner von Otahiti zu den Sprachen des Homer, Virgil, Tasso, Milton und Voltaire?

Durch wie viel unzählige Grade der Verschönerung mußten die Menschen und die menschlichen Dinge gehen, bis sie diesen beinahe unermeßlichen Zwischenraum zurückgelegt hatten!

Die Begierde zum Verschönern und Verfeinern und die Unzufriedenheit mit dem geringern Grade, sobald man einen höhern kennen lernt, sind die wahren, einzigen und höchst einfachen Triebfedern, wodurch der Mensch es dahin gebracht hat, wo wir ihn sehen. Alle Völker, die sich vervollkommnet haben, machen den Beweis dieses Satzes, und wenn sich wirklich solche finden sollten, die — ohne besondere physische oder sittliche Hindernisse — immer auf dem nämlichen Grade der Unvollkommenheit stehen blieben oder gar einen gänzlichen Mangel jener Triebfedern der Vervollkommnung verriethen, so hätte man Ursache, sie vielmehr für eine besondere Art von menschenähnlichen Thieren als für wirkliche Menschen unsers Stammes und unsrer Art zu halten.

Wenn nun (wie Niemand leugnen wird) Alles, was den Menschen und seinen Zustand vervollkommnet, den Namen des Nützlichen verdient, wo bleibt der Grund dieses verhaßten Gegensatzes, den gewisse Ostrogothen noch immer zwischen dem Schönen und Nützlichen machen? — Vermuthlich haben diese Leute wol nie bedacht, was es für Folgen haben würde, wenn ein Volk, das eine hohe Stufe der Verfeinerung erreicht hat, seine Musik, seine Dichter, seine Schauspieler, seine Maler und übrigen Künstler, mit einem Worte, Alles, was zum Gebiete der Musen und Grazien gehört, des Landes verwiese oder verhungern ließe — oder, was ebenso schlimm wäre, wenn es den guten Geschmack in allen diesen Künsten verlöre?

Der Verlust von Dingen, die ohne Vergleichung weniger auf sich haben, würde schon eine gewaltige Lücke in seinem Wohlstande machen. — Wenn man Euch eine Rechnung vorlegte, was es für die Franzosen zu bedeuten hätte, wenn nur die zwei kleinen Artikel, Fächer und Tabakdosen, aus der Zahl der europäischen Bedürfnisse ausgestrichen werden könnten — und Ihr bedächtet dann, daß dies nur ein paar kleine Aestchen von den unzähligen Aesten und Zweigen der Industrie sind, welche die Liebe zu Spielsachen und Flitterwerk, womit alle die großen Kinder in Hosen und langen Röcken um uns herum behaftet sind, hervorgetrieben hat, und Ihr wolltet ein Wenig nachrechnen, wie nützlich der Welt sogar die unnützlichen Dinge sind, und wolltet überlegen, daß die Gebiete des Schönen und Nützlichen keine geschlossenen Gebiete, sondern auf so mannichfaltige Art durch einander gewunden sind, daß es gar nicht möglich ist, ihre Grenzen jemals genau und zuverlässig anzugeben; kurz, daß eine so große Verwandtschaft zwischen ihnen ist, daß beinahe alles Nützliche schön und alles Schöne nützlich ist oder werden kann: wenn Ihr das Alles überlegtet, so würdet Ihr — —

Aber es giebt Leute, die (wie die Abderiten) vom Ueberlegen nicht klüger werden. Wem der Kopf einmal schief sitzt, der wird in seinem Leben nicht dahin gebracht, die Sachen so zu sehen, wie sie von allen Andern, die gerade vor sich hinschauen, gesehen werden.

Und dann giebt es noch eine Gattung unverbesserlicher Leute, die von jeher erklärte Verächter des Schönen gewesen sind; nicht weil ihnen der Kopf schief sitzt, sondern weil sie nichts nützlich nennen, als was ihren Säckel füllt. Nun ist

das Handwerk eines Sykophanten, Quacksalbers, Amuletenkrämers, Ducatenbeschneiders, Kupplers, Tartüffen u. s. w., so einträglich es auch sein mag, gewiß nicht schön; es ist also natürlich, daß diese Herren allerseits bei jeder Gelegenheit eine tiefe Verachtung gegen das Schöne, das ihnen nichts einträgt, zu Tage legen. Ueberdies, wie manchem Görgen ist seine Dummheit nützlich? Wie Mancher verlöre sein ganzes Ansehen, wenn die Leute, unter denen er es gewonnen oder erschlichen hat, Geschmack genug hätten, Aechtes vom Unächten und Schönes vom Schlechten zu unterscheiden? Solche Leute haben freilich eine wichtige Personalursache, Feinde von Witz und Geschmack zu sein. Sie sind in dem Falle jenes Ehrenmannes, der seine häßliche Tochter an einen Blinden verheirathet hatte und nicht zugeben wollte, daß seinem Tochtermanne der Staar gestochen würde.

Aber wir Andern, die nur dabei zu gewinnen haben, wenn wir klüger werden, was für Abderiten müßten wir sein, wenn wir uns von diesen interessirten Herren bereden lassen wollten, blind zu werden oder blind zu bleiben, damit ihrer Töchter Häßlichkeit nicht offenbar werde?

Gedanken

über eine alte Aufschrift.

Erschien zuerst als Einzelschrift unter gleichem Titel, Leipzig 1772. — In Wieland's Sämmtlichen Werken, Bd. XIII.

Sie reden, was sie wollen; mögen sie doch reden! was kümmert's mich?*)

Gewöhnlicherweise sehen wir zwei Arten von Personen mit Gleichgiltigkeit gegen das, was die Welt von ihnen spricht, erfüllt, — diejenigen, welche durch ihre Größe über das Urtheil andrer Menschen hinweggesetzt zu sein vermeinen, — und diejenigen, welche so wenig Forderungen, als nur immer möglich ist, an die Gesellschaft machen und das Vergnügen, sich unabhängig zu glauben, allen Vortheilen vorziehen, die mit Bestrebungen um den Beifall der Welt verbunden sein können. Diese ist die Gleichgiltigkeit eines Cynikers; jene die Gleichgiltigkeit eines Despoten — vom Kaiser von Monomotapa an bis zu dem kleinen Caligula zweier oder dreier unglücklicher Dörfchen, der unter dem Schutze seiner Reichsunmittelbarkeit von der Höhe einer alten gothischen Burg mit allem Uebermuth eines Sultans auf seine Unterthanen und mit aller Selbstgenügsamkeit der Dummheit auf die übrige Welt herabsieht.

Es ist eben nicht unmöglich, daß ein Sultan ein weiser und guter Fürst sei; so wie es möglich ist, daß ein der Welt unbekannter Edelmann des Platzes eines Sülly würdig sein könnte.

Aber wenn wir die Geschichte fragen, so wird sie uns unter zehn Sultanen leichter drei Bajazet gegen sieben Schach-Baham[1]) als einen einzigen Almamon zeigen.

---

*) So lautet die griechische Aufschrift, wovon die Rede ist, auf Deutsch. S. Winckelmann's Sendschreiben von den Herculanischen Entdeckungen, S. 45.

[1]) Die erste Ausgabe hat hier noch folgende Anmerkung: „Ich pflege, wenn ich einen Sultan nöthig habe, gerne den ehrlichen Schah-Baham zu citiren, weil er mir das Ideal eines ächten Sultans und einer der lehrreichsten und kurz-

Ein Despot verlebt ordentlicherweise sein Dasein in der tiefsten Sorglosigkeit über den Beifall seiner Zeitgenossen und der Nachwelt. Er sieht sich von lauter Sclaven umgeben, bei welchen sein Wink die Kraft eines Gesetzes hat; unzählige Geschöpfe, die nur um seinetwillen da sind, eifern in die Wette, allen seinen Begierden zuvorzukommen; alle Welt bezeigt ihm eine Verehrung, die er durch keine Anstrengung, keine Tugend, kein Verdienst zu erkaufen nöthig hat. Der Gedanke, daß er etwas bedürfe und in der That noch mehr von Andern abhange als Andre von ihm, die Bemerkung des unendlichen Unterschiedes zwischen äußerlichen Ehrfurchtsbezeigungen und empfundener Hochachtung können keinen Zugang in seine Seele finden. Alles hat sich zusammen verschworen, das Gefühl seiner natürlichen Schwäche in ihm zu vernichten; Alles vereinigt sich, ihn zu bereden, daß er unabhängig sei.

Sultan kann nicht Jeder sein, wer Lust dazu hätte; aber die Glückseligkeit, sich über die Urtheile der Welt hinwegzusetzen, das stolze Glück, sich unabhängig zu glauben, ist in der Gewalt des abschätzigsten Erdensohnes. Er darf nur den Muth haben, den Mantel des Krates umzuhängen oder in das Faß des Diogenes zu kriechen und, als ein ächter Kostgänger der Natur mit dem Wenigsten, was sie ihm aufsetzt, zufrieden, nichts von den Großen, nichts von seinen Mitbürgern, nichts von der ganzen Welt verlangen; und ist er fähig, den cynischen Heldenmuth bis auf den hohen Grad zu treiben, auf welchem man selbst gegen die Verachtung und die Mißhandlungen der Welt unempfindlich ist, so sehe ich nicht, wie wir ihm den Vortheil absprechen wollen, sich selbst für so groß und unabhängig oder

---

weiligsten Charaktere, die ich kenne, zu sein dünkt. Wenn es nicht leichter wäre, etwas zu erfinden, wozu uns ein bereits vorhandenes Modell in der nämlichen Gattung die Idee geben konnte, als der erste Erfinder in dieser Gattung zu sein, so würde ich sagen, daß der Charakter des Sancho Pansa selbst dem Cervantes nicht mehr Ehre mache, als Schah-Baham dem Herrn Crebillon. Zu bedauern ist es, daß man ihn in einem Buche suchen muß, in welchem das Verdienst einer tiefen Kenntniß des Menschen, einer feinen Beurtheilung seiner Thorheiten und einer Menge scharfsinniger moralischer Bemerkungen, welche den Krantorn und Chrysippen zu entwischen pflegen, durch die unbegreiflichste Verachtung aller Gesetze der Ehrbarkeit und des öffentlichen Wohlstandes (um aufs Gelindeste von der Sache zu reden) verdunkelt wird."

A. d. H.

wol noch ein Wenig unabhängiger zu halten als irgend einen Sultan des Erdkreises.

Ein solcher Mann würde ein Narr sein, sagt man.

Immerhin! Er ist nichtsdestoweniger Horazens König der Könige,*) und es kann Gelegenheiten geben, wo er es die Könige, die es im Ernste sind, fühlen lassen kann. Waren nicht ehmals die größten Fürsten in Europa dem cynischen Peter von Arezzo**) zinsbar? Und war dieser Aretiner besser als das verächtlichste unter allen Mitgliedern der hündischen Secte, über welchen jemals die Peitsche Lucian's geschwebet hat?

Ich sage dies nicht, um irgend einem Weltbürger seine Ansprüche an diese Art von Unabhängigkeit streitig zu machen

*) Horat. I. 1. 106, 7, 8.

**) Dieser in Italien schlechtweg unter der Benennung Il Aretino bekannte und sogar auf Münzen mit dem Beiwort des göttlichen beehrte Cyniker des sechzehnten Jahrhunderts ist nicht weniger durch den furchtbaren Namen der Geißel der Fürsten berüchtiget, den er sich selbst in einem seiner Briefe an die Base des Papsts Julius III., Ersilia de Monti, an eben der Stelle beilegt, wo er damit prahlt, daß die Fürsten der Erde ihm, ihrem Sclaven und ihrer Geißel, zinsbar wären (S. Bayle, D. H. et C. Tom. I. Artik. Aretin), und unter beiden Benennungen ist er von Ariost seinen übrigen Freunden und Freundinnen beigesellt und in dem Verse: „Ecco il flagello de Prencipi, il divin Pietro Aretino“ verewiget worden. Orlando Fur., C. XLVI. 14. Die Möglichkeit', die Herren der Welt auf eine so seltsame Art brandschatzen zu können, setzte eine Zeit voraus, wie die damalige war, eine Zeit, wo durch die sonderbarste Zusammenkunft außerordentlicher Personen und Umstände der ganze Erdkreis unter einer allgemeinen Veränderung seiner vorigen Gestalt arbeitete; wo auf einer Seite die Empörung des menschlichen Verstandes gegen verjährte und ehrwürdige Vorurtheile, auf einer andern der Streit etlicher großer Fürsten um die Oberherrschaft und einer Menge kleinerer um ihre Freiheit, auf allen Seiten aber der heftigste Zusammenstoß einer unendlichen Menge entgegengesetzter Meinungen, Leidenschaften und Vortheile das ganze Europa in diese anhaltende Erschütterung setzten, in welcher (wie in einem allgemeinen Aufruhr) ein Jeder, welcher Verwegenheit genug dazu hat, eine große Rolle zu spielen fähig ist; eine Zeit, wo alle Stände, Classen, Geschlechter und Arten der Menschen aus ihrer gewöhnlichen Laufbahn getreten zu sein schienen; wo Könige die Feder zu Schulgezänken spitzten, Mönche den Degen führten oder mit einem Federzug fähig waren, den ehrsüchtigen Plan großer Monarchen zu durchstreichen, und mehr als einmal das Schicksal der Völker von der beleidigten Eitelkeit oder von den schönen Augen eines Weibleins abhing. Damals, da ein Jeder, der einige Fähigkeit in sich fühlte, zum Weltverbesserer berufen zu sein glaubte, konnt' es auch einem Peter Aretin einfallen, sich des Amtes anzumaßen, Diejenigen (wie Gaddi sagt) mit seiner Feder zu züchtigen, welche über alle andre Züchtigungen hinweggesetzt sind; und eine solche Zeit ward erfordert, wenn ein so gefährliches Amt einträglich sein sollte.

oder ihm, wenn er sich zum Cynismus berufen fühlte, deswegen schlimmer zu begegnen, so lang er selbst die Gesetze der Duldung gegen uns beobachtet. Es muß in eines Jeden Wahl stehen, ob er, um bei der allgemeinen Geschäftigkeit nicht allein müssig zu sein, wie Diogenes ein leeres Faß auf und nieder wälzen, oder ob er an den Trauerspielen, Lustspielen, Pantomimen und Tragi-Komi-Lyriko-Pastoral-Possenspielen, die auf diesem großen Weltschauplatze gespielt werden, nähern Antheil nehmen will. Die Meisten, wo nicht Alle, welche sich im letztern Falle befinden, wissen, warum sie es thun; und es giebt gewiß Wenige, welche Tugend genug hätten, die unthätige Rolle eines Sultans, wenn es in ihrer Gewalt stände, nicht der Bemühung vorzuziehen, irgend ein größeres oder kleineres Rad in der allgemeinen Maschine der Welt herumzutreiben. Aber wenn wir an unserm Theile so billig sind, als wir uns (im Namen aller biedern Leute, wie wir hoffen) erklärt haben, so werden hingegen auch diese unabhängigen Herren billig genug sein, nicht mehr von uns zu fordern, als wir von ihnen. Ansprüche an unsern Beifall, an unsre Hochachtung, an irgend eine Art von Belohnung zu machen, wodurch die Gesellschaft die Gabe, ihr zu gefallen, oder die Bemühung, ihr nützlich zu sein, aufmuntert, dies würde ebenso lächerlich herauskommen als das hohe Ansehen, das sich ein verdienstloser Geck von Stande gegen Leute giebt, welche seinem Stammbaum nichts als ihre eigenen Verdienste entgegenzusetzen haben.

Es giebt (im Vorbeigehen gesagt) Leute, welche sich sehr betrügen, wenn sie sich die äußerlichen Zeichen der Ehrerbietung zueignen, die man ihrem Kleide oder irgend einem Talisman, den sie bei sich tragen, erweiset; und sie müssen sich's gefallen lassen, wenn sich der Fabeldichter die Freiheit nimmt, sie an die Geschichte des Esels, der das Bild der Isis trug, zu erinnern. Von alten Rittern abstammen — oder geerbt haben, ist zuweilen ein Vortheil, aber niemals ein Verdienst. Die Gesellschaft erwartet nicht ohne Grund von Denen, die sich in dem einen oder andern Falle befinden, daß sie die Vortheile, welche sie vor Andern haben, zu Erwerbung einiger Verdienste anwenden; auch giebt es so vielerlei Arten von Verdiensten, und die Welt läßt sich meistens mit so Wenigem abfinden, daß schwerlich ein Mensch unglücklich genug geboren wird, um nicht zu irgend einer Rolle tauglich zu sein. Wer keinen Ritter vorstellen kann, wird vielleicht einen guten Knappen

machen; und fehlt Alles, nun, so wird er doch zum Lichtputzer gut genug sein. „Einer ist ein vortrefflicher Leiermann; ein Andrer versteht die Kunst, aus einer kleinen Stadt eine große zu machen," sagte Themistokles, „und wer Keines von Beiden gelernt hat, verdient, mit Füßen aus der Schöpfung hinausgestoßen zu werden," setzt Swift hinzu; — ein strenges Urtheil, welches ich zu Gunsten so Vieler, die dadurch in den leeren Raum verstoßen würden, dahin mildern möchte: der hat kein Recht, auch nur von dem letzten aller Holzhacker in der Welt persönliche Achtung zu fordern. Zugestanden hingegen, daß es ihm erlaubt sei, sich nicht darum zu bekümmern; denn auch der elendeste Mensch hat so gut als jeder Erdenwurm ein angebornes Recht, nach seiner eigenen Weise glücklich zu sein.

Der eigentliche Cyniker kann noch einen Schritt weiter gehen als Derjenige, der sich blos begnügt, keine Verdienste zu haben. Ihm ist nach seinen Grundsätzen erlaubt, sich über alle Gesetze des Wohlstandes, über Alles, was blos von der Meinung Andrer abhängt, hinwegzusetzen. Er darf, wenn er will, wie Kaiser Julian, mit ungekämmtem Haar und bloßen Füßen herumwandeln, seinen Strumpf zur Mütze machen, seinen Bart und seine Nägel nach Belieben wachsen lassen, auf der Straße essen, aus der hohlen Hand trinken und zwanzig andre Dinge thun, welche kein Mensch thun wird, dem etwas an der Achtung seiner Mitbürger gelegen ist. Alles kommt darauf an, daß er sich einmal auf diesen Fuß gesetzt habe, und insofern sein Betragen nur einigermaßen leidlich ist, wird, sobald man weiß, wer er ist, Niemand etwas dagegen einzuwenden haben.

Ob der ungenannte Verfasser der Inschrift, welche uns zu dieser Betrachtung veranlaßt hat, von cynischen oder sultanischen Gesinnungen bewogen worden sei, seinen Beurtheilern eine so dreiste Erklärung zu thun, ist uns unbekannt. Indessen könnte er auch wol einen Beweggrund dazu gehabt haben, der aus einer ganz andern Quelle entspringt und ohne die mindeste Beleidigung der gesellschaftlichen Pflichten blos die Erfüllung einer wesentlichen Pflicht gegen sich selbst zur Absicht hat.

Er könnte nämlich bei der aufrichtigsten Bemühung, sich um die Welt verdient zu machen, — bei aller möglichen Achtung für ihre richterliche Befugniß, „einen entscheidenden Ausspruch zu thun, inwieweit er seinen Zweck erreicht habe," — und bei der vollkommensten Ehrerbietung gegen die Gesetze des

Wohlstandes, blos um seiner eigenen Sicherheit willen es dahin gebracht haben, „sich ruhig um seine Achse herumzudrehen, ohne von dem Lob oder Tadel des größern Theils seiner Zeitgenossen jemals auf eine merkliche Art aus dem Gleichgewichte gesetzt zu werden."

Wenn dies der Fall war, worin er sich befand, so getrauen wir uns zu behaupten, daß ihm diese Gleichgiltigkeit nicht nur mit keinem Recht übel ausgedeutet werden könne, sondern daß es in der That nicht weislich von ihm gehandelt gewesen wäre, wenn er seine Glückseligkeit von den Meinungen andrer Leute hätte abhängig machen wollen.

Für ein vernünftiges Wesen läßt sich keine Glückseligkeit ohne Zufriedenheit mit sich selbst denken. Sollte er sich im Genuß dieser Zufriedenheit dadurch unterbrechen lassen, daß Andere nicht mit ihm zufrieden sind?

„Aber wenn diese Andern Ursache haben, es nicht zu sein?"

Unfehlbar werden sie, wenn sie es nicht sind, allemal glauben, Ursache dazu zu haben. Aber seine Eigenliebe müßte ihre Schuldigkeit schlecht thun, wenn sie ihn nicht (in den meisten Fällen) überzeugte, daß sie Unrecht haben, dies zu glauben. Und wer soll nun Richter zwischen ihm und seinen Tadlern sein? Ich sehe keinen andern Weg, als, in Ermangelung eines Delphischen Apollo, die Sache unentschieden zu lassen.

Aber der Mann, von dem die Rede ist, kann in keinem unentschiedenen Gemüthszustande bleiben. Er muß mit sich selbst zufrieden sein, oder er muß es nicht sein. Das Letzte ist ein sehr unbehaglicher Zustand. Soll er seinen Tadlern glauben, welche ihn unzufrieden machen, oder seinem eignen Gefühl, welches ihn beruhigt? — Die Antwort giebt sich von selbst. Und fehlt es ihm etwan an Gründen, sie zu unterstützen? Wer kennt ihn besser, als er sich selbst kennt? Wer kann richtiger von seinen Gedanken, Absichten und Handlungen urtheilen als er selbst? Wer kennt den ganzen Zusammenhang davon so gut als er? Wer weiß so gut als er, wie viel Mühe er sich gegeben hat, in diesem oder jenem Falle recht zu handeln?

Und wer sind am Ende diese Richter, welche sich anmaßen, über ihn zu sprechen?

Die Welt ist ein Zusammenfluß einer unendlichen Menge

von Personen, deren jede sich selbst für berechtigt hält, über Alles, was ihr vorkommt, zu urtheilen.

Gesteht man ihnen dieses Recht zu (und was hälf' es, sich dagegen zu sträuben? sie würden es sich doch niemals nehmen lassen), so ist eine nothwendige Folge davon, daß man ihnen auch zugestehen muß, nach ihren eigenen Vorstellungen und Meinungen zu urtheilen.

Das Gebiet des Menschenverstandes umfaßt Alles, was in die Begriffe des Schönen und Guten eingeschlossen ist, folglich alle Gegenstände des Geschmacks und der Sittlichkeit. Jeder glaubt darüber urtheilen zu können, weil er sich bewußt ist, die dazu gehörigen Werkzeuge mit auf die Welt gebracht zu haben. Man bedenkt nicht, daß diese Werkzeuge, ehe man sich ihrer mit Sicherheit und gutem Erfolge bedienen kann, ausgearbeitet und polirt sein müssen, und daß es auch alsdann noch auf die Art der Anwendung und auf eine Menge geschickter Handgriffe ankommt, ohne welche sie entweder unbrauchbar sind oder gar schädlich werden. Was nützt der feinste Grabstichel in der Hand eines Ungeschickten? Und wie wahrscheinlich ist's, daß ein Kind mit einem scharfen Messer Schaden thun wird!

Jedermann glaubt Geschmack und Einsichten genug zu haben, um zu sagen: dies ist schön, dies edel, dies recht, jenes unrecht, häßlich, lächerlich u. s. w.

Der unerfahrenste Fähndrich urtheilt über die Maßregeln seines Generals, der geringste Schuhflicker über die Landesregierung, der einfältigste Leser über den Werth eines Schriftstellers, der lächerlichste Geck über den Mann von Verdiensten. Unter Tausenden, welche sich täglich die Freiheit nehmen, in Vorzimmern und Kaffeehäusern, beim Aufstehen der Großen und beim Putztische der Damen, in Versammlungen und auf Spaziergängen, an öffentlichen Wirthstafeln und in Wochenstuben über — Alles in der Welt abzusprechen, findet sich oft kaum Einer, der jemals in seinem Leben überlegt hat, was dazu gehöre, um von irgend einer Sache, irgend einer Person oder irgend einer Handlung richtig zu urtheilen.

Die Meisten haben ihre Logik in der ersten Kindheit gelernt; eine unvermerkt erlangte Fertigkeit wird endlich mechanisch, und sie urtheilen im dreißigsten Jahre auf eben die Weise, wie sie im dritten urtheilten. Kinder gründen ihre Urtheile entweder auf sinnliche Gefühle von Lust und Unlust

oder auf einzelne Bemerkungen und zufällige Aehnlichkeiten, oder sie sprechen blos nach, was sie von Andern gehört haben; und was thun die Meisten unter uns ihr ganzes Leben lang anders?

Der *Unwissende* findet tausend Dinge sonnenklar, die dem *Gelehrten* dunkel scheinen; tausend den *Weisen* unauflösliche Aufgaben *zerschneidet* er ohne die geringste Mühe und kann gar nicht begreifen, wie man ihre *Auflösung* so schwierig finden könne. Umgekehrt giebt es eine Menge Fragen, die dem Verständigen leicht zu beantworten sind, da es hingegen unmöglich ist, sie der Dummheit oder dem Vorurtheil begreiflich zu machen. Ein kleiner Geist, der in dem kleinen Kreise, den er mit seiner Nase um sich her beschreibt, das kleinste Stäubchen wahrnimmt (eine andre Eigenschaft der kleinen *Kinder*), sieht nichts mehr, sobald er einen großen Umfang, eine Menge verschiedener Gegenstände, ein aus vielen Theilen zusammengesetztes Ganzes übersehen soll.*)

Leute, welche gewohnt sind, sich blos mit *sinnlichen* Gegenständen zu beschäftigen, sehen nichts in Gegenständen, welche nur *gedacht* werden können.

Andre, welche sich allein bemühen, ihre *symbolische* und *wissenschaftliche* Erkenntniß zu erweitern, sehen oft falsch oder gar nichts in Dingen, die eine geübte *Empfindsamkeit* erfordern. Ein Adler sieht ungeblendet in die Sonne; eine Motte wird von einem Talglicht geblendet — sagt *Gratian*.

Wie viele und tiefe Kenntnisse erfordert die leichteste *politische* oder *moralische* Aufgabe, wenn sie unter *bestimmten* Umständen gründlich aufgelöst werden soll! Wie genau müssen alle Umstände gekannt, geprüft und abgewogen werden, ehe man im Stand ist, von der sittlichen Güte irgend einer Handlung zu urtheilen! Wie schwer ist es, auch alsdann, wenn man Alles weiß, was der höchste Grad der menschlichen Aufmerksamkeit an einer Person entdecken kann, auch alsdann, wenn man diese Person in den verschiedensten Umständen des Lebens

---

*) Daher die Fertigkeit, worauf sich die *liliputischen Geister* so viel zu gut thun, *kleine Flecken* oder *Fehlerchen* gewahr zu werden, indessen sie unfähig sind, von der Schönheit *des Ganzen* gerührt zu werden. Sie bedenken nicht, daß diese Scharfsichtigkeit für Kleinigkeiten weiter nichts als eine *kindische* Eigenschaft ist, und daß sie hingegen durch ihr Unvermögen, ein Ganzes zu übersehen und richtig zu beurtheilen, eines der wesentlichsten Vorzüge ermangeln, wodurch sich ein Mann von einem Geschöpf im Gängelwagen unterscheidet.

aus allen möglichen Gesichtspunkten betrachtet und ihre verschiedenen Seiten aufs Sorgfältigste mit einander verglichen hat, wie schwer bleibt es noch immer, von den Beweg-ursachen ihrer Handlungen zu urtheilen! Und gesetzt, wir hätten diejenigen ausfindig gemacht, welche diese Person selbst dafür hält, wie weit sind wir noch immer von der Kenntniß der wahren Triebfedern entfernt, die so tief in dem dunkeln Theil unsrer Natur verborgen liegen, daß sie auch dem schärfsten Beobachter seiner selbst in den meisten Fällen unsichtbar bleiben!

Und gleichwol, mit welchem Leichtsinn, mit welcher Verwegenheit urtheilt man täglich über Gegenstände dieser Art! Der kleinste Schein, die flüchtigste Kenntniß einer verwickelten Thatsache, wenige oft nur zufällige Umstände einer Begebenheit, bloße Vermuthungen, die ihre ganze Wahrscheinlichkeit von willkürlichen Voraussetzungen empfangen, werden für hinreichend angesehen, um mit der größten Dreistigkeit den Charakter einer Person festzusetzen, ihr Tugenden abzusprechen oder Fehler und Schwachheiten zuzuschreiben, und oft (wenigstens auf einige Zeit) das öffentliche Urtheil von ihr zu bestimmen.

Weise Leute, welche geneigt sind, alle mögliche Behutsamkeit gegen ihre eigene Schwäche und gegen fremde Thorheit oder Bosheit zu gebrauchen, pflegen sich zum Gesetze zu machen, „ihre Urtheile niemals nach fremden Urtheilen oder Nachrichten, sondern lediglich nach den Handlungen einer Person zu bestimmen". Eine vortreffliche Regel, welche uns niemals irren lassen würde, wenn wir — die Unparteilichkeit und die Augen einer Gottheit hätten.

Aber da wir nur Menschen sind, kann sie uns so wenig als irgend ein anderes Mittel vor den Irrthümern schützen, denen wir durch die Schranken unsers Verstandes, durch unsre Eigenliebe und andre Leidenschaften neben tausend äußerlichen Zufällen, die oft wider unsern Willen unser Urtheil verfälschen, ausgesetzt sind.

Ich urtheile blos nach Handlungen, heißt es: — Gut! Aber (gesetzt auch, daß ich Alles durch mich selbst sehen könnte und nicht in den meisten Fällen genöthigt wäre, mich fremder Augen zu bedienen) was sehe ich von diesen Handlungen, als was davon in die Augen fällt? Oft, bei aller möglichen Scharfsichtigkeit, nur so viel, als man mir davon sehen lassen will! Entscheidet nicht oft der Beweggrund den innern Werth

einer Handlung? und wie will ich diesen allemal mit Gewißheit angeben?

Bin ich immer gewiß, daß mir nicht irgend ein kleiner Umstand unbekannt geblieben ist, welcher der ganzen Sache eine andre Gestalt geben würde? — Hängt nicht oft die Richtigkeit eines großen Entwurfs, die Zweckmäßigkeit einer langen Folge von Veranstaltungen von einem solchen Umstande ab? Bin ich immer gewiß, daß ich die Sache in dem einzigen Gesichtspunkt gefaßt habe, woraus sie gesehen werden muß?

Bin ich immer gewiß, daß keine vorgefaßte Meinungen — eine Art von Federn, deren Spiel auch den Weisesten unmerklich zu sein pflegt — mich verhindert, recht zu sehen?

Habe ich mir Zeit genug dazu genommen?

Habe ich keinerlei Art von geheimen Vortheil, die Sache so und nicht anders anzusehen?

Geschieht es nicht oft, daß wir blos unsrer Scharfsichtigkeit zu Ehren genöthigt sind, die Augen gegen das Licht, das man uns geben will, zu verschließen? — Ein Fall, worin vorzüglich solche Personen sich nur allzu oft befinden, deren Stand oder Platz nicht zu gestatten scheint, daß sie auch nur stillschweigend eingestehen sollten, sich geirret zu haben.

Wenn Personen von seltnen Verstandeskräften, von tiefster Kenntniß des menschlichen Herzens, von geübtem und geschmeidigem Geiste sich nichtsdestoweniger oft in irgend einem dieser Fälle befinden: was sollen wir von dem großen Haufen sagen?

Wie Viele sehen wir, die keinen andern Beruf haben, ihre Meinung von einer Sache zu sagen, als das Selbstvertrauen, das ihnen ihre Geburt, ihr Rang, ein Kreuz, ein Ordensband, ein D. oder M. vor ihrem Namen einflößt!

Wie Viele, die ihr ganzes Verdienst dem Frisirer, Sticker und Schneider zu danken haben, geben jetzt als ebenso viele Apollos ihre Urtheilssprüche in Gestalt von Orakeln von sich, da sie ohne jene Vortheile stummer als Bildsäulen sein würden!

Wie Mancher würdiget seinen Vorrath von kleinen Hof- oder Stadt-Intriguen, ärgerlichen Geschichtchen und Vorzimmer-Neuigkeiten mit dem stolzen Namen Kenntniß der Welt und glaubt kraft derselben eine wichtige Stimme bei allen Sachen zu haben, deren Beurtheilung Kenntniß der Welt und des Menschen fordert!

Wie Mancher urtheilt zuversichtlich von Dingen, wovon er nichts versteht, blos weil er gewohnt ist, seinem Urtheil in

andern Dingen zu trauen, von denen er Kenntniß und Erfahrung hat!

Wie Mancher, dem sein Verstand nicht einmal so viel Licht giebt, als vonnöthen wäre, um in das unendliche Dunkel hinauszusehen, welches auf dem öden Leeren seiner Seele ruhet, hat keinen andern Titel, seine Stimme zu geben, als seine Dummheit!

Wie Viele urtheilen blos, weil sie lange geschwiegen haben, und weil sie es der Anständigkeit gemäß halten, auch wieder den Mund aufzuthun!

Wie Viele, weil sie noch von ihrer Kindheit her gewohnt sind, immer etwas zu plappern!

Und wie Viele sind blos der Nachhall von Andern!

Aber auch bei der immer noch beträchtlichen Anzahl Derjenigen, welche Verstand, Witz oder Geschmack genug hätten, in einem gegebenen Falle richtig zu urtheilen, wie selten ist es, daß nicht Vorurtheile, Interesse, Parteilichkeit, Eifersucht, Neid oder andere Leidenschaften ihnen die Gegenstände in einem falschen Licht und mit andern als ihren eigenen Farben zeigen!

Wie allgemein sind die Vorurtheile der Völker gegen einander, und wie gewöhnlich ist sogar bei der nämlichen Nation die gegenseitige Verachtung einzelner Provinzen, Städte u. s. w.

Wie schwer ist es, unparteiisch von Denjenigen zu urtheilen, welche andern Grundsätzen zugethan sind oder zu einer Classe, einem Orden, einer Gemeinheit gehören, deren Vortheile den unsrigen im Lichte stehen!

Wie selten ist es, gerecht gegen Talente und Vorzüge zu sein, welche das gewöhnliche Maß übersteigen! Auch alsdann, wenn kein besonderes Interesse unsre Augen für höhere Verdienste zuschließt, ist es oft schon genug, daß ein Andrer (der doch am Ende nur Unsersgleichen oder auch wol, in andern Rücksichten, unter uns ist) Verdienste haben soll, die uns persönliche Hochachtung für ihn abzunöthigen scheinen; uns, die wir uns vielleicht bewußt sind, daß wir alle Ansprüche an seine Achtung blos auf äußerliche Zufälle gründen können.

Man wendet, so lang es nur immer möglich ist, Alles an, die Vorzüge einer solchen Person zu verkleinern; und sind sie so allgemein anerkannt, daß wir zur Ehre unsrer eigenen Utheilskraft Bedenken tragen müssen, sie zu mißkennen, so tröstet man sich wenigstens damit, ihre Schranken ausfindig gemacht

zu haben. Mit gierigen Blicken, mit bewaffneten Augen spürt man Alles auf, was wirklich fehlerhaft ist oder wenigstens, von einer gewissen Seite betrachtet, Stoff zu nachtheiligen Anmerkungen und boshaften Muthmaßungen geben kann. Ist es unmöglich, einer solchen Person von der Seite ihrer Talente beizukommen, so findet man Mittel, ihre Grundsätze zu vergiften und ihren sittlichen Charakter unter die öffentliche Hochachtung zu erniedrigen. Daher zum Beispiel der Vorwurf des Eigendünkels und der Ruhmsucht, welcher oft keinen andern Grund hat als das Bewußtsein unsrer eigenen Einbildung auf unsre kleinen Vorzüge; ein Schluß von uns auf Andere, der in diesem Falle um so seltner richtig ist, je gewisser es ist, daß große Talente und Einsichten ihre Besitzer natürlicherweise bescheidener machen, als es der Eigenthümer des eingeschränktesten Verstandes oder Verdienstes sein kann.

Denn Jene, welche zur Bestimmung der Grade jeder Vollkommenheit ein idealisches Maß zu gebrauchen gewohnt sind, sehen sich selbst immer weit unter dem Grade von Vortrefflichkeit, den sie denken können; Diesen hingegen ist kein andres Maß bekannt als die Meinung, die sie von sich selbst haben; und sie sind ebenso unfähig, sich von irgend einem Grade von Vollkommenheit, der über dem ihrigen steht, den mindesten Begriff zu machen, als ein Mensch unfähig ist, sich zu einer anschauenden Vorstellung von einem Geist ohne Körper oder von den Wirkungen solcher Geister in einander zu erheben.

Ich berufe mich auf Diejenigen, welche die Menschen in der Geschichte und durch ihre eigene Erfahrung am Längsten und Genauesten beobachtet haben, ob es nicht wahr sei, daß man an den vollkommensten Personen immer die meisten und größten Fehler findet und zu eben der Zeit, da man ihnen überhaupt die glänzendsten Vorzüge eingesteht, stückweise wieder so viel davon abzuziehen weiß, daß ihnen am Ende kaum so viel übrig bleibt, als der alltäglichste Mensch vonnöthen hat, um erträglich zu sein. Wunderlich genug! Sollen wir etwan glauben, daß diese Personen, deren Vortrefflichkeit man so willig eingesteht, wirklich mit aller dieser ungeheuern Menge von Fehlern belastet seien? Es ist wenigstens nicht wahrscheinlich. Es scheint dem ordentlichen Laufe der Natur nicht gemäß, daß eine Person von großem Verstand und edler Seele so unzählige Mal schlecht denke, klein, verkehrt und ver-

achtenswürdig handle, als sie thun müßte, wenn man ihren Tadlern glauben wollte. Es ist wenigstens ungleich wahrscheinlicher, daß man die meisten dieser Fehler nur darum sieht, weil man sie sehen **will**, oder weil man sie durch das vergrößernde Auge der **Eifersucht** und der **gedemüthigten Eigenliebe** betrachtet. Es ist immer eine Art von Entschädidigung, welche diese dafür erhalten, fremde Vorzüge mit dem öffentlichen Beifall gekrönt sehen zu müssen.

Man hat längst bemerkt, daß die geringern Classen eines Staats gemeiniglich eine merkliche Freude bei den Unglücksfällen der Großen äußern. Die Freude über die Entdeckung der Fehler an Personen von vorzüglichen Verdiensten scheint aus einerlei Quelle zu fließen. Der Neid ist eine von den unnatürlichsten Leidenschaften, pflegt man zu sagen; denn was gewinnt er dabei, wenn er die Vorzüge Anderer verkleinert? — Er gewinnt sehr viel dabei. Er hat das Vergnügen, etwas zu zerstören, das ihn nöthigen würde, geringer von sich selbst zu denken; er befindet sich in dem Falle jenes Atheners, der keinen andern Grund anzugeben hatte, warum er zur Verbannung des **Aristides** seine Stimme gab, als weil Aristides sich den Beinamen des **Gerechten** erworben hatte.

Es ist nicht allemal Bosheit; es ist öfters, und vielleicht in den meisten Fällen, eine **natürliche Unmöglichkeit**, anders zu handeln, was unsern Urtheilen von Andern einen Schein der Bosheit giebt. Woher diese beinahe allgemeine Geneigtheit, wenn man den **Handlungen** einer Person nichts anhaben kann, ihr wenigstens **Beweggründe** anzudichten, wodurch ihr das Verdienst, edel und schön gehandelt zu haben, entzogen wird? Warum sucht man zu jeder großmüthigen That eigennützige Absichten auf? Woher dieser anscheinende Widerwille, zu glauben —

„Daß man Gutes thun könne, um Gutes zu thun?

„Daß Freunde einander zärtlich lieben können, ohne durch andre Bande als ihre gemeinschaftliche Liebe zum Schönen und Guten verbunden zu sein?

„Daß eine reine Freundschaft zwischen Personen von verschiedenem Geschlechte stattfinden könne?

„Daß man Thorheiten, welche die menschliche Natur verunzieren, Mißbräuche, welche der Gesellschaft verderblich sind, **bestreiten** könne, ohne die Absicht zu haben, einzelne Personen zu **kränken**?

„Daß man auch gegen seine liebsten Freunde unparteiisch sein könne?

„Daß man von einem Großen Gutes sagen könne, ohne ein Schmeichler zu sein?“

Mit einem Worte, woher diese beinahe allgemeine Abgeneigtheit, in irgend einem besondern Falle an die Tugend zu glauben? — Woher anders als von der Nothwendigkeit, in welche uns die Natur selbst gesetzt hat, von Andern nach uns zu urtheilen und nicht anders als mit äußerster Mühe, und auch alsdann nur mit schwankenden Zügen und leblosen Farben, uns eine Vorstellung von Vollkommenheiten zu machen, wovon wir das Urbild nicht in uns selbst finden?*) Oft sagt der Tadel, womit man eine Person belegt, nichts anders, als daß diese Person nicht dazu aufgelegt ist oder nicht für gut befindet, eine Copei von uns zu sein.**) Sie denkt anders als wir; sie handelt anders, als wir an ihrem Platze gehandelt haben würden. Ihr Recht zu geben, wäre ebenso viel, als uns selbst zu verurtheilen. Wenn Eines von Beiden Unrecht haben muß, was ist natürlicher als die Parteilichkeit für uns selbst?

---

*) Hier scheint, um Mißdeutungen zu verhüten, eine Anmerkung vonnöthen zu sein. Es giebt Leute (wiewol sie selten sind), welche aus Grundsätzen von der menschlichen Natur überhaupt keine sehr schmeichelhafte Meinung haben und gleichwol eben darum, weil es uns so natürlich ist, von Andern nach uns zu urtheilen, in besondern Fällen nur allzu geneigt sind, besser von den Menschen zu denken, als es die Meisten verdienen. Es ist billig, diesen Wenigen zu Gefallen eine Ausnahme zu machen. Die Inconsequenz, die man ihnen mit Grunde vorwerfen kann, macht wenigstens ihrem Herzen Ehre; aber der allgemeine Satz unsers Autors wird durch diese seltnen Beispiele vielmehr bestätiget als bestritten. Es ist wahr, eine lange Erfahrung und scharfe Beobachtung, mit der daher entspringenden Erinnerung, wie oft wir in unsrer günstigen Meinung von einzelnen Personen betrogen worden, sollte natürlicherweise die Wirkung thun, uns in jedem besondern Falle mißtrauisch und unglaubig an die Tugend zu machen, die bei den Meisten eine bloße Maske ist. Nichtsdestoweniger lehrt die Erfahrung, daß die schönsten Seelen bei allen Warnungen, die ihnen ein langer Umgang mit den Menschen geben sollte, immer leichter zu hintergehen sind als Andre, und daß sie es in der nützlichen Tugend der Klugheit nie so weit bringen als Diejenigen, welche den stärksten Grund ihres Mißtrauens gegen Alles, was den Schein der Uneigennützigkeit und Großmuth hat, in ihrem eigenen Busen finden.

**) Unter einem freien Volke, wo ein Jedes Muth genug hat, sich selbst vorzustellen, ist diese Art von Tadel seltner als da, wo Alle sich nach einer gewissen gleichsam vorgeschriebenen Form bilden müssen. In jenem Falle gesteht man einander willig ein Recht zu, welches man sich selbst herausnimmt; in diesem wird die bloße Abweichung von der Weise Derjenigen, die den Ton angeben, ohne weitere Untersuchung für hinlänglich gehalten, das widrigste Urtheil zu rechtfertigen.

Aber aus welcher Eigenschaft des menschlichen Herzens sollen wir eine andre Thatsache erklären, welche nicht weniger gemein ist als jene: „die Gewohnheit, in allen Fällen, wo eine Handlung zwei Seiten zu gleicher Zeit zeigt, sich vorzüglich bei der häßlichen aufzuhalten; ja, auch alsdann, wenn die vortheilhafte Seite am Ersten in die Augen fällt, die nachtheilige mit allem Fleiße aufzusuchen und sein Urtheil von der Sache blos auf diese zu gründen?" — Sollte sich unser Herz auch hier von der Anklage der Bosheit freisprechen lassen? Sollen wir glauben, daß blos die Erinnerung, wie oft in solchen Fällen unsre gute Meinung von Andern betrogen worden, der wahre Grund sei, warum der größte Theil der Personen, die eine Zeit lang in der Welt gelebt haben, sich zur Regel gemacht zu haben scheint, alle Handlungen Andrer von der schlimmsten Seite und im nachtheiligsten Lichte zu betrachten? Hat man etwan zu oft gesehen, daß die Frömmigkeit nur die Maske eines Tartüffen war, um sich erwehren zu können, einen Jeden, der einen besondern Schein dieser ehrwürdigen Tugend von sich wirft, bis auf nähern Beweis für einen Tartüffe zu halten? Hat man so Viele gesehen, welche die Freiheit der Philosophie zum Deckmantel der Ruchlosigkeit gebraucht haben, daß man den sichersten Weg zu gehen glaubt, wenn man einen Jeden, der jene Freiheit behauptet und ausübt, für einen gefährlichen Mann und zum Wenigsten für einen heimlichen Gönner des Unglaubens und Epikurischer oder ruhestörender Grundsätze hält? — Es mag sein! Indessen geschieht es oft genug, daß Unschuldige das Opfer von solchen Schlüssen werden, die sich blos auf eine Vermuthung stützen, welche die Quelle der größten Unbilligkeit wird, sobald man sie in irgend einem Falle zum Grund eines Schlusses macht.

Das Feld, worin wir diese Betrachtungen angestellt haben, ist unermeßlich, und man würde statt einiger Blätter etliche Bände schreiben müssen, wenn man vom Allgemeinen zum Besondern heruntersteigen und sich über die unzählbaren Ungerechtigkeiten ausbreiten wollte, welche jeder besondere Stand, jede besondere Abtheilung der Mitglieder der Gesellschaft von den Urtheilen der Welt zu leiden hat.

Je größer die Rolle ist, die wir spielen; je mehr wir durch das Verhältniß, welches uns Stand, Beruf oder Talente gegen die Gesellschaft geben, dem öffentlichen Auge ausgesetzt sind, desto gewisser dürfen wir darauf rechnen, daß wir von der

größern Zahl weder Gerechtigkeit noch Nachsicht zu gewarten haben. Tausend Augen sind in keiner andern Absicht auf uns geheftet, als um Fehler an uns zu finden; und wehe Dem, welcher nicht die Klugheit hat, wie Alcibiades zuweilen eine Thorheit zu sagen oder zu thun, um den Genius der Verleumdung durch ein freiwilliges Opfer zu besänftigen! Wehe Dem, der ihn durch die sorgfältigste Bemühung, nicht zu fehlen, zu besänftigen hofft! Der weiseste, der tugendhafteste, der tadelfreieste Mann, sagt Plato, wäre gerade Derjenige, gegen den sich endlich die ganze Welt zusammen verschwören würde; — und niemals, göttlicher Plato, hast Du eine größere Wahrheit gesagt!

Meine Absicht ist erreicht, wenn ich die Leser auf den Weg gebracht habe, ihre eigenen Betrachtungen über diesen Gegenstand fortzusetzen. Auch das Wenige, was ich davon gesagt habe, scheint mir hinreichend, unsern ungenannten Alten, insofern er vielleicht ein Mann von wirklichen Verdiensten war, wegen seiner Gleichgiltigkeit gegen den Tadel der Welt zu rechtfertigen.

Aber wenn dieser Tadel nicht wichtig genug ist, zu verdienen, daß man um seinetwillen schlechter von sich selbst denke, sollte man wol Ursache haben, besser von sich selbst zu denken, weil man von Andern gelobt und gepriesen wird? — Angenehmer ist es, gelobt, als getadelt zu werden, dies ist gewiß;*) aber wenn wir die Sache genauer erwägen, sollten wir nicht finden, daß die Welt selten mehr Gehör verdient, wenn sie

*) Xenophon, in dem bekannten Apolog von der Wahl des Hercules, setzt den Vergnügungen des Gehörs, welche die Wollust (denn so pflegt man das Wort *Κακία* zu dolmetschen, wiewol die Bedeutung dieses Worts im Sokratischen Sinne durch jenes allzu unbestimmt ausgedrückt wird) dem jungen Hercules nebst andern Ergetzungen der Sinne verspricht, das Lob als etwas, das alle andre Musik übertreffe, entgegen: *τοῦ δε πάντων ἡδίστου ἀκούσματος, ἐπαίνου ἑαυτῆς, ἀνήκοος εἶ.* Dieser Lieblingsschüler des Sokrates scheint für diesen Ohrenkitzel selbst so empfindlich gewesen zu sein, daß er den nämlichen Gedanken auch dem weisen Simonides in den Mund legt, da er ihn zu dem Tyrannen Hieron sagen läßt: „Wenigstens wirst Du mir gestehen müssen, daß Ihr andern Tyrannen" (denn über die Vortheile und Nachtheile dieser Herren vor den Privatleuten wird zwischen ihnen Beiden gestritten) „in Absicht der Vergnügungen des Gehörs einen Vortheil habt. Denn an dem Süßesten unter Allem, was man hören kann, an Lob, fehlt es Euch niemals" u. s. w. Hieron, C. I. §. 14. Wahr ist's, daß er an diesem Orte dem Hieron blos Gelegenheit geben will, in seiner Antwort zu zeigen, wie wenig wahre Befriedigung den Personen seines Standes auch in diesem Stücke zu Theil werde.

lobt, als wenn sie tadelt? Die nämliche Leichtsinnigkeit, der nämliche Unverstand, die nämlichen Vorurtheile, Leidenschaften und Nebenabsichten, welche sich bei ihrem Tadel geschäftig zeigen, theilen gewöhnlich ihren Beifall aus. Wie sollte Der loben können, der nicht tadeln kann?

Wie selten ist die Hochachtung, die man Andern zeigt, gefühlte Hochachtung! Wie selten ist das Herz die Quelle des Lobes, das von unsern Lippen sprudelt!

Wie oft ist der Beifall, den man einem Andern ertheilt, nur eine feine Wendung, um sich selbst zu loben!

Wie oft bloße niedrige Schmeichelei oder eigennützige Bestechung!

Wie oft gesteht man dem Andern gewisse Vorzüge nur darum zu, um den Beschuldigungen, wodurch man seinen Ruhm zu verwunden gedenkt, den Schein der Unparteilichkeit zu geben!

Keine Art von Leuten hat weniger Ursache, auf das, was man allgemeinen Beifall nennt, stolz zu sein, als die Schriftsteller. Allgemeiner Beifall ist gemeiniglich das Antheil der Mittelmäßigkeit. Horaz begnügte sich an wenigen Lesern, und wenige hat er bis auf den heutigen Tag, wiewol er in Jedermanns Händen ist. Schriftsteller seiner Art dürfen sichre Rechnung darauf machen, daß der Geist ihrer Werke oder gerade das, was das Schönste und Beste darin ist, für die meisten Leser verloren geht.

Wie Wenige bringen zur Lesung eines Buches den bestimmten Grad von Kenntnissen, von Vernunft, Witz, Geschmack und Empfindsamkeit mit, den der Verfasser voraussetzt!

Wie Wenige lesen bei heiterm Kopfe, in derjenigen Gemüthsstimmung und mit derjenigen Absicht, welche erfordert werden, wenn sie sich des Eigenen in der Denkart des Verfassers bemächtigen und mit seiner Absicht zusammentreffen sollten!

Wie Viele haben ein Buch, wovon sie urtheilen, ein Buch, welches zweimal gelesen zu werden verdiente, nur durchblättert, sind nur flüchtig über einzelne Stellen hingeglitscht, nach deren halbverstandenem Inhalte sie mit einer Unverschämtheit, die nur an kritischen Tagelöhnern erträglich ist, über das Ganze absprechen!

Immittelst geben einige Leute den Ton an, der große Haufe stimmt ein, unvermerkt wird es Mode, einen Schriftsteller zu loben, ungeachtet weder er selbst noch sonst Jemand eigentlich sagen könnte, wie er zu dieser Ehre gekommen ist. Man lobt ihn, weil man gehört hat, daß er berühmt ist, und unter

Tausend, die ihn gelobt haben, sind vielleicht Achthundert in dem Falle, nicht zu wissen, wer er ist, oder was er geschrieben hat.

Und gesetzt, daß unter seinen wirklichen Lesern die Hälfte aus Bewunderern bestehe, Himmel! was für Bewunderer! — Dieser lobt gerade das, was der Verfasser selbst in seinem Werke vernichten zu können wünscht. — Jener findet einen Gedanken vortrefflich, weil er einen Sinn hineinlegt, an den der Verfasser gar nicht dachte, der wol gar das Gegentheil von dem ist, was er sagen mußte, um nicht Unsinn zu sagen. — Ein Andrer findet eine gewisse Stelle herrlich, und bei genauerer Nachfrage zeigt sich, daß es eine Ironie war, die er für Ernst nahm. — Die Meisten loben blos, um einzelner Gedanken und Wendungen, um wirklicher oder vermeinter Anspielungen oder um irgend eines zufälligen Unisono willen, den eine Bemerkung des Verfassers mit ihrer eigenen Erfahrung macht. Wenige haben einen Sinn für die feinern Schönheiten, zu deren Entdeckung und Genuß mehr gehört als die fünf Sinne, die wir mit den Thieren des Feldes gemein haben; die Allerwenigsten überschauen das Ganze oder sind vermögend, sich den Plan eines Werkes vorzuzeichnen. Dieser Plan darf nur ein Wenig versteckt sein, um oft zugleich mit den feinsten Kunstgriffen des Verfassers für den größten Theil der Gelehrten selbst verloren zu gehen.

Eine Menge von Reflexionen drängt sich bei diesem Gegenstand auf mich zu; aber es ist zu gefährlich, sich lange dabei zu verweilen. Ich würde in Versuchung kommen, zu zeigen, was für unwürdigen Leuten schon mit dem lautesten öffentlichen Beifall zugejauchzet worden; durch was für verächtliche Wege dieser Beifall von den Meisten bald erschlichen, bald erzwungen wird; wie leicht es ist, mit den wenigsten Talenten berühmt und mit den größten wieder vergessen zu werden, und wie oft unzeitiges, albernes oder übertriebenes Lob Demjenigen, der das Unglück hat, damit verfolgt zu werden, nachtheiliger ist als Alles, was man mit Recht an ihm tadeln könnte.

Ich würde durch Beispiele — Sed Cynthius aurem vellit et admonuit. Ich habe schon genug gesagt, um zu beweisen, daß der Ungenannte (er mag nun ein Staatsmann oder ein Schriftsteller, ein Günstling des Kriegesgottes oder der friedsamen Musen, ein Cäsar oder — Nichts gewesen sein) gute Ursache hatte, zu sagen: Sie reden, was sie wollen. Laßt sie reden! Was kümmert's mich?

Glückselig ist der Mann, der, mehr bemüht, den Beifall

der Menschen zu verdienen, als besorgt, ihn wirklich zu erhalten, seine Pflichten gegen sie erfüllt, ohne seine Zufriedenheit von ihrer Zufriedenheit, Gerechtigkeit oder Dankbarkeit abhängig zu machen. Getreu seiner eigenen Ueberzeugung, gebilliget von seinem eigenen Herzen, bestätigt in Beidem durch den prüfenden Beifall der Weisesten und Besten seiner Zeitgenossen, gebessert durch ihren Tadel und durch eine immerwährende Bearbeitung seiner selbst, geht er seinen eigenen Weg, unbekümmert, was alles das Gesummse, Gezische und Gequäke bedeuten könne, das in der Nähe und aus der Ferne um seine Ohren sauset. Immerhin mag der große Haufe sich einbilden, daß er nach ihrem Beifall ringe; ihm genüget, sich bewußt zu sein, daß Wahrheit und Tugend ihn durch ihren eigenthümlichen Reiz an sich ziehen. Er liebt das Schöne, weil es schön, das Gute, weil es gut ist; er liebt die Menschen, weil er selbst ein Mensch ist; er lächelt oder lacht wol auch zuweilen über ihre Thorheiten, aber er ist zu billig, ihrer Gebrechen zu spotten oder mit den Fehlern eines Andern zu hadern, weil es — nicht die seinigen sind;*) kurz, er liebt die Menschen — so viel man launische Schönen und eigensinnige Kinder nur immer lieben kann. Es würde ihm angenehm sein, von ihnen wiedergeliebt zu werden; aber er weiß zu gut, was möglich ist, um es zu fordern, und er ist zu weise, um sich über Unmöglichkeiten zu kränken. Aus eben diesem Grunde fällt ihm nicht ein, sich jemals über sie zu beklagen, wenn sie unbesonnen, übermüthig, unbillig, hastig, unbeständig, undankbar, neidisch, mißtrauisch und wunderlich sind, das ist, wenn sie sind, was ihre Väter von Alters her gewesen, und was ihre Kinder bis ans Ende der Tage sein werden. Sie müßten es sehr arg machen, wenn sie ihm jemals eine stärkere Rache abnöthigen sollten, als ihnen mit allem Kaltsinn, den man ohne Unhöflichkeit zeigen darf, zu sagen: Was kümmert's mich?

---

*) Niemals in seinem Leben (sagt Lucian von seinem Demonax) sah man ihn schreien oder in Eifer gerathen oder sich erzürnen, auch alsdann nicht, wenn er Jemand beschelten mußte; er bestrafte zwar die Fehler, aber er vergab dem Fehlenden und wollte, daß man hierin die Aerzte zum Muster nehmen sollte, welche die Krankheiten heilen, aber sich nicht einfallen lassen, über die Kranken ungehalten zu werden. Denn Fehlen, glaubte er, sei etwas, wovon kein Mensch frei ist; aber das Werk eines Gottes oder eines göttlichen Mannes sei es, den Fehler wieder gut zu machen. Lucian in Demon., Tom. Opp. II. p. 378. §. 7.

Briefe an einen Freund

über

eine Anekdote aus
J. J. Rousseau's geheimer Geschichte
seines Lebens.

Erschien zuerst im Teutschen Merkur, 1780. II. S. 74—90 und 112—151, unter dem Titel: Ueber eine Anekdote von J. J Rousseau (An einen Freund), später im 2. Band von Wieland's Kleineren prosaischen Schriften (hier mit dem Nachtrag S. 99—108) unter dem Titel: Briefe an einen Freund über die berüchtigte Anekdote von J. J. Rousseau, Marianen und dem entwandten Bande. In den Sämmtlichen Werken, XV. Band, bildet es unter umstehender Ueberschrift Nr. 5 der Vermischten prosaischen Aufsätze.

Man vergl. auch die Anmerkung zu Abschn. II. auf Seite 109.

I.

1.

Wie bald das Publicum die Mémoires de J. J. Rousseau oder die geheime Geschichte seines Lebens, die dieser außerordentliche Mann in der Handschrift hinterlassen hat, zu sehen bekommen wird, kann ich Ihnen nicht sagen.

Ehmals war mein Verlangen nach diesen geheimen Nachrichten so ungeduldig, als das Ihrige nur immer sein kann. Ich erwartete ein Werk von ganz andrer Wichtigkeit als die *Εἰς Ἑαυτόν* des guten Kaisers Marcus Aurelius oder die Confessionen des heiligen Augustinus. Es würde, dachte ich, wenigstens ebenso frei und offenherzig wie des weisen Narren Cardanus Buch De vita propria, aber um ein großes Theil erbaulicher für die gefühlvolle, und unterhaltender für die philosophische Classe von Lesern sein. In der That, was könnte einen denkenden Menschen, der im ganzen Weltall nichts Nähers hat, nichts Größers kennt als seine eigene Gattung, mehr interessiren, als von einem Menschen wie Rousseau in das Heiligthum seiner Seele eingeführt, zum Vertrauten seines Selbstbewußtseins gemacht und zu den Geheimnissen eines Herzens zugelassen zu werden, das in einer Zeit, wo Tugend für die Meisten ein leerer Name ist, so voll Glauben an die Tugend, in einer Zeit, wo der Witz Alles zu Wahrheit oder Lüge stempeln darf, so voller Liebe zum Wahren und Guten gewesen war? Wer wollte nicht einen Mann kennen lernen, der mitten im achtzehnten Jahrhundert, mitten in Paris den Muth hatte, mit dem Geist und der Wohlredenheit eines Seneca ein zweiter Epiktet zu sein — den Muth hatte, allen den Vortheilen freiwillig zu entsagen, die ihm die seltensten Talente durch einige Gefälligkeit gegen den Geist und die Sitten seiner Zeit hätten verschaffen können — einen Mann, der es wagen durfte, sich allen Folgen der

Paradoxie auszusetzen — in einem Zeitalter, wo ein freier, wahrer und guter Mensch das größte Paradoxon ist; wo conventionelle Begriffe Alles entscheiden; wo sogar Augen und Ohren bestochen sind, immer auf die Seite der Mode zu stimmen, und nichts für schön gilt, weil es schön ist, sondern weil es für die nächsten acht Tage dazu erwählt ist; kurz, wo reine Wahrheit, reiner gerader Menschensinn dem feinern Theile der Welt oft lächerlich, immer anstößig ist.

Wer sollte nicht wünschen, diesen Mann so genau als möglich kennen zu lernen, der, ohne Jemand zu beleidigen, noch etwas von den Menschen zu verlangen, unter denen er lebte, blos dadurch mit Jedermann in Collision kam, weil er nach seinem eignen Herzen lebte und nach seiner innern Ueberzeugung schrieb; einen Verehrer des Christenthums, den alle Religionsparteien von sich stießen; einen Philosophen, der allen Philosophen, einen freidenkenden Mann, der allen Freigeistern, einen frommen Mann, der allen Andächtigen verhaßt war? einen Mann, den alle Welt viele Jahre lang verfolgte, verlästerte, verdammte und verbannte, ohne einen andern Grund angeben zu können, als weil er in seinem Leben das war, was man nun nach seinem Tode bewundert, und was sein Andenken jetzt selbst der Nation, die ihn einst verkannte, ehrwürdig macht? kurz, einen Mann, den man vor zehn Jahren gekreuzigt haben würde, wenn Kreuzigen noch Mode wäre, und zu dessen Grabe man jetzt wallfahrtet?

Wer wollte einen solchen Mann nicht kennen lernen? nicht von ihm selbst hören, mit was für Anlagen, durch was für Umstände, durch welche Stufen und geheime Entwicklungen, mit welchen Gefahren, Aufopferungen, Kämpfen, Abwechselungen von moralischem Gewinn und Verlust und so weiter, er das geworden, was er war? Wie lehrreich, wie interessant muß es sein, diesen Mann seinen Zeitgenossen und allen folgenden Jahrhunderten mit jener ihm so ganz eigenen Freimüthigkeit, mit jener alle Eitelkeit und Selbstheit überwiegenden Wahrheitsliebe die geheime Geschichte seines Lebens, das zarte Gewebe der Entwicklungen seines Geistes und Herzens, die unverfälschte Geschichte seiner Erfahrungen und Wahrnehmungen, seiner Verirrungen, Fehler und Tugenden, seiner Leiden und Freuden, kurz, die Geschichte nicht dessen, was er schien oder gern gewesen wäre, sondern was er wirklich in seinem eignen Bewußtsein war, erzählen zu hören!

So dacht' ich ehmals und hätte gern alle philosophischen Werke des letztverwichenen Jahrzehends darum gegeben, Rousseau's Memoiren nur einen Tag früher lesen zu können.

Aber ich gestehe Ihnen unverhohlen, seitdem ich die unselige Anekdote von J. J. Rousseau im ersten Stücke der Ephemeriden der Menschheit von 1780 gesehen habe, hat sich meine Ungeduld mächtig abgekühlt, und ich fürchte mich jetzt, aus aufrichtiger Theilnehmung an der Ehre der Menschheit, vor der Bekanntmachung der geheimen Beichte, welche dieser außerordentliche Mensch von seinem Leben hinterlassen haben soll, ebenso sehr, als ich solche vormals beschleunigt zu sehen wünschte. Welch eine Anekdote, großer Gott! Und was wird aus dem moralischen Nutzen der Schriften und des Beispiels des weisesten und tugendhaftesten Mannes unsrer Zeit (wofür ihn so Viele gehalten haben) werden, wenn er uns — (wie nach einer solchen Probe nur allzu sehr zu besorgen ist) — noch mehr dergleichen geheime Geschichtchen zu vertrauen hat!

Wem kann die Beschaffenheit der menschlichen Natur so unbekannt sein, daß er nicht voraussehen sollte, was die Folgen dieser Anekdote bei dem größern Theil der Leser, zumal der jungen Leser der Rousseauischen Schriften sein müssen? Die Menschen sind nun einmal so gemacht. — Der reiche Seneca, der mit dem Vermögen eines Generalpachters verächtlicher vom Reichthum spricht als Epiktet selbst, wird uns nie überzeugen; und der Mann, von dem man weiß, daß er sich von einer unzüchtigen Dirne losgeschworen hat, wird nie mit Frucht von der Keuschheit predigen. Wir wollen, daß der Lehrer der Tugend selbst untadelig sei. Wir verzeihen ihm (und auch dies nicht gern) Schwachheiten, Uebereilungen, Mißtritte; aber es giebt Laster, deren uns kein guter Mensch fähig zu sein scheint, und der widrige Eindruck, den eine überlegte, mit Falschheit und Grausamkeit verbundne Schandthat auf das allgemeine natürliche Gefühl macht, ist unauslöschlich.

Um wie viel stärker muß dieser Eindruck erst sein, wenn die schwarze That in einem Alter begangen wurde, wo die Menschen sonst am Besten sind, wo das Herz am Weichsten, das Gefühl am Zartesten ist und alle Triebe, die unsrer Seele zu Wächtern und Schutzengeln ihrer Unschuld gegeben wurden, noch mit ihrer ursprünglichen vollen Kraft wirken! Wer in diesem Alter einer überlegten Bosheit, einer Lüge, von der er weiß, daß sie einen Unschuldigen unglücklich machen

wird, fähig ist, ist ein hassenswürdiges Geschöpf. Das allgemeine Menschengefühl spricht das Urtheil über ihn, daß er ein äußerst bösartiges Herz haben müsse; man fühlt sich geneigt, ihn um einer einzigen solchen Handlung willen der Giftmischerei, des Vatermords und jeder andern Unmenschlichkeit fähig zu halten; und von diesem Augenblick an ist es um alles moralische Gute geschehen, das ein solcher Mensch als Schriftsteller, als Sittenlehrer, als Zeuge und Beispiel der Wahrheit und Tugend hätte wirken können.

Ich frage einen Jeden, der sich von seinen eignen innersten Gefühlen Rechenschaft geben kann — wenn er sich zum Beispiel den Sokrates von Jugend an als den weisesten und tugendhaftesten Mann seiner Zeit gedacht und sich (wie bei den Meisten, die einige Erziehung genossen haben, der Fall sein wird) an diese Vorstellungsart nun einmal gewöhnt hat — ich frage, wie wird ihm zu Muthe, wenn er liest: „Der Physiognomist Zopyrus — als er (ohne zu wissen, daß der Mann, den er vor sich hatte, Sokrates war) befragt wurde, was er nach seiner Physiognomie von ihm halte, — habe geurtheilt, daß er ein der Unzucht und dem Trunk ergebnes Brutum sei"?

Die Rede ist hier nicht, ob und wiefern aus dieser Anekdote Einwürfe gegen die Zuverlässigkeit der Physiognomik gemacht werden können, — sondern blos davon, ob nicht bei Jedem, der die besagte Anekdote in seinem Cicero (De Fato, c. 5) oder anderswo gelesen hat, sogleich eine widrige, unangenehme Empfindung und der Gedanke entstehe: „es sei nicht wahr, Sokrates könne nicht so ausgesehen haben; Zopyrus habe sich entweder schlecht auf die Physiognomik verstanden, oder die ganze Erzählung sei eines von den albernen Märchen, deren das lügenvolle Griechenland so viele auf Unkosten seiner Weisen ausgeheckt hat." — Und ich frage ferner, ob nicht die Antwort, welche Sokrates (nach dem Zeugnisse des Philosophen Alexander von Aphrodisias) gegeben haben soll: „er sei Alles das, was Zopyrus von ihm sage, von Natur gewesen und blos durch die Philosophie zu einem bessern Manne gemacht worden," einen noch widrigern Eindruck auf uns macht, als selbst das physiognomische Urtheil des Zopyrus? ob es uns nicht unangenehm und beinahe unmöglich ist, uns den Sokrates als einen Manu zu denken, der von Natur, und wenn ihn die Zaubrerin Philosophie

nicht umgeschaffen hätte, ein viehischer Kerl gewesen wäre, — oder, falls wir uns genöthigt sähen, die historische Wahrheit der Erzählung anzuerkennen, ob Sokrates durch dieses Geständniß nicht einen großen Theil unsrer Achtung und unsers Glaubens an seine Tugend verlieren würde. Und gleichwol sind die natürlichen Laster, zu denen er sich vermöge dieser Anekdote bekannt haben soll, nicht (wie jenes, dessen sich Rousseau selbst anklagt) von der schwarzen Art, die unsern ganzen innern Menschen empört und uns an einem Wesen unsrer Gattung so unnatürlich dünkt, daß wir sie nur mit einer durchaus bösartigen, teuflischen Natur ohne Mühe zusammen denken können!

Ich gestehe Ihnen, daß ich mich mit dieser Vorstellung beim ersten Anblick der Rousseauischen Anekdote in eine Verlegenheit gestürzt sah, aus der ich mir nicht anders zu helfen wußte, als — daß ich mir die Wahrheit der That geradezu wegleugnete. „Es kann nicht wahr sein," rief ich, „und ich will es nicht glauben, wenn auch zehntausend Zeugen aufträten und es aus Rousseau's eigenem Munde gehört zu haben versicherten!"

Allein dieser Unglaube war am Ende doch ein zu schwacher Behelf, als daß ich bei etwas kühlerm Blute mich nicht genöthigt fühlen mußte, anzuerkennen, es könnte doch wahr sein, und „der merkwürdige Reisende", dem die geheime Geschichte des menschlichen Herzens „ein Gegenstand der ernsthaftesten Betrachtung ist," könnte doch wol Glauben verdienen, wenn er versichert, diese häßliche Anekdote in den Rousseau'schen Memoiren selbst gelesen zu haben — und er verdiene wirklich um so mehr Glauben, da es ihm anfangs damit ergangen war wie mir auch, und „sein Herz sich bei Erzählung dieser Anekdote so empörte, daß er sich geneigt fand, sogar die Existenz der Memoiren zu bezweifeln."

Sie begreifen nun leicht, wie mir werden mußte, da ich mir den einzigen Ausweg abgeschnitten sah, auf dem ich der abscheulichen Association zweier so unverträglicher Ideen wie Rousseau und ein Bösewicht entfliehen konnte. Die Traurigkeit, die mich überfiel, hatte etwas Schmerzhafteres, als ich Ihnen zu beschreiben im Stande bin. Nicht, als ob es mir just um J. J. Rousseau selbst so sehr zu thun gewesen wäre, mit dem ich, wie Sie wissen, niemals in einiger Verbindung gestanden. Aber es schmerzte mich um des schwarzen Schat-

tens willen, den es nicht nur auf die Jugendgeschichte dieses dennoch großen Mannes (wie ihn Herr B., der Erzähler der Anekdote, nennt), sondern auf seinen ganzen Charakter und auf die wohlthätigsten seiner Schriften wirft. Was hilft es uns, daß Rousseau dennoch ein großer Mann war, wenn er nicht ein guter Mann war? Es kränkte mich um der Menschheit willen, für deren Zierde ich ihn gehalten hatte. Es kränkte mich, daß für die Leute, die nicht an die Tugend glauben, ein Beispiel weniger in der Welt sein sollte, welches sie, auch wider ihren Willen, genöthigt hatte, heimlich zu glauben und zu zittern.

Nur die durch Eifersucht vergiftete Liebe hat die Art, Alles begierig aufzuraffen, was den Eifersüchtigen in einem Argwohn bestärken kann, dessen Gewißheit er doch für sein größtes Unglück hält. Er fürchtet sich vor der schaudervollen Entdeckung und hat doch keine Ruhe in seinen Gebeinen, bis er sie gemacht hat. Da dies hier nicht mein Fall sein konnte, so fing ich an, mich auf allen Seiten nach einem Schimmer von Möglichkeit umzusehen, die That, die nun nicht länger zu leugnen war, auf eine nur einigermaßen leidliche Art zu erklären, mir wenigstens nur in etwas begreiflich zu machen, wie ein Mann wie Rousseau in seiner Jugend dazu habe gebracht werden können, so eine That zu begehen.

Natürlicherweise war jetzt mein erster Gedanke, die Anekdote noch einmal mit kälterm Blute, als es das erste Mal möglich war, durchzulesen; und da mußte mir denn freilich in die Augen leuchten, daß der Abscheu, von dem sich das tugendhafte und menschenfreundliche Herz des Erzählers beim Anblick einer so auffallend häßlichen Handlung durchdrungen fühlte, vermuthlich unvorsätzlicher Weise sich in die Erzählung selbst ergossen, und daß er sie also nicht mit der philosophischen Kälte, welche Lucian mit so vielem Rechte von jedem Geschichtserzähler fordert, und die hier ganz vorzüglich nöthig war, sondern mit der Wärme eines gefühlvollen Sittenpredigers, und beinahe möcht' ich sagen in dem Ton eines Advocaten, der die Sache des beleidigten Mädchens vor Gericht zu führen gehabt hätte, vorgetragen habe. Urtheilen Sie selbst! Hier ist die Erzählung, wie sie in den Ephemeriden zu lesen ist, von Wort zu Wort:

„Rousseau entwendete in seinen jüngern Jahren einem

vornehmen Manne, in dessen Hause er sich befand und zum Theil erzogen wurde, ein prächtiges, mit Gold gesticktes Band. Das Band wurde bald vermißt. Man faßte Verdacht wider Rousseau; man stellte Untersuchungen an und war wirklich so weit gekommen, es bei ihm zu entdecken. Man stellte ihn darüber zur Rede; aber er verantwortete sich mit „einer Dreistigkeit, die oft ebenso gut die Larve eines sichern Bösewichts als das Geständniß der ruhigen Unschuld ist.“ Rousseau schien wegen des wider ihn gehabten Verdachtes ganz befremdet, sagte mit „überzeugender Gelassenheit“ aus, er habe das Band von einem Dienstmädchen des Hauses, welches sich Mariane nannte, zum Geschenk erhalten, und bürdete also dieses Laster Derjenigen auf, die er liebte, und der er das nämliche Band zugedacht hatte, „vielleicht um sie dadurch zu unedeln Gunstbezeigungen geneigt zu machen; denn eine so lasterhafte Handlung hätte sich sonst unmöglich mit einer tugendhaften Liebe vertragen können.“ Mariane wurde also des Diebstahls beschuldigt, und Rousseau „konnte so sehr Bösewicht sein,“ seine Aussage gegen sie ihr ins Gesicht zu bestätigen. „Das arme unschuldige Mädchen, das vielleicht die edelsten Empfindungen für Rousseau gefühlt hatte, stand da wie vom Blitz gerührt; ihr Gesicht erblaßte, sie zitterte am ganzen Körper; ihre Wehmuth brach in Thränen aus, ihre schluchzende Stimme stammelte einige schwache Entschuldigungen und Versicherungen ihrer Unschuld.*) Aber das half nichts. Mariane wurde verkannt. Ihres schuldlosen Herzens Aeußerungen von namenlosem Erstaunen und Entsetzen wurden für untrügliche Merkmale eines überführten und strafbaren Gewissens angenommen. Rousseau sah Marianen leiden und schwieg. Die Bosheit siegte, und die Unschuld wurde gänzlich zu Boden gedrückt. Das unglückliche Dienstmädchen wurde mit Schimpf und Schande belegt und sogleich aus dem Hause gejagt. Es hat alsdann Niemand mehr erfahren, wo sie hingekommen, noch was aus ihr geworden ist.“

Erlauben Sie mir zuvörderst etliche Bemerkungen über diese Erzählung und die Art des Vortrags.

Fürs Erste fällt sogleich in die Augen, daß die Erzählung

*) Ein rührendes Gemälde! Aber auch Alles dies ist bei Creaturen dieser Art oft ebenso gut die Wirkung der überraschten Schuld als der verschüchterten Unschuld.

nicht ganz unmittelbar und lauter, ohne Beimischung fremder Zusätze aus der Quelle, nämlich aus Rousseau's Memoiren selbst, geflossen. Sie ist nicht daraus abgeschrieben, sondern scheint aus einem nicht mehr ganz getreuen Gedächtniß erzählt und schon durch mehr als einen Mund oder mehr als eine Feder gegangen zu sein. Daher die beiden Vielleicht, welche wol schwerlich in einer reinen und simpeln Geschichtserzählung zu billigen sind und hier eine desto schlimmere Wirkung thun, da sie offenbar dazu dienen, weichmüthige Leser noch mehr für die leidende Mariane einzunehmen und wider den jungen Bösewicht Rousseau aufzubringen.

Zweitens ist nicht aus der Acht zu lassen, daß wir von Marianens Unschuld keinen andern Beweis haben als Rousseau's Selbstanklage und freiwilliges Bekenntniß. Wäre dieses nicht da, so hätte der Erzähler alle die rührenden Farben und Ausdrücke, womit er das Bild dieses Mädchens und ihres unglücklichen Schicksals ausgemalt hat, gebrauchen können, und Mariane könnte doch die Diebin gewesen sein. Ein französischer Sachwalter, der die Vertheidigung einer schuldigen Mariane unter den nämlichen Umständen übernommen hätte, würde sich eben dieser Farben, eben dieser schönen und herzrührenden Prosopopöie bedient haben, um die Richter zu ihrem Vortheil einzunehmen. Der getreue und ganz unparteiische Geschichtserzähler hätte sich also entweder dieser Farben und Figuren gänzlich enthalten, oder

Drittens auch dem sich selbst anklagenden Rousseau gleiche Gunst widerfahren lassen und uns mit ebenso starken und rührenden Bildern das Schreckliche seiner Lage schildern sollen — seine Bangigkeit am Rande des Abgrunds, in welchen er durch eine einzige, leichtsinnigerweise begangene Sünde zu stürzen so nahe war — den entsetzlichen, vielleicht mit Höllenqualen verbundnen Kampf in seiner Seele zwischen dem, was einem edeln Gemüthe das Schrecklichste ist, Furcht vor Schande und Vernichtung seiner ganzen moralisch-bürgerlichen Existenz, und dem natürlichen Abscheu vor dem Gedanken, sich auf Kosten einer armen Unschuldigen zu retten, ja, ein Mädchen, das er liebte, zum Schlachtopfer für seine Selbsterhaltung zu machen. Ich meines Orts gestehe, daß ich mir keinen entsetzlichern Gemüthszustand zu denken weiß als denjenigen, worin ein Mensch wie Rousseau zwischen zwei solchen wider einander drückenden Gewichten sein mußte!

Es war um so billiger, daß der Erzähler auf diesen gewiß höchst natürlichen und zur Sache gehörenden Umstand hätte Rücksicht nehmen sollen — da

Viertens der arme Rousseau sein eigner Ankläger, d. i. zugleich Kläger und Beklagter, und also alles Schutzes, aller Vertheidigung, welche die Gesetze sonst dem Beklagten angedeihen lassen, beraubt ist, folglich auf unsrer Seite eine Art von Pflicht der Menschlichkeit obwaltet, uns seiner gegen ihn selbst anzunehmen. Ich will jetzt diesen Gedanken nicht so weit treiben, als er sich, wenn es hier nicht blos um reine Wahrheit zu thun wäre, treiben ließe. Indessen können wir uns doch nicht enthalten, zu denken, daß ein Mensch — und (was die Sache noch viel bedenklicher macht) ein Mensch wie Rousseau — ein Mann von so feuriger Einbildungskraft, von so zartem und gleichsam wundem Gefühl, ein so sonderbarer, so paradoxer, dabei so äußerst hypochondrischer Mann — wenn er sich selbst eines schändlichen und grausamen Verbrechens beschuldigt, mehr als irgend ein Andrer eines Sachwalters bedarf, welcher Alles geltend mache, was dem sich selbst verlassenden, sich selbst hassenden und also nichts weniger als unparteiischen Beklagten zum Vorstand gereichen und seine Schuld wo nicht heben, doch in etwas erleichtern kann.

Aber so sehr hatte sich der Abscheu vor der That selbst und das Mitleiden mit der armen Mariane (an deren Statt ihm seine Einbildung, wie es scheint, ein gar rührendes Ideal unterschob), so sehr hatte sich dieser doppelte Affect des Erzählers bemächtigt, daß er — anstatt nur einen Ausdruck, nur ein Wort zu Gunsten des armen Rousseau einfließen zu lassen —

Fünftens sogar den Verdacht in uns erweckt, daß Dieser die schwarze That ohne Kampf mit sich selbst, ohne innerliches Leiden, nicht im Drange der äußersten Noth, worin sich ein junger Mensch seiner Art sehen kann, sondern mit kaltblütiger Bosheit und mit einer Gleichmüthigkeit, die unter den vorliegenden Umständen mehr teuflisch als stoisch scheinen muß, zu begehen fähig gewesen sei — wie die Ausdrücke: „Rousseau konnte so sehr Bösewicht sein" — „Rousseau sah Marianen leiden und schwieg" — „die Bosheit siegte" — deutlich genug zu erkennen geben.

Ich glaube also, liebster Freund, daß wir vor allen Dingen das Geschehene (worauf doch Alles ankommt) von allen

fremden oder wenigstens die Sache gar zu einseitig vorstellenden Ausdrücken und Einschiebseln reinigen müssen; und dann möchte es wol auch Pflicht, nicht gegen Rousseau, wenn Sie wollen, aber gewiß Pflicht gegen die Menschheit sein, die wir an ihm so gut beleidigen können, als er sie an Marianen beleidigte — die Erzählung durch Hinzudenkung Alles dessen zu ergänzen, was uns eine lebendige und psychologisch wahre Vorstellung von der Lage und dem Gemüthszustande, worin Rousseau die That begangen, geben kann. Sie wird noch immer schwarz genug bleiben, um gerechten Abscheu zu erwecken, wenn ich auch Alles gesagt haben werde, was sich nach meiner Vorstellungsart nicht sowol zur Entschuldigung Rousseau's, als zu dem Ende sagen läßt, damit begreiflich werde — wie er unter diesen Umständen, ohne darum ein hartherziger Bösewicht, ein Teufel in Menschengestalt, ja (vielleicht), wie er, ohne darum weniger Rousseau zu sein, eine solche That habe begehen können.

2.

Sie haben, werther Freund, die Anekdote von Rousseau in den Ephemeriden der Menschheit nun selbst gelesen, und Sie geben in einem Tone, worin ich ein Wenig Ironie zu spüren glaube, zu erkennen, daß Sie kaum erwarten könnten, wie ich es machen würde, um meinen Clienten (wie Sie sagen) von dem schwarzen Flecken, den er seiner Ehre durch die Offenbarung der abscheulichen Anekdote zugezogen, weiß zu waschen.

Nicht weiß zu waschen, mein Freund! dazu habe ich mich nicht anheischig gemacht! Die Frage soll auch hier nicht sein, ob Sie oder ich in dem nämlichen Falle das Nämliche gethan oder uns auf eine ehrlichere Weise aus dem Handel gezogen hätten. Vielleicht ja — wiewol die gute Meinung, die wir von unserm eignen Herzen haben mögen, in Rücksicht auf einen besondern Fall, worin wir uns nie befunden, nichts entscheidet — also vielleicht ja, oder, wenn Sie wollen, nicht vielleicht, ohne daß wir darum Ursache hätten, uns über Rousseau zu erheben. Rousseau war nicht weniger Mensch

als irgend Einer von Denen, die seine That abscheulich finden. Noch mehr, Rousseau war gewiß in einem hohen Grade mehr Mensch, das ist, hatte mehr von dem, was (in einem einzigen Individuo vereinbart) den edelsten und vollkommensten unsrer Gattung ausmachen würde, als Neunundneunzig von Hunderten, die über ihn urtheilen.

„Und doch konnte Rousseau — so sehr Bösewicht sein?" — Nicht Bösewicht, lieber Freund — nur so sehr Mensch! — Und ich bitte Sie, ärgern und entsetzen Sie sich nicht über diesen Ausdruck. Es ist der Ausdruck einer durch die Annalen der Menschheit und die Biographien der besten Menschen (insofern man keine moralischen Romane daraus gemacht hat) längst bestätigten Wahrheit. — „Wer ist so weise, daß er nicht zuweilen ein Thor sei? Wo ist der Tugendhafte, der nicht zuweilen lasterhaft handle?" sagt einer der tiefsten Kenner und wärmsten Liebhaber der Menschheit, die jemals gelebt haben. Eine aufs Aeußerste gestiegene Leidenschaft kann jeden Menschen, der nicht zu schwach zu einer solchen Leidenschaft ist, auf einen Augenblick zum Unmenschen machen. Aber ein junger Mensch, der aus Furcht der Schande die Handlung eines Bösewichts begeht, ist darum noch kein Bösewicht. „Dieselbe Kraft, die dies Laster hervorgebracht — gebt ihr nur eine andre Richtung, andre Gegenstände, und sie wird Wundertugenden verrichten."*) — Ein wahres und wichtiges Wort! Möcht' es nur besser erkannt und rechter Gebrauch davon gemacht werden!

Ich möchte wol wünschen, damit wir uns um so viel richtiger in die Lage des jungen Rousseau hineindenken könnten, daß man uns von seinem eigentlichen Alter zur Zeit, da sich diese Begebenheit zutrug, etwas Bestimmteres gesagt hätte. Denn auch das ist doch wahrlich nichts weniger als gleichgiltig, ob er zwanzig, funfzehn oder zwölf Jahre alt war, als er die böse That beging. Mir scheint es vermuthlich, daß er noch sehr jung, vielleicht noch unter vierzehn gewesen; und der Umstand, daß er in dem Hause des vornehmen Mannes, wo er sich damals befand, „zum Theil erzogen wurde", ingleichen die Entwendung eines goldgestickten Bandes, um ein Dienstmädchen des Hauses, in welches er verliebt war, damit zu beschenken; ja, selbst diese sogenannte Liebe zu einem Dienst-

*) Physiogn. Fragmente, II. B. S. 38.

mädchen im Hause scheint dieser Vermuthung keinen geringen Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben.

Es braucht eben keines großen Aufwandes von Einbildungskraft, um zu begreifen, wie der Instinct in einem jungen Menschen von diesem Alter sich (ohne daß er selbst recht wußte, was es war) für ein vielleicht ganz artiges, sanftes, junges Dienstmädchen, mit dem er in einem Hause lebte, bestimmen konnte. Vielleicht (weil wir uns doch in Ermanglung genauerer Nachrichten mit dergleichen Vielleichts behelfen müssen) spielte der Instinct dem guten Mädchen den nämlichen Streich; Eines verführte das Andre, ohne es zu wollen, ohne zu verstehen, was sie fühlten, ohne zu wissen, wohin es sie führen konnte. Kurz, der junge Mensch war dem Mädchen gut, und das Mädchen war dem jungen Menschen gut, ohne daß man nöthig hätte, zu vermuthen, daß Zaubermittel oder besondere Verführungskünste dazu gebraucht worden wären. Der junge Mensch hätte, wie auch dies sehr natürlich ist, dem Mädchen gerne was schenken mögen, und weil er so arm als eine Kirchenratte war, und vermuthlich die Begriffe, die er dreißig oder vierzig Jahre später in seinem Discours sur l'inégalité entwickelte, damals schon in ihm keimten, so glaubte er in einem Augenblicke von Leichtsinn, vielleicht nicht sehr unrecht oder nur ein sehr kleines Sündchen zu thun, wenn er den vornehmen und (wenigstens in seinen Augen) reichen Leuten, bei denen er wohnte, ein goldnes Band — dessen Abwesenheit sie schwerlich vermissen würden, das vielleicht lange ungebraucht in einer Schachtel gelegen — entwendete, um es einem artigen Mädchen zu schenken, bei dem es besser angelegt wäre.

Ich will nicht hoffen, daß mich Jemand beschuldigen werde, ich wolle dem Diebstahle das Wort reden. Aber da es hier um eine etwas genauere Erörterung einer wichtigen moralischen Erscheinung zu thun ist, so wird mir doch wol erlaubt sein, zu erinnern, daß die Entwendung einer Kleinigkeit dieser Art, und überhaupt jede Zueignung einer Sache, die uns gefällt, oder die wir gebrauchen können, ohne Rücksicht, wessen Eigenthum sie sei — nicht unter diejenigen Verbrechen gehöre, mit denen ein natürlicher Abscheu, ein natürliches Gefühl von Unrecht und Schändlichkeit verbunden ist. Im Gegentheil, alle Menschen sind (wie man an den Kindern sieht) von Natur geneigt, die ganze Welt mit Allem, was darin ist, für ihr Eigenthum anzusehen. Die Heiligkeit des Unterschieds zwischen

Mein und Dein ist ein Gefühl, das erst durch die Association entsteht, erst durch die Erziehung in den Menschen gebracht wird, so wie jener Unterschied selbst ohne die Sanction positiver Gesetze nur etwas sehr Schwankendes ist. Daher ganz allein kommt es, daß die Einwohner der Südseeinseln, weil sie noch immer in einer Art von Kindheitsstande und auf einer der ersten Stufen des geselligen Lebens stehen, so gutherzig, unschuldig und von aller Uebelthätigkeit entfernt sie in andern Stücken sein mögen, durchaus so schwer dazu zu bringen sind, den Diebstahl für ein Verbrechen zu halten oder die Idee des Unrechts und der Schande damit zu verbinden. Blos durch diese Association, an welche wir unsre Kinder von der zartesten Jugend an gewöhnen und gewöhnen müssen, und durch den Eindruck, den die Verknüpfung der Vorstellungen von Zuchthaus, Halseisen, Staupbesen und Galgen mit dem Worte Diebstahl und jeder Verletzung der Eigenthumsrechte auf ihre Einbildungskraft macht, bringen wir es dahin, sie von der otahitischen Gleichgiltigkeit gegen diese Rechte abzugewöhnen.

Es ist daher begreiflich, wie sogar Kinder aus den höhern Classen der Gesellschaft, bei denen dieser Theil der Erziehung zufälligerweise verabsäumt worden, oder welche nie Gelegenheit gehabt, von der Unverletzlichkeit des Eigenthums eines Andern sehr tiefe sinnliche Eindrücke zu bekommen (ein Fall, der wenigstens zur Seltenheit begegnen kann), selbst in dem Alter, worin wir uns hier den jungen Rousseau denken, und ungeachtet sie das Gebot: Du sollst nicht stehlen, oft gehört und mechanisch hergebetet haben, gleichwol ohne darum ein bösartigeres Herz zu haben als Andre, sich wenig Bedenken machen werden, in einem Hause, wo sie erzogen worden — und daher gewohnt sind, tausend Dinge, deren Gebrauch ihnen freisteht, als ihr Eigenthum zu betrachten — etwas Eßbares oder ein Band oder eine andre solche Kleinigkeit sich heimlich zuzueignen, wenn sie große Lust dazu haben und sich einbilden, daß die Entwendung unentdeckt bleiben werde.

Doch wozu halte ich mich so lange bei diesem Umstande auf? Der junge Rousseau that unstreitig sehr unrecht daran, daß er das goldgestickte Band entwendete, um sein Mädchen damit zu beschenken; aber das ist es nicht, was die Herzen Aller, welche die Anekdote hören oder lesen, gegen ihn empört. Blos die Niederträchtigkeit — sich, da der Verdacht der Entwendung auf ihn fiel, von der Schande und Strafe, die er

zu befürchten hatte, durch falsche Anklage des armen unschuldigen Dienstmädchens loszulügen — die **Hartnäckigkeit**, bei dieser Lüge im Angesicht des Mädchens zu beharren — die **Hartherzigkeit** und **Grausamkeit**, die (wie uns däucht) dazu erfordert wurde, ihn fähig zu machen, Marianen — deren Unschuld er kannte, die er liebte, von der er geliebt war, und die er vorsätzlich zum Schlachtopfer für seine eigne Sicherheit machte — leiden, unterdrücken, mit Schimpf und Schande aus dem Hause jagen und dadurch wahrscheinlicherweise auf immer unglücklich machen zu sehen und **unbewegt zu bleiben**: dies ist's, was jedes Herz gegen den jungen Menschen aufbringen muß, was uns mit Abscheu und Grausen erfüllt, was wir ihm nicht verzeihen können.

Und doch — die That ist freilich von der häßlichsten Art (und wehe ihm, wenn er sie jemals in seinem ganzen Leben sich selbst hätte verzeihen können!) — aber doch — versuchen **wir's** wenigstens, ob es **uns** möglich ist, uns an seine Stelle zu setzen, und ob wir nicht finden werden, daß er aller Einwendungen unsers Gefühls ungeachtet noch weit mehr **mitleidens**= als **verdammenswürdig** ist.

Es giebt von Zeit zu Zeit **unglücklich Geborne**, die vom Schicksale recht ausdrücklich zu einem immerwährenden Leiden an ihrem äußern und innern Menschen verurtheilt zu zu sein scheinen; Leute, die man versucht ist, für lebendige Beweise des alten **brahmanischen Glaubens** anzusehen und, zu Rechtfertigung der Härte des Schicksals gegen sie, beinahe selbst zu glauben, daß sie blos zur Abbüßung ihrer **in einem vorigen Leben** begangenen Verbrechen wieder in einen menschlichen Leib eingekerkert worden. Von ihrer Geburt an scheinen sich alle Umstände wider ihr Glück verschworen zu haben. Mit einem angebornen edeln Stolz, mit der stärksten Neigung zur Unabhängigkeit, mit der feurigsten Ruhmbegierde, mit einem gefühlvollen, zum Wohlthun, zur Freigebigkeit, zu einer gewissen Großheit in allen Dingen geneigten Seele, kurz, mit dem, was unsre Alten ein **fürstliches Herz** nannten — mit Eigenschaften, die den Sohn eines Königs zieren würden, **ihnen** aber zu **ihrem Unglücke** verliehen scheinen — sind sie von Kindheit an zu einer Abhängigkeit und Beschränktheit verdammt, die in dem Maße, wie ihr Charakter sich entwickelt und erstarkt, zu einer ewigen Quelle von Demüthigungen und Leiden werden. Alle Augenblicke werden ihre innersten Gefühle bald

gegen ihr Schicksal, bald gegen einander selbst empört, und ihr Leben ist ein immerwährender Streit ihrer edelsten Neigungen mit ihrem Unvermögen, des lebendigsten Selbstgefühls mit einem nicht weniger mächtigen Gefühl für Andre, ihres Edelmuths mit ihrer Armuth, ihres Stolzes mit ihrer Dankbarkeit, ihrer unbiegsamen Seele mit der Nachgiebigkeit, die ein Wohlthäter immer von Demjenigen zu erwarten sich berechtigt hält, der seiner Gnade leben muß.

Man stelle sich einen jungen Menschen vor, der das Unglück hat, mit einer solchen innern Anlage, ohne Eltern, ohne Freunde, außer dem Schooße seines Vaterlandes, in einem Zustande, wo seine ganze Existenz von fremder Wohlthätigkeit abhängt, in dem Hause eines vornehmen Mannes erzogen zu werden, und erzogen zu werden nicht zur Dienstbarkeit, sondern auf eine liberale Art zu einer künftigen edeln Bestimmung, auf eine Art, die jede schöne und große Neigung in ihm entwickelt, seine Seele mit den erhabensten Ideen und Beispielen der alten Griechen und Römer erhitzt, kurz, erzogen zu werden wie ein Sohn vom Hause — und sich gleichwol durch tausend kleine Umstände alle Augenblicke erinnert zu sehen, daß dies Alles nur fremde Wohlthat, nur Almosen ist —, daß es mit jedem Augenblick aufhören kann — daß der kleinste Zufall, der Tod des Wohlthäters oder eine Veränderung in seinen Umständen, eine Erkältung seiner Zuneigung gegen ihn, ein Fehltritt, der ihn seiner Gunst beraubt, hinlänglich ist, ihn in die weite Welt hinaus in die Classe der Elenden zu schleudern, die nicht wissen, woher sie morgen ihren Hunger stillen sollen! — Welch eine Lage für einen Jüngling von der Art, wie wir ihn vorausgesetzt haben!

Und was müssen die natürlichen Folgen dieser Abhängigkeit seines Schicksals, dieses bänglichen Schwebens zwischen Furcht und Hoffnung (denn mit sechzehn Jahren ist man noch kein Stoiker), dieses unaufhörlichen Widerspruchs zwischen seinem Herzen und seinen Umständen sein!

Man denke nur einen Augenblick an die Collisionen, die in einer solchen Lage bei tausend Gelegenheiten entstehen müssen! — Gesetzt auch, der Wohlthäter sei ein edler und gutgesinnter Mann, der überhaupt die Hochachtung und Liebe des jungen Menschen ebenso sehr verdient als seine Dankbarkeit: am Ende ist er doch ein Mensch wie andre. Er wird seine

Fehler, Ungleichheiten, Launen und Mucken haben, sein Verstand ist vielleicht beschränkter, sein Herz enger als des jungen Menschen; und wenn das auch nicht wäre, so macht schon die Verschiedenheit des Alters und der Umstände und der große entscheidende Umstand, daß Jener der Wohlthäter, Dieser der Client, Jener also der agirende, Dieser der leidende Theil ist, einen sehr wichtigen Unterschied. Der Fall wird also vielleicht sehr oft kommen, wo die Ehrerbietung und Dankbarkeit, die der junge Mensch seinem Wohlthäter schuldig ist, mit seiner eignen Ueberzeugung, seinem Gefühl, seinen Neigungen in Zusammenstoß gerathen wird. Er wird sich zuweilen vergessen und die Rechte seiner Vernunft, seines Herzens hitziger und standhafter behaupten, als es jene Pflichten zulassen, oder als es die Ausdehnung zuläßt, die ihnen der Wohlthäter giebt. In solchen Fällen wird man ihn vielleicht durch Vorwürfe zur Gebühr weisen, die für seinen Stolz um so kränkender sein müssen, da er sich bewußt ist, daß sein Herz keiner Undankbarkeit fähig sei. Oeftere Kränkungen dieser oder ähnlicher Art werden eine gedoppelte Folge bei dem jungen Menschen haben: sie werden ihn trotz seines natürlichen Stolzes, oder vielmehr eben deswegen, schüchtern und behutsam machen; und das unangenehme Gefühl dessen, was es ihm kostet, Verbindlichkeiten zu haben, die er nicht anders als auf Unkosten des empfindlichsten Theils seiner Eigenliebe erwidern kann, wird ihm endlich die Dankbarkeit zu einer Last machen, die desto schwerer auf ihm liegen wird, je mehr er die Unentbehrlichkeit der Wohlthaten fühlt, die ihm diese Pflicht auflegen. Diese Schüchternheit, die so übel zu seiner natürlichen Freimüthigkeit paßt — dieses demüthigende Gefühl einer Abhängigkeit, die ihn in seinen eignen Augen erniedrigt — die Vorwürfe, die ihm vielleicht zuweilen sein eigenes Herz macht, wenn er die Unmöglichkeit fühlt, seinen hohen und ungeschmeidigen Geist zu einer Gefälligkeit zu bringen, die er aus Liebe zu seinem Wohlthäter zu haben wünscht, wiewol der bloße Gedanke ihn empört, daß sie als Schuldigkeit gefordert wird: Alles dies wird eine Art von geheimem Unmuth und eine Anlage zu Bitterkeit, Menschenscheu und übermäßiger Empfindlichkeit der Eigenliebe hervorbringen; die Energie seiner Seele wird sich mehr in sich selbst hineinziehen, und das Gefühl für Andre, das sonst bei edeln Gemüthern in der ersten Jugend so lebhaft ist, wird unvermerkt von einem immer stärker werdenden Selbst-

gefühl überwogen werden, das in seiner Lage das Einzige ist, was ihn aufrecht erhalten kann.

Aber auch dies ist noch nicht Alles. Der junge Mensch, von dem hier die Rede ist, bleibt mit aller seiner herrlichen Anlage doch allen seinem Alter und Geschlecht eigenen Fehlern unterworfen. Aber in dem Stande von Abhängigkeit, worin er lebt, wird gewöhnlich Alles genauer genommen. Man fordert mehr und übersieht weniger. Alles, was im Hause ist, bis auf die Geringsten vom Gesinde, glaubt sich berechtigt, seine Aufführung zu controliren, und er ist überall (und um so mehr, weil sein Stolz, seine Ungeschmeidigkeit ihm öfters, auch unverdienterweise, Feinde machen) von Schalksaugen und Aufpassern umgeben, welche bereit sind, seinen kleinsten Vergehungen einen häßlichen Anstrich zu geben und ihm durch geheime Anklagen oder laute Beschwerden Verdruß und Strafe zuzuziehen.

Auch dieser Umstand kann nicht ohne schlimme Folgen für seine Gemüthsart sein und sehr leicht zu einer Fertigkeit, sich zu verbergen, oder im Nothfalle sich mit Leugnen zu helfen, Anlaß geben; wie man unter ähnlichen Umständen nur allzu häufig an Kindern wahrnehmen kann, deren angeborne Aufrichtigkeit auf diese Art gleichsam erschreckt wird, den natürlichen Abscheu vor der Unwahrheit verliert und durch unmerkliche Stufen endlich, zumal wo es auf Selbstvertheidigung ankommt, der entschlossensten Lüge fähig wird. Und dies wird bei unserm jungen Menschen um so gewisser der Fall sein, wenn Diejenigen, von welchen seine Erziehung abhängt, vielleicht aus mißverstandnem Wohlmeinen bei einem so eigenwilligen, stolzen und der Hand, die ihn biegen will, so kräftig widerstehenden Subject eine Strenge vonnöthen glauben, die, wenn sie nicht mit der behutsamsten Weisheit gebraucht wird, gerade bei einem solchen Subject äußerst nachtheilig und oft grundverderblich ist.

Ich bin mit den besondern Umständen von J. J. Rousseau's Erziehung und erster Jugend nicht bekannt genug, um mit Zuversicht sagen zu können, daß er der junge Mensch sei, von dem ich hier gesprochen habe. Aber auch das Wenige, was ich davon weiß, mit dem, was sich aus verschiedenen Briefen, die er in seiner Jugend geschrieben, abnehmen läßt, und mit dem Bilde seines Charakters, das allen seinen Werken eingeprägt ist, verglichen, macht es mir sehr wahrscheinlich,

und ich glaube, daß wir bei dieser Erörterung, wo sich selbst Herr B. in den Ephemeriden ein paar Vielleicht erlaubt hat, wenigstens als Hypothese annehmen können, daß Rousseau in dem Hause, wo er die häßliche That begangen, ungefähr in einer solchen Lage gewesen sei.

Dies vorausgesetzt, denken wir uns wo möglich in sein individuelles Selbst hinein und stellen uns vor: wie, nachdem die leidige Entwendung des prächtigen goldgestickten Bandes und die noch fatalere Entdeckung des corporis delicti geschehen war, einem jungen Menschen wie J. J. Rousseau, einem Jünglinge von funfzehn oder sechzehn Jahren, in welchem der Keim von Allem dem, was er in der Folge war, schon liegen mußte, — dem sein innrer Genius, wiewol noch mit dumpfer Stimme, schon sagte, was er werden könnte, — der einen angebornen Stolz (ohne den sich kein Cato, kein Epiktet, kein Ximenes, kein Rousseau, kein großer Mensch, von welcher Art es sei, denken läßt) durch diese Entdeckung der allerschmählichsten Demüthigung ausgesetzt sah, — in einem Augenblicke — durch eine einzige unbesonnene That, — aber eine That, an welche die eiserne Nothwendigkeit, die Erhaltung und das allgemeine Beste der menschlichen Gesellschaft, das, was einem edel gebornen Menschen das Entsetzlichste ist, Schande, unauslöschliche Schande geheftet hat, und der in diesem einen Augenblicke, durch diese einzige Vergehung sein ganzes gegenwärtiges und künftiges Glück, seine Erwartungen und Hoffnungen, Alles, was er ist und noch werden kann, mit einem Worte, seinen guten Namen, seine Ehre und mit ihr seine ganze bürgerliche und moralische Existenz unwiederbringlich zu Grunde gerichtet sieht — denken wir ihn in dieser Klemme und stellen uns vor, wie einem Jüngling von dieser Art, mit dieser Empfindlichkeit, mit dieser äußerst wirksamen Einbildungskraft dabei zu Muthe sein mußte: ob sich eine grausamere Lage für ihn denken läßt.

Und wenn er nun im ersten Augenblicke der höchsten Verlegenheit, am Rande des Abgrunds, in den er den Augenblick darauf stürzen wird, in einem Momente, wo keine Ueberlegung, kein Streit der edlern Seele mit der selbstigen stattfindet — wenn er da hastig nach dem einzigen Rettungsmittel greift, das sich ihm darbeut — leugnet, und — weil er nicht leugnen kann, ohne die erste Lüge mit einer zweiten zu unterstützen — eine andre Person des Vergehens beschuldiget, dessen Ge-

ständniß ihm ärger als Tod ist — ist er (ich frage alle denkenden und fühlenden Wesen), ist er darum ein Bösewicht?

Muß ich mich etwa noch einmal verwahren, daß ich durch Alles dies seine Schuld nicht vernichten, nicht sagen will, daß er durch einen unwiderstehlichen innern Zwang schlechterdings so habe handeln müssen? — Alles, was ich abzwecke, ist blos, daß man sich lebhaft genug in seine Lage hineindenke und nichts vergesse, was seine Schuld erleichtern kann.

Man verzeiht einem Menschen, wenn er — mitten in den Wellen sein Leben auf einem Brette rettend, das nur eine Person tragen kann — in dieser äußersten Noth einen Andern, der eben dies Brett ergreifen will, mit Gewalt in die See zurückstößt. Alle Lehrer des Naturrechts erklären es sogar für rechtmäßig. Soll ich Ihnen nach meinem Herzen sprechen? In meinem Inwendigen ist etwas, das allen diesen Herren widerspricht; und ich kann dem Menschen nicht verzeihen, der nicht fähig ist, es darauf ankommen zu lassen, ob dies Brett nicht zwei Menschen retten könne; dem sein eignes Leben so wichtig ist, daß er es nicht an die auch nur vielleicht mögliche Erhaltung eines andern setzen will.

Aber welchem edeln Menschen ist sein guter Name nicht lieber als sein Leben? In welchem edeln Menschen ist nicht die Furcht der Schande die heftigste, die unbezwinglichste, die grausamste aller Leidenschaften?

Freilich ist zwischen Dem, der das einzige übrige Rettungsmittel seines Lebens gegen Einen, der es ihm entziehen will, vertheidiget, wiewol die gewisse Folge davon ist, daß dieser Letzte umkommen muß, und zwischen unserm Jüngling, der eine unschuldige Person anklagt, um sich selbst der Schande zu entziehen, ein großer Unterschied. Aber können wir ohne Unbilligkeit vergessen, daß die Furcht vor dieser Schande eine Leidenschaft bei ihm sein mußte, die alle andern Gefühle unterdrückte, ihn zu jeder Betrachtung, jeder Ueberlegung unfähig machte? Oder wenn er in diesem Zustande ja noch einiger Gedanken fähig war, so halfen diese Gedanken blos den Widerstand vernichten, welchen ohne Zweifel die Menschlichkeit in seinem Herzen gegen die Entschließung that, die er in der äußersten Verzweiflung genommen hatte. Wenigstens war es sehr natürlich (zumal in Rücksicht dessen, was ich vorhin von den vermuthlichen Wirkungen seiner Umstände auf seine Sinnesart gesagt habe), daß er ein unendlich stärkeres Gefühl von der Wichtigkeit der

Erhaltung seiner eignen Ehre — von welcher in seiner Lage seine ganze Existenz abhing — haben mußte, als von der Wichtigkeit der Ehre des Dienstmädchens. Ein Flecken dieser Art konnte von der Letztern abgewaschen werden; bei ihm war er unauslöschlich. Im Grunde betraf die Mauserei, deren er sie beschuldigte, eine Kleinigkeit. So kostbar das goldgestickte Band sein mochte, so war es am Ende doch nur ein goldgesticktes Band. Das Mädchen stand vermuthlich bisher in gutem Ruf; dies war das erste Mal, daß sie sich vergangen hatte, und er konnte hoffen, daß man ihr verzeihen würde, was man ihm nicht verziehen haben würde. Und wenn er auch Verzeihung hätte hoffen können: wer sieht nicht, daß es einem jungen Menschen wie Rousseau unerträglich, unmöglich hätte sein müssen, mit dem Bewußtsein, daß man ihm eine solche Handlung zu verzeihen gehabt habe — mit der täglichen Furcht, bei der kleinsten Gelegenheit, wo er sich das Mißvergnügen des Wohlthäters zugezogen hätte, Vorwürfe deswegen hören zu müssen — mit dem Gefühl, wie sehr ihn das bloße Mitwissen des ganzen Hauses in allen Augen erniedrigen mußte — wer sieht nicht, sage ich, daß es ihm unmöglich sein mußte, unter solchen Umständen länger in des vornehmen Mannes Hause zu bleiben?

Freilich, Alles dies fand auch bei dem Dienstmädchen statt; aber doch gewiß, der mächtige Unterschied zwischen einem Jüngling wie Rousseau und einem alltäglichen Dienstmädchen machte auch hier einen großen Unterschied. Ich weiß wol, daß dieser Unterschied vor dem bürgerlichen und peinlichen Richter in keine Betrachtung kommt, noch kommen darf; aber vor dem philosophischen Richtstuhl soll und muß er in Betrachtung kommen. Ich sagte mit Bedacht: einem alltäglichen Dienstmädchen; denn allerdings hätte das Mädchen möglicherweise eine Pamela sein können, und das hätte freilich ganz andre Verhältnisse gegeben. Aber dann wäre wahrscheinlich auch der Erfolg ganz anders ausgefallen. Wir müßten eine sehr schlimme Meinung von dem Verstand und Charakter des vornehmen Mannes, in dessen Hause die Scene dieser Geschichte lag, haben, oder er würde solchenfalls die Unschuld des Mädchens entdeckt und Rousseau in dem unrechtmäßigen Mittel, wodurch er sich zu retten hoffte, sein Verderben gefunden haben.

Doch wie, wenn der vornehme Mann sich in dieser Sache wirklich einer unverzeihlichen Uebereilung schuldig gemacht und das Mädchen wirklich eine Art von Pamela gewesen wäre?

Mich dünkt, mein Freund, ich sehe Sie sehr geneigt, Sich diese Mariane unter einem Ideale zu denken, das Ihrem Herzen nicht erlaubt, ganz unparteiisch zu sein. Das rührende Gemälde, das Herr B. in den Ephemeriden von ihr macht, hat Ihre Einbildungskraft bestochen; und wer steht mir dafür, daß nicht sogar der sanfte, liebliche Name Mariane, mit dem, sobald man ihn hört, so viele schöne Eindrücke von zwanzig poetischen und romantischen Marianen (die neueste Mariane im Siegwart nicht zu vergessen) in der Seele anklingen, nicht mehr, als Sie selbst glauben, dazu beiträgt, Sie zu Gunsten dieses Dienstmädchens einzunehmen? Bald wollte ich wetten, daß Sie nicht halb so viel für sie empfinden würden, wenn sie Ursel oder Margot oder Kunigunde geheißen hätte! — Allein (ernsthaft zu bleiben) wir müssen uns in einem Falle wie dieser vor unsrer eignen Gutherzigkeit in Acht nehmen, und dem Interesse, das uns die leidende Unschuld einflößt, darf, wo es um unparteiische Gerechtigkeit zu thun ist, kein Einfluß gestattet werden. Wir wissen nichts Authentisches von der Person dieser Mariane, als daß sie ein Dienstmädchen im Hause war. Selbst der Umstand, daß der junge Rousseau eine Neigung auf sie geworfen hatte, beweist kaum, daß sie ein hübsches Mädchen war. — „Aber sie war unschuldig." — Unschuldig an dem Diebstahle, dessen Rousseau sie beschuldigte; dies ist gewiß, da er selbst es sagt: — aber so unschuldig konnte die gemeinste Stallmagd auch sein, und dies ist noch kein Grund, sie für etwas mehr zu halten.

Verstehen Sie mich nicht unrecht, lieber Freund! Ich bin nicht so von aller Menschlichkeit entblößt, daß ich ein armes niedriges Dienstmädchen deswegen, weil sie arm oder niedrig oder ein Dienstmädchen ist, für ein corpus vile halten sollte, an welchem man sich nicht versündigen oder nur peccatilla begehen könne. Es giebt einen innern Adel, der sich wol zuweilen auch bei einem armen niedrigen Dienstmädchen findet; einen Adel, der sie zwar nicht stiftsmäßig, aber auf der Wage des Heiligthums wichtiger macht als manche Königstochter. Allein wir haben nicht den geringsten Grund, von der besagten Mariane so groß zu denken; und was ich hier sagen will, ist blos, daß diese Mariane, weil sie ein menschliches Geschöpf, ein Mädchen und an dem Banddiebstahl unschuldig war, darum noch kein sehr vorzügliches, sehr liebenswürdiges und vortreffliches Mädchen sein mußte — und daß die Beschaffenheit

der Personen, an denen eine Sünde begangen wird, in der Sünde selbst einigen Unterschied macht. Denn das stoische „alle Sünden sind gleich", ist ein Paradoxon, das auf willkürlichen Abstractionen beruht und in der Natur und Wahrheit ungegründet ist.

Ich will gern zugeben, daß, wenn wir alle Umstände wüßten und das Mädchen, von dem die Rede ist, genau kennten, Rousseau's Sünde vielleicht ungleich schwerer befunden würde als jetzt, da wir so wenig wissen. Aber diese bloße Möglichkeit berechtigt uns nicht, sie zum Nachtheil des armen Rousseau durch einen Dichterkunstgriff in Wirklichkeit zu verwandeln. Kurz, wir haben keinen hinlänglichen Grund zu glauben, daß Mariane N. N. etwas mehr gewesen sei als ein gewöhnliches Dienstmädchen, wie es deren bei Hunderttausenden giebt; aber wir wissen, daß in dem jungen Rousseau schon damals der Embryo von einem so herrlichen Menschen lag, als unter zehnmal Hunderttausenden kaum Einer gefunden wird; und dies macht nach meinem Gefühl einen Unterschied. Ich gestehe Ihnen, daß ich — vermöge einer Denkart, die ich für sehr menschenfreundlich halte — zwanzig solche Dienstmädchen im Nothfall darum gäbe, einen einzigen Rousseau zu erhalten, und daß ich's also dem Rousseau selbst um so eher verzeihen kann, wenn er in einer der verzweifeltsten Lagen, worin sich ein junger Mensch seiner Art nur immer denken läßt, den Werth seiner eignen Erhaltung so stark fühlte, daß dies Gefühl selbst das Gefühl der Ungerechtigkeit des Mittels überwog, wodurch er sich zu retten suchte. Ich bedaure ihn herzlich; denn ich bin gewiß, die innere Qual, die er dabei ausstand, war unsäglich, wiewol seine Furcht vor der Schande noch heftiger war. Ich beklage ihn; denn das Bewußtsein, seine Existenz durch eine Uebelthat, vielleicht (wiewol wider seine Absicht) mit dem gänzlichen Verderben eines armen unschuldigen Geschöpfes erhalten zu haben, war hinlänglich, die Ruhe seines ganzen Lebens zu vergiften. Ich beklage ihn — und muß ihm verzeihen, was ich — mir selbst, was ich vielleicht zehntausend Andern nicht verzeihen könnte.

Aber habe ich mit Allem, was ich bisher als sein Fürsprecher vorgebracht, erhalten, daß auch Sie, mein Freund, von der Strenge Ihres Urtheils nachlassen, daß auch Sie ihm verzeihen? daß auch Sie finden, daß er bei Begehung der traurigen That kein Bösewicht, sondern nur der individuelle Mensch J. J. Rousseau war?

Ich sehe Sie (däucht mich) verlegen — aber — „Nein," hör' ich Sie ausrufen — „es ist unmöglich, ihn zu entschuldigen! Man entschuldigt wol zuweilen sogar einen Mörder — (und war nicht Rousseau hier ein Mörder? ermordete er nicht die Ehre des armen Mädchens, an der ihr ganzes Glück hing?) — Aber wenn zu einer an sich selbst schon verdammenswürdigen Handlung noch ganz besonders hassenswürdige Umstände, wie zum Beispiel Undankbarkeit, Grausamkeit, kalblütige, fühllose Grausamkeit hinzukommen, so wird die That ganz abscheulich; die Menschheit empört sich gleich heftig wider den Thäter und die That. Und war dies nicht" (fahren Sie fort) „der Fall des jungen Menschen? Er liebte Marianen, wurde vielleicht aufs Zärtlichste von ihr wiedergeliebt — und konnte das unschuldige Mädchen, das er liebte, eines Diebstahls anklagen, den er selbst begangen hatte? Er konnte ihr in die Augen sehen, konnte ihr Leiden, ihre Thränen sehen und unbeweglich auf seiner Aussage bleiben? konnte sehen, wie sie mit Schimpf und Schande aus dem Hause ins Elend gejagt wurde, und schweigen? — Wenn Derjenige, der dies kann, kein Unmensch ist —"

Verzeihen Sie, mein Freund, daß ich Ihnen ins Wort falle! Lassen Sie uns das Factum, das Wenige, was wir davon wissen, gereinigt von Einschiebseln und Vermuthungen, die der Erzähler, um die Sache rührender zu machen, hinzugethan, unparteiisch erwägen! Vielleicht findet sich's, daß es blos unsre Einbildung ist, die diese Umstände hinzudichtet, welche (wie Sie sagen) das Verbrechen so äußerst grausam und den Thäter so hassenswürdig machen.

„Er liebte Marianen und wurde vielleicht aufs Zärtlichste von ihr wiedergeliebt." — Ich brauche nicht zu wiederholen, daß ich eine Vermuthung, die zu nichts dient, als einen desto schwärzern Schatten auf Rousseau zu werfen, nicht gelten lassen kann. Daß er ein Auge auf das Mädchen geworfen hatte, scheint sich auf sein eignes Bekenntniß zu gründen und kann also nicht geleugnet werden. Wenn man diese Art von Zuneigung, die unter jungen Leuten verschiednen Geschlechts so gewöhnlich ist und in diesem Alter ebenso leicht auf diesen als jenen Gegenstand fallen kann, je nachdem sie durch die Umstände geleitet wird — wenn man, sage ich, dies Liebe nennen will, so muß ich's leiden; und Alles, was ich dabei erinnern möchte, ist — daß Herr Adelung,

indem er von dem alten Worte Minne in seinem Wörterbuche sagt: der Mißbrauch, den man davon gemacht, habe verursacht, daß es mit allen seinen Ableitungen nach und nach verächtlich geworden und endlich gar veraltet sei, — großes Recht hat, hinzuzusetzen, daß ein ähnliches Schicksal unserm Worte Liebe bevorzustehen scheine. Wenn es also Liebe heißen soll, was der junge Rousseau (man vergesse nicht, daß er ein Knabe von funfzehn oder sechzehn Jahren war) für das Dienstmädchen Mariane fühlte, so war es wenigstens (wie Herr B. sehr wohl anmerkt) keine tugendhafte Liebe, wiewol ich darum nicht gleich so weit gehen möchte, zu vermuthen, daß Rousseau das goldgestickte Band dem Mädchen anfangs zugedacht habe, „vermuthlich, um sie dadurch zu unedeln Gunstbezeigungen geneigt zu machen“. — So arg war's doch wol vermuthlich nicht! denn eine Liebe, die nicht rein und edel genug ist, um den Namen einer tugendhaften zu verdienen, ist darum noch nicht lasterhaft. Kurz, diese Liebe war die Liebe eines jungen Menschen zu einem — Dienstmädchen im Hause; dies ist Alles, was sich davon sagen läßt, und ein Wörtchen mehr würde zu viel sein.

Es läßt sich also von diesem Umstande keine Folgerung, um Rousseau's Verbrechen schwärzer zu machen, ableiten. Daß das Mädchen „vielleicht die edelsten Empfindungen für ihn gefühlt“, wird ohne allen Grund vorgegeben; und was er für das Mädchen fühlte, war doch wol nur Liebe in dem Sinne, wie dies Wort im sechsundzwanzigsten Buche der deutschen Uebersetzung von Haller's Physiologie gebraucht wird. Wäre es eigentliche Liebe, Liebe in der einzigen Bedeutung, welcher dieses schöne Wort geheiligt sein sollte, gewesen, so hätte ihm auch nur der bloße Gedanke, sie anzuklagen, nie zu Sinne kommen können; er würde, sogar wenn sie wirklich schuldig gewesen wäre, lieber jede Todesart erlitten, eher sich selbst des Diebstahls angeklagt als sie verrathen haben.

„Aber so war es doch abscheulich, daß er fähig war, seine Aussage ihr ins Gesicht zu bestätigen — noch abscheulicher, daß er sie leiden sah und schweigen konnte. Wenn sie ihm auch ganz gleichgiltig, wenn sie das geringste aller menschlichen Wesen gewesen wäre — genug, er wußte, daß sie unschuldig war. Und da er nun die unglücklichen Folgen seiner Anklage (die er in der ersten Bestürzung vielleicht nicht vorhergesehen hatte) mit Augen sah: hätten nicht ihre Thränen seine Seele schmelzen,

hätte ihn ihr Leiden nicht rühren, ihre schimpfliche Verstoßung nicht überwältigen sollen, lieber sich selbst aufzuopfern, als die Wahrheit länger zu verhehlen?"

Lassen Sie uns vergessen, mein Freund, was Sie oder ich in einem solchen Falle gethan hätten! Rousseau's Unglück war, daß der Banddiebstahl entdeckt wurde, und sein Verbrechen, daß er, um sich selbst von der Schande zu retten, das unschuldige Dienstmädchen anklagte. Dies Verbrechen ist selbst bei Allem, was ich zum Behuf des Verbrechers angeführt habe, häßlich genug. Aber daß er, nachdem er's einmal begangen, fest bei seiner Aussage beharrte, sagt uns weiter nichts, als daß es ihm nun moralisch unmöglich war, dadurch, daß er sich selbst Lügen strafte, seine Schande und Züchtigung zu verdoppeln. Die Furcht vor der Schande treibt ihn (in der Verzweiflung, sich auf eine andre Art helfen zu können) zu einem falschen Zeugniß; eben diese Furcht (die stärkste Leidenschaft, deren er nach seinem individuellen Charakter fähig ist) wirkt nun natürlicherweise fort, aber wirkt mit immer wachsender Stärke, in dem Maße, wie die Umstände seine Schande vergrößern würden, wenn er sich selbst verriethe. Stärke des Geistes war das, womit ihn die Natur am Reichlichsten begabt hatte. Was Wunder, daß er in einer so dringenden Noth alle seine Stärke zusammennimmt, um sich selbst nicht zu verlassen? Was für Ursache haben wir, uns einzubilden, daß es ihm nichts gekostet habe? daß er nicht beim Anblick des unschuldig leidenden Schlachtopfers unaussprechliche Qual in seiner Seele ausgestanden? — Wir haben keine, dies nicht zu glauben; denn daß er demungeachtet fest bei seiner Aussage beharrte, beweiset nur, daß diese Qual mit aller ihrer Heftigkeit nicht fähig war, seine stärkste Leidenschaft zu überwältigen.

Sagen Sie mir nicht, wir haben auch keine Ursache zu glauben, daß ihm Marianens Leiden so viel gekostet habe. Allerdings haben wir eine, und eine ganz unleugbare: Rousseau war ein Mensch, war in einem Alter, wo sich's sogar von Demjenigen, der in der Folgezeit der entschlossenste Bösewicht wird, nicht denken läßt, daß sein Herz schon verhärtet sei. Oder, wofern ja zuweilen solche Ungeheuer geboren werden, denen es von Kindheit an allem natürlichen Gefühl für Andre gebricht, so war doch Rousseau wahrlich keines von diesen Ungeheuern. Daß ein in der Bosheit grau gewordener Straßen-

räuber und Mörder bei dem Leiden der Unglücklichen, die er aufopfert, gleichgiltig sein kann, beweist nicht, daß es der junge Rousseau auch sein konnte, so wenig als sein Beharren auf seiner Aussage beweist, daß er es war. Wer in sein Inwendiges hätte schauen können, würde aller Wahrscheinlichkeit nach gefunden haben, daß er bejammernswürdiger war als das unglückliche Dienstmädchen selbst, die in ihrem Leiden doch den unverlierbaren Trost der Unschuld hatte.

Ich weiß nur zu wohl, mein Freund, wie leicht der große Haufe daherfährt, um über die Sittlichkeit der Handlungen ihrer Nebenmenschen abzusprechen, und wie wenig Bedenken die Meisten sich daraus zu machen pflegen, durch eilfertige, unüberlegte Urtheile dieser Art Schaden zu thun. Wir aber nicht also! — Ich erinnere dies nicht gegen den mir unbekannten Erzähler der Anekdote; denn dieser hat offenbar die redlichste Absicht; und der Abscheu, womit diese Anekdote jeden fühlenden Leser beim ersten Anblick erfüllen muß, entschuldigt ihn hinlänglich, wenn er ihn auch zu sehr gegen den unglücklichen Rousseau erbittert hätte. Aber das vorliegende Beispiel würde einen über alle Maßen wichtigen moralischen Nutzen stiften, wenn auch nur Einige dadurch veranlaßt würden, der ausnehmenden Schwierigkeit, eine individuelle sittliche Handlung richtig zu beurtheilen, schärfer nachzudenken und von der tiefen Weisheit des christlichen „Richtet nicht!" sich besser zu überzeugen. Werfe den zweiten Stein auf den Unglücklichen, wer da will! Und werfe, wer Lust hat, auch den dritten auf mich — der in diesem pharisäischen Zeitalter den Muth hat, sich seiner anzunehmen und den Edeln und Starken, den Mann, dem die billige Nachwelt einen Platz unter den Heroen unsers Jahrhunderts gewiß nicht versagen wird, wegen eines Verbrechens, dessen ein schwächerer, kleinerer Mensch nicht fähig gewesen wäre, mehr beklagens- als hassenswürdig zu finden! Mit einer von den alltäglichen Seelen, die es ertragen können, unter die werthlosesten Anthropomorpha, die auf ihre bürgerliche Unbescholtenheit trotzen dürfen, sich gedemüthigt zu sehen; mit einem weniger scharfen Gefühl für Ehre und Schande, mit weniger Stärke und Ausdaurungskraft würde Rousseau dies Verbrechen nicht begangen haben — aber auch nicht Rousseau gewesen sein.

Das Buch der Schicksale ist vor uns verschlossen, mein Freund, und würde auch zuweilen einem Sterblichen ein Blick

in seine geheimnißvollen Blätter erlaubt, so würde er sich wol hüten, ihre unaussprechlichen Worte durch profanes Ausschwatzen zu entheiligen.

Also nur noch Eins, mein Bester! — Auch der Umstand, daß, nachdem die arme Mariane aus dem Hause des vornehmen Mannes gejagt worden, „Niemand mehr erfahren hat, wo sie hingekommen, noch was aus ihr geworden", ist (allem Ansehn nach) in der Absicht angeführt worden, wo nicht Rousseau's Schuld zu vergrößern, doch gewiß sein Verbrechen um so viel schwärzer zu machen.

Aber gesetzt auch, diese tiefe Nacht, die von nun an auf Marianens Schicksal lag, bedecke das Aergste — das arme verstoßene Mädchen sei hilflos umgekommen, oder habe sich selbst ein Leid angethan, oder sei (was noch ärger wäre) aus Noth und Elend unter die Unglücklichen gerathen, deren eigentliche Benennung die keuschen Ohren so mancher Lucretien, an denen sonst nichts keusch ist, beleidiget, und deren Anblick auch die reinsten und sanftesten Seelen ihres Geschlechts zu einem das Mitleiden überwiegenden Abscheu nöthiget — und, wenn noch was Schlimmers als dies sein kann, gesetzt, auch dies sei Marianen widerfahren — wär' es gerecht, wär' es billig, den armen Rousseau dafür zur Verantwortung zu ziehen?

So wie zwei Menschen, indem sie das Nämliche thun, eine sehr verschiedene Handlung begehen können, so hängt oft auch an dem nämlichen Faden Glück oder Unglück. Da man von Marianens Schicksal nichts weiter erfahren hat und also weder Böses noch Gutes davon weiß: bleibt es nicht ebensowol möglich, daß es glücklich war, und daß gerade diese unverschuldete Verstoßung ihr gegen alles Vermuthen und Hoffen den Weg dazu bahnte? Wär' es etwa das erste Mal, daß die Vorsehung durch eine ganz natürliche Verbindung von Mittelursachen wieder gutgemacht hätte, was menschliche Leidenschaften und Verirrungen schlimm gemacht? Und gesetzt nun, Rousseau hätte auf solche Weise wider Wissen und Hoffen die erste Veranlassung zu Marianens Glücke gegeben: würden wir's ihm zum Verdienst anrechnen? Warum soll er also die unglücklichen Zufälle, die ihr vielleicht begegnet sein mögen, zu verantworten haben? War ihre schimpfliche Verstoßung aus dem Hause des vornehmen Mannes etwan eine nothwendige, vorhergesehene oder abgezweckte Folge seiner Anklage? Ist es nicht im Gegentheil sehr vermuthlich, daß Rousseau sich

eingebildet haben mochte, die angebliche Entwendung des goldgestickten Bandes werde ihr um so eher verziehen werden, da sie allem Ansehen nach bisher immer ein gutes, unbescholtenes Mädchen gewesen war? Wenn Jemand die vielleicht unglücklichen Folgen ihrer Verstoßung vor dem Richterstuhle der Menschlichkeit zu verantworten hätte, so wäre es (däucht mich) der vornehme Mann selbst, der so streng und hartherzig war, ein armes Geschöpf, das sich immer wohl aufgeführt hatte und jetzt zum ersten Male der Entwendung einer solchen Kleinigkeit nicht einmal überwiesen, sondern blos beschuldiget wurde, ohne alles Mitleiden und selbst wider alles Recht (denn das Zeugniß des einzigen jungen Menschen machte doch keinen genugsamen Beweis wider sie) mit Schimpf und Schande ins Elend zu jagen. Soll hierbei ja etwas auf Rousseau's Rechnung kommen, so ist es wahrlich an dem, was die nächste, wiewol weder nothwendige noch abgezielte Folge seiner That war, mehr als genug; aber ihm auch noch die zufälligen, von der Dazwischenkunft andrer Ursachen, von einem Zusammenhange der Dinge, in welchem wir Alle nur blinde Werkzeuge sind, und (was nicht zu vergessen ist) auch von Marianens eigner Aufführung abhangenden, entfernten Folgen zur Last zu legen, wäre wider alle Billigkeit und wider alle gesunde Begriffe von der moralischen Zurechnung.

Ich überlasse es nun, mein Freund, dem Urtheile Ihres Verstandes und Herzens, ob und wiefern ich das, wozu ich mich anheischig gemacht, geleistet habe. Aber eh ich Sie ganz entlasse, muß ich Ihnen noch einen Zweifel von der erheblichsten Art bekannt machen, der mir dieser Tage gegen die Wahrheit der ganzen Anekdote, wovon bisher die Rede war, mitgetheilt worden ist.

Der Erzähler der Anekdote sagt: „Diese Begebenheit ward ihm (dem Rousseau) durch sein ganzes übriges Leben zu einer beständigen Folter; alle Freuden der Jugend, die er genoß, wurden ihm verbittert, so oft ihn sein allzu getreues Gedächtniß an das arme schuldlose Mädchen erinnerte, das er vielleicht ganz zu Grunde gerichtet; überall, wo er nur hinblickte, schwebte ihm das Bild der unglücklichen Mariane vor Augen."

Ist dies Wahrheit? — Nun, so sagen Sie mir, was wir von der folgenden Anekdote halten sollen, welche gleichwol der Herausgeber des Christlichen Magazins würdig gefunden

hat, sie aus einem Briefe eines ungenannten Freundes von Rousseau, worin die Umstände seines Todes erzählt werden, in das erste Stück des zweiten Bandes seiner Sammlung einzurücken.

„Welch ein Glück," läßt der Verfasser des Briefes den sterbenden Rousseau zu seiner Ehegattin sagen, „welch ein Glück, meine Beste, zu sterben, wenn man sich nichts vorzuwerfen hat! — Ewiges Wesen, diese Seele, die ich Dir nun wiedergebe, ist in diesem Augenblick ebenso rein, als da sie aus Deinem Schooße kam."

Merken Sie, mein Freund, daß dies aus einer Geschichte der wahren Umstände von Rousseau's Tode genommen ist, die der Verfasser derselben den Herausgebern des Journal de Paris zusandte, um solche bekannt zu machen, wiewol diese Bedenken trugen, sie einrücken zu lassen.

Der soll mir der große Apollo sein, der diese zwei angeblichen Thatsachen als wahr zusammendenken kann! — Wie? dem Manne, dem überall, wo er nur hinblickte, das Bild der unglücklichen Mariane vor Augen schwebte, sollte sein allzu getreues Gedächtniß nun auf einmal so untreu geworden sein, daß er fähig wäre, dem ewigen Wesen in dem letzten feierlichsten Augenblicke seines Lebens ins Angesicht zu sagen: „Ich gebe Dir meine Seele so rein wieder zurück, wie ich sie von Dir empfangen habe"?

Wenn beide Anekdoten wahr sind, so sind nur zwei Fälle möglich, worin Rousseau das ewige Wesen so zu apostrophiren fähig sein konnte: entweder er war in diesem Augenblicke schon aller Besinnung beraubt und sprach im Wahnwitz — und daß dies der Fall nicht sein konnte, beweiset der ganze Zusammenhang der Erzählung (Seite 194, 195, 196 l. c.) augenscheinlich — oder Rousseau, der liebenswürdige Enthusiast für Wahrheit und Tugend, war der schändlichste Heuchler und der entschlossenste Atheist, den die Erde jemals getragen hat.

O Ihr Anekdotenkrämer, welch ein schweres Gericht würde über Euch ergehen, wenn ein Tag käme, wo die so oft von Euch gemißhandelte, verunstaltete und zur Lüge gemachte Wahrheit auftreten und um Rache wider Euch schreien würde! Wann werdet Ihr, von so häufigen täglichen Erfahrungen gewarnt, endlich einmal Behutsamkeit lernen!

Welcher von diesen beiden Erzählungen, die uns beide für Wahrheit gegeben werden, sollen wir nun glauben? Welche ist wahr?

Soll ich Ihnen meines Herzens Meinung unverhohlen sagen, mein Freund? — Keine von beiden!

Der sterbende Rousseau hat die vorgebliche prahlerhafte Apostrophe an das ewige Wesen nicht gesagt! kann sie nicht gesagt haben! Kein Mensch, kein Tugendhafter, kein Heiliger kann das zu seinem Schöpfer sagen! Denn noch Keiner von ihnen Allen hat seine Seele so rein zurückgegeben, als er sie empfangen hat. Und wenn es jemals einen ganz reinen Menschen gegeben hätte, so würde der so was nicht sagen. Der reinste Mensch, der je gewesen ist, sagte ganz einfältig: „Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!" — Und dies ist wahre Reinheit!

Aber es ist ebenso wenig wahr, „daß die Begebenheit mit dem Dienstmädchen Mariane dem Rousseau sein ganzes Leben durch zur beständigen Folter geworden; daß ihm überall, wo er hingeblickt, das Bild der unglücklichen Mariane vorgeschwebt". — Das sind rednerische, sentimentalische Vergrößerungen! Das hat der merkwürdige Reisende, dem die geheime Geschichte des menschlichen Herzens ein Gegenstand der ernsthaftesten Betrachtungen ist, gewiß nicht in Rousseau's Memoiren gelesen! Denn wenn ihm die geheime Geschichte des menschlichen Herzens so wichtig ist, so wird er wahrscheinlicherweise auch in der natürlichen Geschichte der menschlichen Seele so unerfahren nicht sein, daß er nicht Alles wissen sollte, was vermöge der menschlichen Natur möglich ist oder nicht. So gefühlvoll wir uns auch einen Rousseau denken müssen, so lebhaft und energisch seine Einbildung war, so war er doch — kein schwacher Mensch; seine Seele hatte inneres Leben und Kräfte genug, um eine Wunde wieder zuzuheilen, die sie in der ersten Jugend empfangen hatte, wie tief sie auch sein mochte. Eine Narbe mußte wol zurückbleiben, und dies war mehr als genug, ihm, so oft er sich dieser Begebenheit erinnerte, das Bewußtsein seiner selbst zu verbittern; aber so weit, als es Herr B. treibt, konnte es nicht gehen. Das wäre Alles, was man sagen könnte, wenn Rousseau das unschuldige Mädchen erst durch eine Reihe betrügerischer Kunstgriffe verführt und dann, um seine Schande zu verbergen, ermordet hätte. — Er hatte sie in einem Alter, wo er kaum mehr als ein Knabe war, fälschlich der Entwendung eines goldgestickten Bandes beschuldiget, und sie war deswegen aus dem Hause, wo sie diente, gejagt worden. Dies war sein ganzes

Verbrechen; und er mußte sich bewußt sein, daß er es nicht aus muthwilliger Bosheit, sondern im Drang der Noth und in einer Leidenschaft, die ihm die Augen vor den Folgen seiner Lüge verschloß, begangen hatte. Das nachmalige Schicksal des Mädchens war unbekannt. Einige Jahre lang konnte sein innerer Schmerz durch diesen Umstand geschärft werden. Aber natürlicherweise mußten alle diese Bilder durch die Mannichfaltigkeit und Wichtigkeit so vieler nachfolgenden Scenen seines Lebens, durch den vieljährigen Aufenthalt in Paris, durch die innere Stärke und immer angestrengte Wirksamkeit seines Geistes binnen dreißig, vierzig und mehr Jahren nach und nach sehr viel von ihrer ersten Lebhaftigkeit verlieren; und da es überdies ebenso möglich war, daß Mariane nicht unglücklich durch diesen Zufall geworden, so war es vermöge der Natur der Seele unmöglich, daß ein bloßes Vielleicht nach so vielen Jahren eine Wirkung auf ihn hätte thun sollen, die das Aergste ist, was er hätte leiden können, wenn er der vorsätzliche muthwillige Mörder oder Zerstörer eines schuldlosen Geschöpfes gewesen wäre.

Vergeben Sie mir, daß ich Sie so lange bei etwas aufgehalten habe, das kaum so vieler Aufmerksamkeit werth war. Wer weiß nicht, daß gerade um deswillen beinahe keine einzige Begebenheit in der Welt rein erzählt wird, weil in der sehr natürlichen Absicht, die Zuhörer desto besser zu unterhalten und die Sache desto rührender zu machen, jeder Erzähler (auch ohne sich dessen als einer ausdrücklichen Absicht bewußt zu sein) die Backen voller nimmt, immer desto mehr von dem Seinigen hinzuthut, je mehr die Sache seine eigne Einbildung erhitzt — mit einem Worte, unvermerkt zum Dichter wird? Möchten die guten Leute nur auch so billig sein und sich nicht der Erlaubniß quidlibet audendi, die Horaz den Dichtern giebt, anmaßen wollen, oder wenigstens nur die Bedingung nicht vergessen, wodurch er diese Freiheit in die Grenzen der Natur und Wahrheitsähnlichkeit einschließt!

Als ich Ihnen vorhin sagte: Rousseau könne dem lieben Gott das pharisäische Compliment unmöglich gemacht haben, womit ihm ein sogenannter Freund (einer von den dienstfertigen Freunden, deren Unverstand oft mehr schadet als aller böse Wille eines Feindes) noch in seiner letzten Stunde Ehre machen wollte — erinnerte ich mich nicht sogleich, daß in der „Relation des derniers jours de Mr. J. J. Rousseau et des

circonstances de sa mort", welche Herr Le Begue de Presle, Doctor der Arzneiwissenschaft von der Facultät zu Paris, im abgewichnen Jahre zu Neufchatel drucken lassen, eine Stelle ist, die, wofern sie sich nicht ausdrücklich auf jene Ausstreuung und ähnliche, womit das Publicum hintergangen worden, bezieht, wenigstens demjenigen ein neues Gewicht giebt, was ich darüber gesagt habe. Der ganze Aufsatz ist sehr lesenswürdig. Alles, was uns Herr Le Begue von den letzten Tagen des edeln und in seinem Leben so sehr gemißkannten und gemißhandelten Mannes sagt, scheint aus den lautersten Quellen geflossen zu sein; und selbst die Kürze seiner Nachricht von Rousseau's letzter Stunde leistet die Gewähr für seine Glaubwürdigkeit. „Madam Rousseau," sagt er, „die in dieser Stunde ganz allein bei dem Sterbenden war, war viel zu unruhig und betrübt, um die eignen Worte und Ausdrücke der moralischen oder religiösen Gesinnungen, die ihr Mann noch äußerte, zu behalten." (Von ihr kommt also die emphatische Anrede an den Ewigen nicht her, die er in dieser letzten Stunde noch gehalten haben soll? Und wer konnte sie denn gehört haben, da sie, die doch allein bei ihm war, nichts davon gehört hatte?) „Ich bin," setzt der Doctor Le Begue hinzu, „durch die genauesten Erkundigungen, die ich noch an seinem Todestage und an den nächstfolgenden eingezogen, gewiß worden, daß Rousseau in seinen letzten Augenblicken weder Prahlerei (ostentation) noch Schwachheit von sich blicken lassen. Alles, was er äußerte, war Zuneigung zu seiner Ehegattin, Vertrauen zu Herrn Gerardin (dem Grafen von Gerardin, auf dessen Gute Ermenonville er starb) und Hoffnung auf die Barmherzigkeit Gottes."

Ich brauche Ihnen nun weiter nichts hierüber zu sagen, als daß Herr Le Begue de Presle ein Mann von bekanntem Ansehen und von solchen Eigenschaften des Geistes und Herzens ist, die keinen Zweifel zulassen, ob das wahr sei, was er für historische Wahrheit giebt, und daß seine Nachrichten noch zu allem Ueberfluß von Herrn J. H. de Magellans, einem gelehrten portugiesischen Edelmann, in einem denselben beigefügten sehr interessanten Anhange bekräftiget werden.[1])

1) Im Juni-Heft des Teutschen Merkur (1780. II. S. 218–233) theilte Wieland einen längeren Auszug aus Herrn Magellans' Zusatz zu des Herrn Le Begue de Presle Relation des derniers jours de M. Jean Jacques Rousseau mit. – A. d. H.

Nachtrag zu den vorstehenden Briefen

über

eine Anekdote J. J. Rousseau's.

Diese Apologie für J. J. Rousseau — insofern durch die im ersten Stücke der Ephemeriden der Menschheit von 1780 publicirte Anekdote und die Art, wie ein gewisser Herr B. sie erzählte (meiner Ueberzeugung nach), dem Andenken dieses großen Mannes ein Unrecht zugefügt worden war, das auf die menschliche Natur selbst zurückfiel — war beinahe zwei Jahre geschrieben und im Teutschen Merkur 1780 bekannt gemacht, als endlich die zu Genf im Jahre 1782 in zwei Bänden herausgegebenen „Confessions de J. J. Rousseau, suivies des Rêveries du Promeneur Solitaire" selbst erschienen und die Sache zwischen dem sogenannten merkwürdigen Reisenden, dann dem Herrn B. und dem Herausgeber der Ephemeriden an einem, und J. J. Rousseau, der Menschheit und mir, ihrem gutherzigen Apologisten, am andern Theile auf eine Art, die keine Ausflüchte noch Einwendungen übrig ließ, zu Ende brachten.

Der merkwürdige Reisende hatte, seinem Vorgeben nach, die Anekdote in den sogenannten Rousseauischen Memoiren (den Confessions also) selbst gelesen.

Herr B. hatte sie dem Herausgeber der Ephemeriden in einem Schreiben an denselben mit einer Wärme, die jedem unbefangenen Leser auffiel, und mit Umständen, welche die ganze Geschichte sehr verdächtig machten, mitgetheilt, und der Herausgeber der Ephemeriden hatte aus Beweggründen, wobei vermuthlich sein menschenfreundliches Herz von einem falsch beleuchteten Raisonnement getäuschet wurde, geeilt, was er

konnte, dieses Schreiben mit einigen moralischen Nutzanwendungen drucken zu lassen, wodurch meines Erachtens die Sache wenig besser wurde.

Ich hatte zu meiner Vertheidigung des armen, so übel gemißhandelten Rousseau damals keine andere Hilfsmittel als einige Kenntniß des menschlichen Herzens (wenn anders eine langwierige, aufrichtige und genaue Beobachtung meines eigenen mir zu jener behilflich sein konnte) und einige Data über J. J. Rousseau's Charakter, die mir seine allgemein bekannten Schriften an die Hand gaben. Beides hatte mich beinahe mit moralischer Gewißheit überzeugt, daß verschiedene Umstände in der Erzählung des ungenannten Reisenden und des Herrn B., der ihm nacherzählte, verfälscht und übertrieben sein müßten; daß Rousseau's Vergehen, wofern auch die Hauptsache wahr sei, unter gewissen möglichen, wiewol uns noch unbekannten Umständen in einem weit mildern Licht erscheinen würde, und daß die Vielleichts des Herrn B. (welche alle gegen Rousseau gerichtet waren) möglicherweise durch andere Vielleichts, die zu Verminderung seiner Schuld gereichten, aufgehoben werden könnten. Da mir die Sache der genauesten und unbefangensten Prüfung höchst würdig schien, so hatte ich sie auf alle Seiten gewendet, und weil ich es unmöglich fand, daß ein Mensch wie J. J. Rousseau jemals, geschweige in seiner ersten Jugend, ein so abscheulicher Bösewicht habe sein können, als er wegen dieser That in Herrn B.'s Augen erschien, so hatte sich mir eine Hypothese dargestellt, vermittelst welcher ich mir des jungen Rousseau Betragen in diesem Falle psychologisch und moralisch begreiflich machen konnte. Und das Resultat von diesem Allen war: in einem hohen Grade wahrscheinlich zu finden, daß er dieser Vergehung wegen mehr Mitleiden als Abscheu verdient habe, mehr unglücklich als verdammenswürdig gewesen, kurz, daß er diese That nicht begangen habe, weil er ein Bösewicht, sondern weil er ein Mensch war; ja, daß er sie vermuthlich nicht begangen haben würde, wenn er schon damals weniger Anlage zu einem edeln und großen Charakter in sich gehabt hätte.

Die Confessions de J. J. Rousseau, worin man nun diese ganze Anekdote aus der Quelle schöpfen konnte, rechtfertigten und bestätigten das Raisonnement und die Hypothese des Apologisten auf eine Weise, wovon man vielleicht wenig Beispiele

hat. Einige individuelle Umstände ausgenommen (wovon sich durch keine philosophische oder dichterische Divination errathen ließ, daß der Erzähler in den Ephemeriden sie ganz wahrheitswidrig angegeben habe), traf Alles so schön zu, daß der Apologist Niemanden, dem er persönlich unbekannt ist, den Argwohn hätte verdenken können, er habe schon damals, als er Rousseau's Vertheidigung übernahm, eine Abschrift der Confessions in Händen gehabt, ohne es sich merken zu lassen.

Es fand sich nun, daß der Erzähler der Anekdote — nach dem seltsamen Ausdruck des Herausgebers der Ephemeriden in einer im siebenten Stücke des Jahrgangs 1780 befindlichen Entschuldigung*) — Rousseau's Schatten durch eine etwas unrichtige Erzählung einer seiner jugendlichen Schwachheiten beleidiget habe. Und es zeigte sich nicht minder, daß der Apologist in der Beschreibung des innerlichen Kampfes und Leidens, welche Rousseau (seiner Vermuthung nach) bei dieser, durch kindische Thorheit sich zugezogenen schrecklichen Verlegenheit ausgestanden haben mußte, Alles so richtig getroffen, als ob er in seiner Seele gelesen hätte.

Die Umstände waren beinahe alle ganz von denen verschieden, die der Anekdotenmann angegeben hatte. Rousseau befand sich in einem Alter von ungefähr sechzehn Jahren zu Turin, wo er durch die Veranstaltungen der allzu gutherzigen Madame de Warens und des frommen und bekehrsüchtigen Bischofs von Bernex auf der einen, durch seine Jugend, Unbesonnenheit und unglückliche Lage auf der andern Seite zum Uebergang in die römische Kirche mehr betrogen als verleitet worden war. Da er nach abgelegtem Glaubensbekenntnisse von den Vorstehern des Proselytenhauses mit zwanzig Franken abgefunden worden war und endlich seinem Leibe keinen andern Rath wußte, hatte er sich noch glücklich schätzen müssen, in dem Hause einer verwittweten Gräfin von Versellis als Lakai unter-

*) Sie kam nur ein Wenig zu spät und entschuldigte nichts; wie im August des Teutschen Merkur's, 1780. S. 146 u. f., deutlich dargethan wurde. Sie war offenbar (wiewol sich der Verfasser nicht das Geringste davon merken ließ) durch die im April und Mai des Teutschen Merkur's 1780 erschienene und mit allgemeiner Aufmerksamkeit und Beistimmung vom Publicum aufgenommene Apologie für Rousseau veranlaßt, aber mit einer Verlegenheit geschrieben, welche sich ein Mann ersparen kann, dessen Herz sich mit seiner Eigenliebe ein- für allemal abgefunden hat, und der aufrichtig und geradezu gestehen darf, daß ihm was Menschliches begegnet sei, ohne ängstliche Furcht, daß er dadurch in den Augen edler und guter Menschen verlieren werde.

zukommen. Eine Zeit lang war der hauptsächlichste Dienst, den er bei dieser Dame zu verrichten hatte, Briefe zu schreiben, die sie ihm dictirte; denn sie hatte eine weitläuftige Correspondenz, und ein Krebs an der Brust, von welchem sie grausam leiden mußte, erlaubte ihr nicht, ihre Briefe selbst zu schreiben. Der Charakter der Gräfin war nicht so beschaffen, daß sie den verborgenen Werth ihres jungen Schreibers hätte ausfindig machen können; er blieb ihr immer fremd. Ihr Hausmeister Lorenzi, dessen Frau und ihre Nièce, Mademoiselle Pontal, die bei der Gräfin Kammerfrau war, wollten ihm übel und thaten ihr Möglichstes, ihn von ihrer Gebieterin zu entfernen; und kurz, als die Gräfin starb, fand sich's, daß er von allen ihren Domestiken der Einzige war, den sie in ihrem letzten Willen vergessen hatte. Ihr Neffe und Erbe, der Graf de la Roque, verbesserte indessen diese Vernachlässigung einigermaßen, indem er ihm bei seiner Entlassung aus dem Hause dreißig Livres gab, ihm das neue Kleid ließ, das ihm die Gräfin hatte machen lassen, und ihm versprach, daß er für ihn sorgen wollte. — Ich mußte den Lesern diese kleinen Umstände wieder ins Gedächtniß bringen, weil sie uns zu einem anschaulichern Begriffe der damaligen Lage des jungen Rousseau verhelfen.

Dieser Graf de la Roque war nun der vornehme Mann, von welchem in B.'s Erzählung die Rede ist, und das Haus der Gräfin von Versellis war unmittelbar nach ihrem Tode die Scene der fatalen Anekdote, die unsre Aufmerksamkeit bisher beschäftigt hat. Es fand sich, da die Absonderung der Nippes der Kammerfrau von der Garderobe der Gräfin vorgenommen wurde, daß Mademoiselle Pontal ein kleines schon abgetragenes rosenfarbnes Band mit Silber vermißte. Rousseau — der bei seinem ehemaligen Lehrherrn, dem Petschierstecher Ducommun (aus Veranlassungen, die er mit einer für Eltern, Erzieher, Lehrherren und junge Leute sehr lehrreichen Umständlichkeit erzählt), sich die Gewohnheit zugezogen hatte, Naschwaaren, Obst, Kleinigkeiten, denen blos seine kindische Phantasie einen Werth beilegte, und zuletzt Alles, was ihn tentirte,*) sich ohne Erlaubniß des Eigenthümers zuzueignen — ließ sich von

*) Geld und Sachen von Werth ausgenommen. — „Je ne bornai pas longtems ma friponnerie au comestible; je l'étendis bientôt à tout ce qui me tentoit; et si je ne devins pas un voleur en forme, c'est que je n'ai jamais été beaucoup tenté d'argent" etc. etc. Confess. de J. J. R., L. I. p. 88. seqq. Edit. de Genève de 1782.

Allem, was er ebenso leicht hätte nehmen können, nichts als dieses leidige alte rosenfarbne Band mit Silber gelüsten; und da er nicht daran gedacht hatte, es zu verbergen, so wurde es gar bald bei ihm gefunden. Den weitern Erfolg wollen wir Rousseau selbst erzählen hören. „Man wollte wissen, woher ich's hätte. Ich wurde verwirrt, ich stotterte und sagte endlich, indem ich feuerroth wurde, Marion hab' es mir gegeben. Diese Marion (Mariechen, nicht Mariane) war ein junges Mädchen aus Maurienne, die seit einiger Zeit Köchin der verstorbenen Gräfin gewesen war. Sie war mehr als nur hübsch; sie hatte eine so schöne frische Farbe, wie man sie nur auf den Gebirgen findet, und überdies ein solches Air*) von Sittsamkeit und Sanftheit, daß man sie nicht ansehen konnte, ohne ihr gut zu sein; übrigens ein wackres, tugendhaftes Mädchen und von der bewährtesten Redlichkeit. Man war also sehr erstaunt, da ich sie nannte; und weil man nicht weniger Zutrauen zu mir hatte als zu ihr, so hielt man es der Mühe werth, die Sache zu untersuchen. Man ließ sie auf der Stelle kommen. Die Versammlung war zahlreich und der Graf von la Roque selbst zugegen. Marion kommt, man zeigt ihr das Band, ich beschuldige sie mit unverschämter Dreistigkeit; sie steht bestürzt da, sie kann kein Wort herausbringen und wirft mir einen Blick zu, der einen Teufel hätte entwaffnen müssen, und gegen den gleichwol mein barbarisches Herz aushielt.**) Sie leugnete endlich mit Zuversichtlichkeit, aber ohne heftig zu werden; sie wandte sich an mich, ermahnte mich, in mich selbst zu gehen, ein unschuldiges Mädchen, die mir nie etwas zu Leide gethan, nicht um ihren guten Namen zu bringen; aber ich bekräftige mit einer höllischen Unverschämtheit meine Aussage und behaupte ihr ins Gesicht, daß sie mir das Band gegeben hat. Das arme Mädchen fing an zu weinen und sagte weiter nichts zu mir als dies: „Ach Rousseau! ich glaubte, Er hätte ein so gutes Gemüth! Er macht mich sehr

---

*) Dies ist, dünkt mich, eines von den fremden Wörtern, die unsre Sprache aufnehmen muß, weil wir sie weder entbehren, noch mit einem gleichbedeutenden ersetzen können.

**) Man vergesse nicht, daß Rousseau hier sein eigner Ankläger ist; daß eine Phantasie wie die seinige bei einer solchen Gelegenheit sich stark ausdrückt, und daß der beredteste Sachwalter des armen Mariechens nichts Stärkers hätte sagen können. Wir, als die Richter in der Sache, müssen uns durch Niemands Beredsamkeit, am Allerwenigsten durch die seinige bestechen lassen.

unglücklich, aber ich möchte nicht an Seiner Stelle sein.“ — Das war Alles. Sie fuhr fort, sich mit ebenso viel Simplicität als Standhaftigkeit zu vertheidigen, aber ohne sich den mindesten harten Ausdruck gegen mich zu erlauben. Diese Mäßigung in Vergleichung mit meinem entschlossnen Tone that ihr Schaden.*) Es schien nicht natürlich, auf der einen Seite eine so teuflische Keckheit und auf der andern eine so engelmäßige Sanftheit vorauszusetzen. Man schien unentschlossen zu bleiben, wen man für schuldig halten sollte; aber die Vorurtheile neigten sich doch auf meine Seite. In der geschäftigen Unruhe, worin sich das Haus befand, nahm man sich nicht die Zeit, der Sache auf den Grund zu kommen, und der Graf von la Roque, indem er uns Beide fortschickte, begnügte sich zu sagen: das Gewissen des schuldigen Theiles würde des unschuldigen strengster Rächer sein. Seine Weissagung war nicht in den Wind gesprochen: es geht kein Tag vorbei, an dem sie nicht in Erfüllung ginge.“

Es ist unmöglich, diese so naive Erzählung zu lesen, ohne daß unser Herz mit Wärme und Rührung für das gute, liebenswürdige Mariechen Partei nähme. Aber davon ist jetzt nicht die Rede. Die Frage ist: Wie verhält sich das Factum unter den Umständen, mit welchen es der einzige Zeuge desselben, Rousseau selbst, erzählt, zu dem, welches wir oben (im ersten Briefe) aus den Ephemeriden ausgezogen haben? Ich will nichts von der Verwandlung des prächtigen goldgestickten Bandes in ein armes kleines abgeschossenes Band, Couleur de Rose et Argent, sagen. — Aber, faßte man Verdacht wider Rousseau? War es mit der Untersuchung wirklich so weit

*) Aber was für Richter mußten das sein, die so urtheilen konnten? Also gerade das, was der stärkste Zug, der unzweideutigste Charakter der Unschuld und Herzensgüte ist, war das, was einem Mädchen, die immer im besten Rufe gestanden hatte, gegen den entschlossnen Ton ihres Anklägers (das zweideutigste unter allen äußerlichen Zeichen der Unschuld) Schaden that! — Und doch, besorge ich, ist diese Art, in dergleichen Fällen zu urtheilen, die gewöhnlichste. Die Ursache liegt nicht tief. Die meisten Leute gerathen, wenn ihnen Unrecht geschieht, in große Hitze; man hat sich also mechanisch angewöhnt, die Hitze in solchen Fällen für Natursprache der gekränkten Unschuld zu halten; unvermerkt ist eine allgemeine Erfahrungsregel daraus geworden, womit man sich in vorkommenden Fällen behilft und sich dadurch die Mühe erspart, auf das, worin ähnliche Fälle verschieden sind, Acht zu geben, um diese Differenz, auf welche oft so viel ankommt, mit in Rechnung zu bringen. In Sachen, wo es nur um Anderer, zumal geringer Leute Wohl oder Weh zu thun ist, bemüht man sich nicht gern mit so genauen Berechnungen und macht lieber kurze Arbeit.

gekommen, daß man es bei ihm entdeckte? Schien Rousseau wegen des wider ihn gehabten Verdachts ganz befremdet? Bürdete er die That Derjenigen auf, die er liebte? Hatte er ihr das Band schenken wollen, um sie vielleicht zu unedeln Gunstbezeigungen geneigt zu machen? Wurde das unglückliche Mädchen mit Schimpf und Schande belegt und aus dem Dienste gejagt? Hat alsdann Niemand mehr erfahren, was aus ihr geworden ist? — Und ist Rousseau um dieses Alles willen ein Bösewicht?

Alles dies verhielt sich in der Wirklichkeit ganz anders. Jungfer Pontal vermißte ihr Band; man suchte es, wie natürlich; man fand es gar bald bei Rousseau; er wurde auf der Stelle geholt und befragt; er gerieth in Verwirrung, stockte und sagte mit Erröthen, Marion hab' es ihm gegeben. Er war dieser Marion gut; aber sie war nicht Die, die er liebte. Es war ihm nie eingefallen, sie mit diesem Bande zu unedeln Gunstbezeigungen bestechen zu wollen; sie wurde nicht mit Schimpf und Schande belegt, sondern, ohne daß der Graf de la Roque zwischen ihnen entscheiden wollte, blos mit Rousseau und wie Rousseau aus dem Dienst entlassen; und wenngleich Rousseau in der Folge nichts mehr von ihr gehört hat, der (wie er selbst gesteht, und wie aus seiner folgenden Geschichtserzählung klar genug erscheint), wenn es ihm wohl ging, wenig an die Zeit, wo er neben der kleinen Köchin Mariechen Lakai im Hause der Gräfin Versellis gewesen war, dachte — so folgt daraus noch keinesweges, daß Niemand mehr was von ihr gehört und gesehen habe.

Aber warum verfiel denn Rousseau — nicht in angenommener Befremdung, sondern in der Bestürzung, in der Angst, worin er war, da er plötzlich wegen seines Banddiebstahls zur Rede gesetzt wurde, auf den unglücklichen Einfall, gerade die unschuldige Marion anzugeben?

Vor allen andern Dingen müssen wir hier zum Grunde legen, was freilich weder Herr B. noch der Apologist wissen konnte, bis es uns Rousseau in der offenherzigen Beichte, die er der Welt abzulegen für gut befunden, selbst sagte, daß er damals (in seinem sechzehnten Jahre) noch ein großer Kindskopf war. Und das darf uns um so weniger befremden, da wir sehen, daß er es mit allen in ihm schlummernden Talenten und großen schriftstellerischen Kräften noch in seinem zweiunddreißigsten oft in einem beinahe unbegreiflichen Grade war.

Dies vorausgesetzt, hören wir seine eigene Beichte. Er hatte das Band in seiner otahitischen Sinnesart genommen, weil es ihn gelüstete. Da er es hatte und es für sich selbst zu nichts brauchen konnte noch wollte, fiel ihm ein, es Mariechen zu schenken; denn er, der allen lieben hübschen Mädchen und Weibern so herzlich gut war, ohne dabei Arges zu denken,*) war Mariechen gut und hätte ihr gerne was zum Andenken geben mögen. Sie lag ihm also gerade damals im Sinne; und da er sich so plötzlich in dem Falle sah, entweder vor so vielen Zeugen einen Diebstahl zu gestehen, oder sich zu entschuldigen, so entschuldigte er sich in der Angst auf Unkosten der ersten Person, die ihm einfiel, und beschuldigte sie, daß sie gethan hätte, was er hatte thun wollen. „Als ich sie hernach kommen sah," fährt er fort, „so zerriß mir ihr Anblick das Herz; aber die Gegenwart so vieler Leute hatte mehr Gewalt über mich als meine Reue. Ich fürchtete die Strafe wenig; ich fürchtete nichts als die Schande; aber diese fürchtete ich mehr als den Tod, mehr als das Verbrechen, mehr als die ganze Welt. Ich hätte auf der Stelle in die Erde versinken mögen; aber die unüberwindliche Scham wurde über alle andere Gefühle Meister; die Scham allein machte mich unverschämt; und je mehr ich mein Verbrechen erschwerte,**) je unerschrockner machte mich das Entsetzen vor dem Gedanken, es zu gestehen. Ich sah nichts mehr als den schrecklichen Zustand, öffentlich, in Aller Gegenwart für einen Dieb, Lügner, falschen Ankläger eines Unschuldigen erkannt und erklärt zu werden. Eine allgemeine Betäubung beraubte mich jedes andern Gefühls. Hätte man mich zu mir selbst kommen lassen, ich würde unfehlbar Alles entdeckt haben. Hätte mich der Herr von la Roque in ein anderes Zimmer genommen, hätt' er mir gesagt: „Richtet das arme Mädchen nicht zu Grunde; wenn Ihr schuldig seid, so gesteht es mir!" — ich hätte mich ihm auf der Stelle zu Füßen geworfen, dessen bin ich vollkommen gewiß. Aber anstatt mir Muth zu machen,

*) Er bekennt ja aufrichtig, daß auch damals die Ruthe, die er als Knabe von sieben oder acht Jahren von der ältlichen Mademoiselle Lambercier und von der kleinen Mademoiselle Goton (Gretchen) bekommen hatte, die einzige große dernière faveur war, wovon seine Imagination eine Vorstellung hatte, und daß z. B. Alles, was seinem Wahne nach Armide ihrem Rinaldo zu Liebe thun konnte, weder mehr noch weniger war, als ihm recht oft und tüchtig die Ruthe zu geben.

**) Nämlich durch das halsstarrige Beharren auf der falschen Anklage.

that man alles Mögliche, um mir Angst einzujagen. Mein Alter ist auch noch ein Umstand, der billig in Betrachtung gezogen werden muß. Ich hatte kaum die Kinderjahre zurückgelegt, oder vielmehr ich war noch nicht viel mehr als ein Kind. In der Jugend sind schwarze Verbrechen, die es wirklich sind, noch sträflicher als in reifen Jahren; aber was an sich bloße Schwäche ist, ist es in diesem Alter weit weniger; und mein Vergehen war im Grunde doch nichts Andres. Auch quält mich die Erinnerung daran nicht sowol um des Uebels in der That selbst als um dessen willen, was die Folge davon (für das arme Mädchen) war." — Aber gerade hierüber hat ihn seine Imagination (die ewige Peinigerin seines Lebens), wie ich oben gezeigt habe, mit unwahrscheinlichen Schreckbildern über alle Gebühr gequält. Die Entlassung der Marion aus dem Hause des Grafen de la Roque — wegen einer so armseligen Kleinigkeit als die Entwendung eines alten rosenfarbnen Bandes, die nicht einmal auf sie erwiesen war, sondern blos auf einem verdächtigen Zeugnisse beruhte — konnte für ein so gutes Mädchen schwerlich die grausamen Folgen haben, die er sich vorstellte; und der Umstand, daß er in seinem Leben nichts wieder von ihr gehört, war mehr unglücklich für ihn selbst, weil er ihn sein ganzes Leben durch einer ängstlichen Einbildungskraft preisgab, als daß sich mit Grunde daraus schließen ließe, er würde traurige Nachrichten von ihr eingezogen haben, wenn er sich genau nach ihr erkundiget hätte. *)

Wie sehr aber auch seine so ungewöhnlich lebhafte und geschäftige, romantische, Alles aufs Aeußerste treibende und so gern ins Schwarze malende Phantasie die bösen Folgen dieses einzigen Verbrechens, das eine Narbe in seiner Seele zurückließ, vergrößert haben mochte, so war es doch von einem Herzen wie das seinige nicht anders zu erwarten, als daß er nie aufhören würde, sich selbst wegen des unglücklichen Fleckens

*) Rousseau sagt nicht, daß er dieses jemals gethan habe. Unmittelbar nach der That ließ es ihm die mächtigste der Furien, die Scham, nicht zu; und nachdem er einmal wieder über die Gebirge war, hatte er keine Gelegenheit mehr dazu. Auch kann man einem Menschen von seiner Gemüthsart mit moralischer Gewißheit zutrauen, daß in der Folge die bloße Furcht, traurige Nachrichten zu hören, hinlänglich gewesen wäre, ihn von genauen Nachfragen abzuhalten, wofern er auch in die Lage gekommen wäre, den Aufenthalt und die Umstände einer in der Welt so wenig bedeutenden Person auszukundschaften.

in seinem Leben Vorwürfe zu machen. Demungeachtet behaupte ich ohne Bedenken und ohne Furcht, von einem tiefern Forscher des menschlichen Herzens deswegen angefochten zu werden, daß — alle Umstände, welche Rousseau im ersten Buche seiner Confessions von seiner Kindheit und angehenden Jugend erzählt, vorausgesetzt — er entweder dieser individuelle J. J. Rousseau nicht sein oder ein physisches Wunder in ihm hätte gewirkt werden müssen, wenn er in jenem kritischen Augenblicke sich anders betragen haben sollte.

Ich überlasse nun dem Wahrheit liebenden Leser, dem Alles, was ihn zu genauerer Kenntniß des menschlichen Herzens führt, wichtig ist, seine eigenen Betrachtungen über die Anekdote der Ephemeriden, meine Briefe über dieselbe und Rousseau's Selbstgeständniß und Selbstvertheidigung in den Confessions — einem an Stoff zu den interessantesten Betrachtungen so reichhaltigen Buche — anzustellen.

Wenn sich bei Vergleichung dieser drei verschiedenen Documente über einerlei Gegenstand zeigen wird, daß Rousseau's Apologist durch die billige Voraussetzung, daß wenigstens nicht alle Umstände in Herrn B.'s Erzählung verfälscht sein würden, öfters von derselben irre geführt und auf zwar an sich richtige Schlüsse, aber doch Schlüsse aus unrichtigen Datis geleitet worden sei: so wird man nichtsdestoweniger finden, daß er seine Hauptabsicht, insofern sie von der historischen Wahrheit des Factums unabhängig war, nicht verfehlt habe, und daß diese ganze Verhandlung über eine Anekdote, die vor einigen Jahren so viel Aufsehen machte, noch immer nützlich genug wäre, wenn sie auch zu weiter nichts als einem Beispiele diente, mit welcher Behutsamkeit und Zartheit man im Urtheilen über die Triebfedern, Absichten und innere Moralität einzelner Personen und Handlungen verfahren müsse, und welche feine Instrumente, welch eine leichte Hand erfordert werde, um bei Zerlegung des menschlichen Herzens die zarten, oft kaum sichtbaren Fasern nicht zu zerreißen, die man entdecken will, und von deren oft sehr fein verwickeltem Zusammenhange die Erklärung der schwersten psychologischen Aufgaben abhängt.

II.[1])

Nachtrag zur Anekdote von J. J. Rousseau.[2])

Ein verehrenswürdiger Greis, den der Herausgeber der Ephemeriden der Menschheit mit den Buchstaben Sch. W.... bezeichnet*) — ein Mann, „dem die Gerechtigkeit über Alles heilig gewesen, und der in einem vierzigjährigen Richteramte den beneidenswürdigen Ruhm davongetragen, ihr immer getreu geblieben zu sein — hatte es für Unrecht gehalten, die jugendliche Missethat eines großen Mannes bekannt gemacht zu haben." Sie hätte (so glaubte der verehrenswürdige Greis) mit besserm Rechte in die Nacht der Vergessenheit versenkt werden sollen, und Hr. J.[3]) hätte deshalb übel gethan, die Anekdote von J. J. Rousseau in die Ephemeriden aufzunehmen.

Gegen dieses Urtheil rechfertigt nun Hr. J. zuvörderst sowol seine Absicht (an deren Reinheit wol Niemand zweifeln wird, der es in der Menschenkenntniß und Menschenliebe so weit gebracht hat, zu wissen, daß wir über Absichten gar nicht urtheilen sollen) als die Handlung selbst und die Grundsätze, aus welchen sie geflossen, als worüber allerdings jeder Leser der Ephemeriden zu urtheilen berechtigt ist; und nachdem er sich selbst hierüber mehr als genug gerechtfertigt zu haben glaubt, setzt er hinzu: „Allein ich soll nicht weniger dem Andenken des Mannes Gerechtigkeit widerfahren lassen, dessen

---

*) S. N. I. im Siebenten Stück der Ephemeriden d. M. von 1780.

[1]) An die vorstehende Apologie Rousseau's (S. 65—98) schlossen sich im Teutschen Merkur noch die hier unter II. mitgetheilten, in den Werken fehlenden Aufsätze Wieland's. — A. d. H.

[2]) Teutscher Merkur, 1780. III. S. 146—156. — A. d. H.

[3]) Iselin, zur Zeit Herausgeber der Ephemeriden. — A. d. H.

Schatten durch eine etwas unrichtige Erzählung einer seiner jugendlichen Schwachheiten könnte beleidiget worden sein. Es sind darin zween mildernde Umstände vergessen, die beide wichtig sind, und es hat sich eine erschwerende Muthmaßung eingeschlichen, die es nicht weniger ist. Die letztere besteht darin, daß nur unreine Liebe dem armen Jüngling diese Lüge könnte eingegeben haben. — Allein einer der weggelassenen Umstände entkräftet diese Muthmaßung in soweit, indem er zeigt, daß der Missethäter in diesem Stücke keiner Schuld fähig war. Er war noch ein Kind und, wo ich nicht irre, kaum dreizehn Jahre alt.

„Noch wichtiger," fährt Hr. J. fort, „ist der zweite in dieser Erzählung vergessene Umstand. Der junge Rousseau wurde durch hartes und drohendes Zureden in die äußerste Angst versetzt. Er sah Schande und Schmach vor sich, und diese machten ihn jeder andern Betrachtung unfähig. Er stund so eine Art von Folter aus, die für ehrliebende oder ehrgeizige Seelen abscheulicher ist als körperlicher Schmerz. Er sah als ein Kind für sich schreckliche nahe Folgen vor; die, welche seine Lüge für ihn und für Marianen haben konnte, war er nicht fähig einzusehen."

Niemand, der dies liest, wird nach den Ausdrücken, deren sich Hr. J. bedient, zweifeln können, daß diese mildernde Umstände (wie er sie nennt) nicht etwa nur bloße Muthmaßungen, sondern wirkliche Thatsachen sind.

Der Verfasser der im Monat April und Mai enthaltnen Schutzschrift für Rousseau (oder vielmehr für die Menschheit, die er durch die Art, wie die Anekdote quaestionis in den Ephemeriden der Menschheit erzählt worden war, für beleidigt hielt) konnte damals möglicherweise nicht weiter gehen, als muthmaßlich und wahrscheinlich zu finden, daß das Verbrechen des jungen R. wol bei Weitem nicht so groß gewesen sein dürfte, als es der Erzähler und Commentator der Anekdote vorgestellt. Er gab die Gründe an, warum ihm die Art, wie dieser Erzähler das Factum dargestellt hatte, unrichtig, übertrieben, unbillig gegen Rousseau und parteiisch für Marianen vorkomme; und diese Gründe sind, wenn ich mich nicht sehr irre, so beschaffen, daß sie jeden unbefangenen Leser überzeugen müssen. Er zeigte auf eine einleuchtende

Art, daß das Factum, sobald es nur in seiner nackten Wahrheit, von allen rednerischen Zusätzen des Erzählers entblößt, betrachtet werde, nicht so beschaffen sei, daß der junge Rousseau deswegen schlechterdings den Namen eines Bösewichts verdiene, sondern daß sich gar wohl solche Umstände als möglich denken ließen, wodurch seine Schuld ungemein vermindert würde; Umstände, die ihn vielmehr zu einem Gegenstande des Mitleidens als des Abscheues edler und gutherziger Menschen machen müßten. Er zeigte, daß es (unter den vorliegenden Umständen, und da der Erzähler der Anekdote keinen historischen Grund angegeben habe, warum die besagten mildernden Umstände nicht angenommen werden könnten) Pflicht der Menschenliebe, Pflicht gegen die Menschheit überhaupt sei, diese möglichen Umstände, wenigstens so lange, bis man des Gegentheils historisch überzeugt wäre, als wirklich anzunehmen, und dies um so mehr, da es (wie er ebenfalls bewies) nicht an guten Gründen fehle, eine solche Voraussetzung sehr wahrscheinlich zu machen.

In Allem diesem nun findet sich der Verfasser der besagten Rousseauischen Apologie durch den historischen Nachtrag, welchen Hr. J. zu seiner Anekdote neuerlich geliefert hat, vollkommen gerechtfertigt, und es kann ihm und seinen Lesern nicht anders als angenehm sein, sich in den Grundsätzen, auf welche sich jene Apologie stützte, auch durch diese neue Erfahrung bestätigt zu sehen.

Hingegen läßt die Art, wie der Herausgeber der Ephemeriden theils sein Verfahren selbst, theils die Gründe desselben rechtfertigt, einige Zweifel übrig, welche ich offenherzig mitzutheilen um so weniger Bedenken trage, da bei dieser ganzen Sache nicht de lana caprina, sondern von sehr erheblichen Punkten der praktischen Sittenlehre und von sehr wesentlichen Pflichten sowol des Menschen als des Bürgers die Rede ist.

Also zuerst meine Zweifel über die Art, wie Hr. J. sein Verfahren in dieser Anekdotensache entschuldigt.

Ist der Ausdruck: „Rousseau's Schatten könnte durch eine etwas unrichtige Erzählung einer seiner jugendlichen Schwachheiten beleidigt worden sein", wol der Sache angemessen? — So könnte man sich allenfalls ausgedrückt haben, wenn der Erzähler der Anekdote uns einen kleinen Jugendfehler Rousseau's auch wirklich als einen kleinen Jugendfehler verrathen hätte und nun — nachdem er hinter-

drein in Erfahrung gebracht, daß er das Factum nicht ganz richtig erzählt habe, daß der jugendliche Fehler noch unbedeutender sei, als er ihn anfangs vorgestellt — aus zartem Gefühl für Wahrheit und Gerechtigkeit auch diese kleine Unrichtigkeit heben und berichtigen wollte. Aber ist denn dies wirklich der Fall des Erzählers? Hat er uns nicht die That des jungen Rousseau als eine sehr lasterhafte Handlung, und den jungen Rousseau um dieser That willen als einen hartherzigen, grausamen Bösewicht abgeschildert? Hat er nicht, um uns wider Rousseau für das Dienstmädchen Mariane einzunehmen, zwei Vielleicht, zwei blos mögliche Umstände hinzugedichtet, die, wenn sie als wahr vorausgesetzt werden, die Schuld und das Verbrechen des jungen Menschen ungemein vergrößern? Wie hat sich nun auf einmal das Verbrechen eines Bösewichts in jugendliche Schwachheiten verwandelt? — Oder wie kann von einer Erzählung, die das Factum in wesentlichen Punkten verfälscht; die aus einer bloßen jugendlichen Schwachheit eines der schwärzesten Verbrechen, eine Handlung, deren nur ein Bösewicht fähig sein kann, macht, nur etwas unrichtig genennt werden? — Rousseau's Schatten müßte alles Gefühl und Bewußtsein seiner ehmaligen Menschheit aus dem Lethe weggetrunken haben, wenn er durch eine, auch etwas unrichtige Erzählung einer seiner jugendlichen Schwachheiten beleidigt werden sollte; aber um nicht davon beleidigt zu sein, wenn uns Jemand um einer solchen Schwachheit willen zum Bösewicht macht, müßte man noch weniger als ein Schatten sein.

Ich drücke mit Vorsatz auf das Wort Schatten, nicht um ein unzeitiges Aergerniß über den Gebrauch dieses Wortes, wenn die Rede von einem Verstorbnen ist, damit auszudrücken (wiewol ich gestehe, daß ich diesen Gebrauch desselben, zumal in Prosa, nicht liebe), sondern weil mich dünkt, daß es hier an einem ganz unschicklichen Orte steht. Rousseau's Geist oder Rousseau's Schatten, wenn's ja Schatten sein soll, kann nun, nachdem das Individuum J. J. Rousseau aus dieser Welt verschwunden ist, nicht mehr beleidigt werden. Ihn kümmert's nun nichts mehr, ob wir Gutes oder Böses von ihm sagen, ob wir ihm Recht oder Unrecht thun. Aber die Menschen, die ihn überlebt haben, haben sich darum zu bekümmern. Sein Charakter, seine Schriften und alle seine übrigen Handlungen gehören der Menschheit an; und keinem Menschen, der

selbst noch kein Schatten ist, kann und soll es gleichgiltig sein, ob dem Charakter eines Menschen, zumal eines, der sich nicht mehr vertheidigen kann, auch nur um ein Tantillum unrecht geschieht. Von wem sollte man weniger erwarten als von dem Herausgeber der Ephemeriden, daß er dies nicht lebhafter als tausend Andre fühlen sollte?

Aber dies ist noch nicht Alles. Wie kann Hr. J. die zween Umstände, welche das ganze Factum so wesentlich ändern, daß aus dem, was erst die That eines Bösewichts war, nur eine jugendliche Schwachheit geworden ist, blos mildernde Umstände nennen? Mildernde Umstände verändern nach dem gemeinen Sprachgebrauch nicht die Natur des Verbrechens, sondern nur den Grad der Strafbarkeit desselben.

Und wie war es doch immer möglich, daß zween so wichtige Umstände, Umstände, die das ganze Factum so wesentlich ändern, von dem Erzähler vergessen werden konnten? — Aus dem Gebrauch des Worts vergessen muß ein Jeder schließen, daß sie dem Erzähler nicht unbekannt gewesen. Denn wären sie ihm unbekannt gewesen, warum hätte Hr. J. dies nicht lieber geradezu gesagt? nicht lieber offenherzig gestanden, daß ihm und dem Erzähler B. diese Umstände erst bekannt geworden, nachdem die Anekdote schon in den Ephemeriden abgedruckt gewesen? Wußte Hr. B. sie aber damals schon, welch eine leidige Untreue beging sein Gedächtniß an ihm, während der ganzen Zeit, da er diese Anekdote mit so großer Wärme hinschrieb, ihm gerade die wichtigsten Umstände, gerade die, welche zur Entschuldigung des armen Knaben Rousseau dienten, so hartnäckig zu verbergen? —

Und wie konnte sich eine wichtige, die Schuld des angeklagten und verurtheilten Knaben ungemein erschwerende Muthmaßung einschleichen? Welch eine seltsame Art von Unaufmerksamkeit setzt die Möglichkeit, auf eine solche Art überschlichen zu werden, bei dem Erzähler eine Thatsache, die der Ehre eines verdienstvollen Mannes nachtheilig ist, voraus? Aber diese Muthmaßung wird durch den weggelassnen Umstand, daß der angeklagte Missethäter noch — ein Kind war, nicht nur entkräftet (wie Hr. J. sagt), sondern vernichtet; denn er selbst gesteht unmittelbar darauf; dieser Umstand zeige, daß der Missethäter in diesem Stücke keiner Schuld fähig gewesen. — Wie war es möglich, ich frage nochmals, daß, da sich eine die Schuld des Knaben so sehr erschwerende Muth-

maßung bei dem Erzähler einschleichen wollte, nicht eben dadurch sein Gedächtniß erwachte und ihn plötzlich an den Umstand des Facti erinnerte, der diese fatale Muthmaßung sogleich wieder erstickt haben würde?

Ich gestehe aufrichtig, daß ich mich in diese ganze Apologie oder Entschuldigung des Erzählers B. nicht zu finden weiß, und mich dünkt, der Apologist für Rousseau habe diesen Erzähler, ohne ihn zu kennen oder die mindeste Rechnung auf seinen Dank zu machen, weit besser entschuldiget, da er sagt: „Vermuthlich müsse sich der Abscheu, der das tugendhafte Herz des Erzählers beim Anblick einer so auffallend häßlichen That durchdrungen, unvorsätzlicherweise in die Erzählung selbst ergossen haben, dergestalt, daß er sie, anstatt der philosophischen Kälte, die von jedem Geschichtschreiber gefordert werden könne, eher mit der Wärme eines gefühlvollen Sittenpredigers, ja beinahe in dem Ton eines Advocaten, der die Sache des Dienstmädchens vor Gerichte zu führen gehabt hätte, vorgetragen habe."

Ich unterschreibe übrigens aus vollem Herzen die moralische Nutzanwendung, womit Hr. J. seine Rechtfertigung beschließt, indem er sagt: Wieviel Behutsamkeit ist also nöthig, wenn man in Beurtheilung der Menschen und der Zeiten nicht ungerecht sein soll — Aber das „veniam damus petimusque vicissim" hätte ich, ich gesteh' es unverhohlen, bei dieser Gelegenheit nicht erwartet. Wenigstens verlange ich meines Orts unter solchen Umständen keine veniam; oder wenn ja unter solchen Umständen um Nachsicht gebeten wird, sollte es nicht nach einer solchen Apologie geschehen.

Meine Bedenklichkeiten gegen die Gründe, welche Hr. J. dem Urtheil des verehrenswürdigen Greises, daß er die nachtheilige Anekdote von Rousseau lieber in die Nacht der Vergessenheit hätte versenken sollen, entgegensetzt, sollen im nächsten Stücke des T. Merkur's einen Platz erhalten.

Ueber die Frage: inwiefern es gut sei, die Uebelthaten vortrefflicher Menschen bekannt zu machen. Als eine Fortsetzung des Nachtrags zur Anekdote von J. J. Rousseau.[1])

Ich habe den Lesern dieses Journals, denen die genauere Erörterung der Frage: was in einem gewissen Falle recht oder unrecht sei, nicht gleichgiltig ist, am Schlusse des im August d. J. abgedruckten Nachtrags zur Anekdote von J. J. Rousseau die Mittheilung meiner Bedenklichkeiten gegen die Gründe zugesagt, womit der berühmte Herausgeber der Ephemeriden der Menschheit im 7ten Stücke d. J. sein Verfahren in dieser Anekdotensache gegen das Urtheil eines seiner Freunde rechtfertigt.

„Ein verehrenswürdiger Greis hatte es nämlich für Unrecht gehalten, daß die jugendliche Missethat eines großen Mannes in den Ephemeriden bekannt gemacht worden, anstatt daß sie mit besserm Rechte in die Nacht der Vergessenheit hätte begraben werden sollen." (Ephemer., 7. St. S. 3.)

Da keine Gründe angegeben sind, warum der ehrwürdige Greis so geurtheilt, so ist sich um so weniger zu verwundern, daß Hr. J. in der bloßen Autorität desselben, so groß auch sonst seine Verehrung für ihn war, noch keinen genugsamen Beweggrund fand, den Gesichtspunkt zu ändern, aus dem er die Sache ansah. „Wenn ein Vergehen an sich selbst oder durch seine Folgen so beschaffen ist, daß es für die Nachwelt lehrreich werden kann, so däucht es mir Pflicht," sagt Hr. J., „es der Welt nicht zu verhalten, so scheint es mir eine Art von Söhnopfer zu sein, das der Urheber davon leidet, für den Schaden, den er dadurch verursacht hat, und durch das er beiträgt, die durch ihn gestörte Ordnung wieder herzustellen, die durch ihn verminderte Masse des Guten wieder zu ergänzen."

„Wenn also," fährt er fort, indem er die Anwendung dieses

---

[1]) Teutscher Merkur, 1780. IV. S. 25–67. — A. d. H.

Grundsatzes auf den vorliegenden Fall macht, „eine Handlung von J. J. Rousseau herauskäme, welche wirklich zeigte, daß seine Tugend nicht so unbefleckt gewesen wäre, als seine Verehrer sie dargeben, so würde ich kein Bedenken finden, sie bekannt zu machen, sobald ich glauben würde, daß ihre Bekanntmachung irgend einen Menschen von einem Irrthum heilen oder vor einer bösen Handlung warnen würde." — Da ihm nun der Fehltritt, wovon die Rede ist, von dieser Natur zu sein schien, so glaubte er nicht nur recht daran gethan zu haben, daß er sie bekannt machte, sondern ihm däucht sogar, „es würde Sünde gewesen sein, diese Geschichte vor der Welt zu verbergen, wenn sie auch dem Andenken ihres Urhebers noch so nachtheilig sein könnte;" und er „konnte sich auch anbei nicht die geringste schädliche Folge für die gute Sache der Tugend und der Wahrheit von dieser Bekanntmachung vorstellen."

Aber auch das Andenken des großen Mannes konnte, nach Hrn. J. Urtheil, nicht so sehr dadurch beschimpft werden, daß der Werth seiner Verdienste dadurch verdunkelt werden sollte. „Wenn die Jugendgeschichten aller großen und bewunderten Männer ausführlich aufgezeichnet wären, so würden wir wenige finden, welche nicht durch solche Züge entziert wären, und wir würden sie gebrauchen, nicht der Jugend Verachtung für diese Männer einzuflößen, sondern sie aufzumuntern, sich vor Fehlern zu hüten" u. s. w.

Dies sind also die Gründe und Betrachtungen, wodurch Hr. J. sich mehr als genug gerechtfertigt zu haben glaubt, und durch deren nähere Beleuchtung ich die oben rubricirte Frage — als ein meines Bedünkens gar nicht unerhebliches Problem aus der Sitten-Philosophie — so weit es bei moralischen Problemen möglich ist, der Auflösung nahe zu bringen hoffe.

Man wird beim ersten Anblick gewahr werden, daß es hier zuvörderst auf eine genauere Bestimmung der beiden Termen ankomme, nämlich: was wir unter einem großen Mann verstehen, oder von welcher Art großer Männer die Rede sei; — sodann: was eigentlich mit den Worten Vergehen, Fehltritt, jugendliche Missethat gesagt werden wolle, und ob von allen Arten der Uebelthaten oder nur von einigen derselben behauptet werde, daß ihre Bekanntmachung der Welt nützlich sei.

Man kann auf mancherlei Art ein großer Mann sein. Ehe ganz neuerlich die berühmte Entdeckung gemacht worden,

daß Alexander nur ein Polisson, Cäsar nur ein glücklicher Galgenschwengel und Ludwig XIV. nur ein windichter Petit-Maître war, hatte die ganze Welt wenigstens die beiden Ersten für große Männer in ihrer Art gehalten, und in einer Art, wo die Individua sehr selten sind. Scipio Africanus, Cato, Cicero, Livius, Virgil, Plinius der Aeltere gelten für große Männer, wiewol auf verschiedne Art und in sehr verschiednen Fächern. Denn es ist schon ein alter Gebrauch, Jeden einen großen Mann zu nennen, der in irgend einer Art von Wirksamkeit, welche die Menschen mit öffentlicher Hochachtung belohnt zu werden würdig halten, der Vollkommenheit nahe kömmt. Daher ist ein großer Luftspringer nach dem allgemeinen Sprachgebrauch kein großer Mann, wiewol er seiner Art ein großer Meister ist; denn gerade die Art ist's, was man verachtet, wiewol man die Vollkommenheit in derselben schätzt. Hingegen wird ein großer Feldherr, ohne Rücksicht, ob er immer nach moralischem Maßstab den besten Gebrauch von seinem Talent gemacht hat, ein großer Mann genennt, weil man (aus guten Ursachen) gewohnt ist, die Art, worin er groß war, hochzuschätzen. Ebenso ist's mit dem großen Staatsmann; ebenso mit dem großen Naturforscher, Arzt, Geschichtschreiber, Dichter u. s. w. Ebenso mit dem großen Maler, Bildhauer, Schauspieler u. s. w. In Allem diesem wird die Art hochgeschätzt, und wer in irgend einem dieser Talente sehr vortrefflich ist, wird unter den großen Männern seiner Zeit und Nation, wer aber unter allen den großen Männern seiner Art noch hervorragt, wie z. B. Homer unter den Dichtern, Aristoteles und Newton unter den Philosophen, Cäsar unter den Feldherrn, Heinrich IV. von Frankreich unter den Königen, der wird unter den Magnaten des ganzen Menschengeschlechts genennt.

Bei allen diesen großen Männern kömmt, wenn die Rede von ihrer Größe ist, der moralische Charakter eigentlich gar nicht in Anschlag. Raphael von Urbin würde der Fürst der Maler, wie Homer der Fürst der Dichter bleiben, wenngleich in diesem Augenblick eine glaubwürdige geheime Geschichte entdeckt würde, die uns die ärgerlichsten Dinge von ihrem ehmaligen Lebenswandel erzählte. Elisabeth von England war mit allen ihren Schwachheiten eine große Königin, und der Graf Moritz von Sachsen mit allen den seinigen ein großer Feldherr. Von dieser Art großer und bewunderter Leute mag immer wahr sein, daß, wenn ihre Jugendgeschichten ausführlich aufgezeichnet

wären, wir wenige darunter finden würden, die nicht durch häßliche Züge entziert wären; wenigstens ist dies um so vielmehr zu glauben, weil selbst die Geschichte ihrer reifen Jahre nicht immer die erbaulichste ist. Aber da man schon einmal gewohnt ist, sich bei ihrer Größe keine moralische Vollkommenheit zu denken, so ärgert sich Niemand daran; und die Todesart Raphael's zum Exempel, wiewol sie keine Folge seiner Keuschheit war, schadet ihm nicht nur nichts in dem Urtheil aller Kunstverständigen, sondern es ist auch nicht zu besorgen, daß die Offenbarung derselben die nothwendige Ursache irgend eines sittlichen Uebels sein werde.

Ich begehre hiemit keineswegs zu leugnen, daß alle die erwähnten Arten von großen Männern uns nur desto schätzbarer und liebenswürdiger sein würden, wenn wir gewiß wären, daß sie auch sehr weise und tugendhafte Menschen gewesen seien. Auch wird einem Jeden seine eigne Erfahrung sagen, daß es uns immer unangenehm ist, wenn man uns z. B. von einem unsrer Lieblingsschriftsteller einen schlechten Charakter macht, oder Anekdötchen von ihm herumgehen, die seinem Herzen oder seinen Sitten keine Ehre machen. So erging es mir, der dies schreibt, mit poor Yorick-Sterne, von dessen Sitten ganz neuerlich so viel nachtheilige Erzählungen in allerlei gedruckten Urkunden von falschen Brüdern in die Welt geschickt worden. Nicht als ob Tristram Shandy oder Yorick's Reise durch alle diese vielleicht hämische, schiefe und verschnittelte Silhouetten von dem moralischen Gesichte ihres Verfassers, wenn sie auch wahr wären, nur um einen Sonnenstaub auf meiner Wage leichter würden, sondern weil ich den Mann liebe, dessen Geist, Herz und Sinn mir so traulich und ohne Falsch aus diesen Werken entgegenkömmt, und weil es natürlich ist, daß wir das, was wir lieben, gern von aller Makel und Vermailigung rein sehen möchten.

Indessen bleibt doch richtig, daß die Welt um aller solcher Anekdoten willen, so geneigt sie auch immer für den Augenblick sein mag, sie zu glauben, im Grunde doch nicht desto schlimmer von großen oder sehr vorzüglichen Männern denkt; und dies gerade darum, weil ihre Hochachtung für dieselben nicht auf ihre gute Meinung von ihren Sitten, sondern blos auf das, worin sie groß oder vortrefflich sind, gegründet ist.

Allein es giebt, so Gott will, noch eine Art von großen Männern, wie klein auch ihre Zahl sein mag, mit denen es

eine ganz andre Bewandniß hat. — Es hat — (wenigstens sollte uns die Ehre der Menschheit nahe genug am Herzen liegen, um zu wünschen, daß es so sei) es hat zu allen Zeiten einige Wenige gegeben, die durch Weisheit und Tugend groß waren, oder von denen wenigstens höchst glaublich ist, daß ihre Tugend keine Maske war, daß sie wirklich aus reiner inniger Liebe zu dem hohen Ideal der sittlichen Vollkommenheit, das vor ihrem Geiste schwebte, ihr Inneres ganz nach dieser himmlischen Form zu bilden und also auch ihr äußerliches Leben zu einem Abdruck derselben zu machen, über Alles beflissen waren.

Niemand ärgere sich daran, daß ich von der Existenz dieser seltnen Art von Menschen zweifelhaft zu reden scheine. Beweisen, nach der Schärfe beweisen, läßt sie sich freilich Keinem, der nicht einheimische Ursachen hat, an die Tugend zu glauben. Sokrates, Cato, Epiktet (um jetzt nur Namen zu nennen, die Jedermann kennt und mit Ehrerbietung zu nennen gewohnt ist), so groß sie als weise und gute Menschen waren, konnten es doch nicht so sehr sein, daß es einem Rochefoucault, einem Mandeville und (wenn es anders erlaubt ist, diesen Männern einen solchen Sophisten beizustellen) einem Linguet nicht möglich sein sollte, den Glanz ihrer Tugend zu verdunkeln, ihren innern Werth abzuwürdigen und sogar die Aufrichtigkeit derselben zweifelhaft zu machen.

Wie dem aber auch sein mag, so viel ist wol gewiß, daß uns in der Geschichte (und vielleicht auch Jedem, der dies liest, in dem Kreise seiner eignen Erfahrung) Menschen aufstoßen, die uns durch die stille Größe einer reinen, edeln, ruhigen, prunklosen, wenig schimmernden, aber immer in That und Wahrheit sich erweisenden Tugend — Liebe, Zutrauen und Ehrerbietung abnöthigen. Giebt es aber solche Menschen, und ist es wahr, daß ihr Einfluß und Beispiel die Liebe zur Tugend kräftiger befördert als irgend ein anderes Mittel, so ist der menschlichen Gesellschaft an dem Glauben an die Existenz solcher Menschen, die als Beispiele und Muster der Vortrefflichkeit wohlthätig sind, um so mehr gelegen, je mehr man immer Viele geschäftig sieht, die Advocaten des Teufels dabei zu spielen, und je leichter es ist, an der reinsten Tugend Flecken zu finden und den edelsten Charakter durch lügenhafte oder (was noch ärger ist) durch halbwahre Geheimnachrichten anzuschmitzen.

Ob ein Mann, der wie ein Epiktet spricht und wie ein Epiktet zu leben scheint, wirklich der Mann sei, der er scheint,

oder ob seine Weisheit, seine Wahrheitsliebe, sein brennender Eifer für das Gute, sein ebenso heißer Haß des Bösen, die Hoheit seiner Gesinnungen, die Einfalt seines Lebens, die Reinigkeit seiner Sitten nur Maske und Kunstgriff oder wenigstens nur Declamation, Prunk, falsche Anmaßung und Selbstbetrug des Eigendünkels sei — ist eine Frage, die dem Interesse der Menschheit unendlich näher liegt als neunundneunzig Hunderttheile aller Fragen, deren Auflösung die scharfsinnigsten Köpfe seit zwei bis drei Jahrtausenden beschäftigt hat.

Der bloße Name Sokrates hat den Hippiassen aller Zeiten mehr heimliche Ehrfurcht eingedrückt, sie mehr beunruhigt und kräftiger widerlegt als alle moralische Theorien und Dissertationen der Akademie und der Stoa.

Hingegen ist auch ein einziger Seneca wieder genug, um unzählige schwächere Seelen irre — und beinahe Jeden, der die Sprache der Weisheit und Tugend im höhern Tone spricht, verdächtig zu machen. Der Jüngling, der noch mit ungewissem Blick und Herzen auf dem Scheideweg des Hercules steht und hört einen so großscheinenden Mann von der Würde des Menschen, von der Göttlichkeit seiner Natur und Bestimmung wie einen Gott sprechen*) — und hört eben diesen Mann einem verächtlichen Sclaven des noch verächtlichern Claudius, und diesem Claudius selbst, dem Unwürdigsten unter Allen, die jemals einen Thron geschändet haben, so unmäßig, so über allen Ausdruck schändlich schmeicheln — hört ihn von eben diesem Elenden, den er nach dessen Tode als den untersten aller Narren und Bösewichter schaugiebt, hört ihn von eben diesem Claudius sagen: „O, daß wir nur dies Einzige vom Schicksal erleben mögen, daß, wofern es den gänzlichen Untergang des menschlichen Geschlechts noch nicht beschlossen hat, wenn es noch mit Gnade auf den römischen Namen herabblickt, es diesen Fürsten, der der sinkenden Welt gegeben ist, sie wieder aufzurichten, sich ebenso hochheilig sein lasse, wie er allen Sterblichen ist!“ **) — der Jüngling, sage ich, der

---

*) Man lese z. B. nur den 41sten und 66sten der Briefe dieses spruchreichen Mannes, gegen den der ehrliche Athenienfische Bürger Sokrates so ein armer — Sprecher war.

**) Ich kenne kein abscheulicheres Document gegen den moralischen Charakter irgend eines Menschen als die Trostschrift an den Polybius, aus welcher die hier angeführten Züge genommen sind, verglichen mit der sogenannten Apokolokyntosis Claudii Caesaris, beide von ebendemselben Verfasser. Man

dies liest, was kann, was muß er von dem großen Manne denken? Was für Eindrücke werden nun die erhabnen Grundsätze, die schönen epigrammatischen Sprüche, die begeisterten Declamationen (freilich ist's nur gemachtes Wetter) dieses mächtigen Sprechers auf ihn machen? Oder ist es zu verwundern, wenn ihm jeder höhere Schwung der Seele, jeder Charakter, der über das Pygmäenmaß dessen, was man im gemeinen Leben einen ehrlichen Mann nennt, emporragt, kurz, wenn ihm aller Enthusiasmus, alle anscheinende Anmaßung mehr als gewöhnlicher moralischer Stärke und Vollkommenheit durch ein einziges solches Beispiel verdächtig wird? Und wieviel liegt also daran, ob ein Beispiel dieser Art mehr oder weniger in der Welt ist?

Ich nehme mir nicht heraus, entscheiden zu wollen, inwieferne J. J. Rousseau unter den Männern, die durch die sittliche Vollkommenheit ihres Charakters groß waren, einen Platz behaupten könne. Man kann in der Anwendung der theoretischen Grundsätze der ethischen Metaphysik auf einzelne Personen und Fälle nicht behutsam genug sein, und es ist damit vollkommen wie mit der Anwendung der mathematischen Wahrheiten auf verwickelte Naturerscheinungen. So leicht es ist, sich die Idee eines vollkommnen Weisen oder die Idee eines Edelguten (καλος κἀγαθος) vorzubilden, so schwer ist es, wenn wir ganz unbefangen sind, zu sagen: Dies ist der Mann!

kann und muß nur zu oft in seinem Leben Gesichtspunkt, Ton, Verhältnisse, Zuneigung und Abneigung, Urtheile und Meinungen ändern, aber die wesentlichen Züge, die den Redlichen und Guten auszeichnen, und wodurch er unter allen natürlichen oder zufälligen Umgestaltungen und Veränderungen dem Selbstredlichen und Guten immer kennbar, immer Ebenderselbe bleibt, diese Züge sind unauslöschlich. Wenn ich etwas gewiß zu wissen glaube, so ist's dies, daß es Stufen von Niederträchtigkeit giebt, zu denen ein edler Mensch nie herabsinken kann, und daß die unmäßigen Schmeicheleien, welche Seneca an den feigen Tyrannen Claudius und seinen Freigelassnen Polybius verschwendet, unter diese Niederträchtigkeiten gehören. Ich kann mir nicht sehr begreiflich machen, wie Diejenigen denken, die ihn entschuldigt zu haben glauben, wenn sie sagen, daß er die schändliche Urkunde, wovon die Rede ist, während seiner Verbannung nach Corsica, da er an Leib und Seele zu Boden gelegen, geschrieben habe. Denn was sollen wir von dem Manne sagen, der ein prächtiges Buch von der Standhaftigkeit des Weisen schreibt und bei der ersten Probe, worauf er gestellt wird, so schändlich unterliegt? Aber auch das arme Recht an diese kahle Entschuldigung hat er sich selbst benommen. Denn war es nicht aus Corsica, woher er die ebenso prächtige Trostschrift an seine Mutter schrieb, worin er in den witzigsten Wendungen die erhabensten Gesinnungen auskramt und sie am Ende versichert, „daß er so fröhlich und munter sei, als ob seine Sachen zum Besten stünden."

Die Wage dieses Gerichts ist nicht für unsre zitternde Hand. Auch hat sich Rousseau wenig in den manchfaltigen Verhältnissen des Lebens, und gar nicht oder nur auf kurze Zeit und in einer sehr subalternen Rolle auf dem Schauplatz des öffentlichen Lebens und der Weltgeschäfte gezeigt und kann also mit den Helden Plutarch's oder den Neuern, die eines Plutarch's würdig waren, nicht wohl verglichen, geschweige in eine Classe gestellt werden. Aber dies wenigstens kann ich sagen: Nach Allem, was ich von J. J. Rousseau weiß, bin ich überzeugt, daß er Wahrheit und Tugend aufrichtig liebte, daß sein Enthusiasmus für beide weder Affectation noch zufälliges Aufbrausen war, daß er so ehrlich gegen sich selbst als gegen andre Menschen, kurz, daß er der Mann wirklich war oder wenigstens ernstlich sein wollte, für den er sich gab, und für den ihn jeder uneingenommene, selbst edle und gute Leser seiner Schriften durch den fast unwiderstehlichen Zwang des Gefühls zu halten genöthigt ist. Und eben daher werde ich eine vielleicht nicht geringe Anzahl unsrer Zeitgenossen in dieser Meinung von seinem Charakter auf meiner Seite haben, einer Meinung, worin mich sogar die neulich erschienene Schrift: Rousseau, Juge de Jean-Jacques, wiewol ich ihre Bekanntmachung beklage, so wenig gestört hat, daß ich vielmehr (selbst in der Voraussetzung, daß sie wirklich von ihm herrühre) dadurch in meiner Ueberzeugung von der Wahrheit seines Charakters befestiget worden bin. *)

Nun könnte Rousseau der tugendhafteste Mensch von der Welt gewesen sein; wäre er, wie so Manche, die es sind, und von denen außer dem kleinen Kreise ihres Privatlebens Niemand etwas weiß, der Welt unbekannt geblieben, so würde der Welt wenig daran gelegen sein, ob er wirklich der vortreffliche Mann gewesen sei, wofür er in seinem kleinen Winkel vielleicht gehalten worden wäre. Aber Rousseau war und bleibt für alle künftige

*) Der Augenschein muß jeden Leser der genannten Schrift überzeugen, daß sie in einer traurigen Art von Krankheit, die ich Anthropophobie nennen möchte, geschrieben sei. In einem Fieber, worin die Seele ihrer eignen Einbildungen nicht mehr mächtig ist und sich mitten unter Menschengesichtern von Teufelslarven und Schreckgespenstern umgeben glaubt, in solchem Zustande hört alle künstliche Verstellung auf. Wer aus einer solchen Seelenverfinsterung noch solche Strahlen von Güte, Wahrheit, Unschuld und Trost auf sein Selbstbewußtsein von sich wirft, ist wahrlich kein Heuchler — oder es giebt gar kein Kennzeichen, woran man Natur und Kunst, Wahrheit und Lüge an einem Menschen unterscheiden kann.

Jahrhunderte **ein großer Schriftsteller**, noch groß unter den größten unsers Jahrhunderts; und diese einzige Qualification macht einen gewaltigen Unterschied. Denn nun ist der Welt gar sehr daran gelegen, ob der Enthusiasmus für Wahrheit, Tugend und Religion, den dieser Mann — ein Mann von den seltensten Talenten, ein Geist der ersten Größe, ein Schriftsteller vom ersten Rang — sein ganzes Leben durch in seinen Handlungen wie in seinen Schriften zeigte, und wodurch er sich ebenso sehr vor allen großen Geistern der Nation, in deren Schooß er lebte, auszeichnete, als er sich durch die Energie seiner Einbildungskraft, die Stärke seines Verstandes und die hinreißende Beredsamkeit seiner Schreibart über die meisten derselben erhob — es ist, sage ich, sehr viel daran gelegen, ob der Eifer, den ein **solcher Mann** zu einer Zeit wie die unsrige für Wahrheit und Tugend öffentlich bewiesen hat, ob der Eifer, womit er sich gleichsam vor den Augen der ganzen Welt dem Dienst dieser verlassnen und unbekannten Gottheiten geweiht hat, aufrichtig war oder nicht; ob er wirklich so völlig von seinen Grundsätzen überzeugt, so innigst von den Empfindungen, die er so schön auszudrücken weiß, belebt war, **daß er lebte, wie er schrieb**; oder ob es nur Eigensinn und Widersprechungsgeist, nur die sophistische Eitelkeit war, einer beinahe von Allen verlassnen Sache durch die Stärke seiner Beredsamkeit wieder aufzuhelfen, um seinen Vorzug über seine Mitwerber um den öffentlichen Beifall desto auffallender zu machen.

Aus diesem Gesichtspunkt (oder ich müßte mich sehr irren) muß Rousseau's Charakter und die fast allgemeine Meinung, welche der unparteiische Theil der Welt bisher von ihm gehegt hat, und die nun seit seinem Tode auch in Frankreich, wo er so lange verkannt worden, die Oberhand zu gewinnen scheint, betrachtet werden. — Nicht, als ob **die gute Sache der Wahrheit und Tugend** etwas dabei zu gewinnen hätte; denn diese bleiben, was sie sind, wenn es auch möglich wäre, daß sie von allen Menschen verleugnet und verstoßen würden. Die Güte ihrer Sache gründet sich auf die ewigen Gesetze der Natur und die Constitution des ganzen Weltalls, die darum nicht anders werden wird, als sie ist, wenn wir uns verkehrte oder kindische Vorstellungen von ihr machen; sondern weil es Jedem, dem der sittliche Zustand der Welt nicht gleichgiltig ist, wünschenswürdig sein muß, daß ein Mann wie Rousseau wirklich so edel und rechtschaffen und untadelig gewesen sein möchte,

als er sein mußte, wenn er mehr als die Senecas unsrer Zeit wirken, wenn er seine Lehre durch sein Leben bestätigen und dadurch die mächtigen Eindrücke seiner Schriften tief und unauslöschlich machen sollte.

Ich berufe mich auf das innere Bewußtsein Aller, die mit einem dem Wahren und Guten offnen Herzen seine Schriften gelesen haben, ob sie sich dadurch nicht immer besser gefühlt haben, als sie waren; ob diese Lectüre nicht Stacheln in ihrem Inwendigen zurückgelassen; ob sie nicht ergriffen, festgehalten, beschämt, überzeugt, durchdrungen von dem Adel der menschlichen Natur, erfüllt mit Abscheu vor Allem, was ihrer unwürdig ist, erhitzt von der heiligen Flamme der Liebe zur Weisheit, gestärkt in dem Entschluß, jeder Pflicht getreu zu sein, jedem Ruf zum Guten zu folgen, aus dem Umgang mit Rousseau's Geiste weggegangen sind. Wo ist der Schriftsteller unsers Jahrhunderts, von dem sich dies in gleich hohem Maße sagen läßt? Welcher Mann hat je geschrieben wie dieser Mann? — Und es sollte nichts daran gelegen sein, ob der moralische Charakter eines solchen Schriftstellers so rein und tadelfrei war, als Jeder, der ihn liest, es zu glauben oder doch zu wünschen gedrungen ist?

Ich will nicht wiederholen, was ich schon anderswo, T. Merkur, April 1780 [oben Seite 69—71], über diesen Punkt gesagt; aber berufen muß ich mich darauf, weil ich so lange überzeugt sein werde, daß ich Wahrheit gesagt habe, bis mich Jemand eines Andern belehrt haben wird.

Man vergesse aber ja nicht, daß die Rede damals war (und noch jetzt ist) nicht von einer gemeinen menschlichen Schwachheit, einer Uebereilung, einem Mißtritt, wovon auch die Edelsten und Besten nicht frei sind, und wo das „veniam damus petimusque vicissim“ stattfindet, sondern NB. von einer überlegten, mit Falschheit und Grausamkeit verbundnen Schandthat, die dem jungen Rousseau in der von Hrn. J. publicirten Anekdote in den stärksten Ausdrücken aufgebürdet wurde. „Es war die Handlung eines Jünglings — der mit der Dreistigkeit, die oft ebenso gut die Larve eines sichern Bösewichts als das Gepräge der ruhigen Unschuld ist, einen von ihm begangnen Diebstahl auf ein unschuldiges Mädchen, das er liebte, wälzte; der so sehr Bösewicht sein konnte, seine Aussage gegen sie ihr ins Gesicht zu bestätigen; der sie durch die Folgen seiner siegenden Bosheit leiden sah und

schwieg" u. s. w. — Und man sollte sich nicht die geringste schädliche Folge für die gute Sache der Tugend und der Wahrheit vorstellen können, wenn eine solche That von einem Mann wie J. J. Rousseau bekannt gemacht wird? Es sollte sogar Sünde gewesen sein, sie vor der Welt zu verbergen?

Wir spielen hier, denke ich, nicht mit den Worten. Die Sache der Wahrheit und Tugend bleibt freilich die beste Sache von der Welt, wenn Rousseau auch der größte Bösewicht und Heuchler gewesen und bis an seinen Tod geblieben wäre. Ein solcher Fall wäre doch weiter nichts als eine unbegreifliche Naturerscheinung mehr, und wahr bliebe wahr, gut bliebe gut in omnia secula seculorum. Aber daß es für die Strahlen und Funken von Wahrheit und Tugend, die aus den Werken eines allgemein gelesenen und bewunderten Schriftstellers in die Köpfe und Herzen andrer Menschen fallen, um jene zu erleuchten und diese zu entzünden — daß es in Rücksicht auf die Wirkung dieser Strahlen und Funken gleichgiltig sein sollte, wenn von diesem Schriftsteller eine That bekannt gemacht wird, die seinem Charakter einen unauslöschlichen Schandfleck einbrennt — dies ist, was ich mir nicht als möglich denken kann. Von einem Menschen, der es einmal über sein Herz bringen konnte, eine überlegte Bosheit zu verüben, wird präsumirt, daß er deren noch mehr begangen habe und bei jeder stärkern Versuchung immer begehen werde. Man sage mir nicht: „Der Mann konnte sich ja bessern!" — Die Welt glaubt nie mit innerer Ueberzeugung an die Besserung eines Bösewichts. Sokrates soll freilich dem Physiognomen Zopyrus gestanden haben, daß er ohne die Philosophie ein Vieh gewesen sein würde, und Paulus der Apostel war vor seiner Erleuchtung ein Verfolger der Heiligen. Aber außerdem daß das Histörchen vom Zopyrus eine alberne Fabel ist, gesetzt auch, es wäre keine Fabel, so zeigt uns doch die Geschichte im wirklichen Leben des weisen Bürgers von Athen keinen einzigen Zug, der seinen Charakter entzieren könnte; und wenn Paulus vor seiner Erleuchtung die Jünger Christi verfolgte, so glaubte er Recht daran zu thun und sündigte blos, weil ihn ein irrender Eifer leitete. Aber wer sich vor den Augen der ganzen Welt zu einer so niedrigen und grausamen Bosheit bekennen müßte, wie diejenige, die dem großen Bürger von Genf angeschuldet wurde, hätte auf ewig das Recht verloren, die Sprache in seinen Schriften zu führen, welche Rousseau bis an seinen Tod geführt hat;

die gute Meinung, so die Welt von seinem Herzen und Charakter gehegt hätte, wäre unrechtmäßig erworbnes Gut, und von dem Augenblick an, da sie belehrt worden wäre, von was für einer schwarzen Seele sie unter dem Mantel Epiktet's hintergangen worden, würde alle moralische Wirkung seiner Schriften aufhören. Er möchte mit Engelzungen reden, man würde die Ohren vor ihm verstopfen; und wenn man sich auch der Gewalt seiner hinreißenden Beredsamkeit nicht erwehren könnte, so würde man doch nur getäuscht zu sein glauben, und der Gedanke: „er war ja doch nur ein Heuchler — alle diese erhabnen Empfindungen sind ja doch nur Rednerfiguren, all dieser Enthusiasmus ist doch nur Gaukelspiel und natürliche Zauberei" — würde die wärmsten Leser wieder eiskalt machen, würde jeden guten Eindruck — wenigstens gerade bei Denen, welchen solche Eindrücke am Nöthigsten sind — wieder auslöschen, — ja wol gar, gleich dem Mittel gegen die Taubheit von einem tauben Arzt, die erhabne Philosophie verdächtig machen, die an ihrem eignen Lehrer keine bessere Probe dargelegt hätte.

Wenn aber dies die natürlichen, unausbleiblichen Folgen der Bekanntmachung einer solchen Anekdote sind, sobald die Anekdote einen moralisch großen Mann, einen Mann, wie Rousseau war, betrifft; wenn wahr ist, daß ein solcher Mann, wenn er einem ungläubigen, üppigen, kalten und nervenlosen Zeitalter Wahrheit und Tugend predigen will, seine Sendung durch seine eigne Tugend rechtfertigen und (wie St. Paulus von einem Bischof fordert) selbst unsträflich sein muß, wenn er anders Eindruck machen und nicht tauben Ohren predigen will, so braucht es, denke ich, keines weitern Beweises, daß es am Ende doch wol besser gethan wäre, die Vergehungen, deren ein solcher Mann sich schuldig gemacht haben kann, wofern sie noch unbekannt sind, nach dem Rath des weisen und ehrwürdigen Greises in die Nacht der Vergessenheit zu versenken.

Aber wird nicht aller dieser Schaden — der doch vielleicht nicht so groß ist, als er hier gemacht wird, der vielleicht nur bei Wenigen, an denen ohnehin nicht viel zu verderben ist, erfolgen wird — wird er nicht reichlich dadurch vergütet, „wenn wir die geheimen Uebelthaten der großen und bewunderten Männer gebrauchen, nicht der Jugend Verachtung gegen diese Männer einzuflößen, sondern sie aufzumuntern, sich vor Fehlern zu hüten?" u. s. w.

Ich denke — nicht! denn auch dieser gehoffte Nutzen hängt an einem bloßen Vielleicht. Oder steht es etwa blos und lediglich bei uns, der Jugend einzuflößen, was wir wollen? Machen die Nutzanwendungen, die ein Lehrer aus einer Geschichte zur Erbauung seiner Schüler zieht, etwa die einzige Wirkung aus, die diese Geschichte auf sie machen kann und wird? Hat die Jugend immer einen solchen Lehrer zur Seite? Wird es nicht den meisten jungen Leuten, anstatt sich vor der Sünde zu hüten, weil auch ein Rousseau gesündigt hat, weit natürlicher sein, mit dem leichtfertigen Terenzischen Jüngling auszurufen: Wenn ein so großer Mann das gethan hat — oder: Wenn aus dem Jüngling, der ein solcher Bösewicht war, noch so ein vortrefflicher Mann werden konnte, warum sollte ich Homuncio nicht desgleichen thun dürfen? u. s. w.

Ueberdies, ist denn etwa die Jugend der einzige Theil des Menschengeschlechts, der hier in Betrachtung kömmt? Lesen heutigs Tages nicht Personen von allen Altern, Ständen und Geschlechtern, und liest nicht Jedes nach seiner Weise? Ueberlassen sich nicht die Meisten dem ersten Eindruck? Und ist nicht mit bestem Grunde zu behaupten, daß der natürlichste Eindruck nicht derjenige sei, der aus der Reflexion entsteht, sondern der, den eine Sache von sich selbst und ohne Zuthun des Willens beim ersten Anblick macht? — Freilich lassen sich eine Menge lehrreicher Nutzanwendungen aus Rousseau's Fehltritt und aus jeder andern laster- oder tugendhaften Handlung ziehen. Aber ungeachtet des höchst ungewissen moralischen Nutzens, der im vorliegenden Falle davon zu hoffen steht — und der NB. durch die unzähligen Beispiele ähnlicher und überhaupt aller nur möglichen Vergehungen großer und vortrefflicher Menschen, wovon leider alle Geschichtbücher wimmeln, ebenso gut und mit weit weniger Risico erzielt werden kann — möchte es doch wol nicht nur ganz unsündlich, sondern selbst weislich und für das wahre Beste der Menschheit zuträglich gehandelt sein, wenn man die so wenigen lebendigen Beispiele von Weisheit und Tugend, die unser Jahrhundert aufzuweisen hat (ich sage nur darum so wenige, weil die meisten und besten der Welt verborgen bleiben), stehen ließe, wie sie stehen, und gesetzt auch, daß man von einem Manne, der durch seine moralische Größe als eine seltne und wunderbare Erscheinung auf die Welt wirkt — und von dem man selbst überzeugt ist, daß er rechtschaffen und edel war — häßliche Anekdoten offenbaren könnte,

sie (mit allem moralischen Nutzen, der daraus zu ziehen ist) lieber für sich behielte, als durch ihre Offenbarung die Welt eines Beispiels beraubte, über welches sich alle Gute freuen, und vor dem allen Bösen graut.

Dieser letzte Umstand däucht mich wichtiger, als er vielleicht obenhin betrachtet scheinen möchte. Mich dünkt, es ist sehr viel daran gelegen, daß den Bösen die Freude nicht gemacht werde, sich selbst sagen zu können: „Also war auch der weise Rousseau, der Sokrates, der Epiktet unsrer Zeit, im Grunde doch nur wie ein Unsereiner!" — Es ist Denen, welche nicht Gelegenheit gehabt haben, Erfahrungen dieser Art zu machen, vielleicht unglaublich, wie sehr ein Mann wie Rousseau einer gewissen Art von Weltleuten (zumal in der letzten Epoche des Lebens) imponirt; wie schwer sie dran gehen, sich einzugestehen, daß er aufrichtig gewesen, und wie tief der Stachel ist, den diese Ueberzeugung, wenn sie sich deren nicht länger erwehren können, in ihrem Busen zurückläßt; aber es ist auch unsäglich, wie leicht ihnen wieder ums Herz wird, wenn sie sich durch so ein willkommnes Anekdötchen von der Nothwendigkeit befreit sehen, an die Tugend zu glauben und zu zittern. *)

Ich will gerne gelten lassen, daß es Fälle geben könne, wo der moralische Nutzen, den die Bekanntmachung der Jugend- oder Alters-Sünden eines bewunderten Mannes zufälligerweise stiften kann, dem zufälligen Schaden die Wage halten oder ihn wol gar überwiegen mag (wiewol ich glaube, daß nur ein Gott diese Art von Wage zu führen wisse) — aber in dem vorliegenden Falle wird das Gegentheil von mehr als einer Seite augenscheinlich. Denn die Moral, die unsre Jugend daraus ziehen soll, ist, zu sehen, „wie ein an sich sehr verzeihlicher Fehler durch seine Folgen das ganze Leben eines Menschen vergiften und mit Bitterkeit überstreuen kann." — Aber gerade dies ist, was sie, wenn sie die Augen recht aufthun, nicht darin sehen werden. Denn fürs Erste kann eine That, die ihrem Thäter den Namen eines Bösewichts verdient, kein an sich sehr

*) Ich habe mich dieses Ausdrucks, der auf eine bekannte biblische Stelle anspielt, schon im ersten Schreiben über diese Anekdote [s. oben S. 72] bedient; er ist aber dort durch eine Emendation des Setzers oder Correctors, welche das Wort und in oder veränderten, ganz verunstaltet worden; denn bekanntlich liegt der ganze Sinn just in dem Wörtlein und. Es geht dem Merkur öfter so, ohne daß ich es verhüten kann.

verzeihlicher Fehler sein, und fürs Zweite zeigt sich in allen Werken Rousseau's nicht nur nicht die mindeste Spur von der vorgeblichen Bitterkeit, womit das Bewußtsein dieser That das Leben dieses Weisen überstreut haben soll, sondern gerade das Gegentheil: immer und überall der Ton und die Sprache, und fast möcht' ich sagen, der Trotz eines Mannes, der sich der Unschuld seines Herzens bewußt ist, der mitten unter ein verdorbenes Geschlecht getrost hintreten und sagen kann: Welcher unter Euch kann mich einer Sünde zeihen? — Bitterkeit ist freilich genug in mancher seiner Schriften, aber wahrlich nicht diejenige, die einen heimlichen Gewissenswurm zur Ursache hat; es ist die Bitterkeit oder vielmehr die Erbitterung eines guten Menschen, der vor allzu zarter, aber immer gereizter und verwundeter Empfindlichkeit, mit dem wärmsten, offensten, liebevollsten Herzen unter Menschen, die seine Erwartung immer getäuscht haben, endlich zum hypochondrischen Menschenscheuer geworden ist; — denn ich will lieber ein neues Wort wagen, als Menschenhasser sagen, was Rousseau weder war, noch sein konnte.

Wer also die obige Moral aus diesem Geschichtchen ziehen soll, muß Rousseau's Schriften nicht gelesen haben, muß nichts von ihm gelesen haben als die Anekdote in den Ephemeriden, oder er wird eine ganz entgegengesetzte Moral daraus ziehen, nämlich Eins von Beiden: entweder daß Rousseau ein entschiedner Heuchler gewesen sei, oder daß man sich eines schändlichen Bubenstücks bewußt sein und sich dennoch aller Vorrechte und Vortheile der reinsten Unsträflichkeit öffentlich und ungestört zu erfreuen haben könne.

Auch die zweite Lehre, die wir aus dieser Anekdote ziehen sollen, nämlich „wie durch eine sehr klein scheinende Abweichung von der Wahrheit und Rechtschaffenheit man eine unschuldige Person für ihr ganzes Leben unglücklich machen könne", mag vielleicht aus andern Beispielen ersichtlich zu machen sein, aber gerade aus diesem nicht; denn es ist eine bloße Voraussetzung ohne irgend einen hinlänglichen Grund, daß das Dienstmädchen Marie Anna durch ihre Verstoßung aus dem Hause des hartherzigen vornehmen Mannes für ihr ganzes Leben unglücklich gewesen sei.

Aber noch ist ein Argument übrig, das nicht nur die Bekanntmachung der Rousseauischen Anekdote zu rechtfertigen, sondern überhaupt die Publication aller Sünden, die jemals

von großen oder kleinen, guten oder bösen Menschen begangen worden, zur Pflicht zu machen scheint. — „Wenn ein Vergehen an sich selbst oder durch seine Folgen so beschaffen ist, daß es für die Nachwelt lehrreich werden kann, so scheint es mir eine Art von Söhnopfer zu sein, das der Urheber des Vergehens für den Schaden, den er dadurch verursacht hat, leidet, und durch das er beiträgt, die durch ihn gestörte Ordnung wiederherzustellen, die durch ihn verminderte Masse des Guten wieder zu ergänzen."

Die Bescheidenheit, womit dies ausgedrückt ist, hätte mich beinahe zurückgehalten, meine Gedanken davon zu sagen. Allein was einem Manne von ausgebreitetem Ruhm und Ansehen, zumal in moralischen Dingen, nur scheint, kann leicht für Tausende, welche gewohnter sind, sich leiten zu lassen, als ihren Weg selbst zu suchen, Autorität werden; und die Sache überhaupt däucht mir zu erheblich, als daß persönliche Achtung mich abhalten dürfte, die Gründe anzugeben, warum dies ganze Argument mir das, was es beweisen soll, nicht zu beweisen scheint. Dem prüfenden Leser bleibt sein Urtheil frei, und mir soll jede Belehrung eines Bessern willkommen sein.

Ich sage also: Nicht nur einige Vergehen sind entweder an sich selbst oder durch ihre Folgen so beschaffen, daß sie für die Nachwelt lehrreich werden können — sondern alle Vergehen, von der ersten Sünde des ersten Menschen an bis zu der letzten, die der letzte seiner Nachkommenschaft begehen wird, sind sowol an sich selbst als durch ihre Folgen so beschaffen, daß sich moralische Lehrsätze und praktische Cautelen daraus ziehen lassen; sind so beschaffen, daß sie, indem sie uns vorhalten, was wir thun oder unterlassen sollen, exemplarisch, und indem sie uns die Entstehungsart und die Folgen der Sünden zeigten, lehrreich werden können. Dies ist so klar, daß es Jedem, der nur die Worte versteht, einleuchten muß, und daß aller weitere Beweis überflüssig ist. Das Argument müßte also nicht bedingungsweise, sondern absolut und allgemein ausgesprochen werden; aber so bewiese es freilich mehr, als Hr. J. vermuthlich damit beweisen wollte. Hingegen in Betracht der Gründe, womit es unterstützt wird, scheint es mir auch wieder nichts zu beweisen, so gut diese Gründe beim ersten Anblick in die Augen fallen.

„Wer eine Sünde begeht, ist der Welt ein Söhnopfer für den Schaden schuldig, den er dadurch verursacht hat — und ist

verbunden, die Masse des Guten wiederherzustellen, die dadurch vermindert worden. Dies kann durch die Bekanntmachung seiner Sünde geschehen, wofern sie der Welt unbekannt ist. Er ist also schuldig, sie bekannt zu machen, und es ist für jeden Andern Pflicht, sie möglichst auszubreiten. Oder sollte Einer allein um das geheime Verbrechen eines Andern wissen, so ist er schuldig, es zu publiciren, und es würde Sünde sein, wenn er's nicht thäte; denn die gestörte Ordnung verlangt ein Söhnopfer, und die Masse des verminderten Guten im Weltall muß durch den moralischen Unterricht, den die Welt aus Bekanntmachung der besagten Sünde ziehen kann, wieder ergänzt werden."

Dies ist, däucht mich, der aufrichtigste und simpelste Vortrag der Grundsätze des Hrn. J. Wenigstens kann ich sie mir auf keine andre Weise vorstellig machen.

Mich dünkt aber, ich sehe hier einen juristischen und einen mechanischen Begriff, wovon weder der eine noch der andere in die Moral gehört. Immerhin mag ein Theil der peinlichen Gesetze in der bürgerlichen Gesellschaft auf den Begriff eines Söhnopfers, welches der Beleidiger der Gesellschaft schuldig sein soll, gegründet sein. Dies geht mich hier nichts an. Genug, daß ich die Anwendung dieses Begriffs auf die allgemeine Stadt Gottes nicht für giltig halten kann.

Wir wissen Alle das Gesetz; denn es ist mit dem Finger Dessen, der Alles gemacht hat, in unser Herz geschrieben, und wir haben Vernunft, die es uns deutlich machen und uns überzeugen kann, daß es wirklich Gesetz der Natur ist, daß wir nach dieser Vorschrift leben müssen, wenn wir recht leben wollen. Indessen weichen wir Alle manchfaltig von diesem Gesetz ab, und da es Gesetz der Natur ist, so werden wir auch Alle durch die natürlichen Folgen unsrer Abweichungen gestraft. Derjenige aber, der alle Faden des allgemeinen Zusammenhangs in seiner Hand hat, hat auch schon dafür gesorgt, daß ungeachtet aller einzelnen Abweichungen und ihrer Folgen das Gleichgewicht oder die Ordnung des Ganzen ungestört und die Masse des Guten im Ganzen unvermindert bleibt. Von dieser Ordnung des Ganzen und von dieser Masse des Guten aber verstehn wir Homunculi auf unserm Erdkügelchen, das für uns eine so unübersehbare Welt und im Ganzen so ein unendlich kleines Stäubchen ist, Nichts und können also auch nicht davon sprechen. Nur der Einzige, der das Ganze gemacht hat, das

Ganze durchschaut, das Ganze bewegt, beseelt und zusammenhält, weiß, was das Ganze ist; und also weiß auch er allein, ob eine Begebenheit, die uns Homunculis die Ordnung zu stören, die Masse des Guten zu vermindern scheint, die Ordnung wirklich stört, die Masse des Guten wirklich vermindert; oder ob nicht vielmehr gerade durch die Folgen dieser Begebenheit, wenn sie gleich nach dem Gesetz oder wenigstens nach unsrer Vorstellungsart davon Abweichung im Einzelnen ist, die Masse des Guten vermehrt und die Ordnung des Ganzen befördert wird. Wir Homunculi wandeln in dieser Rücksicht immer im Dunkeln, wissen, auch wenn wir's am Besten überlegen, nie gewiß und vollständig, was wir machen, kennen oft nicht einmal die nächsten, geschweige die entferntern Folgen unsrer Handlungen, machen's oft gerade am Schlechtesten, wenn wir's am Besten zu machen dachten. Aber nicht nur dies: oft ist die rechtmäßige oder ungerechte Handlung eines Einzigen die Quelle einer ungeheuren Masse von großen in die Augen fallenden Folgen von Gutem und Bösem (nach unserm Maßstab nämlich), über deren Gegeneinanderwiegung und Schätzung auch dem scharfsichtigsten Homunculus alle Sinnen vergehen. Die redlichsten, wohlgemeintesten Handlungen ziehen oft gegen alles Vermuthen ihres Urhebers die abscheulichsten Folgen nach sich, und die größten Verbrechen werden nicht selten in ihren Folgen wohlthätig und den wichtigsten Anstalten zum Besten der Welt beförderlich. So bahnte das abscheuliche Triumvirat dem Octavius Cäsar den Weg zur einzelnen Herrschaft über das Reich, und diese Monarchie wurde unter den Trajanen, Hadrianen und Antoninen ein Segen für die Welt. So beförderte hingegen des großen und redlichen Luther's rechtmäßige Protestation gegen den Ablaßkram durch ihre Folgen die unmenschlichen Gräuel des Bauernkriegs, und etliche hunderttausend unschuldige Menschen würden unzerfleischt, ungehenkt, ungerädert und unverbrennt geblieben sein, wenn er seine Ueberzeugung, daß man ohne einen Paß von Rom in den Himmel eingehen könne, für sich behalten hätte. Ueberhaupt ist offenbar, daß man von den Folgen einer Handlung nie richtig urtheilen kann, wenn man nicht alle Folgen derselben in ihrem wahren Zusammenhang sieht. Eine schlimme Handlung kann durch ihre guten Folgen am Ende ebenso viel zur Masse des Guten beitragen als eine gute Handlung mit allen ihren schlimmen Folgen. Und was folgt nun aus diesem Allen? Eine sehr große, sehr heilsame

Moral folgt daraus — und ganz genau die nämliche, von deren Vortrefflichkeit nie mehr Rühmens gemacht worden ist, als seitdem sie unter die verlorengegangenen Dinge zu gehören scheint. Es folgt daraus, daß wir uns an das weise Gebot halten sollen: nicht zu richten, damit auch wir nicht gerichtet werden. Da wir schlechterdings unfähig sind, die Masse des Guten und Bösen in der Welt zu berechnen, so kann es nie Pflicht für uns sein, alles Unrecht zu vergüten, das Andre gethan haben, zumal da wol Jeder genug mit Vergütung seines eignen zu thun hat. Was würde aus der menschlichen Gesellschaft werden, wenn in Kraft jenes Grundsatzes von Söhnopfern, die jeder Mensch für seine Fehler dem menschlichen Geschlecht schuldig sein soll, Jedermann sich nun in seinem Gewissen verbunden halten wollte, alles Böse, was er von seinen Nebenmenschen, Mitbürgern, Freunden, Nachbarn und desgleichen entweder selbst wüßte oder von glaubwürdig scheinenden Personen gehört hätte, ungesäumt nach Möglichkeit auszubreiten, in der wohlmeinenden Absicht, die Masse des Guten wieder zu ergänzen, die von besagten Nebenmenschen, Mitbürgern, Freunden u. s. w. vermindert worden wäre? Was für eine Sündfluth von Aergernissen, Verleumdungen, Ungerechtigkeiten, Erbitterungen, Feindschaften und bösen Händeln würde auf einmal über diese Menschen daherstürzen, die jetzt wenigstens in leidlicher Eintracht und Ruhe beisammen leben?

Die Erdenkinder sind weder weise noch gut genug, um nach so feinen und gefährlichen Grundsätzen handeln zu dürfen.

Was bei Bekanntmachung der Anekdote von Rousseau dem vortrefflichen Herausgeber der Ephemeriden selbst begegnet ist, kann uns zum Beispiel dienen, wie es erst zugehen würde, wenn die Publication solcher Anekdoten von Jedermann für indispensable Pflicht erkannt würde. Das Geschichtchen, das erzählt werden sollte, war so einfach, dem Gedächtniß so wenig lästig; es war so leicht, es rein und unverfälscht zu erzählen! Und gleichwol sind in einer so kleinen, so simpeln Erzählung (nach des Hrn. Herausgebers eignem Geständniß) zween mildernde Umstände vergessen worden, welche beide wichtig sind, und es hat sich eine erschwerende (nämlich das Verbrechen des armen Rousseau erschwerende) Muthmaßung eingeschlichen, die nicht weniger wichtig ist. Geschieht das am grünen Holze, was würde erst am dürren werden! Wie vergeßlich würden die Leute vor lauter Begierde,

schöne Sittenlehren auszuziehen, rührende Declamationen anzubringen und die Masse des Guten zu ergänzen, gegen die mildernden Umstände sein! Wie viel erschwerende Umstände würden sich immer in die Erzählungen einschleichen! Wahrlich, anstatt als Söhnopfer würden wir als wahre Schlachtopfer fallen, und was das Schlimmste ist, dies Schicksal würde gerade die Besten am Meisten und am Grausamsten treffen. Und wer sollte alsdann die Ordnung wiederherstellen, die durch dieses so wohlgemeinte, aber so übel ausschlagende moralische Verfahren in allen Häusern, Familien, Gesellschaften, Gemeinheiten und Staaten weit mehr als durch alle unbekannt bleibende Verbrechen gestört würde?

Das Sicherste also, däucht mich, wäre, uns zu überzeugen, daß wir nicht zu Redresseurs des torts in der moralischen Welt gesetzt sind, und uns damit zu beruhigen, daß Einer ist, der für die Erhaltung der allgemeinen moralischen Ordnung und der Masse des Guten besser sorgt, als wir es zu thun fähig sein können. Es bleibt uns so viel Gutes zu thun übrig, ohne daß wir uns noch aus der Bekanntmachung fremder Sünden eine neue Pflicht machen! Eine Pflicht, mit welcher meines Wissens weder die Weisesten der vorigen Zeiten, noch Derjenige, der uns die Gesetze der reinsten und menschlichsten Sittenlehre gegeben hat, uns nirgends beladen haben. Oder glauben wir ja, daß es der Welt heilsam sei, Vergehungen um ihrer lehrreichen Beschaffenheit willen bekannt zu machen, so seien es unsre eignen! — theils weil wir sie am Besten wissen, theils weil wir dabei am Wenigsten Gefahr laufen, die mildernden Umstände zu vergessen oder wichtige erschwerende einschleichen zu lassen.

Wenn es wahr ist, daß Rousseau eine geschriebne Geheimgeschichte seines eignen Lebens hinterlassen hat, so hat man alle Ursache von der Welt, zu erwarten, daß sie mit Aufrichtigkeit geschrieben sei; so ist nicht zu zweifeln, daß er auch von seinen Fehltritten und Vergehungen und überhaupt von seiner blinden Seite mit so vieler Unparteilichkeit gesprochen haben werde, als man von einem so großen Manne billigerweise nur immer erwarten kann. Denn freilich, auch der große Mann ist — ein Mensch und also den Täuschungen unterworfen, worin die Eigenliebe die Künste der schlausten und behendesten Taschenspieler zu Schanden macht. Demungeachtet ist es gewiß, daß es großen und edeln Menschen am Wenigsten kostet, ihre Fehler

freimüthig zu gestehen. Aber daß Rousseau den Gedanken gehabt hätte, seine Memoiren dem menschlichen Geschlecht als ein Söhnopfer zu heiligen (wie sich Hr. J. ausdrückt), ist schwerlich zu glauben; wenigstens ist nicht zu vermuthen, daß er viele Handlungen von sich zu erzählen gehabt haben könnte, wodurch er sich an der Menschheit versündigt haben sollte.

Ueberhaupt muß ich bekennen, daß ich mir keinen Begriff davon machen kann, warum wir dem menschlichen Geschlechte für unsre Vergehungen ein Söhnopfer schuldig sein sollten? Jeder von uns leidet unendlich mehr von den Sünden, deren sich das ganze menschliche Geschlecht seit so manchen Jahrtausenden schuldig gemacht hat, als das menschliche Geschlecht unter denen, die Jeder von uns begangen haben mag; und alles Böse, das wir Einzelnen der ganzen Gattung zufügen könnten, ist nur eine Kleinigkeit gegen alles Böse, was sie uns zugefügt hat. Da also jeder Einzelne ein ebenso begründetes Recht hätte, ein unermeßliches Söhnopfer von dem menschlichen Geschlecht für die ganze ungeheure Masse der Sünden der Welt zu fordern, deren immerwährender unaufhaltbarer Druck Keinen von uns so vollkommen und glücklich werden läßt, als wir vermuthlich sonst werden konnten, so ist klar, daß sich nicht nur Schuld gegen Schuld aufhebt, sondern daß, wenn wir genau rechnen wollten, jedem Einzelnen von der ganzen Gattung noch ein großer Saldo heraus gebührte. Das Bild vom Söhnopfer scheint also keine in der Sittenlehre und am Allerwenigsten im Leben sonderlich brauchbare Idee darzubieten. Denn wer soll versöhnt werden? Und was soll versöhnt werden? Und warum und wozu soll versöhnt werden? Fehlen wir gegen uns selbst, so werden wir vermöge der moralischen Ordnung und ihres engen Zusammenhangs mit der physischen auf die eine oder andere Weise unfehlbar durch die Folgen dafür bestraft, oft so hart, daß die Strafe die Schuld weit überwiegt. Fehlen wir gegen die Gesellschaft, so folgt auch da die Strafe dem Vergehen auf dem Fuße nach; und auch hier ist sie meistens überwichtig. Die Welt weiß sich für die kleinste Beleidigung, die sie von uns empfangen zu haben glaubt, sehr nachdrücklich Genugthuung zu verschaffen, unbekümmert, wer uns Genugthuung für alles Unrecht, allen Schaden, alle Beleidigungen verschaffe, so sie uns zufügt. Haben wir irgend einem einzelnen Menschen Unrecht gethan, so ist's nicht die Welt, nicht das menschliche Geschlecht, sondern der Beleidigte,

der etwas an uns zu fordern hat, und dies Etwas ist kein Söhnopfer, sondern Genugthuung, d. i. möglichste Vergütung (nicht zu vergessen, daß hier immer von moralischen, nicht von bürgerlichen Verhältnissen die Rede ist). Ist es nun nicht in unsrer Gewalt, ihm diese zu leisten, so bleibt uns zu unsrer eignen Erleichterung freilich nichts übrig, als sonst so viel Gutes zu thun, als wir nur immer können; aber dazu waren wir ohnehin vermöge unsrer Natur verbunden, und alles Gute, was wir sonst thun können, hilft doch Demjenigen nichts, den wir (nach der Voraussetzung) auf eine unwiederbringliche Art beschädigt haben. — Doch was es auch mit den moralischen Söhnopfern für eine Beschaffenheit haben mag, genug, Rousseau war der Welt keines schuldig; und wenn er bei Abfassung seiner Memoiren außer seiner eignen Rechtfertigung und dem guten Gebrauch, den vielleicht Andere von seinen Erfahrungen machen könnten, noch die Darbringung einer öffentlichen Expiation der Missethaten seines Lebens zur Absicht gehabt hätte, so würde ihm von dem menschlichen Geschlechte nicht mehr Dank dafür gebühren als irgend einem frommen Fakir, der seine eigne oder fremde Sünden durch freiwillige Martern an seinem Leibe abzubüßen vermeinte.

Ich hoffe, man werde, so viel auch bisher immer die Rede von Rousseau gewesen ist, nicht übersehen haben, daß meine ganze bisherige Betrachtung eine Auflösung der Frage ist, die ich aufzulösen versuchen wollte. Die genauere Erörterung irgend eines besondern Falles, wenn er nur so beschaffen ist, daß sich die Anwendung von ihm sehr leicht auf alle übrigen machen läßt, ist, däucht mich, die beste Art, dergleichen Aufgaben zu beantworten. Ich denke gezeigt zu haben, daß die gute Absicht, moralischen Nutzen zu stiften, kein hinlänglicher Grund ist, überhaupt die unbekannten Vergehungen irgend einer Art von Menschen zu publiciren, am Allerwenigsten, wenn es Menschen betrifft, welche besonders dazu berufen scheinen, als Lehrer der Weisheit und Tugend, Beides durch ihr Leben und durch ihre Schriften, auf ein ganzes Zeitalter zu wirken — daß bei Männern von dieser Art der ungewisse und unbedeutende Nutzen, den die Bekanntmachung ihrer Vergehungen veranlassen könnte, gegen die nachtheiligen Folgen, so mit bestem Grunde davon zu besorgen sind, in keine Betrachtung kömmt — daß es, so wie die Menschen nun einmal sind, weit besser für sie ist, wenn sie zu gut von dem Charakter und Leben eines solchen

Mannes denken, als wenn sie Handlungen von ihm erfahren, die ihn nicht nur zum großen Haufen niederziehen, sondern noch gar unter die Meisten derselben, wenigstens in ihrer Schätzung (denn darauf kömmt's doch in praxi an), heruntersetzen — und daß es also, Alles wohl erwogen, immer sichrer und besser gethan ist, dergleichen Anekdoten zu verheimlichen, als bekannt zu machen.

Ganz ein Anders aber wäre, wenn Einer wüßte, gewiß wüßte, d. i. durch Thaten, durch eine Reihe zusammenhängender Thaten beweisen könnte, daß der Mann, der sich öffentlich zur Tugend und Weisheit bekennte, der sie nicht nur mit großem Gepränge und scheinbarem Eifer predigte, sondern auch allen Kunstgriffen aufböte, um von der ganzen Welt für einen durch seine Weisheit und Tugend über alle seine Zeitgenossen hoch erhabnen Mann angesehen zu werden — daß, sage ich, dieser Mann, sein Name werde nun mit noch so viel Ehrerbietung und mit noch so schönen Beiwörtern genennt — nur ein Heuchler, nur ein Betrüger oder (wie St. Paul von Denen, welche mit Menschen- und Engelzungen redeten, alle ihre Habe den Armen gäben und ihren Leib brennen ließen, aber der Liebe nicht hätten, spricht) ein tönendes Erz und eine klingende Schelle wäre. Von dieser Art Menschen kann man ohne Bedenken alles Böse, was man von ihnen weiß (doch gleichwol nicht mehr, als man weiß), bekannt machen; ja, man ist es dem gemeinen Besten der Menschheit schuldig; und hier tritt der Fall ein, wo es Sünde wäre, zu schweigen oder zu schonen. Christus selbst, der so sanftmüthig, barmherzig und voller Duldung war, so herablassend und gütig gegen Zöllner und Sünder, Christus, der den Schriftgelehrten und Pharisäern, die das im Ehebruch begriffne Weib vor ihn stellten und ihn fragten: „Moses hat uns im Gesetz geboten, Solche zu steinigen; was sagst Du?" — die eines Gottes so würdige Antwort gab: „Wer unter Euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie!" — und da sie, von ihrem Gewissen gestraft, stillschweigend Einer nach dem Andern davongingen, anstatt der Ehebrecherin eine schöne pathetische Zucht- und Strafpredigt zu halten oder das Volk herbeizurufen und das arme beschämte Weib als ein warnendes Beispiel aufzustellen (wiewol diese ihre Beschämung gute moralische Eindrücke veranlassen und etwas beitragen konnte, die durch sie gestörte Ordnung wiederherzustellen u. s. w.), sich begnügte, sie mit den Worten zu entlassen: „Gehe hin und

sündige fort nicht mehr!" — Eben dieser in seinem eignen Leben so untadelige, aber gegen die Schwachen so sanfte, gegen die Gefallnen so nachsichtvolle Christus — entbrennt fast immer in stärkstem Eifer, wenn er von der Gleißnerei der Pharisäer spricht. Mit diesen allein ist er immer im Streit, gegen diese gehen fast alle seine Strafpredigten; ihnen zieht er ohne Verschonen die Larve ab, womit sie das Volk und die Schwachköpfe ihrer Zeit hintergingen. Bei Ihresgleichen würden die Gründe, warum es besser ist, die Vergehungen edler und guter Menschen zu verschweigen, als ans Licht zu ziehen, sehr übel angebracht sein. Denn alles Gute, was die unächte Tugend des Heuchlers stiften kann, ist ein Geringes gegen den Schaden, den er unter diesem Deckmantel thut, und der Gewinn von seinem täuschenden Beispiel eine Kleinigkeit gegen die Vortheile, so die Welt von seiner Entlarvung ziehen kann. Es ist besser, falsche Tugenden gleich schlechtem Gelde in Zeiten mit einigem Verlust außer Cours zu setzen, als sie mit langsamerm, aber desto größerm Schaden unter der guten Münze mitlaufen zu lassen.

Doch genug und vielleicht schon zu viel über eine Materie, worüber es ohne diese sonderbare Veranlassung schier überflüssig hätte scheinen mögen zu schreiben. Habe ich in der Meinung, den geradesten Weg zu gehen, dennoch geirrt — welches immer ein möglicher Fall und etwas sehr Menschliches ist — so werde ich mich gerne zurechteweisen lassen. Sollten aber Leser, die etwas Nährenders als bloßen Zeitvertreib suchen, diese Art zu moralisiren wirklich für praktischer halten als manche andre Arten, so wird es nicht an Stoff und Gelegenheit zu ähnlichen Betrachtungen fehlen.

Inwiefern es Pflicht sei, eines allgemein geliebten großen Sittenlehrers bei seinen Lebzeiten zu schonen, aus Besorgniß, dem Nutzen seiner Lehren möchte geschadet werden.

An M. B. G****.[1])

Ich sehe aus dem ganzen Inhalt des Briefes, worin Sie mir, mein Bester, die vorstehende Frage zur Beantwortung vorlegen, daß Sie durch den Satz, den ich im Teutschen Merkur auf der 66. und 67. Seite des Monatsstücks vom October 1780 behauptet habe, dazu veranlaßt worden sind. Ich glaube Ihnen daher eine öffentliche Antwort auf eine Frage, wozu ich selbst öffentlich Gelegenheit gegeben, um so mehr schuldig zu sein, als vermuthlich diese Erörterung mehrern unter den Lesern jener Abhandlung angenehm sein wird. Indessen scheinen mir doch bei dem Problem, welches Sie mir vorlegen, sowol die Zweifels- als Entscheidungsgründe in den verschiednen Aufsätzen im T. Merkur, zu welchen die bekannte Anekdote von J. J. Rousseau Anlaß gegeben, schon so deutlich und bestimmt enthalten zu sein, daß ich es kaum möglich finde, die Sache von einer neuen Seite oder in einem neuen Lichte zu zeigen. Ich werde mich also desto kürzer fassen können, da ich im Grunde weiter nichts als Ihnen die kleine Mühe ersparen kann, jene Gründe auf die vorgelegte Frage selbst anzuwenden.

Der vorhin angezogene Satz, „daß es erlaubt, ja sogar Pflicht wäre, einem moralischen Heuchler und Betrüger, welcher Weisheit und Tugend nicht nur mit großem Gepränge und scheinbarem Eifer predigte, sondern auch allen Kunstgriffen auf-

---

1) Teutscher Merkur, 1781. I. 75—89. — A. d. H.

böte, um von der Welt für einen durch Weisheit und Tugend hocherhabenen Mann angesehen zu werden, die Larve abzuziehen und ohne Bedenken alles Böse, was man von ihm wüßte, bekannt zu machen — insofern man gewiß wüßte und durch eine Reihe zusammenhängender Thaten beweisen könnte, daß er ein Heuchler und Betrüger sei," scheint mir, so wie ich diesen Satz bestimmt habe, und aus dem von mir angegebnen Grunde noch immer eine unwidersprechliche Wahrheit zu sein. Dieser Grund war, „daß alles Gute, was die unächte Tugend des Heuchlers stiften könne, ein Geringes gegen den Schaden sei, den er unter diesem Deckmantel anrichte, und daß die Vortheile, welche die Welt von seiner Entlarvung ziehen könne, den allenfallsigen Gewinn von seinem täuschenden Beispiele weit überwiege." Ich glaube noch immer, man werde diese beiden Sätze, in abstracto genommen, bei der schärfsten Untersuchung wahr befinden.

Ihre Frage, mein Freund, wäre also im Allgemeinen gar bald entschieden. Wenn nämlich der allgemein beliebte große Sittenlehrer erstens wirklich und erweislichermaßen ein Heuchler wäre, und zweitens sich daran nicht begnügte, ein großer Sittenlehrer zu sein, sondern auch noch allen möglichen Kunstgriffen aufböte, um für einen der weisesten und besten Menschen angesehen zu werden; hätte auch drittens durch diese Kunstgriffe allgemeine Liebe und Achtung erschlichen und bediente sich nun viertens aller dieser Vortheile, desto sicherer Böses zu thun: so gälte auch von diesem allgemein beliebten Sittenlehrer, was vorhin von dem moralischen Betrüger überhaupt gesagt worden.

Auch hier könnte das Betragen Christi gegen die heuchlerischen Priester und Schriftgelehrten seiner Zeit alle andre Gründe überflüssig machen. Vermuthlich gab es auch unter diesen allgemein beliebte große Sittenlehrer; aber Christus schonte ihrer darum nichtsdestomehr, wiewol er für ihre Lehren (insofern sie Wahrheit lehrten) alle gebührende Achtung zeigte. „Sie sitzen auf Mosis Stuhl," sagt er; „Alles nun, was sie Euch sagen, das Ihr halten sollt, das haltet und thut's; aber nach ihren Werken sollt Ihr nicht thun!" (Matth. 23, 2. 3.)

Mich dünkt indessen, es sei hier ein in der Sache selbst gegründeter Unterschied zu machen. Ein großer Sittenlehrer, den die Welt blos als solchen, z. E. blos als Schriftsteller kennt, — gehört insofern mit allen andern Arten von speculativen

Philosophen in eine Kategorie, und da verschlägt's dem Nutzen, den er als Sittenlehrer stiften kann (und welcher, Alles genau berechnet, immer sehr wenig auf sich hat) nichts, ob er ein guter oder böser Mensch ist. Des Aristoteles Poetik und Ethik an den Nikomachus würden immer vortreffliche Werke bleiben, wenn Aristoteles auch ein Atheist oder (was noch schlimmer ist) der Lasterhafteste aller Rechtgläubigen gewesen wäre. Die herrlichen moralischen Wahrheiten, welche den Seneca zu einem der lehrreichsten Schriftsteller machen, verlieren durch unsre Gewißheit, daß er nicht Stärke genug hatte, nach den Grundsätzen, von deren Wahrheit er überzeugt war, zu leben, noch weniger von ihrer Kraft, als durch die witzelnde Art seines Vortrags.

Ganz anders aber verhält es sich mit einem Weisen, der ebenso sehr durch sein Beispiel als durch seine Schriften wirkt und wirken will. — Bei Jenem bleibt Alles, wie es war, wir mögen eine gute oder schlechte Meinung von dem sittlichen Charakter des Mannes hegen. Bei Diesem hingegen geht das Wichtigste von dem Nutzen, den er stiften könnte, verloren, sobald die Welt in der guten Meinung, die sie von seinem Herzen, von seiner Redlichkeit und innern Wahrheit gefaßt hat, irre gemacht wird.

Gehörte also der allgemein geliebte große Sittenlehrer in die erste Classe, so würde die Besorgniß, dem Nutzen seiner Lehren möchte geschadet werden, in keine Betrachtung kommen. Denn keine persönliche Achtung noch Liebe zu einem Lehrer soll in unsre Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Lehre den mindesten Einfluß haben (oder der Nutzen, den er schaffte, würde bloße Täuschung sein). Er soll unsern Verstand überzeugen, nicht unser Herz gewinnen, nicht unsre Leidenschaften bestechen. Moralische Wahrheiten sind als solche von keiner andern Natur als historische, physische, ökonomische u. s. w. Der Mann, der mich die Pflichten des Lebens lehrt, hat dazu allein nicht nöthig, unsträflicher zu sein als Einer, der mich von der Natur der Polypen oder von den Erscheinungen der Elektricität unterrichtet.

So leicht aber die obige Frage, in abstracto genommen, zu beantworten scheint, so hätten wir doch, sobald die Anwendung auf irgend einen einzelnen Fall zu machen wäre, noch wenig gewonnen. Denn jeder einzelne Fall wird wieder zu einem neuen Probleme, das wegen der Menge und Manchfaltigkeit der besondern Umstände, die dabei zu betrachten und

in Anschlag zu bringen sind, oft so verwickelt sein kann, daß eine völlig befriedigende Auflösung nur Demjenigen möglich wäre, der Herzen und Nieren prüfen und den Zusammenhang der Dinge deutlich durchschauen könnte. Hauptsächlich käme es in jedem besondern Falle darauf an, ob der Mann, von welchem die Rede wäre, wirklich ein Heuchler, ein moralischer Betrüger sei. Ohne Zweifel, M. L., sind Sie darin mit mir einig, daß man nicht behutsam und zurückhaltend genug sein kann, ehe man sich erkühnt, einen Menschen mit diesem schändlichsten aller schändlichen Namen zu brandmarken. Ich denke, Sie stimmen mir auch darin bei, daß man nur Denjenigen einen Heuchler nennen kann, der es wissentlich ist — z. B. einen Mann, der mit den Grundsätzen eines Hippias den Archytas oder Plato spielte; der öffentlich den Enthusiasten der Tugend machte, an die er nicht glaubte, und, während daß er sich heimlich den sträflichsten Befriedigungen schändlicher und übelthätiger Leidenschaften überließe, die Welt durch Reden und Handlungen zu betrügen und den Ruhm eines Tugendhaften blos um der damit verbundnen Vortheile willen zu erschleichen wüßte.

Kurz, mein Bester, sagen Sie mir, beweisen Sie mir, Cajus sei wirklich ein Tartüffe von der Art des Molière'schen, d. i. ein Mensch, der sich bewußt ist, daß er ein moralischer Betrüger ist, so gut als ein Mörder weiß, daß er ein Mörder ist, so mag Cajus immerhin der beliebteste, der gepriesenste, der größte unter allen Sittenlehrern sein; dies soll ihm nichts helfen! Wer ihm die Larve abzieht, wenn er's auch nur in dem Wege der erlaubten Nothwehre gethan hätte, hat der Welt einen Dienst gethan, und wenn er's blos in dieser letztern Absicht, ohne persönliche Rücksicht oder Veranlassung gethan hätte, so verdient er wenigstens eine Bürgerkrone. Aber ich wiederhol' es, es ist schwer, es ist unendlich schwer, sich selbst in seinem eignen innersten Grunde des Herzens gewiß zu machen, daß Cajus ein Tartüffe sei.

Ich brauche einen Mann wie Sie nicht zu erinnern, welch ein manchfaltiges, unstätes, verwickeltes, sich selbst widersprechendes, räthselhaftes Ding der Mensch ist. Ebenderselbe Mensch, doch in so vielen Augenblicken seines Lebens nicht ebenderselbe. Wie ungleich sich selbst in seinen Meinungen und Urtheilen! wie ungleich in seiner Liebe und in seinem Haß! wie gut, wie schlimm! wie groß, wie klein! wie stark, wie schwach! — Und doch immer der nämliche Mensch — nur in ver-

schiednen Zeiten, Lagen, Verhältnissen. Wie oft betrügen sich Andre an uns und schreien darüber, daß wir sie betrogen haben! Wie oft betrügen wir uns selbst und glauben's recht ehrlich zu meinen! Wie häufig kommen im täglichen Leben die Fälle vor, daß wir aus bloßem Mangel an Selbsterkenntniß die Fehler an uns selbst nicht gewahr werden, die uns an Andern aufs Lebhafteste beleidigen! Was ist schwerer, was ist seltner unter den Menschen als Selbsterkenntniß! Seitdem Apollo das göttliche *ΓΝΩΘΙ ΣΕΑΥΤΟΝ* mit goldnen Buchstaben über die Pforte seines Tempels setzen ließ, von welchem Weisen ist uns dieser goldne Spruch nicht als der geradeste Weg zur Weisheit und Tugend vorgezeichnet und empfohlen worden? Lerne Dich selbst kennen! predigen sie uns immer in die Ohren, und immer mit ebenso gutem Erfolg, als wenn die Herren von der Akademie der Wissenschaften den Quinze-vingts zu Paris alle Morgen und Abend zuriefen: „Hebet Eure Augen auf und sehet!" Hören Sie mich noch einen Augenblick länger an. Es ist dem Menschen natürlich, die Hochachtung Andrer zu wünschen; in der bürgerlichen Gesellschaft ist sie vollends eine ganz unentbehrliche Sache. Natur und Erziehung vereinigen sich also, uns von Kindheit auf eine Aufmerksamkeit zu geben, unsre vortheilhafte Seite zu zeigen und die blinde möglichst zu verbergen. Unvermerkt wird diese Aufmerksamkeit zur Fertigkeit und endlich zur andern Natur. Nichts scheinen zu wollen, was man nicht ist; nicht besser, nicht weniger unvollkommen scheinen zu wollen, als man ist — o mein Freund, wie liebe ich die reine, schuldlose, edle Seele, von der sich dies sagen läßt! die nicht aus einem groben Cynismus — nicht aus Verachtung andrer Menschen oder Verleugnung des ewigen Unterschieds zwischen Recht und Unrecht gleichgiltig gegen die Urtheile der Welt ist — sondern aus innerer Lauterkeit und Wahrheit des Herzens nicht mehr Beifall von Andern verlangt, als sie von ihrem eignen Gewissen erhält. Aber wie selten sind die Menschen, von denen sich dies mit voller Wahrheit sagen läßt! und wie wenig werden die Uebrigen durch die Nachtheile, die mit einem solchen Grade von Aufrichtigkeit im gesellschaftlichen Leben gewöhnlich verbunden sind, aufgemuntert, nach einer Tugend zu streben, die ihrem Besitzer in tausend Fällen gegen einen mehr schädlich als nützlich ist!

Nehmen Sie hierzu Alles, was ich schon an einem andern Orte von der unendlichen Schwierigkeit gesagt habe, sogar aus

Handlungen und Thatsachen immer ein gerechtes Urtheil über unsre Nebenmenschen zu fällen, und Sie werden es immer weniger möglich finden, in einem besondern und individuellen Falle sich selbst gewiß machen zu können, ob Jemand ein Heuchler sei; nämlich Heuchler in dem strengen Sinn, worin ich das Wort nehme, und worin ich es nehmen muß, wofern nicht alle Menschen mehr oder weniger Heuchler sein sollen. Ich fordre nicht zu viel, wenn ich von Demjenigen, der in einem solchen Fall richtig urtheilen soll, so viel fordre, als Lucian von einem glaubwürdigen Geschichtschreiber. Das kleinste Vorurtheil, das leichteste Wölkchen von Leidenschaft ist hinlänglich, unsern innern Sinn zu trüben; und wir wagen es alle Augenblicke, über die Moralität der Handlungen unsrer Mitmenschen zu richten? über Gegenstände, die fast immer das hellste Auge, das reinste Medium, die schärfste Beobachtung, die kaltblütigste Beurtheilung und das genaueste Verfahren im Abmessen, Abwägen und Berechnen aller Umstände voraussetzen?

Ich denke also, Sie werden mit mir einstimmig sein, daß Derjenige, der in unserm vorausgesetzten Falle einen allgemein beliebten Sittenlehrer entlarven sollte, vor allen Dingen von aller persönlichen Erbitterung oder Erinnerung irgend eines von demselben erlittenen sehr empfindlichen Unrechts gänzlich frei sein müßte, und daß wir dies also bei jeder Anwendung des allgemeinen Satzes auf einen besondern Fall zum ersten Gesetz werden machen müssen. Denn auch der beste Mann — wenn er das gehörige Mißtrauen in sich selbst setzt, welches als eine unentbehrliche Einschränkung mit dem ebenso nothwendigen Glauben an sich selbst immer verbunden sein muß — soll nicht hoffen, daß er so vollkommen Herr über seine Einbildung und über sein Herz sei, um von dem Charakter und den Handlungen einer Person, die ihn empfindlich beleidigt hat, so unparteiisch und richtig urtheilen zu können als ein Areopagite.

Der Umstand, daß der Mann, von dem die Rede ist, und den wir Kürze halben ein für allemal Cajus nennen wollen, allgemein geliebt ist, setzt Naturgaben und Fertigkeiten bei ihm voraus, deren anziehende und einnehmende Macht den künstlichen Bemühungen zu Statten kommen, durch welche er die Hochachtung der Welt erschlichen hat. Diese liebenswürdigen Eigenschaften sind freilich von keiner solchen Natur, daß nicht auch ein Heuchler sie theils wirklich besitzen, theils mit Erfolg affectiren könnte; auch gestehe ich Ihnen unverhohlen, daß ich

mich nicht erwehren kann, in den Charakter eines großen Sittenlehrers, der allgemein geliebt ist, blos dieses Umstands wegen einiges Mißtrauen zu setzen. Aber gleichwol sind die Vorzüge, welche Cajus besitzen muß, um das zu sein, was er ist, groß genug, eine Verdopplung unsrer Behutsamkeit bei Untersuchung seines Charakters nothwendig zu machen.

Noch bedenklicher würde die Sache, wenn der Sittenlehrer Cajus zu dem Orden gehörte, der von jeher so eminente Verdienste um die menschliche Gesellschaft gehabt hat, daß sie sogar all dem Uebel und Unheil, das die Geschichte demselben zur Last legt, das Gleichgewicht zu halten scheinen. Ein solcher Sittenlehrer vereinigt zugleich die ehrwürdigen Charaktere eines Priesters und eines Vaters in sich. Der Nimbus, den er unter der Begünstigung seiner Würde (die vielleicht noch mit politischem Ansehn und Einfluß verbunden ist) um sich her verbreitet haben wird, ist schwer zu zerstreuen; und gesetzt auch, daß Derjenige, der es übernehmen wollte, sich vor der Gefahr, ein Märtyrer seiner guten Sache zu werden, nicht scheute, so müßte er doch vorher moralisch gewiß sein, daß er durchdringen werde, und daß nicht mehr Böses aus seinem Unternehmen erfolgen werde, als er sich wahrscheinlicherweise Gutes davon versprechen kann. Ich habe mich anderswo schon erklärt, daß ich weit entfernt bin, diese letztern Cautelen zu einem allgemeinen Grundsatz zu machen. Bei sehr vielen Handlungen ist es genug, daß dasjenige, was wir thun, an sich selbst und in seiner Art gut und schicklich ist, ohne daß wir uns um die zufälligen Folgen zu bekümmern haben. Aber wo es um Angreifen, Niederreißen und Zerstören zu thun ist, müssen wir, däucht mich, gewiß sein, daß wir nicht größeres Unheil anrichten, als das Uebel ist, dem wir abhelfen wollen.

In Kraft aller dieser Betrachtungen, M. F., werden vermuthlich die Tartüffen, Cajus, Pamposius, Strobilus, Didius, Gastripheres, Kysarcius u. s. w., so große und beliebte Sittenlehrer sie auch immer sein mögen — vor Ihnen und mir guten Frieden haben und unserthalben noch lange in heiler Haut schlafen können. Lassen Sie uns immerhin dem Charakter des Tartüffe kein Quartier geben, wo wir nur Gelegenheit haben, ihn zu entlarven und mit Ituriel's goldnem Speer*) in seine eigne diabolische Gestalt zurückzunöthigen.

*) In Milton's „Verlornem Paradiese."

Aber die individuellen Tartüffen, die vorbesagten Strobilus, Didius, Gastripheres u. s. w. werden sich entweder mit der Zeit selbst entlarven, oder wir werden schwerlich damit zu Stande kommen. Ich nehme jeden Fall aus, wo eines Mannes Amt und Platz in der bürgerlichen Gesellschaft es zur Pflicht machen, in Dingen, wo es auf Recht und Wahrheit ankömmt, einem Gegner dieses Schlags Widerstand zu thun, und wo irgend ein großes Unrecht nicht anders zu verhüten wäre als durch die Demaskirung des moralischen Betrügers, so beliebt, groß und vielvermögend er auch immer sein möchte. In einem solchen Falle wäre dies nicht nur Pflicht, sondern es könnte nach Verhältniß der Gefahr, die man dabei liefe, sogar eine der edelsten und heldenmüthigsten Thaten sein. Aber dann setzte sie nicht nur den Muth zum Unternehmen, sondern auch Kraft und Weisheit zum Aushalten und Ausführen voraus. Niemand ist verbunden, ein Held zu sein; aber wer Heldenthaten beginnt, die er nicht ausführen kann, wird verächtlich; und ich zweifle sehr, daß das Bewußtsein einer guten Absicht eine hinlängliche Hülle gegen das Ungemach sein dürfte, das er sich durch eigne Schuld zugezogen haben könnte. Nicht als ob ich einer jeden edeln That deswegen ihr Verdienst absprechen wollte, weil der Erfolg unglücklich ist. Denn es geschieht zuweilen (wiewol solche Fälle seltner sind, als man gewöhnlich glaubt), daß alle menschliche Weisheit und Tugend gegen die überlegne Gewalt des Schicksals zu kurz fällt. Dies war C a t o ' s F a l l , w e i l d i e G ö t t e r (wie L u c a n sagt) a u f C ä s a r ' s S e i t e w a r e n. So viel Ehre dies für Cäsarn ist, so verliert doch Cato nichts dadurch, daß er endlich Cäsarn und den Göttern weichen mußte; denn er that, was sich für C a t o zu thun geziemte, und hörte auf zu leben, sobald ihm nicht länger erlaubt wurde, Cato zu sein. Aber wie wenig solcher Fälle hat die ganze Geschichte der Menschheit aufzuweisen?

Nur noch zwei Worte, M. F., eh ich meine Antwort Ihrem Urtheil überlasse. Ich habe bisher vorausgesetzt, daß der große Sittenlehrer, von welchem die Frage war, in den Augen Dessen, der solche aufwirft, ein B e t r ü g e r ist. Und dies vorausgesetzt, habe ich — (ganz besonderen Fällen als Ausnahmen ihr eignes Recht vorbehalten!) — mehr Gründe für den Rath gefunden, einen solchen Mann in ruhigem Besitz der guten Meinung, welche die Welt von ihm hat, zu lassen, als für das Gegentheil. Ich hätte die Sache noch von man-

cherlei Seiten betrachten können, wenn es die Zeit zugelassen hätte, vornehmlich, wenn ich die Mittel und Wege hätte durchgehen wollen, welche man einschlagen müßte, um einen solchen ehrwürdigen Betrüger in seiner wahren Gestalt darzustellen: Mittel, welche fast alle so beschaffen sind, daß man Gefahr läuft — entweder den gesuchten Zweck zu verfehlen und Pfeile abzuschießen, die auf uns selbst zurückprallen — oder aus einem kleinern Uebel ein größeres zu machen.

Die vorgelegte Frage scheint aber auch noch eine andre Deutung zuzulassen und könnte so verstanden werden: inwiefern es Pflicht sei, eines großen und allgemein beliebten Sittenlehrers zu schonen, wenn er sich — es sei nun aus Irrthum oder Uebereilung oder aus irgend einer Unlauterkeit, deren auch die besten Menschen in unglücklichen Augenblicken schuldig werden können — öffentlich gegen die Wahrheit vergangen hätte. Ich würde auf diese Frage ganz kurz antworten: insofern, als es mit der Pflicht gegen die Wahrheit, dem Heiligsten und Angelegensten, was die Menschen haben, dem Paladium der Menschheit, bestehen kann. Wollen Sie durch schonen so viel sagen, als: die Augen zuthun und schweigen, so sag' ich ohne Bedenken Nein! Wo es auf Wahrheit und Recht ankömmt, gilt kein Ansehen der Person, und die Summe des Guten in der Welt wird nicht um eine Flaumfeder leichter, wenngleich Dieser oder Jener durch seine eigne Schuld etwas von dem Surplus von Hochachtung verliert, so die Welt über die Gebühr für ihn hegen mag. Verstehen Sie aber unter schonen die Behutsamkeit, den Fehler, den Einer begangen haben kann, vielmehr zu entschuldigen, als zu vergrößern, die Ehrlichkeit, alle Behelfe in Anschlag zu bringen, die ihm zu seiner Rechtfertigung zu Statten kommen können, kurz, die Pflichten der Gerechtigkeit, Billigkeit, Höflichkeit und verdienstmäßigen Ehrerbietung, die ein Ehrenmann dem andern in allen möglichen Vorfallenheiten schuldig ist, so kann es gar keine Frage sein, ob man verbunden sei, auch in vorbesagtem Falle des Andern zu schonen.

Die Ausgelassenheit unsrer Zeiten, wo ein unfläthiger Cynismus in der gelehrten Demokratie die Oberhand gewonnen hat, und die ungezogenste Grobheit und Frechheit von Vielen für edle Freiheit des Geistes und Beweis einer großen Thatkraft gehalten wird, läuft zwar in praxi diesen Grundsätzen geradezu entgegen; aber diese schambare Epidemie ist nun wol

hoffentlich bald vorbei, und Männer von Gefühl und Ehre werden ihre Sorgfalt verdoppeln, selbst in Fällen, wo der Gebrauch der strengsten Geißel zu rechtfertigen wäre, den Verbrecher aus Achtung für die Welt und sich selbst lieber ungezüchtigt hingehen zu lassen, als sich von dem Ton der guten Gesellschaft zu entfernen, zu welcher doch wol jeder Schriftsteller gehören sollte, der nicht ausdrücklich und aus Trieb der Sympathie und Verwandtschaft für eine Art von Lesern schreibt, die außer dem Gesichtskreis ehrlicher Leute ist.

Leben Sie wohl, M. B., und nehmen mit dem Wenigen fürlieb, was ich diesmal etwas eilfertig zu geben hatte.

Moral der Natur.

Aus der Vorrede des Werkes:

„Von der natürlichen Moral. Aus dem Französischen des Herrn M. [Meister] von Herrn Sch. [Schultheß] übersetzt. Herausgegeben und mit einigen Anmerkungen begleitet von C. M. Wieland. Leipzig bei Göschen 1789.“

Nicht in Wieland's Ausgabe seiner Sämmtlichen Werke.

Die zwei angelegensten Wünsche, worin alle Menschen übereinkommen, sind: gesund und glücklich zu sein. Zu beiden hat uns die Natur Anlage und unerschöpfliche Hilfsquellen gegeben und Beides in den unzählbaren Individuen, die zusammen den Menschen ausmachen, unendlich vermannichfaltigt. Beides ist nicht ganz in unserer Gewalt und hängt doch in den meisten Fällen und größtentheils von unserm Verhalten ab. Alles in und außer uns ist in unaufhörlicher Bewegung, Beides zu erhalten und — zu zerstören. Beides ist ordentlicherweise das Resultat eines der Natur gemäßen Lebens und kann daher auf Regeln zurückgeführt werden, die so nothwendig sind als die Natur selbst.

Der bloße Naturmensch befolgt diese Regeln bald durch den sanftern Zug der innern Nothwendigkeit, bald vermöge des gewaltsamern Dranges der äußern, ohne sich derselben deutlich bewußt zu sein; er lebt, ohne zu ahnen, daß es eine Kunst zu leben gebe, lebt gesund und glücklich, ohne sich etwas von einer Theorie, gesund und glücklich zu leben, träumen zu lassen.

Diese Entdeckung macht er erst, wenn er auf der höhern Stufe des geselligen Standes und der Cultur, mitten unter dem neuen, erhöhten und vervielfältigten Lebensgenuß, der ihm dadurch zu Theil wird, auch die unzähligen Uebel aus Erfahrung kennen lernt, wovon der rohe Sohn der Natur nichts wußte, und welche größtentheils unvermeidliche Folgen eben dieser Ausbildung und Verfeinerung sind, die so viel Schönes und Angenehmes, Gutes und Großes in das menschliche Leben brachte.

Die Moral der Natur oder die Theorie der Kunst, uns selbst so glücklich zu machen, als der Mensch unter gegebenen Umständen durch sich selbst werden kann, ist ebenso wie die Diätetik und Heilkunst eine Tochter der Nothwendigkeit, der unter den Folgen der Policirung und Unterdrückung, der Cultur und übermäßigen Verfeinerung leidenden Humanität zu Hilfe zu

kommen. Beide Künste steigen in eben dem Maße, wie die Menschheit auf der einen Seite vollkommner und auf der andern elender wird; beide werden in den verschiedenen Mittelstufen von Barbarei und Cultur, wodurch das menschliche Geschlecht gehen muß, auf tausendfältige Art verfälscht und verunstaltet, von schädlichen Vorurtheilen und Wahnbegriffen verdunkelt und mit quacksalberischen Mitteln oder aus Uebel ärger machenden Methoden belästiget, und beide nähern sich ihrer höchsten Vollkommenheit, wenn die künstliche Verfeinerung der Menschheit so weit getrieben worden ist, daß die Extremitäten sich gleichsam wieder berühren und die Nothwendigkeit, nach der Natur zu leben, endlich selbst dem verdorbenen, aber für das Schöne empfindlichen und über das, was ihm gut oder böse ist, aufgeklärten Menschen in die Augen springt.

Hieraus erkläre ich mir zum Theil die große Sensation, die Meister's Werk von der natürlichen Moral (welches vermöge eines Zusammenflusses zufälliger Ursachen durch meine Vermittlung in einem deutschen Gewand erscheint) in der Hauptstadt der geistvollsten und frivolsten Nation der Welt gemacht hat. In der That scheint es ganz besonders für die moralischen Bedürfnisse der höhern Classen der Bewohner dieser einzigen Stadt ausgerechnet zu sein, welche alle Vorzüge und Nachtheile, alle Herrlichkeiten und alle Gräuel, wodurch sich Babylon und Alexandrien, Athen und Antiochia in der alten Welt auszeichneten, in ihrem ungeheuern Umfang vereiniget. Nie, sagt ein scharfsinniger und beredter Beurtheiler desselben im Journal von Paris, nie hat man vielleicht das, was in den reinsten Gefühlen der Menschheit sich mit einer aufs Aeußerste getriebenen Civilisation verträgt, besser aufgefaßt, nie das, was so sehr im Widerspruche zu stehen scheint, die einfältigste Natur mit den feinsten Nüancen conventioneller Begriffe und erkünstelter Empfindungen, so gut zusammengereimt. Dieses Buch ist das Gesetzbuch des rechtschaffenen Mannes mitten unter dem Luxus und den Künsten, des Mannes, der von Allem Gebrauch zu machen weiß, ohne die Quellen von Glückseligkeit zu trüben, die wir nach dem Willen der Natur ihr allein sollten zu danken haben. Dies scheint uns den unterscheidenden Charakter dieses kleinen Werkes auszumachen und ihm eine ehrenvolle Stelle unter den Moralisten, die man öfters wieder liest, zu versichern.

Wenn das, was in diesem Urtheile zum unterscheidenden Charakter dieser natürlichen Moral gemacht wird, geschickt ist,

ihr auch unter uns in den höchsten Classen geneigte Leser zu verschaffen, so ist es doch weder das einzige, noch in meinen Augen das höchste Verdienst dieses kleinen Buches. Das, was ich ganz vorzüglich daran schätze, ist, daß es durchaus ein unverfälschter Abdruck der Seele seines Verfassers und rein von aller declamatorischen Energie oder empfindsamen Ziererei, ebenso sehr ein Werk seines Herzens als seines Verstandes zu sein scheint; daß er bei aller Freiheit des Geistes, die eine natürliche Folge der Aufklärung desselben ist, sich nie von der Achtung, die man den Anordnungen der bürgerlichen Gesellschaft, noch von der zärtlichen Schonung, die man der schwachen Seite der menschlichen Natur schuldig ist, entfernt. Seine Weisheit ist immer bescheiden, und seine Tugend verhält sich zu ihr wie eine schöne Tochter zu einer schönen Mutter, deren Ebenbild sie ist. Diese moralische Grazie, die in allen seinen Gesinnungen athmet, hat sich auch seinem Vortrag mitgetheilt und seiner Schreibart einen keuschen absichtslosen Reiz gegeben, der seine Schrift auch in dieser Rücksicht mit den schönsten Producten des goldnen Alters der französischen Literatur in eine Reihe stellt.

Ohne Zweifel kann es für den Verfasser nicht anders als schmeichelhaft sein, daß ein Theil des Publicums den Geist und die Beredsamkeit eines der merkwürdigsten Männer unsrer Zeit, des berühmten Necker, in diesem Werkchen zu erkennen geglaubt hat.

Es ist meiner Empfindung nach von der Art, daß es, wie ehemals Epiktet's berühmtes Enchiridion, ein Handbüchlein aller übeln und guten Menschen zu werden verdient.

Rechtfertigung
eines schönen Wortes des Pompejus.

Aus dem Teutschen Merkur, 1775. I. S. 84—85. (Wieland's sämmtliche Werke, 6. Suppl.-Bd.)

Pompejus, der Große zugenannt, befand sich einst in dem Falle, daß er in dringenden Geschäften der Republik — (es war darum zu thun, die Stadt Rom in einer Theurung mit Lebensmitteln zu versehen, und dies war in einer so ungeheuern Stadt und bei ihrer damaligen Lage das dringendste aller Staatsgeschäfte) — zu einer Zeit, da die See sehr stürmisch war, zu Schiffe gehen sollte. Man stellte ihm vor, daß er es nicht wagen könne, ohne sein Leben der augenscheinlichsten Gefahr auszusetzen. „Es ist nöthig, daß ich abreise," sagte Pompejus, „daß ich lebe, ist nicht nöthig."

„Dies sieht wie ein bon-mot aus," sagt der nun ganz vergessne Balzac, der noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts für einen gewaltigen Schöndenker und Arbiter elegantiarum galt; „aber wenn man's näher besieht, findet sich, daß es nichts sagt; denn es sagt etwas, das sich selbst vernichtet. Wie kann ein Mann reisen, wenn er nicht lebt?" Hier möchte man wol zurückfragen: Wie konnte ein witziger Kopf ein Wort, das nichts weniger als ein witziger Einfall ist, noch sein soll, für ein bon-mot ansehen, blos um das Vergnügen zu haben, ein schiefes Urtheil darüber zu fällen? Wenn dieser Tadel träfe, so müßte ein Soldat, um seine Schuldigkeit zu thun, allemal, wo er Gefahr sähe, davonlaufen. Denn wie kann er ohne Kopf oder ohne Arme und Beine seine Schuldigkeit thun? Seine erste Pflicht wäre also, immer vor allen Dingen seine Person in Sicherheit zu bringen. Bei dieser Art zu raisonniren würden die Kriege nicht sehr blutig sein — und unter dieser Bedingung könnten wir sie wol für richtig gelten lassen.

Das Wort des Pompejus hat nur einen Sinn, und dies

ist ein großer Sinn, gegen den nichts einzuwenden **ist.** Er will sagen: Wenn die Gelegenheit, wo ein braver Mann seine Schuldigkeit thun soll, da ist, so fragt er nicht: „Kann **ich** sie mit Sicherheit thun?" Er thut sie, erfolge, was da will. Ob ich lebe oder nicht lebe, ist am Ende der Welt gleichviel; denn sie ist lange ohne mich gegangen und wird auch künftig ohne mich gehen; aber so lang' ich lebe, kann mich nichts von meiner Pflicht entbinden.

Bonifaz Schleicher's Jugendgeschichte,

oder

Kann man ein Heuchler sein, ohne es selbst zu wissen?

Eine gesellschaftliche Unterhaltung.

Bonifaz Schleicher erschien zuerst im Teutschen Merkur in drei wie folgt überschriebenen Abschnitten:

1. 1776. II. S. 249—261: Prolog zur Geschichte Herrn Bonifacius Schleicher. Eine Conversation. An den Herausgeber des T. Merkur's.
2. 1776. III. S. 136—150 } Bonifaz Schleicher. Ein bio-
3. 1776. III. S. 220—232 } graphisches Fragment.

Später abgedruckt im ersten Band von W.'s Kleineren prosaischen Schriften unter dem Titel: Bonifaz Schleicher's Jugendgeschichte, in Wieland's Ausgabe seiner sämmtlichen Werke in Bd. XV.

Die im October 1775 im Deutschen Merkur aufgeworfene Frage: ob man ein Heuchler sein könne, ohne es selbst zu wissen, wurde einige Zeit darauf bei einem Besuche, den ich von meinem Freund und Landsmann S. erhielt, der Gegenstand unsrer Unterredung.

Die Frage hatte, wie er mir sagte, einiges Aufsehen gemacht, und es war hier und da viel dagegen und dafür gesprochen worden.

Ich selbst, sagte Herr S., befand mich neulich in einer hübschen Gesellschaft, wo diese Materie mit aller Seichtigkeit, womit dergleichen speculative Dinge in allen gesellschaftlichen Gesprächen behandelt zu werden pflegen, durchgebeutelt wurde. Einer der ausgemachtesten Tartüffen, die jemals von Sonne und Mond beschienen wurden (wiewol nicht eigentlich von der andächtelnden Classe) führte das große Wort. Er fand die Frage überflüssig und ärgerlich. Es wäre, behauptete er, gerade, als wenn man fragte, ob Jemand ein Falschmünzer sein könnte, ohne es zu wissen. Da hätten die Schelme gut Schelme sein, meinte er, wenn es noch zweifelhaft wäre, ob man wol gar mit gutem Gewissen ein Schelm sein könne.

Der Mann war desto unparteiischer, da er wider sich selbst zeugte; wiewol dies freilich eben nicht seine Absicht sein mochte.

„Man sieht doch“ — sagte eine gewisse Frau von A. (die vor fünfundzwanzig Jahren für das schönste Mädchen unsers Ortes gehalten wurde und seitdem in einer Art von Besitz vel quasi geblieben war, sich für die Venus der Stadt und Landschaft ** zu halten), — „man sieht doch,“ sagte sie, indem sie ihre Augen mit einer anmuthsvollen Verdrehung über den gegenüber hängenden Spiegel wegstreifen ließ und sich ein Wenig in die Oberlippe biß — „wunderbare Beispiele, wie die Menschen sich selbst betrügen können! Hält sich nicht die kleine Z. trotz

ihrer Stumpfnase und ihrer großen Unterlippe für die reizendste kleine Person unter der Sonne? Kennen wir nicht Alle die dicke Frau von B., die zu Kaiser Karl's des Siebenten Zeiten sich so gern sagen ließ, sie sehe der berühmten Montespan wie zwei Tropfen Wasser gleich? Thut sie nicht noch immer, als ob Jeder, der sie ansieht, zum Sterben in sie verliebt werden müßte? — Warum sollt' es einem Heuchler nicht ebenso gehen können?"

„Sich für schön oder wenigstens für liebenswürdig zu halten," sagte Herr D., „ist ein sehr natürlicher und, wie ich vermuthe, allgemeiner Glaube junger Frauenzimmer. Diejenigen, die es nur in einigem Grade sind, hören es überdies so viel und oft, daß ihre Bescheidenheit endlich gezwungen ist, sich auf die Seite der Eigenliebe zu schlagen. Indessen überschleicht ein Tag den andern. Unvermerkt werden Jahre daraus. Man wird dreißig, man wird vierzig, ohne es gewahr zu werden. Der Uebergang von einem Augenblick zum andern ist so unmerklich, daß man sich natürlicherweise in jedem noch immer für das hält, was man im vorgehenden war; und so geht es ganz begreiflich zu, daß eine Venus von zwanzig, die so nach und nach von Augenblick zu Augenblick vierzig geworden ist, noch immer die nämliche Venus zu sein glaubt."

„Was ihre Runzeln auch dagegen einwenden mögen," — schnarrte die junge Frau C., indem sie einen anspielenden Seitenblick auf die Frau von A. warf.

„Die Einwendungen junger Runzeln kommen gegen das beglaubte Zeugniß von mehr als zwanzig Jahren in keine Betrachtung," erwiderte Herr D. mit dem Tone, womit gewisse Personen oft den plattesten Einfall so geschickt hinzuwerfen wissen, daß er wie Witz klingt und ohne weitere Prüfung dafür genommen wird.

„Ich bin vollkommen Ihrer Meinung," sagte der Tartüffe. „Aber das von Frau v. A. angezogne Beispiel, wovon Sie uns einen so guten Grund angegeben haben, beweiset, anstatt wider, vollkommen für meine Meinung. Der Heuchler muß nothwendig vom ersten Augenblick an, da er seine Kunst zu treiben anfängt, durch alle folgende sich ebenso gut bewußt sein, daß er ein Heuchler ist, als die Frau von B. sich von Kindheit an ihrer Schönheit bewußt war. Die Folge ist bei Beiden die nämliche. Je älter sie wird, desto tiefere Wurzeln schlägt bei ihr das Bewußtsein ihrer Reizungen; je länger er

heuchelt, desto mehr Stärke gewinnt das innerliche Bewußtsein, daß er ein ganz andrer Mann ist, als er scheinen will."

„Sollten wir nicht lieber sagen," versetzte Herr D., „es ginge dem Heuchler wie einem in seiner Profession grau gewordnen Lügner, der seine Lügen so oft für wahr erzählt, bis er sie endlich selbst glaubt?"

„Richtig, he, he, he! getroffen, Herr D., getroffen!" rief ein ältlicher Herr, der vor Kurzem zu Rathe erwählt worden war, weil ihn die gute Mutter Natur mit einem herrlichen Vollmondsgesicht und einem stattlichen Bauche begünstigt hatte, und weil er auf Alles, was man sagte, ein Kopfnicken, ein He, he, he! und ein Exempelchen bereit hatte. „Erinnern Sie Sich noch," fuhr er fort, indem er sich unhöflicherweise an die Frau von A. wandte, „des hagern lungensüchtigen Schlossers Jakob, den man gemeiniglich nur den Gadriga hieß? Sein Sohn, bei dessen ältestem Jungen ich Gevatter war, erbte die Werkstatt und den Namen Gadriga; aber eigentlich schrieb sich dieser vom Großvater her, den sich mein seliger Vater oft erinnerte in seinem schmutzigen Lederwamms und mit seiner hohen schwarzsammtnen Pelzmütze, die er mitten in den Hundstagen nicht ablegte, als ein Knabe gesehen zu haben. Dieser alte Gadriga hatte in seinen jungen Jahren lange gewandert, war in Frankreich und in Holland und sogar in England gewesen; wie er denn wirklich ein so guter Schlosser war, als wir keinen wieder gehabt haben, seitdem wir alle unsre Bürgersöhne, sobald sie sich die Nase am Aermel schneuzen können, dispensando ins Heirathen pfuschen lassen. Aber wieder auf den alten Gadriga zu kommen, so pflegte der, wenn er an Sonn- und Feiertagen Abends mit andern Bürgern bei einem Kruge Bier im Wirthshause saß, gemeiniglich von seiner Wanderschaft zu erzählen, und wie er in Colmar und zu Köln und in Middelburg und in Delft und Rotterdam gearbeitet und sich da in frischem Häring und Lachs und Austern dick gefressen und englisch Bier dazu getrunken habe, und wie er in einem großen Boote nach Harwich in England überfahren wollen, und wie das Boot mit allen darauf befindlichen Personen in einem schrecklichen Sturm jämmerlich zu Grunde gegangen sei. „Zu gutem Glücke," fuhr dann Gadriga fort, „wurd' ich, just da ich vor Mattigkeit nicht einen Augenblick länger hätte schwimmen können, von einem ungeheuern Walfisch verschluckt. Soll mich Dieser und Jener, wenn nicht unsre große Pfarrkirche mitsammt dem Thurm und

den Seitencapellen in seinem Bauche Platz gehabt hätte! Ich wollte ihn Schritt für Schritt ausgemessen haben, wenn ich vor den vielen Mastbäumen und Kabeltauen, die er im Leibe hatte, hätte fortkommen können. Nun stellt Euch einmal vor, Brüder," rief er, „wie einem ehrlichen Christenmenschen so mutterseel allein in so einem sarazenischen Walfischbauch zu Muthe sein muß! Wasser fand ich da genug für mein Leben lang; aber der Henker hätte trinken mögen! es war lauter Salz, Pech, Schwefel und Kolophonium. — Ich hatte zwar noch ein Endchen Tabak und einen Fingerhut voll Branntwein in der Ficke; aber das reichte nicht weit, und mich hungerte wie sechshundert Wölfe. Da war guter Rath theuer, nicht wahr? Möchte wol sehen, was solche Bursche, wie Ihr da, hätten anfangen wollen, wenn Ihr in einem solchen Gewölbe von Walfischrippen, jede dicker als ein Zimmerbalken, gesteckt hättet! Aber, potz Wetter! wozu hälf' einem ehrlichen Kerl auch der Verstand, wenn Einem in solchen Umständen nichts einfiele? Der Walfisch hatte eine Leber, wol so groß wie fünf oder sechs von den größten elsasser Mastschweinen, die Ihr in Euerm Leben gesehen habt. Es war eine schöne frische Leber, meiner Seel'! Das Wasser lief mir ins Maul, wenn ich sie ansah. Ha! denk' ich, wer da eine gute Schüssel Leberklöße von dieser Walfischleber hätte! — Ihr hättet ihm Stücke centnerweise wegschneiden können, ohne daß er's gewahr worden wäre. Zu gutem Glücke find' ich eine Bauerngans*) in meinem Hosensacke! Ein Maltersack voll Ducaten und Dublonen hätte mich nicht so gefreut." — In diesem Ton erzählte nun Gadriga fort, wie er Feuer in des Walfisches Bauch angemacht und sich Leberklöße dabei gekocht hätte, besser, als er sie je in seinem Leben gegessen; und auf jede Frage, die seine Zuhörer an ihn thaten, wo er dies und das dazu hergenommen, und wie es ihm weiter im Walfischbauch ergangen, und wie er den Weg wieder heraus gefunden, hatte er eine Antwort in Bereitschaft; und wenn ihm dann die ältern Bürger ins Gesicht lachten, schwor er Himmel und Hölle zusammen, daß Alles Zug für Zug so wahr wäre wie Amen. — Nun, hören Sie nur weiter! denn jetzt kommt erst der rechte Spaß von der Sache, he, he, he! weswegen ich Ihnen nämlich die ganze Historie erzählt habe. Denn da der ehrliche Gadriga über

*) Name einer Art von Taschenmesser mit hölzernem Griff in der Gegend, wo Gadriga lebte.

achtzig Jahre alt wurde und alle Sonn- und Feiertage Jahr aus Jahr ein ins Wirthshaus ging, wo es sehr oft Gelegenheit gab, von seiner Wanderschaft zu reden, so erzählte Gadriga seine Lüge von des Walfisches Bauch und von den Leberklößen, die er sich darin gekocht, so viel und oft, daß er sie zuletzt im Schlaf hätte erzählen können. Und weil die Leute, die indessen nachwuchsen, immer ungläubiger wurden, so log er binnen funfzig Jahren nach und nach so viel Umstände hinzu und bekräftigte die Wahrheit davon bei jedem Worte mit so vielen Straf' mich Gott, Sappermenten und Legionen Teufeln, daß er sie endlich selbst zu glauben anfing und in den letzten Jahren seines Lebens sich darauf hätte sengen und brennen lassen, daß ihm Alles von Wort zu Wort wirklich so begegnet sei. He, he, he! — Woraus denn zu ersehen ist —"

„Ihre Erzählung hätte nicht passender kommen können, Herr E.," unterbrach zu unserm Glücke Herr D. den dicken Rathsherrn, der sich in die Laune zu schwatzen hineinerzählt hatte, „Friede sei mit dem alten Gadriga, wo sich seine Seele auch befinden mag! Nichts könnte geschickter sein als sein Beispiel, um uns begreiflich zu machen, wie ein Mann dazu kommen kann, nicht nur wider seinen eigentlichen Vorsatz ein blos zur Lust ersonnenes Märchen für Wahrheit zu geben, sondern es zuletzt selbst dafür zu halten. Ich bin gewiß, daß er anfänglich weiter nichts als Spaß machen wollte. Da er aber unter den Zuhörern immer einige mehr oder weniger geneigt fand, seine Lüge zu glauben oder wenigstens sich daran zu belustigen, so war nichts natürlicher, als daß ihn die Begierde zu interessiren und zu überreden unvermerkt weiter führte, als er anfangs zu gehen im Sinne hatte. Diese allen Erzählern so natürliche Begierde erwärmt seine Einbildungskraft; der Widerspruch erhitzt sie immer mehr; die Begierde, Recht zu behalten, schürt nach; man überzeugt Andre nur nach dem Maße, wie man selbst überzeugt scheint; er spricht also immer aus einem stärkern Tone, erdichtet immer neue Umstände, um seine Erzählung wahrscheinlicher zu machen; sie wird es endlich für ihn selbst, wird's mit jeder Wiederholung mehr, und zuletzt kommt heraus, daß er der Narr von sich selbst geworden und der Einzige ist, den er mit seiner Lüge betrogen hat. Nun dünkt mich (um wieder auf unsern vorigen Discurs zu kommen), gerade so wie es dem ehrlichen Gadriga mit seinem Märchen erging, könnt' es einem Menschen ergehen, der sich einige Jahre lang

viel Mühe gegeben hätte, weiser und tugendhafter zu scheinen, als er wirklich wäre. Je größern Vortheil er davon hätte, die Welt durch diesen angenommenen Schein zu hintergehen, und je mehr es ihm Mühe und Aufmerksamkeit kostete, den Tugendhaften zu spielen, um so natürlicher wär' es, wenn sich seine Einbildungskraft endlich mit einmischte und ihn, wenigstens in gewissen Augenblicken, beredete, daß er es wirklich sei."

„Mir däucht," sagte Frau F. (die nicht gern eine Gelegenheit vorbeigehen läßt, wo sie ihre Belesenheit in englischen Dichtern, Wochenschriften und Schauspielen anbringen kann), „man könnte auf Ihren Heuchler sehr schicklich eine feine Stelle anwenden, die ich heute in Congreve's Lauf der Welt gelesen habe. Die Rede ist von einer gewissen Lady Wishfort, die in einem Alter, wo Ansprüche doppelt lächerlich sind, und mit einer Figur, die niemals welche zu machen gehabt hatte, sich noch einfallen ließ, auf Eroberungen auszugehen. Sie erwartet einen Liebhaber, oder, eigentlicher zu reden, einen Heirather, den die Reizungen ihres Vermögens herbeigelockt haben, und der sie noch nicht anders als aus ihrem Bildniß kennt. Aber unglücklicherweise hat ein heftiger Unwillen, in den sie eben über einen ehmaligen Ungetreuen ausgebrochen, ihre Morgenarbeit am Putztische so übel zugerichtet, daß ihr vor sich selbst graut, wie sie die schreckliche Verwüstung im Spiegel gewahr wird. „Du mußt mich wieder zurechte machen, ehe Sir Roland kommt," sagt sie zu ihrer Kammerjungfer, „oder ich werde meinem Bildnisse schlecht Wort halten." — „Sorgen Sie nicht, gnädige Frau," spricht die Jungfer, „ein Bißchen Kunst machte, daß Ihr Bild Ihnen ähnlich sah; nun muß ein Bißchen von der nämlichen Kunst machen, daß Sie Ihrem Bilde ähnlich sehen."

Wir waren so gerecht oder so höflich, die Anwendung sinnreich und passend zu finden, und ungefähr in diesem Tone wurde das Gespräch noch eine Weile fortgesetzt, bis Jemand bemerkte, daß ich der Einzige in der Gesellschaft wäre, der seine Meinung noch nicht gesagt hätte. Man wollte sich nicht damit abspeisen lassen, daß ich versicherte, ich fände, es wäre bereits viel Gutes über die Frage gesagt worden. Ich sollte mich schlechterdings erklären, ob ich sie mit Ja oder Nein beantwortete.

Ich gestand, daß ich kein Bedenken trüge, mich auf die

Seite der Mehrheit zu stellen, die in dieser Gesellschaft sich für Bejahung der Frage zu erklären scheine.

Der Tartüffe sagte, er hoffe, daß ich schärfere Beweise zu geben haben würde, als bisher auf die Bahn gekommen wären.

„Ich halte es für etwas ganz Ausgemachtes," erwiderte ich, „daß — (nur sehr wenige schneeweiße Seelen, die ich für große Seltenheiten in der menschlichen Natur ansehe, allenfalls ausgenommen) — die allermeisten von einem geheimen Bestreben, weniger unvollkommen scheinen zu wollen, als sie sind, nicht freigesprochen werden können. Ich sehe dieses geheime Bestreben als eine Art von Instinct an, wodurch die Natur in einem Jeden unter uns arbeitet, uns mit den Uebrigen, von welchen wir entweder wirklich übertroffen oder unbilligerweise übervortheilt werden, so viel möglich in wagerechten Stand zu setzen. Doch was auch die Ursache sein mag, das Factum hat unstreitig seinen Grund; und insofern möchte sich das bekannte „omnis homo mendax" ganz richtig übersetzen lassen: „Alle Menschen sind Heuchler". — Mehr oder weniger macht wol auch hierin, wie in allem Andern, den Unterschied. Da man aber in diesem Sinne von jedem Menschen Alles, was sich von irgend einem Menschen sagen läßt, sagen könnte (denn aus dem nämlichen Grunde, warum alle Menschen Heuchler sind, sind auch alle Menschen Narren, Wollüstige, Geizhälse, Diebe, Mörder u. s. w.), so enthält man sich solcher Sätze, die nach dem gemeinen Sprachgebrauche zu viel sagen, lieber gänzlich und läßt es dabei bewenden, daß — wiewol alle Menschen mehr oder weniger zum Heucheln geneigt sind — doch nur Derjenige ein Heuchler heißt, der es in einem so hohen Grade ist, daß wir Andern, mit ihm verglichen, für aufrichtige Leute gelten können, oder der aus dem, was bei uns Andern ein bloßer (ziemlich unschuldiger) Naturtrieb, unsre Blöße zu verbergen, oder zu scheinen, was wir zu sein wünschen, ist, eine Kunst gemacht hat, die er in der unedeln Absicht treibt, Andre zu seinem Vortheil und fast immer zu ihrem oder eines Dritten Schaden zu hintergehen.

„Indessen scheint mir die vorerwähnte Erfahrungswahrheit hier doch zu etwas gut zu sein, nämlich uns einigermaßen begreiflich zu machen, wie man ein Heuchler werden könne, ohne es zu wissen. Wir brauchen darüber Niemand zu fragen als — uns selbst. Nichts ist heimlicher und leiser als die in unserm Innersten nie ruhenden Wirkungen der Eigen-

liebe. Es ist, als ob sie sich immer fürchte, über der That ertappt zu werden, und sich deswegen in die dunkelsten Winkel des Herzens verberge, um da ihr Wesen ungestört treiben zu können. Da nun wenige Menschen Zeit und Gelegenheit haben, sie bis dahin zu verfolgen, und noch wenigere mit ihren Geistesaugen im Dunkeln sehen können, was Wunder, daß die meisten unzähligemal von ihr hintergangen werden und sich ganz treuherzig bereden lassen, „daß es bald diese, bald jene Tugend oder edle und schöne Gesinnung sei, die dies oder jenes in ihnen thue oder nicht thue“ — da es doch, beim Lichte besehen, immer nur die ewige Eigenliebe ist, die bald unter dieser, bald unter jener Maske Alles thut und eben darum desto besser Spiel dabei hat, weil wir sie immer maskirt, nie in ihrer eigenen Gestalt sehen.

„Es sollte mir vielleicht nicht unmöglich sein,“ setzte ich hinzu, „aus diesen und einigen andern sehr bekannten Bemerkungen durch gehörige Entwicklung deutlich zu machen, wie sogar ein Mensch, dessen ganzes Leben eine immerwährende Lüge wäre, es endlich dahin bringen könnte, sich selbst für einen ehrlichen Mann zu halten. Aber werden Sie nicht unruhig; ich weiß zu wohl, was ich einer so guten Gesellschaft schuldig bin, um sie mit metaphysisch-moralischen Deductionen, dem langweiligsten unter allen Schlaf machenden Mitteln, einzuschläfern.“

Die Damen, welche glaubten, daß ich ihrem Verstande ein schlechtes Compliment gemacht hätte, waren die Ersten, die darauf drangen, daß ich meine sogenannte Deduction, auf Gefahr, was daraus entstehen könnte, führen sollte. Die Herren, besonders der Tartüffe (der sich einbilden mochte, ich suche nur eine Ausflucht, um nicht beim Worte genommen zu werden), machten Chorus mit ihnen, den dicken Rathsherrn ausgenommen, der in Friede seine Pfeife rauchte und die Sache Gott befahl.

„Lassen Sie Sich einen Vorschlag zur Güte thun,“ sagte ich endlich. „Ich hasse die Deductionen in solchen Materien wie die Hölle. Aber ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, die sich ganz vortrefflich zu unserm Gespräche schickt, und worüber Sie wenigstens viel sanfter sollen einschlummern können als über einer akademischen Abhandlung.“

„Eine Geschichte?“ rief der Rathsherr aus seinem Lehnstuhl, indem er mit der einen Hand die Pfeife aus dem Munde

nahm und mit der andern auf seinen Bauch klopfte, — „gut! die sollen Sie uns erzählen! — Ich liebe die Historie. Ein schönes Studium! Und man sage mir, was man will, es lassen sich wahrlich recht gute Moralen daraus ziehen, wenn man sie mit Bedacht liest! Erzählen Sie immer, junger Herr, erzählen Sie! Und wenn auch hier und da ein Schwänkchen mit unterliefe — Sie verstehen mich? he, he, he! Es hat nichts zu sagen! es bleibt unter uns! Und die Damen — die können ja die Augen zumachen, he, he, he!"

„Wir ergeben uns dem Herrn S. auf Gnade und Ungnade," sagte die Frau von A.

Alle Uebrigen stimmten ein. „Nur vergessen Sie nicht," raunte mir der Tartüffe mit einem zweideutigen Lächeln zu, wobei er gewöhnlich seine spitzige Nase ein Wenig zu rümpfen pflegte, „daß es schwer sein wird, uns auf den Gadriga etwas zu geben, das sich noch hören lasse."

Da ich meinen Freund S. dazu vermocht hatte, mir die vorstehende Unterredung mitzutheilen, so kann man leicht denken, daß ich ihm die Geschichte, womit er seine Gesellschaft zu unterhalten versprochen hatte, nicht geschenkt haben werde. Wie viel auch Beides, indem ich es ihm hier, so viel möglich in seiner Manier, nacherzähle, von der Anmuth des mündlichen Vortrags verloren hat, so ist mir doch mein Gedächtniß in Allem, was die Thatsachen und Umstände betrifft, getreu geblieben, und ich bereue die Zeit, die ich aufgewandt habe, sie zu Papier zu bringen, um so weniger, da ich in Bonifaz Schleicher's Jugendgeschichte — außer dem, daß sie ein nicht verächtliches Sittengemälde aus der Mitte unsers Jahrhunderts (wozu die Urbilder in gewissen deutschen Provinzen überall zu finden waren) aufstellt — eine hinlängliche und befriedigende Auflösung der Eingangs erwähnten moralischen Aufgabe zu finden glaube. Hier ist also die Erzählung meines Freundes.[1])

---

1) An Stelle dieses Absatzes hat der erste Abschnitt im Merkur folgenden dem fingirten Einsender in den Mund gelegten Schluß:

„Ich stehe für nichts als für die Wahrheit meiner Geschichte," versetzte ich. „Ich habe den Bonifacius Schleicher, der, in der Romansprache zu reden, mein Held sein wird, während meines Aufenthalts zu R*** sehr genau kennen

Bonifaz Schleicher ist der jüngste von elf Söhnen eines ritterschaftlichen Beamten zu T. im Canton **. Von seinen Eltern ist, außer ihrem Verhältniß gegen ihn, eben nicht viel Merkwürdiges zu sagen. Es waren ganz alltägliche Leute, deren Begriffe sich niemals über den engen Kreis ihrer eignen Existenz ausgedehnt hatten, und denen in ihrem ganzen Leben nicht das Geringste davon ahnete, daß außer dem, was sie selbst unmittelbar betraf, noch etwas ihrer Theilnehmung Würdiges sein oder vorgehen könnte. Der sittliche Zustand unsers lieben deutschen Vaterlandes und des ganzen Europa ging während dieser Zeit durch viele merkliche Verbesserungen und Verschlimmerungen; große Entdeckungen in Wissenschaften und Künsten wurden gemacht, neue Systeme und Hypothesen in der Philosophie auf- und abgebracht; große Geister in allen Arten thaten sich zugleich und nach einander hervor, rangen mit einander, verdrängten einander, wirkten mancherlei gute und schlimme Veränderungen in der Denkart und dem Geschmack ihrer Zeitgenossen; alte Vorurtheile und Thorheiten wurden abgeschafft, und neue kamen an deren Stelle: kurz, der Schauplatz der Welt veränderte sich alle Augenblicke, ohne daß der Herr Oberamtmann Schleicher zu T. im Canton ** das Mindeste von Allem diesem gewahr wurde. Er wartete mit großer Regelmäßigkeit seine Gerichtstage ab, stellte seine Rechnungen, bezog mit der äußersten Genauigkeit seine Gefälle und Accidenzien, hielt streng über Observanz und altem Herkommen, schor mit aller gebührenden Legalität seine Bauern, plagte seinen Pfarrer

---

gelernt. Die meisten Umstände hab' ich von ihm selbst, und das Uebrige theils von meinen Augen, theils von einem in jeder Betrachtung höchst glaubwürdigen Manne, der viele Jahre mit Schleichern gelebt hat und ihn völlig auswendig weiß. Auf meine Unparteilichkeit können Sie Sich vollkommen verlassen; denn er hat mir meines Wissens nie kein Uebel zugefügt."

„O, zur Sache!" rief Madame C., „und nicht so viel Vorredens! oder wir denken gerade das Gegentheil."

„Wie Sie befehlen."

Und so fing ich dann die Erzählung an, die ich Ihnen, mein Herr, zu willkürlichem Gebrauch überlasse, nämlich sie in den Merkur aufzunehmen, wenn Sie finden, daß sie eine leidliche Beantwortung Ihrer Frage enthält, oder sie in die Hölle zu werfen, wenn Sie etwan — über dem Lesen derselben ebenso bald einschlafen sollten als der ehrliche dicke Rathsherr unterm Hören; welches in der That seine Schuld nicht war. Denn der gute Mann hatte sich vorgenommen, recht viel dabei zu lachen, wenn's Gelegenheit gäbe." — A. d. H.

und sah seinen gnädigen Junker für einen von den Großen dieser Welt an, an dessen Dasein, hohem Wohlbefinden und hochfreiherrlichen Rechten und Gerechtsamen dem ganzen Erdkreise mächtig viel gelegen sei; wohnte übrigens seiner Frau als ein guter Christ ordentlich und regelmäßig bei, that alle Sonn- und Feiertage seinen guten Schlaf in der Predigt, ließ zwanzig Jahre hinter einander jährlich ein bis zwei Kinder taufen, begrub die meisten davon wieder, schmauchte den ganzen Tag seine Pfeife und brachte alle Wochen zwei Abende in Gesellschaft einiger Nachbarn damit zu, über den Korn- und Viehpreis, die Balance von Europa, die Grenzstreitigkeiten von Polen und die Mark- und Jurisdictionsstreitigkeiten des Herrn von Z. mit der Stadt Y. oder andere solche Welthändel zu sprechen — hernach den Pagat zu jagen — und endlich bei Wildbraten und Salat in gutem altem Landwein alle in seiner Gegend seit undenklichen Zeiten hergebrachte und observanzmäßige politische, patriotische, ökonomische, gesellschaftliche, freundschaftliche, ernsthafte, lustige und zweideutige Gesundheiten aufzubringen und mitzutrinken; bis gegen Mitternacht seine Gäste sämmtlich wohl bezecht ihren Abschied nahmen und er selbst von seiner getreuen Penelope mit Hilfe der Stubenmagd und des Hausknechts zu seiner Ruhestätte gebracht wurde.

Was die Frau Oberamtmännin betrifft, so war sie eine große, dicke, kupfernasige Frau, die immer in Bewegung war, den ganzen Tag mit ihrem Gesinde und den Kindern keifte, sehr scharf über ihrem Rang hielt, sich mit einer höchst lächerlichen Mischung von Eitelkeit und Sparsamkeit, aber immer (wie sie glaubte) nach der neuesten Mode kleidete und darüber mit zwei oder drei Kammerjungfern benachbarter Damen in Briefwechsel stand, sich gern von jungen Officieren schön thun ließ, gar züchtiglich schmunzelte, wenn sie ihr galante Zweideutigkeiten sagten, sich piquirte, eine Frau von Lebensart und Verstand zu sein, alle Hausanekdoten und ärgerliche Histörchen von mehr als hundert Familien in der Runde sammelte und im Kreislauf erhielt und übrigens gar keinen Begriff davon hatte, daß außer der Bibel, ihrem Gesang- und Communionbuche, dem Kalender, dem klugen Beamten, der Insel Felsenburg und den Gesprächen im Reich der Todten (welche die Bibliothek ihres Mannes ausmachten) noch irgend ein andres gedrucktes Buch in der Welt sein könnte.

Es ist nicht sehr zu vermuthen, daß die Natur einen

Menschen, mit dem sie etwas Großes vorhätte, gerade bei solchen Leutchen, wie der Herr Amtmann Schleicher und seine Gemahlin, bestellen sollte. Bei unserm Bonifaz kam noch der Umstand hinzu, daß er unter dreiundzwanzig Kindern, welche dieses würdige Paar in rechtmäßigem Ehebett erzeugt hatte, das letzte war. Ein Umstand, der zweier Ursachen wegen merkwürdig ist: erstlich, weil wahrscheinlicherweise bei solcher Bewandniß der Sache weder Stoff, noch Form, noch Arbeit viel an ihm taugen konnte,*) und zweitens, weil er demungeachtet der Liebling seiner Eltern war und daher von der Wiege an so vollständig verzärtelt wurde, als nur immer hätte geschehen können, wenn er zum Erben von Cilicia, Paphlagonia, Mysia, Phrygia und Pamphilia wäre geboren worden.

Der kleine Bonifaz war bei Allem dem ein ganz hübsches blondes kraushaariges Bübchen, lernte bald gehen und reden, plapperte den ganzen Tag, hatte Einfälle, neckte gern seine Brüder und Schwestern, war aber dabei ein gräulicher Heuler und schrie und winselte gleich erbärmlich, wenn ihm eines von seinen Geschwistern, die ihm an Alter die nächsten waren, etwa für die ewigen Plagen, die er ihnen anthat, einen kleinen Schlag gab oder auch nur eine Faust gegen ihn machte.

Alle diese Eigenschaften rechtfertigten in den Augen der Frau Oberamtmännin ihre unmäßige Liebe zu dem holden Bonifazchen, welcher (wie sie alle Augenblicke bemerkte). der artigste, gescheiteste, drolligste und sinnreichste Junge wäre, der jemals Kindsbrei gegessen und an einem Schnuller gesuckelt hätte. Besonders rühmte man an ihm sein gutes Herz, weil er sich nie wehrte, wenn er Händel mit seinen Brüdern oder Schwestern bekam (wozu freilich er selbst fast immer die Ursache gab), sondern sich begnügte, ihnen entweder durch sein Geheul und Wehklagen Schläge von der Mutter zuzuziehen oder eine Gelegenheit abzulauern, wo er ihnen, ohne daß sie wußten, woher es kam, einen Possen spielen konnte. Außerdem hatte seine zärtliche Mama den Trost, zu sehen, daß sich ihr lieber kleiner Bonifaz nie in einige Gefahr begeben würde, die ihr mütterliches Herz durch Besorgniß für sein theures Leben ängstigen könnte. Denn der Bube war so hasenherzig, daß er sich noch im sechsten Jahre vor seinem eignen Schatten fürchtete,

*) Man giebt gern zu, daß dies, sonderlich bei Eltern aus dem vorigen Jahrhundert, seine Ausnahmen leiden mag.

und die Furcht, zu fallen oder sich weh zu thun, hielt ihn immer von allen seinem Geschlechte zuständigen Uebungen ab. Ueber einen Graben zu springen, auf einen Baum zu klettern, oder nur über einen Zaun zu steigen, waren Herculesarbeiten in seinen Augen, vor deren bloßem Anblick er an allen Gliedern zitterte.

Natürlicherweise flößte diese Feigheit seinen Brüdern und den übrigen Knaben im Dorfe herzliche Verachtung gegen Bonifazen ein, der sich immer von ihnen absonderte und dafür mit den kleinen Mädchen Versteckens, Frau Sonn', Gerad' oder Ungerad' und dergleichen Spielchen spielte, oder, wenn er auch mit den Jungen lief, zu nichts in der Welt gut war, als den Spion zu machen und Vater und Mutter Alles, was man getrieben hatte, und oft mehr dazu, wiederzusagen. Allein auch diese Eigenschaften wurden ihm von seiner weisen Frau Mama als ebenso viele Verdienste angerechnet, anstatt daß eine kluge Mutter darin den Keim des künftigen Schurken entdeckt und an dessen möglichster Erstickung gearbeitet hätte. Seine Brüder verloren immer bei der Vergleichung mit ihm; immer wurde ihnen Bonifazchen als ein Muster vorgestellt, dessen Tugenden ihre Unarten und Laster beschämten. Sie waren so leichtfertig, so wild! liefen immer im Felde herum, stellten immer etwas an, worüber Klage einlief, rauften und balgten sich immer, bald aus Muthwillen, bald im Ernste, mit den andern Buben u. s. w. Er hingegen war so sittsam, so wacker, so unschuldig, so folgsam! ließ sich nie von ihnen verführen, an ihren Bosheiten (wie man's zu nennen beliebte) Antheil zu nehmen, und bewies sein gerechtes Mißfallen daran, indem er sie aus purer Liebe und Wohlmeinung den Eltern oder dem Hofmeister verrieth. Kurz, Bonifazchen hörte sich immer wegen solcher Handlungen loben, um derentwillen er hätte die Ruthe kriegen oder ans Katzentischchen gesetzt werden sollen.

Bei einem Jungen, den die Natur selbst schon so angelegt hatte, daß, auch im glücklichsten Falle, höchstens ein leidlicher — Schneider aus ihm werden konnte, mußte eine so sinnlose Art von Erziehung nothwendig mancherlei schlimme Folgen haben. Bei seinen Brüdern, die um seinetwillen so oft leiden mußten, verwandelte sich die Verachtung gegen Den, der nichts mitmachen konnte, endlich in Haß gegen den Verräther. Sie schlossen ihn von allen ihren Spielen, Anschlägen und Unternehmungen gänzlich aus, jagten ihn fort, wenn er sich etwan

hinzuschleichen wollte, und brauchten immer alle mögliche Vorsicht, damit er nie erführe, was sie vorhätten. Dieses Verfahren reizte den Buben, auf Mittel zu denken, wie er demungeachtet hinter ihre kleinen Geheimnisse kommen könnte. Sein Instinct ließ ihn nicht lange unberathen. Er hatte sich durch seine Furchtsamkeit einen schleichenden Gang angewöhnt und war dabei von Natur mit sehr feinen Ohren begabt. Durch die Gelegenheiten, die ihm seine Brüder gaben, diese Talente zu entwickeln, bracht' er es in Kurzem in der Kunst, auf den Zehen zu schleichen, durch Schlüssellöcher zu gucken und vor den Thüren oder in einem Winkel, wo ihn Niemand vermuthete, zu horchen, zu einer bewundernswürdigen Fertigkeit, und weil Gewohnheit endlich zur andern Natur wird, so blieb ihm auch diese, so lang er lebte. Er behielt immer den schleichenden Gang, spitzte und reckte immer die Ohren auf alle Seiten und konnte unmöglich ein paar Leute mit einander reden sehen, ohne daß er einen unüberwindlichen Trieb in sich fühlte, zu wissen, was sie redeten. In solchen Fällen wußte er, nach der Lage des Orts und Beschaffenheit der Umstände, entweder in Spirallinien oder Asymptoten ihnen unvermerkt mit einem seiner lauschenden Ohren nahe genug zu kommen, um wenigstens so viel einzelne Worte zu erschnappen, daß er durch muthmaßliche Verknüpfungen (worin er ein großer Meister war) herausbringen konnte, wovon wol die Rede sein, oder was sie im Schilde führen möchten.

Die natürliche Schwäche des kleinen Bonifaz, die überschwängliche Sorgfalt, womit er von der Wiege an verzärtelt worden war, und das unverständige Mitleiden, das er immer über den geringsten Zufall oder Wehklagen bei seiner Mutter fand — Alles dies gab ihm eine unartige Reizbarkeit, die so weit ging, daß man ihn nicht schief ansehen, noch mit dem Ellenbogen anrühren durfte, ohne daß er gleich ein Jammergesicht zu machen und zu heulen anfing. So wie er nun heranwuchs und die Mißhelligkeiten zwischen ihm und seinen Brüdern zunahmen, häuften sich auch die vorgeblichen oder wirklichen Beleidigungen, die ihm die letztern zufügten; und wenn er dann zu Vater oder Mutter lief und seinen Brüdern durch sein Klagen und Weinen Strafe zuzog, so war der ganze Vortheil, den er davon hatte, dieser, daß sie ihm alle Ohrfeigen, Schläge und Rippenstöße, die sie um seinetwillen empfingen, bei der ersten Gelegenheit doppelt wiedergaben. Wie er nun merkte, daß er

auf diesem Wege mehr verlor als gewann, so sann er auf Mittel, seine Rachbegierde durch Hinterlist und so, daß man ihm nicht zu Leibe gehen könnte, an ihnen auszulassen. Er lernte seinen Groll meisterlich verbergen; aber wenn sie glaubten, sie ständen am Besten mit ihm, so spielte er ihnen irgend einen tückischen Streich und wußte es dabei immer so fein anzugeben, daß der Verdacht auf einen Andern fiel.

Diese Art, sich die Wollust der Rache zu verschaffen, hatte einen dreifachen Vortheil: sie war mit Sicherheit für seine kleine Person, die er über Alles liebte, verknüpft; sie gab ihm häufige Gelegenheit, sich selbst zu seinen Erfindungen Glück zu wünschen und sich für einen sinnreichen, verschmitzten Kopf in Vergleichung mit den Kalbsköpfen, seinen Brüdern, zu halten, die, ehe sie sich's versahen, wieder eins auf die Nase kriegten, ohne zu sehen, wo der Schlag herkam, und er erhielt sich dabei im Besitz des Ruhmes eines gutartigen friedliebenden Knaben und aller damit verbundnen Nutzungen und Nießungen, wenigstens so lange seine Mutter lebte. Es war also sehr natürlich, daß er auch in dieser Kunst nach und nach ein ebenso großer Meister ward als in der Kunst zu schleichen und zu horchen.

Bonifazchen war nun ein Knabe von elf bis zwölf Jahren geworden und, wie wir sehen, ein hoffnungsvoller Knabe: weichlich, feigherzig, einbildisch, selbstisch, rachgierig, falsch und tückisch, und dünkte sich mit allen diesen schönen Eigenschaften nicht um ein Haar schlimmer. Im Gegentheil, da er von Kindheit an seinen Brüdern vorgezogen und unzählige Mal um eben dieser besagten Eigenschaften willen angelächelt, geküßt, gelobt und belohnt worden war, so hatte dadurch nicht nur überhaupt das natürliche Wohlgefallen eines Menschen an sich selbst bei ihm unendlich viele Nahrung bekommen, sondern es verband sich auch nothwendig mit den niederträchtigen und strafbaren Handlungen, die an ihm gelobt wurden, der Begriff der Ehre und des Verdienstes in seinem Gehirne; er gewöhnte sich an, seine sinnliche Weichherzigkeit für Güte, seine Feigheit für Behutsamkeit, seinen Hochmuth für Ehrliebe, seine Ränkesucht und Arglist für Witz und Klugheit zu halten. Kurz, Bonifazchen war in seinem zwölften Jahre bereits ein ausgemachter kleiner Schurke, ohne daß ihm nur der mindeste Argwohn darüber in den Sinn kam.

Noch eine böse Folge der unverständigen Liebe seiner Mutter zu ihm war diese, daß der Junge, weil ihm in allen

Händeln mit seinen Geschwistern fast immer Recht gegeben wurde, sich unvermerkt eine mechanische Fertigkeit zuzog, zu glauben, daß er immer Recht habe, und folglich bei allen Gelegenheiten immer Recht haben zu wollen. Bei der ungemeinen Lebhaftigkeit seiner Eigenliebe und der wenigen Stärke seines Kopfes war dies die schlimmste aller Unarten, die er sich in seiner Kindheit angewöhnt hatte. Sie machte nicht nur alle seine übrigen Untugenden unheilbar, sondern gab ihm auch eine so verzweifelte Schiefheit und versperrte der Wahrheit alle Zugänge zu seiner Seele so sehr, daß er zuletzt gegen Wahr und Falsch völlig gleichgiltig wurde, oder vielmehr, daß es ihm zur Natur wurde, mit gänzlicher Beruhigung seiner Seele zu glauben, eine Sache sei alsbald wahr oder falsch, sobald er sie dafür halte.

Aus diesem ganz einfachen Grunde wird auf einmal begreiflich, wie es möglich war, daß Bonifaz Schleicher sein ganzes Leben durch, trotz allen seinen verächtlichen Eigenschaften, sich selbst für einen sehr edeln, moralischen und untadeligen Mann, und Jeden, der seinen eigensüchtigen Entwürfen und Ränken im Wege stand, mit der innigsten Ueberzeugung seines Herzens für einen sehr schlimmen Menschen ansah. Es war seinem Eigendünkel und seinen übrigen selbstischen Leidenschaften gemäß, dies zu glauben; er glaubte es also, und weil er's glaubte, so war's so, wenigstens war's für ihn so, und sein Interesse forderte, so viel möglich Jedermann auch glauben zu machen, daß es so sei. Und wer dann nicht so denken und glauben wollte oder konnte, hatte Unrecht, war sein Feind und Widersacher und wurde als ein böser gefährlicher Mensch aus allen Kräften, bei aller Gelegenheit, mit Worten und Werken von ihm verfolgt. Denn Bonifaz war (in seinem Wahne) ein tugendhafter Mann und guter Christ, der alle böse Menschen (d. i. alle, die nicht so gut von ihm dachten als er selbst) haßte, als Leute, denen er wie dem Teufel und allen seinen Werken und Wesen in seinem Taufbund entsagt hatte. — Doch wieder zur Geschichte seiner ersten Jugend!

Weil Herr Amtmann Schleicher auf dem Lande wohnte und von der nächsten Stadt (die ohnehin nur eine schlechte Trivialschule hatte) über drei Stunden weit entfernt war, so hielt er seinen Kindern einen Hauslehrer oder sogenannten Hofmeister. Es war ein Candidatus Theologiae, wie man's nennt, ein ziemlich wohlgewachsner, gesunder, starker Bengel, der in T.

und J. Logik und Metaphysik, Dogmatik, Polemik, Moral, Kirchenhistorie und, weil es damals Mode zu werden anfing, auch ein Collegium über die schönen Wissenschaften gehört — von Allem diesem, vielleicht zu seinem Glücke, so viel als nichts gelernt — der Tochter in dem Bürgerhause, wo er wohnte, die Taille verderbt — und sich übrigens für einen Studiosus Theologiae so ziemlich ehrbar aufgeführt hatte. Weil er nun, nachdem er absolvirt hatte und in patriam zurückgekommen war, bei seinem Vater (einem ehrlichen, aber mit vielen Kindern beladnen Schuhflicker in N.) nichts zu essen fand, hatte er sich in Erwartung eines Bessern bei Herrn Amtmann Schleicher als Hauslehrer verdungen, mit der Hoffnung, durch Vorschub des Letztern den Pfarrdienst zu B*** nach dem Ableben des alten Pastoris loci zu erhalten. Der Candidat hieß Thomas Schrager, ging fleißig mit seinem Herrn Patron oder allein mit seinem Hund auf die Hühner- und Entenjagd, schäkerte gern mit den Mädchen und jungen Weibern im Dorfe, wenn sie Heu und Flachs dörrten, und wurde von Jedermann — den Herrn Amtmann selbst ausgenommen — (wie die Welt böse ist) in Verdacht gehalten, daß er mit der Frau Amtmännin etwas vertrauter lebe, als seine Schuldigkeit war, und wol gar an der Fruchtbarkeit ihrer letzten Jahre einigen Antheil gehabt haben könne.

Unter diesem Hofmeister ging es nun dem kleinen Bonifaz (der etwa sechs bis sieben Jahre alt war, da er unter seine Aufsicht kam) so gut, als er sich's nur wünschen konnte. Denn weil Bonifazchen der Liebling seiner Mutter und überdies ein sehr schmeichlerisches Bübchen war und die kleinen Botschaften zwischen Mama und Herrn Thomas, wozu man ihn brauchte, mit großer Schlauheit auszurichten wußte, so war er sicher, daß er ungestraft faulenzen, den ganzen Tag in der Küche herumnistern, mit dem Gänsemädchen Possen treiben, seine Geschwister plagen, lügen, naschen, schleichen, horchen, kurz, so ungezogen sein durfte, als ihm beliebte. Indessen weil der Junge in seiner Kindheit ein gutes Gedächtniß hatte und eine Sache leicht faßte, so bracht' er es demungeachtet so weit, daß er in seinem zwölften Jahre Deutsch und Lateinisch lesen, leidlich schreiben und in Erasmi Colloquiis die leichtesten ziemlich fertig exponiren konnte; welches Alles ihm denn bei seinen hochwerthen Eltern und ganzer hochansehnlichen Verwandtschaft, wie leicht zu erachten, bei jeder Gelegenheit nachgerühmt und zu großem Verdienst angerechnet wurde.

Unglücklicherweise für Bonifazen starb um diese Zeit seine liebe Mutter, und Thomas Schrager wurde wenige Monate darauf zum Pfarrdienst in B * * * befördert.

Herr Amtmann Schleicher befand sich nun in seinem achtundfunfzigsten Jahre mit einem sehr großen Wanst und sehr wenig Thätigkeit ohne Frau mit fünf noch unerzognen Kindern an der Spitze einer ziemlich weitläuftigen Wirthschaft. Nun hatte er zwar außer den fünfen noch eine Tochter zu Hause, die bereits das achtzehnte Jahr zurückgelegt hatte und sowol Alters als Verstandes halben seiner Haushaltung unter väterlicher Obsicht ganz wohl hätte vorstehen können. Allein des Mädchens Jugend und seine Amtsgeschäfte — die ihm (wie er seit dreißig Jahren zu glauben und zu sagen gewohnt war, ohne die Sache jemals genau untersucht zu haben) nicht erlaubten, sich mit seiner eigenen Oekonomie zu placken — hatten ihm zum Vorwande gedient, eine Art von Basen, Frau Garmundin genannt, zu sich zu nehmen; eine Person, die zwar bereits über funfzig Frühlinge gesehen hatte, aber doch bei einer starken und gesunden Leibesbeschaffenheit und einer Gemüthsart, die durch Theilnehmung an irgend einem Wesen außer ihr selbst niemals angegriffen worden war, noch frisch genug aussah, um ohne große Unschicklichkeit nur zweiundvierzig zu gestehen. Diese Person erlangte in Kurzem unumschränkte Gewalt über das ganze Haus. Der Herr Amtmann, der seines Lebens Rest so viel möglich in Ruhe zubringen wollte, nahm sich, gleich Epikur's Göttern, keines Dinges an, aß, trank und schlief, rauchte, in einen wohlgepolsterten Großvaterstuhl hingestreckt, seine Pfeife, las die Zeitungen oder die Geschichte der Insel Felsenburg und wies Jedermann an seinen Schreiber und an Frau Garmundin. Weil er nun nach Abgang des Herrn Thomas Schrager einen andern Hofmeister für seine Söhne brauchte, so nahm er auf Empfehlung der Dame Garmund einen Bruder ihres vor einigen Jahren verstorbenen Mannes dazu an, einen alten Candidaten des heiligen Predigtamts, der aus mancherlei Ursachen bisher immer ohne Dienst geblieben war, wiewol er in der Gegend umher für einen gelehrten Mann und für einen der besten Disputirer im ganzen Lande passirte. Er hieß Magister Samuel Leberecht Spitzelius, war ein Mann von mittlerer Größe, etwas hager, hatte ein sehr langes schmales Gesicht, eine kurze flache Stirne, dicke Augenbraunen, deren Zug so ziemlich einem griechischen Circumflex ähnlich sah, eine über die Lippen herabwinkende Nase, grünliche, weit hervorstehende

und ein Wenig schielende Augen, einen Mund, der gar nicht wußte, was Lächeln war — kurz, sein Gesicht hatte Alles, was zu einem Gesichte gehört, dem man gern aus dem Wege geht. Böse Leute sagten, Frau Garmundin, weil ihr der Ruf, worin die wohlselige Frau Amtmännin mit dem vorigen Informator gestanden, nicht unbekannt gewesen sei, hätte mit gutem Bedacht ein Subject auserfehen, dessen erster Anblick den Lästerzungen sogleich allen Gift benehme, und hätte es um so leichter thun können, sagten sie, weil der Schreiber ein hübscher rüstiger Mensch, zudem auch des alten Rentmeisters Substitut war, — und was dergleichen lose Reden mehr waren.

Wie dem nun sein mochte, genug, Magister Spitzelius war in diesem und allen andern Stücken der vollkommene Gegenfüßer von Thomas Schrager. Ein ernsthafter, nüchterner, förmlicher, strenger Mann, der Alles sehr genau nahm, Alles nach Regeln that und den Kopf voll Definitionen, Lehrsätze, Heischesätze und Corollarien hatte, nach denen er Alles, was ihm vorkam, ohne Verschonen und Ausnahme classificirte, benamsete, bejahete oder verneinte, billigte oder verwarf. Daher kam es nun, daß der ehrliche Mann beinahe nichts in der Welt nach seinem Sinne fand. Alles, sonderlich die Menschen und all ihr Thun und Lassen, Dichten und Trachten, hätte — nach seinem System — anders sein sollen, als es von jeher war. Von der unendlichen Mannichfaltigkeit der innern Anlagen, vom Einfluß der äußern Umstände, von den unzähligen Mitteltinten und Schattirungen, in welchen Wahres und Falsches, Gutes und Böses ewig bei einzelnen Menschen zusammenfließen, von der Magie der Einbildungskraft und der Leidenschaften und von der großen Wahrheit, „daß Alles, was ist, gerade so ist, wie es zur Zeit, da es ist, sein kann", — hatte Meister Samuel Leberecht Spitzelius nicht den mindesten Begriff. Für ihn war Alles wahr oder falsch, gut oder böse, so wie ein metaphysisches Ding entweder a oder nicht a ist. Wahr nannte er Alles, was er aus seinem System beweisen konnte, falsch Alles, was nicht in sein System paßte, böse Alles, was durch positives Gesetz im ausgedehntesten Sinne bei Strafe verboten, gut Alles, was geboten und worauf eine Belohnung gesetzt war. Daher die unbiegsamste Hartnäckigkeit und Intoleranz in seinen Meinungen und eine mehr als mönchische Austerität in seiner Moral. Den stoischen Satz: Alle Sünden sind gleich, führte er immer im Munde, und gegen die Natur hatte er einen unendlichen Widerwillen.

Er hielt sie für grundverderbt, zumal im Menschen, dessen Herz seiner Meinung nach ein Abgrund alles Bösen war, so daß die Hälfte der Erziehung in ewigem Jäten und Ausrotten, Abschneiden und Ausbrennen des verdammten Unkrauts von Trieben, Neigungen und Leidenschaften, die wir unseligerweise aus Mutterleibe mitbringen, bestehen müßte. Dies mag genug sein, Ihnen einen Begriff von der Denkart dieses Mannes zu machen, der übrigens ein guter Lateiner und ein furchtbarer Kämpfer gegen alle Dissenters, Ketzer, Naturalisten und Deisten war, anbei viel von Verstopfungen im Unterleibe litt und mit einigem Schein beschuldigt wurde, ein Weiberhasser zu sein.

Bonifazchen spürte bald den Unterschied zwischen diesem und seinem vorigen Hofmeister, und es war ihm gar nicht heimlich dabei. Denn zum Unglück fand er in Frau Garmundin die zärtliche Beschützerin und sichre Zuflucht nicht, die er immer in seiner lieben Mama gefunden hatte. Sich unter seinen Vater zu verkriechen, daran war gar nicht zu denken; der hatte ihn ohne Vorbehalt der Zuchtruthe des Herrn Magister Spitzelius untergeben. „Es ist ein verzärtelter Junge," pflegte der Herr Amtmann öfters zu sagen; „er war immer das Muttersöhnchen; ich mochte reden, was ich wollte, Alles, was Bonifazchen that, war wohlgethan — es ist hohe Zeit, daß dem Buben der Kopf gebrochen wird!"

Hierzu war nun Magister Spitzelius gerade der rechte Mann. Aber Bonifazchen war schlau und ließ es nicht so weit kommen. Die Furcht vor der Spitzelischen Zuchtruthe, die er etliche Mal reichlich gekostet hatte, brachte ihn plötzlich zu einer völligen Aenderung seines Lebenswandels. Er übertraf alle seine Geschwister an Fleiß, Biegsamkeit und Gehorsam, wußte immer seine Lection am Ehesten auswendig, lernte bald seines Meisters Sprache, Manieren und Sittenregeln, bildete sich nach ihm, vermied ängstlich Alles, was ihm Verweis und Züchtigung hätte zuziehen können, war ehrbar, ernsthaft und still in seinem Betragen und brachte es denn auch, wie natürlich, auf diesem guten Wege dahin, daß Spitzelius sehr wohl mit ihm zufrieden war und ihm von Zeit zu Zeit vor dem Vater und andern Verwandten oder fremden Personen, die ins Haus kamen, Lobsprüche ertheilte, an denen sich die Eitelkeit des kleinen Bonifaz nicht wenig kitzelte. Im Grunde aber blieb er nicht nur ein so böser Bube als zuvor, sondern wurde täglich schlimmer und schlimmer. Denn nun hatte er die

schönste Gelegenheit, sich vollends zum Heuchler auszubilden, indem er sich die moralische und religiöse Sprache seines Lehrmeisters angewöhnte, dessen herbe Sitten in seinem Aeußerlichen nachmachte, mit unverständiger Strenge über Alles, was nicht nach seinem Leisten zugeschnitten war, urtheilen lernte, in der Geschicklichkeit, seine Laster mit dem Namen und Scheine der Tugend zu schminken, täglich zunahm und überdies noch eine große Fertigkeit erlangte, Moral und Religion zu schwatzen, ohne das Geringste dabei zu fühlen, noch zu denken.

Auch sein Talent im Schleichen und Horchen vergrub er unter diesem neuen Mentor nicht. Denn da seine beiden Brüder wilde Jungen waren und mit den übrigen zum Theil ältern Buben im Dorfe, auch wol mit den größern Mädchen allerlei Muthwillen und Kälberei trieben, Spitzelius aber alle diese Ausbrüche der Natur für satanische Bosheit und schreckliche Sünden hielt, die er, ohne sich deren theilhaft zu machen, nicht ungestraft lassen könne, sondern mit Einsperren, Hungern, Ruthe, Stecken und Karbatsche unermüdet bekämpfen müsse, so wurde es dem tugendhaften Bonifazchen zum Verdienst angerechnet, wenn er (durch welche Mittel es geschehen möchte) alle ihre Anschläge und Unternehmungen auskundschaftete und seinem Meister von Allem, was ihnen Strafe zuziehen konnte, getreulich Nachricht gab. Der fromme Knabe, wie er ein kleiner Schlaukopf war, merkte bald, daß er sich sein Spionenamt auf mehr als eine Art zu Nutze machen könne. Denn außerdem daß Spitzelius durch das Mißfallen, welches Bonifaz bei solchen Gelegenheiten über den Ungehorsam und die Untugenden seiner Brüder und ihrer Kameraden äußerte, in der guten Meinung von der Frömmigkeit seines Günstlings bestärkt wurde, so hatte Bonifazchen immer in seiner Gewalt, die Sachen ärger oder besser, als sie waren, vorzutragen, je nachdem ihm die Verbrecher mehr oder weniger Ursache zu Bosheit und Rachbegierde gegeben hatten. Ja, er konnte sich dessen sogar zu einem Mittel bedienen, seine eignen kleinen Leidenschaften ungestraft zu befriedigen; und wenn er entweder etwas von ihnen haben wollte oder selbst von Einem unter ihnen bei einer strafbaren That ertappt worden war, so war die Drohung — „Ich sage dies und das dem Herrn Magister", oder das Versprechen, es nicht zu sagen — immer ein kräftiges Mittel, Alles von ihnen zu erhalten, was er wollte. Denn sie hatten's aus vielfältiger Erfahrung, daß sie mit Gegenklagen nichts wider Bonifazchen

ausrichteten, weil dieser nun einmal ein günstiges Vorurtheil seines Meisters für sich hatte, und Spitzelius seine Angebungen niemals unparteiisch untersuchte, sondern immer als etwas Ausgemachtes voraussetzte, daß Bonifaz als ein sehr frommes Kind immer Recht, seine Brüder hingegen als Belialsbuben immer Unrecht hätten.

So weit war Herr S. in seiner Erzählung gekommen, als der Gesellschaft angesagt wurde, daß das Abendessen auf sie warte. Wie angenehm auch die Unterbrechung war, so hatte doch diese kleine Gesellschaft so viel Unterhaltung in der Art, wie Herr S. sein Märchen vortrug, gefunden, daß bei Tische nichts auf die Bahn gebracht werden konnte, wovon man nicht immer wieder auf Bonifazchen zurückgekommen wäre; und sobald das Essen abgetragen war, vereinigten sich Alle, Herrn S. zu bitten, daß er ihnen die Fortsetzung seiner Erzählung zum Nachtische geben möchte.

Hier muß ich vor allen Dingen, und um meinen Freund S. gegen einen gerechten Verdacht der Leser aus der feinern Welt zu verwahren, die Anmerkung machen, daß die Scene dieser ganzen gesellschaftlichen Unterredung in einer kleinen Reichsstadt in Oberdeutschland war, wo das, was man in der feinen Welt Lebensart nennt, noch unbekannt ist, hingegen seit wenigen Jahren ein gewisser Geschmack am Lesen und mit diesem (da er noch so neu ist) eine gewisse Sucht, in guten Gesellschaften von Literatur und Moral oder (wie man's in solchen kleinen Orten noch zu nennen pflegt) von interessanten Gegenständen zu schwatzen, sich eingeschlichen hat. Dieser Umstand macht es einigermaßen begreiflich, wie eine Gesellschaft von Herren und Frauenzimmern, worunter einige sogar ein von vor ihrem Namen führten (es waren aber freilich nur Nobilitirte), fähig sein konnte, sich so lange mit einerlei Gegenstand und (was noch das Aergste ist) mit einer moralischen Aufgabe zu beschäftigen und sogar Unterhaltung dabei zu finden.

In einer Gesellschaft, wo es wider allen guten Ton ist, länger als drei Minuten von irgend einer Sache zu sprechen, wo es lächerlich wäre, eine speculative Aufgabe — es müßte denn einen neuen Kopfputz oder ein eben von Paris angelangtes Deshabillé oder sonst etwas von dieser Wichtigkeit betreffen — zum Gegenstande der Unterhaltung zu machen, und wo Einer, der von einer nur halbweg ernsthaften Sache

zu reden angefangen hätte, wenn er gleich mit Engelszungen redete, nicht eine einzige Seele fände, die ihm zuhörte, sobald Jemand etwas Andres, wie nichtsbedeutend es immer sein mag, auf die Bahn bringt: in einer solchen Gesellschaft würde allerdings Herr S. in seiner Erzählung nicht weit gekommen sein. Aber in so guter Gesellschaft würde auch von der Frage, die dazu Anlaß gab, nimmermehr oder höchstens nur etliche Augenblicke und in dem leichten persiflirenden Tone, der Alles, was einer ernsthaften Untersuchung oder einem Sokratischen Gespräche ähnlich sieht, schlechterdings ausschließt, die Rede gewesen sein.

Ich mache diese Anmerkung nicht, als ob ich mich über den vorbesagten guten Ton und die respectabeln Gesellschaften, wo er herrscht, aufzuhalten gedächte. — In der That sehe ich auch vollkommen ein, daß, so wie die Welt jetzt beschaffen ist, in vornehmen und großen Gesellschaften oder in dem, was man die große Welt nennt, ordentlicherweise die Gewohnheit, von nichts zu reden, alle Augenblicke was Andres auf die Bahn zu bringen, über Alles nur obenhin wegzuschlüpfen, alles Ernsthafte leichtsinnig und alles Nichtsbedeutende ernsthaft zu behandeln, mit einem Worte, eine Art von Conversation, wozu der möglichst wenigste Aufwand von Verstand, Witz, Geschmack und Empfindung erfordert wird, ein ebenso nothwendiges Uebel ist als die Kartenspiele, ohne deren wohlthätige Hilfe mehrbesagte Gesellschaften (wie Jedermann gesteht) sich nicht lange bei einer leidlichen Art von Existenz erhalten können. — Meine Absicht ist blos, Herrn S. von der Beschuldigung einer unverzeihlichen Ungereimtheit zu retten, wenn man geglaubt hätte, er wolle uns bereden, das die Unterhaltung, die er uns mittheilt, unter Personen von einem gewissen Range gehalten worden sei. — Und hiermit wieder zu unserm kleinstädtischen Kränzchen.

„Sie erinnern Sich doch allerseits," sagte Herr S., „daß diesen Abend die Rede davon war, ob man ein Heuchler sein könne, ohne es selbst zu wissen? — Ich ging in Bejahung dieser Frage so weit, daß ich mich zu behaupten vermaß, es könnte wol einen Menschen geben, dessen ganzes Leben eine immerwährende Lüge wäre, und der sich gleichwol selbst für den ehrlichsten Mann von der Welt hielte. Weil ich einen solchen Menschen persönlich kannte, so konnt' ich dies um so zuversichtlicher behaupten. Ich versprach Ihnen

also als den überzeugendsten Beweis meines Satzes die Geschichte des Herrn Bonifacius Schleicher. Nun sehen Sie leicht, daß ich — um darzuthun, wie sein ganzes Leben eine immerwährende Lüge sei — mich in keine umständliche Erzählung aller seiner Lebensumstände und Begebenheiten und seines Betragens in denselben einlassen konnte, ohne daß mein Märchen wenigstens so lange gedauert hätte als eine sinesische Tragödie. Ich glaubte also, der kürzeste Weg, aus der Sache zu kommen, wäre, wenn ich Ihnen blos die Geschichte seiner ersten Jugend erzählte. Denn so könnten Sie der Entstehung und Bildung des künftigen Selbstbetrügers gleichsam unmittelbar zusehen und lernten die Grundlage seines Charakters so gut kennen, daß Sie nun in jedem Verhältniß, in welches Sie Sich mit ihm denken wollten, ganz genau voraus wissen könnten, wessen Sie Sich zu ihm zu versehen hätten. Kurz, ich glaube Ihnen gerade so viel von Schleichern gesagt zu haben, als zu Auflösung unsers Problems nöthig ist; und so, denk' ich, hätt' ich mein Versprechen erfüllt."

Man mußte gestehen, daß Herr S. Recht hatte. Denn nach Allem, was erzähltermaßen die Natur, die Frau Amtmännin, Thomas Schrager und Magister Spitzelius an Bonifazchen gethan und der Herr Amtmann, sein Vater, nicht gethan hatte, konnte man nun kühnlich allen Bildnern, Schnitzlern, Anstreichern, Verzierern, Lackirern, Vergoldern, Frisirern und Parfümirern der Menschheit, kurz, allen Philosophen der ganzen Welt Trotz bieten, einen bessern Mann aus Bonifaz Schleichern zu machen, als der er war und noch ist, nämlich ein schwachköpfiger, hasenherziger, schleichender, schielender, listiger, eigennütziger, kalter, selbstischer Schurke, der bei allen diesen schönen Qualitäten sich keinen bessern Mann, als er selbst ist, denken kann, und — weil er sich die Sprache und Maximen der Sittenlehrer geläufig gemacht und sich angewöhnt hat, seinen eigenen selbstsüchtigsten, kleinsten und schlechtesten Handlungen, Leidenschaften und Schwachheiten einen Anstrich von Rechtschaffenheit, Edelmuth und Güte zu geben — ein tugendhafter und frommer Mann zu sein wähnt, ohne daß er jemals auch nur den geringsten Begriff davon gehabt hätte, wie einem Menschen zu Muthe sei, dessen Religion und Tugend wirkliche Gesinnung des Herzens, Erfahrung, Wahrheit und Leben ist.

Was ist Wahrheit?

Aus dem Teutschen Merkur, 1776. II. S. 231–237. – Nicht in den Werken Wieland's.

Die Scene ist ein Putzzimmer. Lady Fancyful, Mademoiselle, eine französische, und Cornet, eine englische Kammerjungfer (Jene ziemlich häßlich, Diese jung und hübsch), sind an der Toilette beschäftigt.*)

Lady. Wie seh' ich diesen Morgen aus, Cornet?

Cornet. Eur. Gnaden sehen ziemlich übel aus, wahrhaftig!

Lady. Was Du für ein unartiges Ding bist, Cornet, mir so was zu sagen — wenn's auch wahr wäre! Weißt Du nicht, daß ich ohnehin schon zu viel Demuth habe und nur gar zu leicht unzufrieden mit mir selber bin? Halt den Spiegel! Ich wollte schwören, er hat mehr Lebensart als Du. — Mademoiselle, sage Sie mir doch Ihre Meinung auch.

Mademoiselle. Mein Meenunk sein, Madam, Ihr Knad aben nie so kut haussseh in Ihr kanze Leb.

Lady. Das muß man gestehn, die Franzosen sind das artigste, oblischanteste Volk in der Welt. Sie haben Einem immer was Angenehmes, was Höfliches zu sagen und — schmeicheln nicht.

Mademoiselle. Ihr Knad sag groß Reckt, en vérité.

Lady. Nein, Alles in meinem Haus ist recht, außer dieser Cornet. Sogar der Spiegel giebt ihr ein Démenti. — Aber — beinahe fürcht' ich, er schmeichelt; er macht mich gar zu einnehmend aussehen. (Sie schneidet affectirte Gesichter in den Spiegel.)

Mademoiselle. En vérité, Madam, wenn Spiegel sein der Brennglas, ik klauben, mein Drei, Ihr Knad Auck stecken die Aus in Brand.

Lady. Sie kann diesen Nachtrock nehmen, Mademoiselle — Geht mir aus den Augen, Cornet! Ich kann Euch nicht ausstehen! — Das Mensch sieht ganz widerlich häßlich aus, nicht wahr?

Mademoiselle. Aller Thing seh äßlik, Madam, wenn stehen bei Ihr Knad.

---

*) Scene aus Sir John Vanbrugh's Provoked Wife.

Lady. Nein gewiß, Mademoiselle, mir däucht, Sie sieht überaus gut aus.

Mademoiselle. Ah, Madam, die Mond aben kein Klanz, wenn der Sonn scheint.

Lady. Wie artig das gegeben ist! — Ist Sie jemals verliebt gewesen, Mademoiselle?

Mademoiselle (macht einen kleinen Mund). Oui, Madame.

Lady. Und liebte man Sie wieder?

Madem. (mit einem Seufzer). Non, Madame.

Lady. O Ihr Götter! was für ein unglückliches Geschöpfe würd' ich sein, wenn mir so was begegnete! Aber die Natur hat dafür gesorgt, daß dies wol nie mein Fall sein kann. Sie hat mich mit einer Delicatesse begabt! O Mademoiselle, Sie hat gar keinen Begriff davon, wie viel ich Delicatesse habe! Ich glaube wahrhaftig, wenn die Vollkommenheiten des ganzen männlichen Geschlechts in einem einzigen Mann aufgehäuft wären, ich dächte noch immer, es mangele dem Bürschchen was, damit sich's der Müh' verlohnte, mich nach ihm umzusehen. Und doch könnt' ich lieben! Ja, und äußerst zärtlich lieben, — wenn's nur möglich wäre, ein Ding zu finden, das so recht ausdrücklich für mich gemacht wäre! Denn grausam bin ich nicht, Mademoiselle, ich bin nur delicat.

Madem. O, Madam, ik wünschen su sein un beau Cavalier, blos aus Lieb von Ihr Knad. Ik thun alle Ding in die Welt, su mack en kleen Weeg in Ihr Aertz. Ik macken Schansong, ik macken der Vers, ik Sie geben der Serenad; ik macken der viel kroß Present an Mademoiselle; ik aben kein Appetit, ik aben kein Schlaf, ik werden mager; ik werden doll, ik ängen mir, ik ersäufen mir! ah, ma chère Dame, que je Vous aimerois! (Läuft auf sie zu und umarmt sie.)

Lady. Das ist wahr, die Franzosen haben doch was außerordentlich Oblischantes an sich! Sie kann diese zwei Paar Handschuh nehmen.

Madem. Ik tanken Ihr Knad underdänigst.

Hoffentlich ist Niemand, dem es, nachdem er diese höchst lehrreiche Scene gelesen hat, wunderlich vorkommen sollte, daß wir sie „Was ist Wahrheit?" überschrieben haben.

Denn da sieht man nicht nur, was für ein himmelweiter

Unterschied zwischen Wahrheit und Wahrheit ist, sondern man kann auch das, was eigentlich diesen Unterschied ausmacht, vermittelst dieses einzigen Beispiels in allen vorkommenden Fällen mit solcher Gewißheit ausspüren und anwenden lernen, daß es beinah unmöglich sein wird, jemals ein Qui-pro-quo zu machen.

Besagter Unterschied ist wichtiger, als leichtsinniges, unerfahrnes junges Volk vielleicht denken mag. Aber unser Autor hat ihn auch in ein ganz Rembrandtisches Licht gesetzt! Denn Cornet, wiewol sie die Wahrheit sagt, muß aus dem Zimmer, ist häßlich und kriegt nichts; Mademoiselle hingegen, die auch lauter Wahrheit sagt und nicht schmeichelt, wird angelächelt, bekömmt Complimente, Handschuhe und Nachtröcke. Der Unterschied fällt in die Augen.

Uebrigens kann wol, meines Erachtens, nichts unbilliger sein, als wenn manche Leute überlaut sagen oder wenigstens bei aller Gelegenheit zu verstehen geben, „als ob die Könige und Ihresgleichen sich die Art von Wahrheit, womit Mademoiselle bei Lady Fancyful ihr Glück macht, lieber sagen ließen als wir andern kleinen Herren." — Ich bitte sehr, mir das nicht etwan so aufzunehmen, als ob ich es nur so sage, um Mademoiselle nachzuahmen. Aufrichtig zu reden, ich habe nie auch nur den leisesten Beruf in mir gefühlt, die Partei der Könige u. s. w. gegen irgend einen Ehrenmann zu nehmen, der Ihren Majestäten, Hoheiten u. s. f. ins Angesicht beweisen würde, daß sie nur Menschen sind; aber ich kann auch unmöglich gelassen anhören, wenn man ihnen Schuld giebt, sie seien mehr Menschen, als wir Andern sein würden, wenn wir dürften.

Will Euch erzählen ein Märlein:

Als Solon von Athen dem König Krösus gewisse Wahrheiten à la Cornet sagte, die freilich kein König und kein andrer Mann in der Welt an König Krösus' Stelle so gar gerne gehört hätte, sagte Aesopus zu ihm: „Solon, entweder man muß den Königen aus den Augen bleiben oder ihnen nichts als angenehme Dinge sagen."

„Sprich lieber," versetzte Solon, „man muß sie entweder meiden oder ihnen nichts sagen, als was ihnen nützlich ist."

Wer von Beiden hatte Recht? —

Solon — Aesopus — Geben Sie Sich keine Mühe, Messieurs; Beide hatten Recht. Denn wer den Großen ge-

fallen will, muß sich ihnen angenehm machen können; und wer ihnen wichtig werden will, muß ihnen nützlich sein. Ohne das Eine oder Andre, was sollen sie mit Euch anfangen?

Nun frag' ich einen Jeden, der bei seinen fünf Sinnen ist: „Sind die Großen hierin um ein Haar anders gemacht als alle andre Menschenkinder?"

Der Talente sind zweierlei, sagte der Ueberwinder Persiens, Themistokles. Einer kann schön pfeifen; ein Andrer kann aus einer kleinen Stadt eine große machen.*) — Zuweilen trägt die Natur auch wol Belieben, einen Dritten hervorzubringen, der Beides kann. — Aber wer Keines von Beiden kann, setzt D. Swift hinzu, der verdient mit einem Tritt vor den Hintern aus der Schöpfung hinausgeschupft zu werden.

Und das muß wahr sein!

---

*) Zu Verhütung alles besorglichen Mißverstandes unter meinen lieben Landsleuten ist zu merken, daß diese Worte figürlich gesprochen sind und so viel sagen wollen, als: Einer kann sich angenehm machen, ein Andrer nützlich.

Schulmeister von Abdera.

Ein paar Goldkörner aus Maculatur

oder

Sechs Antworten auf sechs Fragen.

Aus dem Teutschen Merkur, 1789. II. S. 94—105, unterzeichnet: Timalethes. Von Wieland nicht in die Ausgabe seiner Werke aufgenommen.

Es ist nur gar zu gewiß, daß auch gute Bücher zuweilen Maculatur werden. Ich will also dem mir unbekannten Buche, wovon ein verunglückter Maculaturbogen mir die Gelegenheit zu diesem kleinen Aufsatz gegeben hat, durch diese Benennung an seinen oder seines Verfassers Ehre und Würden nichts benommen haben; das Buch mag ein ganz gutes, wenigstens wohlgemeintes Buch sein; ich kann darüber nicht urtheilen, da ich nichts davon gelesen habe als den einzigen Maculaturbogen, der einer kleinen Brochüre, die mir vor einigen Tagen von Leipzig zugeschickt wurde, zur Hülle diente, und der (nach der jetzigen unbequemen Mode) nicht das geringste typographische Kennzeichen hatte, woraus man sehen konnte, was das Buch, zu welchem er gehört, für einen Titel habe.... Ich warf von ungefähr einen Blick auf die Seite 214 des Blatts, als ich, nicht ohne einen kleinen Schauer von Erstaunen, auf der ersten Hälfte dieser inhaltschweren Seite folgende sechs Fragen aufgeworfen fand:

1) Was ist Aufklärung?

2) Ueber welche Gegenstände kann und muß sie sich verbreiten?

3) Wo sind ihre Grenzen?

4) Durch welche sichere Mittel wird sie befördert?

5) Wer ist berechtigt, die Menschheit aufzuklären?

6) An welchen Folgen erkennt man ihre Wahrheit?

Diese Fragen (meinte der Verfasser) seien noch lange nicht so berichtiget, als sie es sein müßten, um über den Begriff von Aufklärung und über ihren Gang unter uns ruhig zu sein; und sie müßten rein und gerade und einstimmig beantwortet werden, wenn wir uns nicht in einem ewigen Chaos von Anmaßungen, Irrthümern und Dunkelheiten herumtreiben wollen.

Meiner geringen Meinung nach waren seine sechs Fragen

schon seit einigen Tausend Jahren für alle verständige Menschen keine Fragen mehr, und wenn wir, dachte ich, uns demungeachtet in einem ewigen Chaos von Anmaßungen, Irrthümern und Dunkelheiten herumtreiben, so muß das wol eine andere Ursache haben; indessen weil der gute Mann die Sache doch für so wichtig hält, warum sollte mir der H. des T. M. zwei bis drei Blätter versagen, auf denen ich mir diese sechs Fragen so rein und gerade zu beantworten getraue, daß über die siebente, ob ich sie richtig beantwortet habe, nur eine Stimme sein soll? Ich entschloß mich also auf der Stelle zu diesem guten Werke, und schreite nun, damit meine Vorrede nicht länger werde als die Abhandlung selbst, unmittelbar zur Ausführung fort. Also:

1.

„Was ist Aufklärung?"

Antwort: Das weiß Jedermann, der vermittelst eines Paars sehender Augen erkennen gelernt hat, worin der Unterschied zwischen hell und dunkel, Licht und Finsterniß besteht. Im Dunkeln sieht man entweder gar nichts oder wenigstens nicht so klar, daß man die Gegenstände recht erkennen und von einander unterscheiden kann; sobald Licht gebracht wird, klären sich die Sachen auf, werden sichtbar und können von einander unterschieden werden; — doch wird dazu Zweierlei nothwendig erfordert: 1) daß Licht genug vorhanden sei, und 2) daß Diejenigen, welche dabei sehen sollen, weder blind noch gelbsüchtig seien, noch durch irgend eine andere Ursache verhindert werden, sehen zu können oder sehen zu wollen.

2.

„Ueber welche Gegenstände kann und muß sich die Aufklärung ausbreiten?"

Drollige Frage! Worüber, als über alle sichtbare Gegenstände? Das versteht sich doch wol, dächte ich; oder muß es dem Herrn noch bewiesen werden? Nun, wolan! Im Dunkeln (ein einziges löbliches und gemeinnütziges Geschäfte ausgenommen) bleibt für ehrliche Leute nichts zu thun, als zu schlafen. Im Dunkeln sieht man nicht, wo man ist, noch wo man hingeht, noch was man thut, noch was um uns her, zumal in einiger Entfernung, passirt; man läuft Gefahr, bei jedem Schritte die Nase anzu-

stoßen, bei jeder Bewegung etwas umzuwerfen, zu beschädigen oder anzurühren, was man nicht anrühren sollte, kurz, alle Augenblicke Mißgriffe und Mißtritte zu thun; so daß, wer seine gewöhnliche Geschäfte im Dunkeln treiben wollte, sie sehr übel treiben würde.*) Die Anwendung ist kinderleicht. Das Licht des Geistes, wovon hier die Rede ist, ist die Erkenntniß des Wahren und Falschen, des Guten und Bösen. Hoffentlich wird Jedermann zugeben, daß es ohne diese Erkenntniß ebenso unmöglich ist, die Geschäfte des Geistes recht zu treiben, als es ohne materielles Licht möglich ist, materielle Geschäfte recht zu thun. Die Aufklärung, d. i. so viel Erkenntniß, als nöthig ist, um das Wahre und Falsche immer und überall unterscheiden zu können, muß sich also über alle Gegenstände ohne Ausnahme ausbreiten, worüber sie sich ausbreiten kann, d. i. über alles dem äußern und innern Auge Sichtbare. — Aber es giebt Leute, die in ihrem Werke gestört werden, sobald Licht kommt; es giebt Leute, die ihr Werk unmöglich anders als im Finstern oder wenigstens in der Dämmerung treiben können; — z. B. wer uns Schwarz für Weiß geben, oder mit falscher Münze bezahlen, oder Geister erscheinen lassen will, oder auch (was an sich etwas sehr Unschuldiges ist) wer gerne Grillen fängt, Luftschlösser baut und Reisen ins Schlaraffenland oder in die glücklichen Inseln macht, — der kann das natürlicherweise bei hellem Sonnenschein nicht so gut bewerkstelligen als bei Nacht oder Mondschein oder einem von ihm selbst zweckmäßig veranstalteten Helldunkel. Alle diese wackern Leute sind also natürliche Gegner der Aufklärung, und nun und nimmermehr werden sie sich überzeugen lassen, daß das Licht über alle Gegenstände verbreitet werden müsse, die dadurch sichtbar werden können; ihre Einstimmung zu erhalten, ist also eine pure Unmöglichkeit; sie ist aber zu gutem Glücke auch nicht nöthig.

3.

„Wo sind die Grenzen der Aufklärung?“

Antwort: Wo bei allem möglichen Lichte nichts mehr zu sehen ist. Die Frage ist eigentlich von gleichem Schlage mit

*) Dies leidet einige Ausnahmen, ich weiß es wohl; aber in den meisten Fällen bleibt es doch bei der Regel.

der: Wo ist die Welt mit Brettern zugeschlagen? und die Antwort ist wirklich noch zu ernsthaft für eine solche Frage.

4.

„Durch welche sichere Mittel wird sie befördert?“

Das unfehlbarste Mittel, zu machen, daß es heller wird, ist, das Licht zu vermehren, die dunkeln Körper, die ihm den Durchgang verwehren, so viel möglich wegzuschaffen und besonders alle finstern Winkel und Höhlen sorgfältig zu beleuchten, in welchen das Nr. 2 erwähnte lichtscheue Völkchen sein Wesen treibt.

Alle Gegenstände unsrer Erkenntniß sind entweder geschehene Dinge oder Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Meinungen. Geschehene Dinge werden aufgeklärt, wenn man bis zur Befriedigung eines jeden unparteiischen Forschers untersucht, ob und wie sie geschehen sind. Die Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Meinungen der Menschen werden aufgeklärt, wenn das Wahre vom Falschen daran abgesondert, das Verwickelte entwickelt, das Zusammengesetzte in seine einfachern Bestandtheile aufgelöst, das Einfache bis zu seinem Ursprung verfolgt und überhaupt keiner Vorstellung oder Behauptung, die jemals von Menschen für Wahrheit ausgegeben worden ist, ein Freibrief gegen die uneingeschränkteste Untersuchung gestattet wird. Es giebt kein anderes Mittel, die Masse der Irrthümer und schädlichen Täuschungen, die den menschlichen Verstand verfinstert, zu vermindern, als dieses, und es kann kein anderes geben.

Die Rede kann also auch hier nicht von Sicherheit oder Unsicherheit sein. Niemand kann etwas dabei zu befürchten haben, wenn es heller in den Köpfen der Menschen wird — als Diejenigen, deren Interesse es ist, daß es dunkel darin sei und bleibe; und auf die Sicherheit dieser Letztern wird doch wol bei Beantwortung der Frage keine Rücksicht genommen werden sollen? Wahrlich, wir können ihrentwegen ganz ruhig sein; sie werden schon selbst für ihre Sicherheit sorgen. Sie werden auch künftig, wie bisher, ihr Möglichstes thun, alle Oeffnungen, Fenster und Ritzen, wodurch Licht in die Welt kommen kann, zu verbauen, zu vernageln und zuzustopfen; werden nicht ermangeln, uns Andern, die wir uns zu unserm und andrer Leute nothdürftigem Gebrauch mit etwas

Licht versehen, die Laternen zu zerschlagen, sobald sie die Stärkern sind, und, wo sie das nicht sind, alle nur ersinnliche Mittel anwenden, die Aufklärung wenigstens in ein böses Geschrei zu bringen. Ich denke nicht gern Arges von meinem Nebenmenschen; aber ich muß gestehen, die Sicherheit der Aufklärungsmittel, die unserm Frager so sehr am Herzen liegt, könnte mir seine Lauterkeit wider Willen verdächtig machen. Sollte er etwa meinen, es gebe respectable Dinge, die keine Beleuchtung aushalten können? Nein, so übel wollen wir von seinem Verstande nicht denken! Aber er wird vielleicht sagen, „es gebe Fälle, wo zu viel Licht schädlich sei, wo man es nur mit Behutsamkeit und stufenweise einfallen lassen dürfe." Gut! nur kann dies mit der Aufklärung, die durch Unterscheidung des Wahren und Falschen bewirkt wird, in Deutschland wenigstens der Fall nicht sein; denn so stockblind ist unsre Nation nicht, daß sie wie eine Person, die am schwarzen Staar operirt worden ist, behandelt werden müsse. Es wäre Spott und Schande, wenn wir, nachdem wir schon dreihundert Jahre lang nach und nach einen gewissen Grad von Licht gewohnt worden sind, nicht endlich einmal im Stande sein sollten, hellen Sonnenschein ertragen zu können. Es greift sich mit Händen, daß das bloße Ausflüchte der lieben Leute sind, die ihre eigenen Ursachen haben, warum es nicht hell um sie sein soll.

5.

„Wer ist berechtigt, die Menschheit aufzuklären?"

Wer es kann! — „Aber wer kann es?" — Ich antworte mit einer Gegenfrage: Wer kann es nicht? Nun, mein Herr? da stehen wir und sehen einander an? Also weil kein Orakel da ist, das in zweifelhaften Fällen den Ausspruch thun könnte (und wenn eines da wäre, was hälf' es uns ohne ein zweites Orakel, das uns das erste erklärte?), und weil kein menschliches Tribunal berechtigt ist, sich einer Entscheidung anzumaßen, wodurch es von seiner Willkür abhinge, uns so viel oder wenig Licht zukommen zu lassen, als ihm beliebte, so wird es wol dabei bleiben müssen, daß Jedermann — von Sokrates oder Kant bis zum obscursten aller übernatürlich erleuchteten Schneider und Schuster, ohne Ausnahme berechtigt ist, die Menschheit aufzuklären, wie er kann, sobald ihn sein guter oder böser Geist dazu treibt. Man mag die Sache

betrachten, von welcher Seite man will, so wird sich finden, daß die menschliche Gesellschaft bei dieser **Freiheit** unendlichmal weniger gefährdet ist, als wenn die Beleuchtung der Köpfe und des Thuns und Lassens der Menschen als **Monopol** oder **ausschließliche Innungssache** behandelt wird. Nur wollte ich allenfalls rathen, ne quid respublica detrimenti capiat — eine höchst unschuldige Einschränkung dabei zu verfügen; und diese wäre: das sehr weise Strafgesetz der alten Kaiser des ersten und zweiten Jahrhunderts gegen die **heimlichen Conventikel** und **geheimen Verbrüderungen** zu erneuern und demzufolge Allen, die nicht **berufen** sind, auf **Kanzeln** und **Kathedern** zu lehren, kein anderes Mittel zur beliebigen Aufklärung der Menschheit zu gestatten als die **Buchdruckerpresse**. Ein Narr, der in einem Conventikel Unsinn predigt, kann in der bürgerlichen Gesellschaft Unheil anrichten; ein Buch hingegen, was auch sein Inhalt sein mag, kann heutzutage keinen Schaden thun, der entweder der Rede werth wäre oder nicht gar bald zehnfältig und hundertfältig durch andere vergütet würde.

6.

„An welchen Folgen erkennt man die Wahrheit der Aufklärung?"

Antwort: Wenn es **im Ganzen** heller wird; wenn die Anzahl der denkenden, forschenden, lichtbegierigen Leute überhaupt, und besonders in der Classe von Menschen, die bei der Nichtaufklärung am Meisten zu gewinnen hat, immer größer, die Masse der Vorurtheile und Wahnbegriffe zusehends immer kleiner wird; wenn die Scham vor Unwissenheit und Unvernunft, die Begierde nach nützlichen und edeln Kenntnissen, und besonders wenn der Respect vor der menschlichen Natur und ihren Rechten unter **allen** Ständen unvermerkt zunimmt, und (was ganz gewiß eines der unzweideutigsten Kennzeichen ist) wenn alle Messen einige Frachtwagen voll Brochüren **gegen die Aufklärung** in Leipzig ein- und ausgeführt werden. Denn die **figürlichen** Nachtvögel sind in diesem Punkte gerade das Widerspiel der **eigentlichen**: **diese** werden erst bei Nacht laut, **jene** hingegen schreien am Grellsten, wenn ihnen die Sonne in die Augen sticht.

Sagt, hab' ich Recht? Was dünkt Euch von der Sache,
Herr Nachbar mit dem langen Ohr?

Antworten und Gegenfragen

auf die

Zweifel und Anfragen

eines

vorgeblichen Weltbürgers.

Erschien zuerst im T. Merkur, 1788. II. S. 229—245 und III. 87—96, mit der Ueberschrift: Antworten und Gegenfragen auf einige Zweifel und Anfragen eines neugierigen Weltbürgers. Wieland reihte den Aufsatz nebst der Luftreise ins Elysium dem den Schluß des Peregrinus Proteus enthaltenden 28. Band seiner Sämmtlichen Werke ein.

Wenn es noch zweifelhaft wäre, ob es auch unächte Weltbürger gebe, die sich dieses edlen Namens anmaßen, ohne durch die Gleichförmigkeit ihrer Grundmaximen und Gesinnungen mit denen der wahren Kosmopoliten dazu berechtigt zu sein, so hätte uns der ungenannte Verfasser der Neugierden eines Weltbürgers (einer vor Kurzem auf anderthalb Bogen im Druck erschienenen Flugschrift) der Mühe überhoben, die Welt über das Dasein solcher falscher Brüder außer allem Zweifel zu setzen.

Dieser vorgebliche Weltbürger hat zwar seine Zweifel und Anfragen ausdrücklich nur den Staatsgrüblern zur Prüfung und Beantwortung gewidmet; da aber einige der erstern (und gerade diejenigen, die ihm die meisten Wehen zu machen scheinen) so beschaffen sind, daß sie ohne alle staatsgrüblerische Spitzfindigkeit mit bloßer Hilfe des schlichten Menschenverstandes gehoben werden können, so finde ich mich um so mehr bewogen, ihm diesen kleinen Dienst zu leisten, indem diese Zweifel gerade solche Gegenstände betreffen, worüber sich die wahren Kosmopoliten durch eine gegen die seinige sehr stark abstechende Vorstellungsart unterscheiden.

Nichts ist wol natürlicher, als daß in einer Zeit, wo Jedermann grübelt, manche Sätze, welche in Jahrhunderten, wo nur Mönche grübelten, für unzweifelhafte Wahrheiten galten, zu Aufgaben gemacht und genöthigt werden, die Titel zu zeigen, auf welche sich ihre so lange unangefochtene Gewißheit gründe. Der gemeine Verstand, der alle Menschen instinctmäßig lehrt, was ihnen gut oder böse sei, ist zwar für sich selbst träge und läßt sich nur gar zu leicht zufriedenstellen, auch wol unter gewissen Umständen auf ganze Jahrhunderte einschläfern. Ist er aber einmal aufgeschreckt und verschüchtert, so wird sein Mißtrauen ebenso groß als seine vorige Sicherheit; er verliert allen Respect, glaubt seinen besten

Freunden nichts mehr, wittert überall Betrug und Gefährde, durchleuchtet daher mit seinem Lämpchen jeden finstern Winkel, fürchtet sich aber ebenso sehr vor gar zu blendendem Licht als vor heiligem Dunkel, weil ihn dünkt, daß man in dem einen so gut als in dem andern Gefahr laufe, um seinen — Geldbeutel zu kommen.

Dieses Mißtrauen muß um so viel größer werden, je mehr er entdeckt, daß gewisse Leute sich sein gutherziges Vertrauen und seinen sorglosen Schlummer ungebührlich zu Nutze gemacht haben. Kommt dann noch eine naseweise Philosophie dazu, die ihn unaufhörlich mit Fragen beunruhigt, auf welche er nichts Andres zu antworten weiß, als: „Fragt meinen Hofmeister!“ die sich aber mit dieser Abweisung so wenig befriedigen läßt, daß sie ihm vielmehr Alles, was ihm sein Hofmeister von Kindheit an als heilige Wahrheit eingeflößt, eingesungen, eingepredigt und eingeprügelt hatte, streitig und zweifelhaft macht; eine Philosophie, die kein Ansehen der Person und Würde, kein Privilegium des Alters, keinen Besitzstand, der von Untersuchung des Titels befreie, gelten läßt, nichts Verborgenes unaufgedeckt, nichts Schimmerndes unangetastet, nichts Räthselhaftes unaufgelöst wissen will; die man sich nicht einmal durch derbe Beweise vom Halse schaffen kann, weil sie immer den Beweis des Beweises fordert; und ist es endlich gar so weit gekommen, daß diese Philosophie ihre Wirkungen unter dem beliebten Namen der Aufklärung, der Befreiung vom Joch alter Vorurtheile u. s. w., mit Hilfe unzähliger Bücherfabriken und Druckerpressen über alle Stände einer großen Nation ausgebreitet und alle Arten von Köpfen in Gährung gesetzt hat: was Wunder, wenn endlich vor lauter Aufklärung, Freiheit zu denken, Eifersucht gegen alles menschliche und Mißtrauen gegen alles übermenschliche Ansehen, die Köpfe zu schwindeln anfangen, nichts um uns her mehr fest zu stehen scheint, und eine epidemische Zweifelsucht die Welt zuletzt mit einem noch schlimmern Zustande bedroht, als derjenige war, worin sie sich ihrem Hofmeister blindlings überließ und eher an ihren eignen Sinnen als an der Unfehlbarkeit ihrer Führer zweifelte?

Augenscheinlich nähert sich ein großer Theil von Europa diesem Zustande mit starken Schritten. Die vorbesagte Philosophie, nicht zufrieden, sich der höhern Classen allenthalben fast gänzlich bemächtigt zu haben, macht sich auch Wege zu dem-

jenigen Theile des Volks, der sich beim bloßen Glauben immer noch am Leidlichsten befunden hat. Was zuletzt die Folgen dieses immer allgemeiner werdenden Empörungsgeistes gegen alles Ansehen, gegen Alles, was unsern Vätern ehrwürdig und unverletzlich war, natürlicherweise sein werden — scheint eine Aufgabe, deren Auflösung eines akademischen Preises würdiger wäre als manche andre, womit man die dialektische Geschicklichkeit unsrer besten Köpfe zeither in Wetteifer gesetzt hat. Wahrscheinlicherweise wird, wenn man mit der Religion und der Priesterschaft fertig ist, die Reihe auch an Untersuchungen kommen, die unsern weltlichen Gewalthabern in der Folge nicht behagen dürften, so gleichgiltig auch das Gefühl ihrer Stärke sie jetzt dagegen machen mag. Denn auch sie wird man endlich fragen: Aus welcher Macht thut Ihr dies und das? Von wem habt Ihr diese Macht empfangen, und wem habt Ihr Rechenschaft davon zu geben? Worauf gründen sich Eure Vorrechte, Besitzthümer und Ansprüche? Habt Ihr die Gewalt, die uns zu Boden drückt, von der Natur? Werdet Ihr aus einer vollkommnern Masse gebildet als wir? Habt Ihr mehr Sinne, mehr Hände und Füße u. s. w.? Oder, wenn sich alle Eure Vorrechte (wie uns unsre Philosophen von den Dächern herabpredigen) auf einen bloßen Vertrag zwischen uns und Euch gründen, wenn Alles, was Ihr besitzt, blos anvertrautes Gut ist, und Euer Ansehen keinen andern rechtsbeständigen Grund hat, noch haben kann als eine von uns empfangene bedingte Vollmacht, die wir alle Augenblicke zurücknehmen können, sobald wir uns auf eine vortheilhaftere Art einzurichten wissen: wie könnt Ihr erwarten, daß so aufgeklärte Leute wie wir in der wichtigsten Angelegenheit unsers zeitlichen Lebens — (des einzigen, welches uns übrig bleibt, nachdem uns Eure Philosophen gelehrt haben, daß die Seele des Menschen in seinem Blute ist) — Euch eine willkürliche und unbeschränkte Gewalt über unsere Personen, unser Eigenthum und unser Leben einräumen werden? Ehe wir Euren Verordnungen gehorchen, wollen wir untersuchen, ob sie uns glücklicher machen werden. Ehe wir Euch Subsidien bewilligen, wollen wir erst wissen, wie Ihr sie zu unserm Nutzen anzuwenden gedenket. Und ehe wir uns an die Schlachtbank führen oder in Gefahr setzen lassen, unsre Felder verwüstet, unsre Wohnungen angezündet, unsre Weiber und Töchter geschändet und unsre Söhne in die Kriegsknechtschaft geführt zu

sehen, wollen wir vorher untersuchen, was uns daran gelegen ist, ob Ihr etliche Quadratmeilen mehr oder weniger zu besteuern habt oder nicht.

Ich zweifle keineswegs, daß unsere Obern nicht im Stande sein sollten, auf alle diese unehrerbietigen Fragen — auch ohne Knüttel, Zuchthaus und Festungsbau — sehr giltige Antworten zu geben. Aber die Geschichte der vergangenen Zeiten belehrt mich, daß es doch immer sichrer ist, die Sachen nicht auf solche Spitzen zu treiben, daß illuminirte Bauern und begeisterte Knipperdollinge, Cromwelle u. s. w. gefährliche Sachwalter der Menschheitsrechte sind, und, mit einem Worte, daß es besser ist, die wohlthätigen Wirkungen, die ein unvermerkt zunehmendes Wachsthum der Vernunft unfehlbar unter den Völkern der Erde hervorbringen wird, ruhig abzuwarten, als diesen Zeitpunkt (der doch gewiß noch kommen wird) durch Mittel beschleunigen zu wollen, deren unüberlegte Folgen schlimmer und verderblicher sein würden als die Uebel, die man dadurch zu heben glaubt.

Der Himmel verhüte, daß der Gedanke, der bisherigen Aufklärung unsrer Zeiten durch etwas Andres als durch gesunde Vernunft und gründliche Wissenschaften Schranken zu setzen, jemals in Denjenigen erweckt werde, welche Gewalt über uns haben! Wahre Erleuchtung über Alles, was den Menschen wesentlich angeht, ist unser wichtigstes und allgemeinstes Interesse, und Verbesserungen sind ihre natürlichen Folgen. Aber es giebt auch Irrwische, deren betrügliches Licht in Moräste führt. Selbst das wohlthätige Sonnenlicht darf nicht anders als mit großer Behutsamkeit und durch fast unmerkliche Stufen in die schwachen Augen eines sehend gewordenen Blinden eingelassen werden, und ein zu starker Lichtstrom blendet sogar ein geübtes Gesicht. Aber die eine Hälfte der Welt in den Brand stecken, um der andern eine schöne malerische Beleuchtung zu geben, ist ein Project, das nur in so einem Kopfe sollte entstehen können, wie jener war, der Rom an vier Ecken anzünden ließ, um einem poetischen Gemälde vom brennenden Troja mehr Wahrheit geben zu können.

Die Herren, welche die goldnen Zeiten, auf die wir schon so manches Jahrtausend vertröstet werden, dadurch zu beschleunigen glauben, daß sie vor allen Dingen auf den Umsturz der Religionsverfassung von Europa antragen, mögen vielleicht ihrer eignen Meinung nach sehr kosmopolitische

Absichten dabei haben; aber ihr Project selbst ist um nichts besser als jener Neronische Einfall. Unsre Väter wußten auch und hatten's schon von ihren Vätern gelernt, daß keine menschliche Anstalt ohne Mißbräuche, keine Religion ohne Aberglauben ist; aber daß man alle Religion abschaffen müsse, damit Niemand Gespenster glaube oder nach Noth Gottes wallfahrte, wenn er was Nöthigers zu Hause zu thun hätte, das ließen sie sich freilich ebenso wenig träumen, als daß man das bürgerliche Regiment abschaffen müsse, damit Richter, Amtleute und Advocaten das Recht nicht länger beugen können, und kein armes Bäuerlein mehr in den Fall komme, über Execution oder Frohndienste zu wehklagen.

Eine weitläufige Rechtfertigung unsrer Väter über diese Denkart zu unternehmen, würde eine unverzeihliche Verzweiflung an dem gemeinen Menschenverstande verrathen. Der Grundsatz, welchem sie in Beurtheilung und Schätzung des wesentlichen und zufälligen Nutzens oder Schadens der Religion folgten, geht durch alle Zweige des menschlichen Lebens. Wir würden auf den Zustand der Bewohner von Neuholland zurückgebracht werden, wenn man uns Alles nehmen wollte, was durch Zufall oder Mißbrauch Schaden thut. Eure Philosophie selbst, Ihr kurzsichtigen und voreiligen Verbesserer! — aller Aberglaube und alle Möncherei der ganzen Welt, von dem ersten Menschen an, der an seine Träume glaubte oder zu einem Fetisch sprach: „Sei mein Gott!" hat nicht halb so viel Elend verursacht, als Eure Philosophie in einem einzigen Menschenalter stiften würde, wenn bei jeder policirten Nation nur zwei Drittel an Euern Unglauben glauben und nach Euern Grundsätzen handeln würden.

Die ewige Quelle aller Chimären und Trugschlüsse, wodurch halb aufgeklärte Köpfe und aufgeklärte Halbköpfe sich selbst und Andre täuschen, ist die Verwechslung willkürlicher Abstractionen mit den wirklichen Dingen dieser Welt. Man kann sich einen Staat, eine Polizei, ein durch Fleiß und Handlung blühendes Volk ohne Religion denken, — also (schließt man) ist die Religion eine ganz entbehrliche Sache; und eine entbehrliche Sache, die so leicht gemißbraucht werden kann und durch den Mißbrauch so schädlich ist, wird am Besten gar abgeschafft, sagen unsre raschen Kurzdenker.

Sollten diese Herren, die sich so viel aufgeklärter zu sein dünken als die Gesetzgeber und Weisen aller Völker und Zeiten,

den Unterschied zwischen einem Staate, der aus zwanzig Millionen metaphysischer Silhouetten, und einem Staate, der aus zwanzig Millionen lebendiger Menschenkinder besteht, auch wol scharf genug durchdacht haben, um so gewiß zu sein, daß dieser ebenso gut ohne Religion bestehen könnte als jener? Oder wenn auch ein wirklicher Staat der Religion, als politisches Institut betrachtet, für sich selbst entbehren könnte, wie wird er gegen andre Staaten aushalten, welche eine Religion haben, und bei denen (einen sehr möglichen Fall vorausgesetzt) diese Religion mit voller Kraft wirkte?

Doch wir wollen über alle diese Fragen hinwegsehen. Der Bürger als Bürger soll, wenn die Herren wollen, der Religion entbehren, soll ohne sie im Zaum gehalten werden können; kann er sie darum auch als Mensch entbehren? Ist der Mensch um des Bürgers oder der Bürger um des Menschen willen? Ist die Sorge für Nahrung und Kleidung, die Abführung seiner bürgerlichen Schuldigkeiten und das Bestreben nach Reichthum und üppigem Genuß die einzige oder höchste Angelegenheit des Menschen? Ist er nicht ein Wesen, das, sobald es sich ganz fühlt, sich einer sittlichen und geistigen Vollkommenheit fähig und zu Geschäften, die dieser Fähigkeit entsprechen, geboren fühlt? Wollen wir diesen edlen Instinct in ihm ersticken? ihn blos auf die thierischen Triebe einschränken? ihn mit aller Gewalt zu einer Art von Geschöpfen herabwürdigen, die blos dafür gefüttert werden, daß sie am Pfluge ziehen und Lasten tragen? Ihm die Religion nehmen, ist freilich der kürzeste Weg dazu. Aber wenn auch Philosophen und Despoten sich mit einander vereinigten, diese schändliche Entmenschung an ihren Untergebenen vorzunehmen, werden diese die Operation so geduldig aushalten? Werden sie, nachdem man ihnen ohnehin schon fast Alles genommen hat, woran sie ein natürliches Recht mit auf die Welt brachten, sich auch noch das absophistisiren lassen, was jede Nation des Erdbodens immer als ihre letzte Zuflucht, als ihr heiligstes und liebstes Gut, als einen Schatz, gegen welchen in Augenblicken des Enthusiasmus das Leben selbst für nichts geachtet wird, angesehen hat? — den Glauben ihrer Väter, den Glauben an eine Vorsehung, die für Alles sorgt, an einen unsichtbaren Weltbeherrscher, dem Alles unterthan ist, an unsichtbare Beschützer, von welchen Hilfe zu erlangen ist, wenn

sonst nichts helfen kann, an ein künftiges Leben, wo Alles in Ordnung und Gleichgewicht kommt, Alles, was hier gesündiget wurde, gebüßt, Alles, was hier unvergolten blieb, vergolten werden wird? — Welch ein Unternehmen, dem Menschengeschlechte den Trost, der aus diesem Glauben entspringt, rauben zu wollen! Und welch ein Wahn, sich einzubilden, daß man es könne!

Man sage nicht, daß ich hier Streiche in die Luft führe; daß die Meinung der Herren, von denen die Rede ist, nicht sei, die Religion selbst, sondern nur den Mißbrauch, der mit ihr getrieben werde, abzustellen. Wenn dies wäre, würden sie sich anders benehmen und eine andere Sprache führen. Wenn Einer mitten unter eine ganze Nation hintritt und fragt:

> „Stehet zu vermuthen, daß dem respectiven Gouvernement weniger Gehorsam geleistet werden wird, daß es weniger gute Staatsbürger geben wird, wenn den Völkern die Furcht vor dem Religionsgespenste genommen wird?"

so muß man ihm wenigstens lassen, daß er die Gabe hat, sich kurz und deutlich zu erklären, und ich sehe nicht, wie unser Weltbürger, der dies gefragt hat, seine Meinung über die Religion stärker und runder hätte heraussagen können. Sie ist ihm bloße Pfaffenerfindung, ein Gespenst, womit man Kinder schreckt, und womit sich nur Kinder schrecken lassen. Und freilich, wenn sie nichts als das ist, so kann man nicht besser thun, als sie je eher je lieber abzuschaffen; so wie nichts gerechter wäre, als die Geistlichkeit — oder, wie sich unser After-Kosmopolit ausdrückt, die Pfaffen beiderlei Geschlechts — für vogelfrei zu erklären, wenn es wahr ist, daß sie „Feinde des Staates sind und Feinde des Staates ziehen."*)

Religion und Gespenster stehen also in dem aufgeklärten Kopfe des Welt- und Staatsbürgers, der so bescheidne und wohlüberlegte Fragen an seine Mitbürger thut, in einer Linie. „Und sind es nicht immer Kinder, die an Gespenster glauben?" fährt er fort zu fragen, „und große Leute glauben doch nicht daran!" — Wenn ich nicht irre, so war es kein Kind, sondern ein großer Mann, ein Mann von sehr großem, Alles umfassendem und tief eindringendem Geiste (Bacon von

*) Neugierden eines Weltbürgers, S. 16.

Verulam), der gesagt hat: „Philosophie nur mit den äußersten Lippen flüchtig gekostet, berauscht den Verstand, macht Religionsverächter und Ungläubige; nur mit vollen Zügen getrunken, wird sie Licht der Seele, und dann führt sie zu Gott.“ — Waren Sokrates und Plato Kinder? Oder war es ein Kind, das von den Eleusinischen Mysterien sagte: „daß sie das beste Geschenk seien, was Athen, die Mutter so vieler vortrefflichen und herrlichen Dinge, der menschlichen Gesellschaft gemacht habe, weil man in ihnen das, was den Menschen allein zum Menschen mache, die wahren Grundsätze, um glücklich zu leben und mit bessrer Hoffnung zu sterben, gelehrt werde“?*) Das Kind, das so treuherzig an das Gespenst der Eleusinischen Mysterien glaubte, war einer der ersten Männer in Rom, zu einer Zeit, wo ein Römer gegen die Männer unsrer Zeit ein Gott war. Wenn unser Weltbürger sich die Mühe geben wollte, genauere Erkundigungen einzuziehen, so würde er finden, daß eine erste Ursache, die Alles schafft, nährt und zu Einem verbindet, eine Alles umfassende Vorsehung, die Verwandtschaft unserer Natur mit der göttlichen und die instinctähnliche Ahnung der Fortdauer unsers wahren Selbsts über die engen Grenzen dieses Augenblicks von Leben Gespenster sind, an welche von jeher unter allen Völkern und zu allen Zeiten die größten und erhabensten Geister geglaubt haben.**)

Doch unser Weltbürger spricht ja auch von der Allgüte eines allweisen Schöpfers, indem er es mit dieser Allgüte und Allweisheit nicht verträglich findet, „daß die Vernunft nicht hinreiche, den Menschen zu führen.“ — Aber wenn die Vernunft hinreicht, den Menschen zu führen, wie verträgt sich's denn mit der Allgüte eines allweisen Schöpfers, daß (wie er meint) „nur so wenig Menschen vernünftig sind?“ Ver-

*) Mihi, cum multa eximia divinaque videntur Athenae tuae peperisse, atque in vitam hominum attulisse, tum nihil melius illis Mysteriis, quibus ex agresti, immanique vita exculti ad humanitatem et mitigati sumus, initiaque, ut appellantur, ita re vera principia vitae cognovimus, neque solum cum laetitia vivendi rationem accepimus, sed etiam cum spe meliore moriendi. Cicero de Leg., II. 14.

**) Was der eben angeführte große Römer irgendwo von dem Glauben der Unsterblichkeit sagt: „Nescio quomodo inhaeret in mentibus quasi saeculorum quoddam augurium futurorum, idque in maximis ingeniis altissimisque animis et existit maxime et apparet facillime,“ läßt sich um so richtiger von der Religion überhaupt sagen, weil jener Glauben so wenig ohne Religion, als Religion ohne jenen Glauben bestehen kann.

muthlich will die Allweisheit, daß die Unvernünftigen sich von den Vernünftigen führen lassen; so thut denn Glauben bei Jenen, was Vernunft bei Diesen. Auch ist's meistens immer so gehalten worden, und wenn dieser Weltbürger die Portion von der allgemeinen Vernunft, die ihm selbst zu Theil geworden ist, dazu anwenden wollte, sich etwas tiefere Einsichten in die Beschaffenheit und den Zusammenhang der menschlichen Dinge zu verschaffen, als seine Fragen und Zweifel zu verrathen scheinen, so würde er finden, daß gerade die Vernunft, die dem Menschen zum Führer gegeben ist, die Gesetzgeber und Weisen aller Völker dahin gebracht hat, durch die Religion dem bürgerlichen Vertrage die Sanction eines höhern Gesetzgebers, der Sittenlehre die stärksten Beweggründe und der Tugend die höchste Begeisterung zu geben; daß es gerade die Vernunft dieser Weisen, ihre richtige und lebendige Kenntniß der menschlichen Natur war, was sie die Unzulänglichkeit der politischen Verfassung ohne Mitwirkung der Religion erkennen machte, und daß (sogar ohne Rücksicht auf die sittlichen Vortheile, welche die letztere dem Staate gewähren kann) die bloße Betrachtung, „daß der Keim und die Wurzel der Religion in der Natur des Menschen liegt, und ein Volk ohne Religion sich so wenig als ein Volk ohne Leidenschaften denken läßt,"*) hinlänglich war, die Vernunft der Gesetzgeber und Weisen von der Nothwendigkeit einer Religion des Staats, d. i. einer unter der Aufsicht und dem Schutze der bürgerlichen Obrigkeit stehenden öffentlichen Gottesverehrung, zu überzeugen.

Man muß sehr unbekannt mit der Geschichtskunde und den Verhältnissen der menschlichen Dinge sein, um die Vortheile zu verkennen, welche die Religion, das Priesterthum, ja sogar ehemals das jetzt so verhaßte Mönchswesen dem menschlichen Geschlechte gebracht haben. Läßt es die Beschaffenheit unsrer Natur nicht zu, daß wir diese Vortheile ganz rein genießen; ist es unmöglich, selbst die beste Volksreligion immer von aller Mischung mit Schwärmerei und Aberglauben frei zu erhalten; sind die Priester eben darum, weil sie Menschen sind wie wir, Leidenschaften, Entwürfen und Handlungsweisen unterworfen, wodurch sie von ihrer wahren Bestimmung abgeführt und der bürgerlichen Gesellschaft nur gar zu oft schädlich geworden sind: von welchem Institut, welchem Stand unter den

*) Ich verstehe unter denken nicht mit Abstractionen spielen; denn in dieser letztern Bedeutung des Wortes läßt sich freilich Alles denken.

Menschen läßt sich nicht das Nämliche sagen? Aber wann hat die Vernunft jemals gelehrt, den Gebrechen einer nützlichen und (zur Zeit wenigstens) unentbehrlichen Sache durch Zernichtung derselben abzuhelfen?

Was sollen also Fragen wie diese? —

„Würde nicht auch Gras und Korn wachsen, wenn wir an Wistnu oder Vizlipuzli glaubten?

„Wäre nicht das kürzeste Mittel, allem Ungemach des Aberglaubens und der Pfafferei abzuhelfen, wenn man dem Volke die Furcht vor dem Religionsgespenste benähme?

„Wozu die Pfaffen beiderlei Geschlechts, welche Feinde des Staats sind und Feinde des Staats ziehen?

„Verträgt sich Glauben mit Verstand?" u. s. w.

Solche Fragen thut weder ein Sokrates, der belehren, noch ein Unwissender, der belehrt werden will! Es sind (um ihnen den gelindesten Namen zu geben) Cruditäten eines Menschen, der — im Heißhunger nach einer schmackhaftern Nahrung, als ihm von seinen Pädagogen gereicht worden sein mag — auf einmal und allzu hastig mehr französische Modephilosophie zu sich genommen hat, als er verdauen konnte.

Ueberhaupt hört man es diesem Weltbürger an seinem Ton an, daß er zu einem Volke gehört, dem seit kurzer Zeit (zum Behuf bekannter großer Absichten) eine Freiheit, laut zu denken, eingeräumt wurde, die keine natürliche Frucht der Staats- und Religionsverfassung desselben ist und also auch ebenso schnell wieder zurückgenommen werden kann, als sie gegeben wurde. Der gegenwärtige Zeitpunkt ist eine Art von Saturnusfest,*) wo Jedem erlaubt ist, zu sagen und drucken

*) Die Saturnalien waren zum Andenken der goldnen Zeit eingesetzt, deren, einer uralten Sage zufolge, die Bewohner Italiens unter der Regierung des Saturnus genossen hatten. Die vornehmste Absicht bei diesem Feste war, die natürliche Gleichheit darzustellen, welche in diesen Zeiten unter Menschen stattfand, die von Unterdrückung und Knechtschaft noch keinen Begriff hatten. Daher war an den Saturnalien die Gewalt der Herren über ihre Knechte suspendirt; sie speisten zusammen an einem Tische, und die Sclaven hatten die Freiheit, so viele Sottisen zu sagen und zu thun, als ihnen beliebte. Dieser beinahe grausame Spaß dauerte in den Zeiten der Freiheit Rom's nur einen Tag, welcher nach dem Festkalender des Königs Numa der siebzehnte December war. Julius Cäsar vermehrte das Saturnusfest um zwei Tage, Augustus fügte den vierten und Caligula den fünften hinzu. — Die Saturnalien dehnten sich in dem Verhältniß aus, wie die Freiheit ab- und die willkürliche Gewalt zunahm; welches (wie man sieht) sehr natürlich war. So gerieth vor einigen Jahrhunderten das Christenthum in immer größern Verfall, je mehr Heilige kanonisirt und Festtage angeordnet wurden.

zu lassen, was ihm einfällt. Da nun diese fröhlichen Tage vielleicht nicht lange währen möchten; da ein Jeder wenigstens weiß, daß man ihm den Mund wieder zusiegeln könnte, sobald Zeit und Umstände es anrathen würden, so eilen die Leute über Hals und Kopf, einem schon lange her gesammelten Groll gegen alte Mißbräuche Luft zu machen; und bei dieser wetteifernden Eilfertigkeit ist es denn sehr natürlich, daß mitunter auch viel unförmliches Zeug aufs Papier gegossen und jede blähende Gährung verworrener Ideen für Drang und innerlichen Beruf, auch etwas zu Beförderung der guten Sache beizutragen, angesehen wird.

Wir sind so weit entfernt, irgend einem Volke, dem es der Himmel gönnt, den Genuß dieser glücklichen Saturnalien zu mißgönnen, daß wir uns vielmehr über alles Gute freuen, was als eine natürliche Folge der Freiheit des Untersuchungsgeistes und der durch sie bewirkten Aufklärung sich über dasselbe verbreiten wird. Felices sua si bona norint! Aber eben darum wünschen wir, daß die Freiheit, laut zu denken, mit Bescheidenheit gebraucht werden möchte. Man darf und soll zwar über alle menschlichen Dinge philosophiren, auch über alle göttlichen, insofern sie durch die Vorstellungsart, Bedürfnisse und Leidenschaften der Menschen einen Zusatz von Unlauterkeit erhalten oder sonst auf eine menschliche Art und Weise zu besondern Absichten modificirt worden sind. Wer philosophiren soll, muß es mit Freiheit thun dürfen, — oder es wäre gerade, als wenn man einen Beobachter in Pflicht nehmen wollte, am Himmel und auf Erden weder mit bloßen noch mit bewaffneten Augen etwas zu sehen, worüber Petri Canisii christliche Lehre (die unserm Weltbürger so anstößig ist) ins Gedränge kommen könnte. Aber ehe man etwas Altes verwirft, muß man es lange, genau und ohne alle Vorurtheile und Leidenschaften von allen Seiten erforscht haben. Denn so lange, bis das Gegentheil erwiesen wird, ist die Präsumtion für das Alte; und ehe man etwas Neues anfängt, muß man sich auf alle nur mögliche Art gewiß gemacht haben, daß das Neue, wenn es plötzlich und mit Gewalt an die Stelle des Alten tritt, nicht andre Uebel nach sich ziehen werde, die vielleicht ungleich schlimmer sind als diejenigen, denen man abhelfen will; denn, bis das Gegentheil aufs Schärfste erwiesen worden, ist die Präsumtion immer gegen die Neuerung. Die weisesten Männer aller Zeiten haben mit Respect und Zurück-

haltung von Meinungen und Gebräuchen gesprochen, die entweder consensu omnium gentium oder religione majorum ehrwürdig geworden sind; und selbst Mißbräuche, die mit dem, was einem Volke heilig ist und heilig sein soll, zusammenhangen, erfordern eine behutsame Hand, um ohne größern Schaden geheilet zu werden.

Italien, Frankreich, Spanien, Deutschland wurden vom vierten Jahrhundert an nach und nach mit wunderthätigen Heiligen, mit Klöstern und mit Mönchen angefüllt, die in diesen Klöstern sich mit den Opfern, welche die fromme Einfalt jenen nichts mehr bedürfenden Heiligen darbrachte, mästeten. Diese fromme Einfalt unserer alten Vorfahren in den Jahrhunderten, die man die dunkeln und barbarischen nennt, ging freilich oft sehr weit. „Aber mit Allem dem (sagen wir mit den Worten eines verständigen und billigen Beurtheilers*) der menschlichen Angelegenheiten) war diese sancta simplicitas nicht immer schädlich und selbst für die Cultur und Bevölkerung Europens nicht ohne Nutzen. Sie hat zu vielen nützlichen bürgerlichen und politischen Stiftungen Gelegenheit gegeben. Sie hat, indem sie die Mönche bereicherte, zugleich das Land mit bereichert, die Industrie aufgemuntert, das Volk zur Tugend und seine Unterdrücker zur Reue über ihre Verbrechen erweckt."

Dies ist historische Wahrheit, und was hier von der Devotion unsrer Vorfahren überhaupt gesagt wird, getraue ich mir gewissermaßen von jedem religiösen Gebrauch, so sehr er auch in Mißbrauch ausgeartet sein mag, selbst das Wallfahrten nach Noth Gottes nicht ausgenommen, zu behaupten. Nach einem Umlauf von so vielen Jahrhunderten haben sich freilich die Umstände verändert. Einer der ersten Vorwürfe, die man jetzt dem Mönchswesen macht, ist, daß es der Bevölkerung und Industrie nachtheilig sei. Vor tausend Jahren war's gerade umgekehrt. So ist's mit allen menschlichen Instituten. Was unter gewissen Umständen der Welt Vortheile brachte, wird ihr bei geänderten Verhältnissen lästig und schädlich. Die Mönche, die in einigen Zeitpunkten beinahe die einzigen Bewahrer des heiligen Feuers waren, sind zu andern Zeiten hier und da in Fakirn und Marabuts ausgeartet, die sich die Leichtgläubigkeit des Volkes ungebührlich zu Nutze machten und, um ihr betrügerisches Gaukelspiel ungestraft forttreiben zu können,

*) Melanges tirés d'une grande Bibliothèque. Mm. p. 313.

sich Allem, was Vernunft und Aufklärung hieß, mit Fäusten und Fersen entgegensetzten. Aber auch in diesem Stücke haben sich die Zeiten ziemlich geändert; und wenn man die Mönche unsrer Zeit die Verdienste ihrer Vorfahren nicht genießen lassen will, ist es billig, sie die Missethaten derselben entgelten zu lassen? Wozu also die beleidigenden und ungezogenen Ausdrücke, worin man über den ganzen Stand herfährt? Womit will man eine solche Verfahrungsart rechtfertigen? Und was für Wirkungen glaubt man, daß sie auf die Gemüther des Volkes thun werden?

Man spricht und schreibt so viel von Toleranz und verspricht sich so große Vortheile von der politischen Duldung dissentirender Religionen. Ist es Ernst damit? Wünschen diese Weltbürger, die in römisch-katholischen Staaten (wo das Mönchswesen mit allen seinen Attributen und Accidenzien nun einmal so tiefe Wurzeln geschlagen hat und mit der religiösen und bürgerlichen Verfassung so enge verwebt ist) so heftig und ohne alle Unterscheidung gegen Alles, was in diesem Punkt Religion und Institut der Vorfahren ist, wüthen, wünschen diese Herren im ganzen Ernst, ihre dissentirenden Mitbürger in den Genuß eines gleichen Antheils an allen bürgerlichen Rechten eingesetzt zu sehen? Wünschen sie im Ernst, daß der grausame, die menschliche Natur entehrende und dem Staate so nachtheilige Religionshaß aufhöre, die Namen Ketzer und Ketzerei, womit das katholische Volk in gewissen Ländern noch so gräßliche Nebenbegriffe und schauderliche Gefühle verbindet, verbannt werden und Alle, die sich zu der mildesten und menschlichsten aller Religionen bekennen, einander als Kinder eines Vaters und Glieder eines Staates lieben und behandeln sollen? — Wünschen sie dies aufrichtig, so ist wahrlich die Erbitterung, die sie durch unbescheidene Uebertreibung gewisser protestantischer Grundsätze in den Gemüthern der römischen Geistlichkeit und des gewiß noch immer an ihr hangenden großen Haufens unterhalten und immer schärfer und giftiger machen, ein sehr ungeschicktes Mittel, jene Absicht zu befördern.

Endlich (um das Wichtigste zuletzt zu sagen), wenn unserm Weltbürger und Allen, die ihm gleichen, die Vertilgung Alles dessen, was der Glückseligkeit der Völker im Wege steht, und die Bewirkung Alles dessen, was sie befördern würde, wirklich so sehr am Herzen liegt, und wenn sie so überzeugt sind, daß ohne Aufklärung keine Glückseligkeit und ohne Freiheit der

Vernunft und des Gewissens keine Aufklärung möglich ist, wie können sie so kurzsichtig sein, nicht vorauszusehen, daß der Uebermuth, womit sie sich der ersten Augenblicke von Freiheit bedienen, der geradeste Weg ist, sich derselben wieder verlustig zu machen? Diejenigen, welche Gewalt über uns haben, und deren Gedanken selten unsre Gedanken sind, können aus Absichten, die vielleicht die besten von der Welt sein mögen, eine Zeit lang zu dem Mißbrauche dieser Freiheit ein Auge zuthun. Aber wenn die schädlichen Folgen des Mißbrauchs endlich allzu auffallend werden; wenn Freiheit zu philosophiren in Freigeisterei ausartet; wenn sie die Grundfeste der Moralität untergräbt und die stärksten Bande der Gesellschaft auflöset; wenn es endlich sichtbar wird, daß dieser Libertinismus, der das Palladium aller bürgerlichen Gesellschaft als ein Gespenst und den Stand, dem die Bewahrung desselben anvertraut ist, als den verächtlichsten aller Stände behandelt, — wenn es, sage ich, sichtbar wird, daß dieser Libertinismus auf einem ziemlich geraden Wege und unter ähnlichem Vorwande auf den Umsturz aller andern Institute, Gerechtsame und Vorzüge, die ebenfalls keinen festern Grund als Meinung, Glauben, Alterthum, fromme Einfalt, Trägheit und Geduld der Völker haben, losgeht: dann könnten unsre Erdengötter wol um ihrer eigenen Sicherheit willen ebenso plötzlich — den entgegengesetzten Weg einschlagen und Maßregeln nehmen, die aller Aufklärung, Toleranz, Freiheit und Weltbürgerschaft auf einmal ein betrübtes Ende machen dürften.

O Geist des gutherzigen, wohlmeinenden, aber einseitigen Helvetius! Wenn Du, wie ich glaube, noch Antheil an den Schicksalen der Menschen nimmst, die Du einst von ihren Vorurtheilen befreien wolltest, und wenn Du, wie ich nicht zweifle, jetzt tiefer in die Natur und den Zusammenhang der menschlichen Dinge siehst, mit welchem Auge wirst Du die Unternehmungen Deiner unbesonnenen Schüler ansehen? Wer wußte besser als Du, daß es ganz ein anderer Despotismus ist als der hierarchische und mönchische, von welchem die Menschheit in unsern Zeiten am Meisten zu befürchten hat? Wer hat dieses Ungeheuer mit allen seinen furchtbaren Eigenschaften und verderblichen Wirkungen wahrer, stärker geschildert als Du? Aber wie konnte Dir, oder wie kann irgend einem Deiner Jünger verborgen sein, daß es nur noch alle die schwachen Fäden — von alten Meinungen, Vorurtheilen und Instituten, womit

diese Hyder umschlungen ist, — daß es nur noch diese im Einzelnen schwachen, aber zusammengenommen unzerbrechlichen Fäden sind, welche sie verhindern, ihre ganze Stärke zur Vernichtung aller noch übrigen Reste der menschlichen Freiheit anwenden zu können? Und Ihr glaubt der Menschheit einen Dienst zu erweisen, wenn Ihr mit Eurem Lämpchen herumgeht und einen dieser Fäden nach dem andern absenget?

Doch es ist Zeit, daß ich auch mein Lämpchen auslösche. Wie oft sagte ich schon zu mir selbst: Dies soll das letzte Mal sein, daß Du Deine Zeit verderben willst, Mohren zu bleichen! Die Menschen sind nun einmal nicht gemacht, weise zu sein. Immer werden sie thun, wie ihre Väter von jeher gethan haben, — ihre Endzwecke durch ihre Mittel zerstören, weder in Haß noch Liebe Maß halten und wie dumme Fische sich mit goldfarbenen Fliegen locken lassen, den Angel ihres Wohlthäters, des Fischers, hinabzuschlingen. Moralische Epidemien lassen sich so wenig durch Vernunftgründe als leibliche Krankheiten durch Zauberworte heilen.

Aber Alles, was ist und geschieht, gehört zu einem Plane, von dem wir nichts verstehen. Große und Kleine, Weise und Unweise, spinnen und weben wir Alle an dem unendlichen Gewebe des Schicksals, ohne zu wissen, was wir machen, und befördern unbekannte Endzwecke, indem wir oft gerade das Gegentheil zu thun glauben oder scheinen.

Und so bleibe es denn dabei, was Pope sagt:

— — — In erring reason's spite,
One truth is clear: Whatever is, is right.

Unterredungen

mit

dem Pfarrer von ***.

Erschienen zuerst im Teutschen Merkur, 1775. II. S. 70–96, 243–268; III. S. 251–268; IV. S. 61–74 und 263–271, unter dem Titel: Unterredungen zwischen W** und dem Pfarrer zu ***. In Wieland's Ausgabe seiner Werke sind diese Unterredungen den Vermischten Aufsätzen im 30. Band eingereiht.

Erste Unterredung.[1])

Dieser Tage, da ich allein an meinem Schreibtische beschäftigt war, hörte ich etwas so leise an der Thür pochen oder kratzen, daß ich, ohne darauf Acht zu haben, in meiner Arbeit fortfuhr, bis nach einer kleinen Weile die Thür langsam, Zoll für Zoll, dergestalt, daß sie ungefähr drei bis vier Secunden brauchte, um die Breite eines Daumens zurück zu legen, aufging und, weil diese langsame Bewegung mit einigem Knarren verbunden war, mich veranlaßte, umzuschauen und

---

1) Im Teutschen Merkur schickte Wieland noch folgende Vorbemerkung An den Leser voraus:

„Ich hoffe meinen Freunden durch Mittheilung meiner Unterredungen mit dem Pfarrer zu * * * einiges Vergnügen zu machen, zumal da sie größtentheils Materien betreffen, worüber viele Leser meiner Schriften schon lang' Erläuterungen von mir gewünscht haben. Zwar sind nicht Alle, die mich lesen, auch meine Freunde; aber da dies wol meistens nur aus zufälligen Ursachen herrührt so trage ich nicht das mindeste Bedenken, dem Publicum das nämliche Vertrauen zu zeigen, wodurch ich den ehrlichen Pfarrer zu * * * zu meinem Freunde gemacht habe.

„Diese Erläuterungen werden, wie ich mir schmeichle, auch nebenher die Wirkung thun, daß Diejenigen, so meine Friedfertigkeit und anscheinende Gefühllosigkeit — bei vielen zeitherigen, zum Theil höchst niederträchtigen Angriffen von Leuten mit und ohne Namen — übel ausgebeutet haben, mich künftig von allen weitern Schutzreden, und vornehmlich von allen Hostilitäten gegen Homunculos und Latrunculos, welche sich gern einen Namen auf meine Unkosten machen möchten, frei und ledig zu sprechen die Billigkeit haben werden.

„Das Einzige, was ich mir von den Lesern ausbitte, ist, ihr Endurtheil über diese Unterredungen zwischen mir und dem Pfarrer zu * * * so lange zurückzuhalten, bis sie Alles gelesen haben, was wir einander zu sagen hatten. Denn da man unmöglich Alles auf einmal sagen kann, und die Materien (in die wir unvermerkt tiefer hineinkamen, als es vielleicht anfangs Einer von uns Beiden im Sinne hatte) zu verwickelt waren, um in einem oder zween Abenden hinlänglich auseinandergesetzt zu werden, so veranlaßte dies den ehrlichen Pfarrer, mir mehrere Besuche zu machen, in denen wir jedesmal, wiewol nicht immer den kürzesten Weg, da fortgingen, wo wir das letzte Mal stehen geblieben waren, bis wir, nachdem wir einander Alles gesagt. was uns auf dem Herzen lag, natürlicherweise — nichts mehr zu sagen hatten.“ — A. d. H.

wahrzunehmen, daß alle diese Bewegungen von einem menschlichen Wesen herrührten, welches dem Ansehen nach nicht ohne Schüchternheit und Zweifel an günstiger Aufnahme hereinzukommen strebte.

Es verstrichen noch einige Secunden, bis es endlich dahin gediehen war, daß der Mann — denn ein Mann war es und, wie man sehen wird, ein bessrer Mann, als man nach diesen Anscheinungen hätte vermuthen sollen — den Kopf vorwärts gestreckt und den Leib auf die Seite gedreht, wie Einer, der sich durch eine enge Oeffnung hindurchwinden muß, obschon die Thür weit genug für ihn war — sich so weit hereingearbeitet hatte, daß ich sehen konnte, wen ich vor mir hätte.

Es war ein ältlicher Mann von mittlerer Größe, etwas hager, in einem altmodisch zugeschnittenen grauen Rocke mit schwarzen Knöpfen, einer schwarzen Tuchweste, wohlgeschonten, aber doch an den Knien etwas abgestoßnen schwarzen Plüschhosen, wollenen Strümpfen von derselben Farbe, und (was aus seinem Anzug ein vollständiges Ganzes machte) den Kopf mit einer dicken Haarmütze von Ziegenwolle bedeckt, die durch Länge der Zeit eine dem verwelkten Buchs ähnliche Farbe angenommen hatte. In der Hand hielt er ein kurzes dickes spanisches Rohr mit einem schlechten Fayenceknopf und unterm Arm einen großen Hut, der so abgegriffen und verschlissen war, daß sein Herr selbst beschämt schien, ihm noch längere Dienste zuzumuthen.

Dieses unscheinbaren Aufzugs ungeachtet hatte der Mann etwas in seiner Gesichtsbildung und Miene, das mich für ihn einnahm, und überdies schien er zu einem Orden zu gehören, dessen Bestimmung in meinen Augen so ehrwürdig ist, daß ich dem geringsten Mitgliede desselben (insofern es kein Bonze ist) mit ebenso viel Ehrerbietung zu begegnen gewohnt bin, als ob es der Erzbischof zu York oder der Cardinalvicarius wäre.

Der gute Mann machte viel Umstände und Entschuldigungen. — „Ich besorge — Sie sind beschäftigt, wie ich sehe — Verzeihen Sie mir — ich komme wol zur ungelegnen Zeit" u. s. w.

„Ein Mann wie Sie kommt immer zur gelegnen Zeit," sagte ich, indem ich ihn ersuchte, Platz zu nehmen.

Er schien dies, wiewol es kein Compliment war, noch sein sollte, für etwas noch Schlimmeres zu halten. Seine Verlegen-

heit verrieth mir das seltsame Vorurtheil, womit er zu mir gekommen war. Ich betrachtete ihn einen Augenblick mit einer Aufmerksamkeit, die durch einen Ausdruck von Wohlwollen und Bescheidenheit gemildert war — oder mein Gesicht müßte meinem Herzen ohne meine Schuld Unrecht gethan haben. Mein Unbekannter nahm, wie ich vermuthe, diesen Blick für eine Frage auf. — „Ich bin der Pfarrer zu ***," sagte er, „und habe mir schon lange gewünscht, Sie persönlich kennen zu lernen."

Ich konnte mich bei den Worten — „Ich bin der Pfarrer zu ***" — nicht enthalten, einen Blick auf seinen abgetragenen grauen Rock, auf seine Plüschhosen und wollenen Strümpfe und auf seinen alten abgegriffenen Hut zu werfen. Ich glaube gar, daß ich seufzte.

In der That stellten sich mir in diesem nämlichen Augenblick eine so große Menge ernster und trauriger Vorstellungen dar — die Bestimmung und Würde seines Standes, im Gegensatze mit der verachteten und unterdrückten Lage der sogenannten Clerisei in den meisten christlichen Staaten; — die nachtheiligen Folgen, die dieser Contrast theils auf den Charakter der Geistlichen selbst, theils auf ihren sittlichen Einfluß und die Erzielung des Endzwecks ihres Berufs hat; die Sorglosigkeit der meisten Großen über einen so wichtigen Gegenstand; die Unmöglichkeit oder, was auf Eins hinausläuft, die unendlichen Schwierigkeiten, diesem Uebel abzuhelfen, wenn auch manche Obrigkeiten den Willen hätten, die Sachen auf einen bessern Fuß zu setzen: Alles dies mit allen seinen Ursachen, Umständen und Folgen auf einmal anschauend gedacht — und gerade in diesem Augenblick, dem guten Pfarrer zu ***, seiner gelben Perrücke, seinen Plüschhosen und seinem abgenutzten Hute gegenüber gedacht — betrübte meine Seele und machte mich wider Willen ein paar Minuten sprachlos.

Der wackere Mann schien verlegen zu sein, wie er das Gespräch anfangen wollte. Er sah aus wie Einer, der viel auf dem Herzen hat und nicht weiß, wo er anfangen soll, um sich dessen mit guter Art zu erledigen. Er warf die Augen bald auf die eine, bald auf die andre Seite des Zimmers, verwunderte sich — armer Mann! — über den schönen Band meiner Bücher und fixirte sich endlich auf eine Büste, die ihm gegenüber stand.

„Sokrates, nicht wahr?" — fragte er mit einer Miene, als

ob es ihn freute, dieses Bild bei mir anzutreffen. „Es war ein vortrefflicher Mann," sagte er, nachdem er den Kopf eine Weile betrachtet hatte, „wiewol man's ihm nicht ansieht."

„Nein, gewiß nicht," versetzte ich ein Wenig hastig. „Sehen Sie hier — dies sind die Baisers von Dorat, nach den Basiis des Johannes Secundus, in einem schönen englischen Bande, auf das feinste Papier gedruckt, mit einer Menge niedlicher Vignetten — ein Buch kann nicht besser gekleidet und herausgeputzt werden — und doch ist dies Buch seinem Innern nach vielleicht — nicht einmal — einen Kuß werth. Und sehen Sie hier den Katechismus fürs Landvolk, ein kleines unscheinbares Büchlein, auf schlechtes Papier gedruckt und in Pappe gebunden, das nach seinem wahren Gehalt mehr Gold werth ist, als der Verfasser und sein Buch zusammengenommen schwer sind."

Der Pfarrer sah mich an, als ob er die Bestätigung dessen, was ich gesagt hatte, in meinen Augen lesen wollte.

Ich. Sie kennen doch Schlosser's Katechismus, Herr Pfarrer?

Der Pfarrer. Ganz gewiß, ich hab' ihn mehr als einmal gelesen und viel Gutes daraus gelernt. Ich empfehl' es allenthalben, wo ich bekannt bin. Was auch manche Leute dagegen sagen, es ist ein gutes, lehrreiches Buch; wiewol eben nicht Alles darin steht, was in einen Katechismus fürs Landvolk gehört.

Ich. Wer wollte auch ein gutes Buch deswegen verwerfen, weil nicht Alles darin steht? Allenfalls hätte Herr Schlosser seinem vortrefflichen Büchlein um der schwachen Brüder willen einen andern Titel geben mögen.

„Das denk' ich auch," sagte der Pfarrer.

Er blätterte etliche Augenblicke in den Baisers, die er noch in der Hand hatte, schüttelte ein paarmal den Kopf und legte es wieder hin. — „Sokrates war kein Freund von Küssen," sagte er, indem er die Büste des Weisen von Neuem betrachtete.

Ich. Sie erinnern Sich, wie ich merke, der Stelle, wo er den jungen Xenophon bestraft, weil er zu leichtsinnig über die Gefahr eines Kusses wegschlüpfte.

Der Pfarrer. Und was meinen Sie, daß er zu manchem neuern Gedichte gesagt hätte, worin alle Zauberei der Poesie aufgeboten wird, um die Jugend nach demjenigen lüstern zu

machen, was Sokrates der Weisheit und Tugend so gefährlich hielt?

Ich erröthete ein Wenig.

Der Pfarrer. Vergeben Sie mir — ich habe wahre Hochachtung für Sie, und —

Ich. Ich wünsche von Ihnen gekannt zu sein, ehe Sie mir das sagen; denn ich liebe die Complimente nicht.

Der Pfarrer. Sie haben der Welt durch einige Ihrer Schriften so viel Gutes gethan —

Ich. Vergeben Sie mir, daß ich Sie unterbreche. Wir wollen uns in kein so weitläuftiges und kitzliges Geschäft einlassen, als die Untersuchung der Güte und Nützlichkeit meiner Schriften ist. Diese Untersuchung ist überhaupt bei allen Büchern schwer; denn das beste kann Schaden thun, und das schlimmste ist zu etwas gut. Aber bei den meinigen finden sich noch besondere Schwierigkeiten. Die Geschichte meiner Seele und die Geschichte der Gelegenheit, Art und Weise, wie jede derselben vom Jahre 1751 an bis jetzt entstanden ist, gehört gewissermaßen unumgänglich dazu, wenn die Welt (ich rede nicht von der kleinern Zahl, die Alles dies nicht nöthig hat) in den Stand gesetzt werden soll, jede in ihrem wahren Lichte zu sehen und von dem Gemüthszustande, der Lage und der Absicht, worin sie geschrieben worden, richtig und vollständig urtheilen zu können. Ich habe diese Geschichte ein einziges Mal in meinem Leben einem Manne von vielen Verdiensten um die Menschheit und vielleicht einem der besten Sterblichen, die je gewesen sind, am ersten Abend, den wir zusammen zubrachten, erzählt, und er ist dadurch auf ewig mein Freund geworden.

Der Pfarrer. Aber warum eilen Sie nicht, diese nämliche Geschichte der ganzen Welt zu erzählen? Sie glauben nicht — o gewiß, Sie stellen Sich nicht vor, wie viel falsche Urtheile und wie viel Aergerniß Sie vielleicht dadurch verhindern, und wie viel Gutes Sie damit schaffen würden!

Ich. In der ersten Wärme war dies auch der Gedanke des würdigen Mannes, von dem ich Ihnen sagte. Aber er hörte meine Gegengründe und billigte sie. — Ich will Ihnen diese Gründe aufrichtig mittheilen, lieber Herr Pfarrer; und glauben Sie mir, ich fühle in diesem Augenblick etwas, das mich zwingen würde, Ihnen die Wahrheit zu sagen, wenn ich auch nicht wollte. — Wissen Sie also, ich habe nicht anhaltenden Enthusiasmus genug, mich über alle die Urtheile

hinwegzusetzen, denen ich mich ausstellen müßte, wenn ich mein eigner Biograph würde. Die Welt, in der wir leben, ertrüge einen so hohen Grad von Aufrichtigkeit nicht. Ich bin als ein Dichter bekannt. Man würde mich, selbst indem ich das Schlimmste, was ich von mir zu sagen hätte, beichtete, der Kunstgriffe beschuldigen, deren sich Danae bediente, da sie dem noch nicht entzauberten Agathon ihre Geschichte erzählte. Man würde sagen, daß ich (wie Danae) mehr die Gesetze des Schönen und Anständigen als der historischen Treue zum Augenmerke genommen und mir kein Bedenken gemacht hätte, bald einen Umstand zu verschönern, bald einen andern wegzulassen, je nachdem es die bessere Wirkung des Ganzen erfordert hätte. Mit einem Worte, Herr Pfarrer, ich kann mich nicht entschließen, alles Gute von mir zu sagen, was ich sagen müßte, wenn ich so wahr und gerecht gegen mich selbst sein wollte, als ich es gegen jeden andern Menschen zu sein wünsche und beflissen bin.

Der Pfarrer. Indessen — da wir doch Menschen sind, und es unmöglich ist, daß wir bei einer unumschränkten Offenherzigkeit nicht auch Böses von uns zu erzählen haben sollten — sollten Sie Sich nicht vielleicht auch vor dem Terenzischen „ego homuncio hoc non facerem“ fürchten?

Ich. Es wäre immer eine Bedenklichkeit, die — in Erwägung der schmeichlerischen unredlichen Art, womit die meisten Sterblichen über ihr eignes sittliches Verhalten zu urtheilen pflegen — auf einen Menschenfreund, der auch nur zufälligerweise zu schaden für ein großes Unglück hält, billig Eindruck machen könnte. Aber glauben Sie mir, Herr Pfarrer, dies ist, was ich am Wenigsten besorge. Meine Fehltritte sind vielleicht — so seltsam Ihnen dies auch vorkommen mag — gerade das, was freilich nicht meiner Weisheit oder Klugheit — aber gewiß meinem Herzen die meiste Ehre macht. — Aber lassen Sie uns diese Materie abbrechen. Ich muß Ihnen Alles sagen, oder ich habe bereits zu viel gesagt.

Der Pfarrer. Ich begreife Sie. Aber wenigstens sollten Sie Alles, was zur richtigen Beurtheilung Ihrer Schriften nöthig ist, aufsetzen und, wofern Sie ja Bedenken tragen, diesen Aufsatz bei ihrem Leben bekannt zu machen, dafür sorgen, daß er dereinst nach Ihrem Tode bekannt gemacht würde.

Ich. Dies ist auch mein Vorsatz, lieber Herr Pfarrer.

Der Pfarrer. Gott gebe Ihnen Leben und Muth, ihn

auszuführen! Sie wissen nicht, ich wiederhol' es, Sie wissen nicht, wie viel die schiefen Urtheile, wozu Sie (ich hoffe ohne Ihre Absicht, und wünsche, daß es auch ohne Ihre Schuld geschehen sein möge) Gelegenheit gegeben haben, wie viel der mannichfaltige Mißbrauch einiger Ihrer Schriften, wie viel selbst das Lob, das Ihnen Manche geben, Schaden thut.

Ich. Sie halten mich für unwissender, als ich bin. Glauben Sie mir, Herr Pfarrer, ich weiß nur zu viel davon und bin sehr überzeugt, daß die Epigrammen des redlichen, die Tugend mit Enthusiasmus liebenden Voß*) das geringste von den Uebeln sind, wozu ich die gelegentliche Ursache gewesen sein mag. Denn diesen jungen Mann entschuldige ich. Er that in seinem Eifer das Nämliche an mir, was ich vor vierundzwanzig Jahren aus ähnlichem jugendlichen Eifer an Anakreon, Ariost, Guarini und andern wackern Männern that: er glaubte die Tugend an mir zu rächen. Lassen Sie ihn älter werden, und es wird ihn so gewiß gereuen, Epigrammen wider mich geschrieben zu haben, als es mich gereute, das Schreiben über die Bestimmung eines schönen Geistes mit so viel unbestimmten Halbwahrheiten, so unreifen Urtheilen und so unbilligen Ausfällen auf unschuldige Leute angefüllt zu haben; wiewol dies Alles damals ohne einen Schatten von Bosheit oder Unlauterkeit, mit einem von Liebe zum Guten und Schönen brennenden Herzen, kurz, aus keiner andern Ursache geschah, als weil die Schwärmerei (wie die Liebe) blind ist, und weil ein junger unerfahrner Neuling in der Welt unmöglich ein Sokrates sein kann.

Der Pfarrer. Ich bewundre die Offenherzigkeit, mit der Sie Ihre Fehler gestehen.

Ich. Guter Gott! wie oft werde ich Mensch dies abscheuliche Compliment von einem andern Menschen hören müssen!

Der Pfarrer. Verzeihen Sie mir, ich nahm nur das unrechte Wort — ich liebe Sie darum, wollt' ich sagen.

Ich. Haben Sie nur Geduld, guter redlicher Mann, mein Herz sagt mir, wir werden nicht von einander scheiden, ohne einander lieb gewonnen zu haben. Aber lassen Sie mich vollends sagen, was ich sagen wollte. Die schiefen Urtheile, die nun seit vierundzwanzig Jahren über mich, insofern ich Mensch oder

*) Im Göttingischen Musenalmanach von 1775.

Schriftsteller bin, gefällt worden sind,*) würden mich wenig anfechten, wenn sie blos meine Eitelkeit beleidigten. Denn ich gestehe Ihnen, ich bin zu stolz, um viel Eitelkeit zu haben. Blos insofern solche Urtheile das Gute hindern, das ich zu befördern wünsche, können sie mir nicht gleichgiltig sein. Aber am Ende ist doch aller Schaden, welchen unreife muthwillige Jungen, die sich zu Richtern aufwerfen, oder blödsichtige alte Knaben, denen man vergeben muß, weil sie nicht wissen, was sie sagen, oder Leser, die nicht lesen können, weil sie weder empfinden, noch verstehen, noch unterscheiden können, — ich sage, aller Schaden, den solche Leute einem guten Werke thun können, ist eine Wunde, die sich von selbst heilt. Das Publicum kehrt sich wenig daran, wenn hier oder da ein X oder Y in einem Journale sich die Miene giebt, als ob er von allen seinen Zeitgenossen bevollmächtiget sei, in ihrem Namen und in ihre Seele zu urtheilen; und wenn es sich auch zuweilen von einem gern sein wollenden literarischen Demagogen überschreien oder — um das rechte Wort zu brauchen, wiewol es nicht edel ist — übertölpeln läßt, so geschieht es doch nur auf kurze Zeit, und der Taumel geht immer schnell genug vorüber. Dies ist es also nicht, was mich am Meisten bekümmert. Aber der sittliche Mißbrauch, welchen Leser von verdorbenem Herzen von meinen Schriften machen, und der Schaden, den sie durch Mißverstand, oder wenn sie Personen, für welche sie nicht geschrieben sind, in die Hände fallen, anrichten können — dieser Mißbrauch, dieser Schaden verwundet mein Herz und hat mir schon oft den ungeduldigen Wunsch ausgepreßt, daß ich lieber ein Holzhacker, Sackträger oder alles Andere, was ein ehrlicher Mann sein kann, geworden sein möchte, als ein Dichter und ein Schriftsteller für die Welt. Indessen hat doch die Gewißheit, daß ich selbst in allen Theilen und Gegenden Deutschlands eine große Anzahl Personen von den vorzüglichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens kenne, die mich gerade so lesen, wie ich's wünsche, und den Gebrauch davon machen, der meiner Absicht entspricht — diese Gewißheit und die wahrscheinliche Vermuthung, daß es deren noch viele giebt, die ich nicht kenne, hat, wenigstens in heitern Stunden, so viel Tröstendes für mich,

*) Man erinnere sich bei Lesung dieses Gespräches immer, daß es vor mehr als zwanzig Jahren gehalten und aufgeschrieben worden ist.

daß ich unvermerkt wieder den angenehmen herzerhöhenden Täuschungen Raum gebe, ohne welche schwerlich jemals ein Biedermann Schriftsteller geworden wäre. Und so kommt es denn, daß ich gewöhnlicherweise zwischen diesen beiden äußersten Punkten mich in einer ganz erträglichen Zufriedenheit mit mir selbst fortbewege und, von dem süßen Wiegenliedchen: Alles ist gut, eingelullt, mein Haupt so sanft auf mein Kissen lege als irgend ein Autor in der Christenheit.

Der Pfarrer. Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß der Mißbrauch, den unverständige oder übelgesinnte Leute von einer Sache machen, weder den Werth der Sache vermindert, noch dem Urheber derselben zur Last gelegt werden kann. Werden nicht die Werke Gottes selbst täglich, stündlich und augenblicklich von Unzähligen gemißbraucht? Ich denke, da sogar der Allweise und Allmächtige nichts machen konnte, was von halb vernünftigen Geschöpfen, wie wir Menschen sind, nicht in Mißbrauch gezogen werden könnte, darf man kühnlich behaupten, es sei schlechterdings unmöglich, etwas so Gutes hervorzubringen, das nicht auf die eine oder andre Weise zum Werkzeug oder zur Veranlassung oder wenigstens zum Vorwande von vielem Bösen gemacht werden könnte. Weder menschliche noch göttliche Weisheit kann verhindern, daß die Wahrheit, wenn sie in schiefe Köpfe fällt oder in einem falschen Lichte gesehen wird, nicht verfälscht, die unschuldigste Rede oder Handlung von Unverstand, Uebereilung oder bösem Willen nicht übel ausgedeutet und die Tugend selbst nicht verdächtig oder wol gar zum Verbrechen gemacht werde. Das Verzeichniß aller Derer, die auf irgend eine Weise unschuldig an Seele oder Leib gemartert worden sind, würde einen größern Raum einnehmen als alle Bücher in der Vaticanischen Bibliothek. Kein Vernünftiger zweifelt an diesen Wahrheiten. —

Ich. Nur unterläßt man alle Augenblicke, die Anwendung davon zu machen, wenn der Fall, sie anzuwenden, kommt; und so legt man z. B., dieser so allgemein erkannten Wahrheiten ungeachtet, einem Schriftsteller — wenigstens so lang er lebt, und man ihm also durch Vorwürfe und Schmälerungen seines Ruhmes schaden kann — jedes vorgebliche Aergerniß zur Last, das gewisse Leute, in deren Umständen, Erziehung, Kopf, Herzen oder Sitten der wahre Grund, warum sie geärgert werden, liegt, ohne seine mindeste Schuld an seinen Schriften nehmen.

Der Pfarrer. Ohne seine mindeste Schuld, sagten

Sie. Vortrefflich! Dies ist der Punkt, auf den Alles lediglich ankommt. — Ich kann es nicht von meinem Herzen erhalten, zu glauben, daß es so boshafte Menschen gebe, die einem Schriftsteller den Mißbrauch seiner Werke blos darum zum Vorwurfe machen sollten, weil sie ihn gern um die Hochachtung seiner Zeitgenossen bringen möchten. —

Ich. Ich konnt' es auch lange nicht von meinem Herzen erhalten, zu glauben, daß es so boshafte Menschen gebe. Aber eine Erfahrung von vielen Jahren hat mich anders belehrt, mein lieber Herr Pfarrer. Das Geschlecht der Kinder Belial's steht noch in voller Blüthe.

Der Pfarrer. Indessen werden Sie doch nicht in Abrede sein, daß die Schriftsteller zuweilen selbst Schuld daran sind, wenn schwache Seelen sich an ihnen ärgern, oder wenn zum Bösen ohnehin geneigte Leute noch schlimmer durch sie werden.

Ich. Ich gestehe Ihnen dies ohne Schwierigkeit. Nur erlauben Sie mir hinzuzusetzen, Herr Pfarrer, daß es Schriftstellern von einer gewissen Classe — oder, um deutlicher zu reden, Moralisten, Naturforschern, Dichtern, Satirikern, Schriftstellern, denen die Natur eine mehr als gewöhnliche Gabe von Witz und Laune zugetheilt hat, und überhaupt Allen, die über die menschlichen Angelegenheiten frei von der Brust weg schreiben — ebenso unmöglich ist, zu verhindern, daß schwache Seelen sich nie an ihnen ärgern, als es dem weisesten Regenten unmöglich ist, zu verhindern, daß seine Staatsverwaltung nicht immer von einer Menge kurzsichtiger Seelen in und außer seinem Lande getadelt werde.

Der Pfarrer. Hierin, glaube ich, haben Sie Recht.

Ich. Schwache Seelen, lieber Herr Pfarrer, sind kranke Seelen. Was kann die rothe Farbe dafür, daß sie einem kranken Auge weh thut?

Der Pfarrer. Ich merke, wo Sie hinaus wollen.

Ich. Nirgendshin, als wohin uns der gerade Weg führen wird. Ich denke, was die schwachen Brüder betrifft, die sich oft sehr zur Unzeit und an den unschuldigsten Dingen ärgern, darüber sind wir einig. Es käme viel auf die Herren Ihres Ordens an, wenn die Anzahl dieser Leute kleiner werden sollte. Aber wer Andern den Staar stechen soll, muß selbst sehen. Was für klägliche Moralisten, was für Wiegenkinder in der Natur- und Menschenkenntniß sind die Meisten unter Denen, die uns öffentlich lehren sollen, was recht und gut und schön

und löblich sei, damit wir ihm nach Sanct Paul's Ermahnung nachdenken und (wie ohne Zweifel seine Meinung war) nachtrachten können!*) Lieber Gott! was für Sokratesse! und ein Sokrates soll und muß doch wol aufs Wenigste jeder Lehrer sein, der geringste wie der vornehmste, oder wie soll er uns lehren können?

Der Pfarrer zuckte die Achseln.

Ich. Verzeihen Sie mir diesen kleinen Ausfall! Er soll mich nicht von dem abführen, was ich sagen wollte. Sie erwähnten vorhin, die Schriftsteller hätten zuweilen selbst die Schuld, wenn zum Bösen ohnehin geneigte Leute oft schlimmer durch sie würden. — Aber, mein bester Herr Pfarrer, nennen Sie mir das Ding, wodurch ein zum Bösen ohnehin geneigter Mensch nicht schlimmer werden kann.

Der Pfarrer hatte die angestrengte Miene eines Menschen, der sich auf etwas besinnt und es nicht finden kann. — „Die Sache kann freilich aus mehr als einem Gesichtspunkt angesehen werden," sagte er endlich.

Ich. Dies erfuhr ich selbst, da letzthin bei einer Dame von vorzüglicher Einsicht die Unterredung auf diese Materie fiel. Die Frau sagte darüber etwas, das mir so außerordentlich klar und entscheidend vorkam, daß ich nichts Bessers thun kann, als es Ihnen mit ihren eigenen Worten, deren ich mich noch ganz genau erinnere, mitzutheilen. Ein Gedicht, eine Erzählung, kurz, ein Werk von einer gewissen Gattung (Sie errathen leicht, Herr Pfarrer, daß von der erotischen und komischen Gattung die Rede war) kann, sagte sie, einem Leser in die Hände fallen, dem es vielleicht in tausend andern Augenblicken unschädlich gewesen wäre; aber gerade in dem Augenblicke, da er es liest, befindet er sich unglücklicherweise in einer Leibes- und Gemüthsverfassung, daß ein einziges reizendes Bild mehr oder ein einziger Grad, um den der Verfasser seine ohnehin entzündete Einbildungskraft erhöht, hinlänglich ist, die bessre Seele zu überwältigen und den Menschen zu einer unsittlichen Handlung, die er nicht verübt hätte, wenn er dies Gedicht, diese Erzählung nicht gelesen hätte, hinzureißen. Ein Glas Wasser, setzte sie hinzu, kann so voll sein, daß ein einziger Tropfen, der noch hinzukommt, hinlänglich ist, es überlaufen zu machen. — Wie ist's möglich, daß ich einen so simpeln Gedanken in meinem ganzen Leben nie

*) Philipp. 4, 8.

gehabt habe? rief ich. Hätt' ich ihn gehabt, da ich die Komischen Erzählungen drucken lassen wollte, sie wären auf der Stelle ins Feuer geworfen worden.

Der Pfarrer. Sagten Sie das wirklich?

Ich. Wirklich, oder doch so etwas, das sehr deutlich zu verstehen gab, daß dies mein Gedanke war.

Der Pfarrer. Das Bild vom vollen Glase Wasser spielte Ihnen einen kleinen Streich, wie ich sehe. Wenn Ihre Eigenliebe harthäutiger wäre, als sie zu sein scheint, hätten Sie leicht eine Ausflucht finden können. Ein Mensch, der sich in einem so gefährlichen Gemüthsstande befindet, daß es nur noch einen kleinen Stoß braucht, um ihn zu Begehung einer Lasterthat zu treiben, ist freilich sehr zu bedauern; aber Schriftsteller können auf solche Menschen keine Rücksicht nehmen. Denn man könnte Tausend gegen Eins setzen, daß in diesem nämlichen Augenblick irgend ein andrer kleiner Zug oder Druck oder Stoß unter der unendlichen Menge von Zügen, Drücken und Stößen, womit alle Dinge in der Welt in unaufhörlicher Wirkung und Gegenwirkung auf einander losarbeiten, gerade dieselbe Wirkung hevorgebracht haben würde. — Diesem ungeachtet denk' ich doch, die Vorstellung, daß es so leicht ist, durch Schriften, die in Jedermanns Hände kommen, Diesem oder Jenem Schaden an seinem Kopfe oder Herzen zu thun, sollte die Schriftsteller ein Wenig behutsamer machen, als viele, und — verzeihen Sie mir — als vielleicht Sie selbst gewesen sind.

Ich. So denk' ich jetzt auch. Aber damals, da ich die Komischen Erzählungen und den Idris dichtete, hatte ich die Welt, von der ich gelesen sein wollte, und die solche Werke ohne Schaden lesen kann, so lebhaft vor Augen, daß ich nicht daran dachte, daß diese Gedichte auch vorwitzigen Knaben und glühenden Jünglingen (glühende Mädchen giebt es, glaube ich, nicht, und an denen, die es sind, ist schon nichts mehr zu verderben) in die Hände fallen, jene lüstern machen und bei diesen Oel ins Feuer gießen würden. Und sagen Sie selbst, Herr Pfarrer — Sie scheinen ein Mann von Einsicht zu sein,*) an den man eine solche Frage thun kann — was

*) Diese Parenthese wäre besser weggeblieben. Das Compliment half dem Pfarrer zu nichts, er mochte es verdienen oder nicht; aber es sah doch immer wie eine Bestechung aus und konnte auch bei dem ehrlichsten Manne wider seinen Willen die Wirkung einer Bestechung haben.

würde aus einem Schriftsteller meiner Art werden, wenn er sich durch die Vorstellungen der Mißdeutungen und des verkehrten Gebrauchs, dem seine Werke ausgesetzt sind, ängstlich machen lassen wollte? Es ist eine armselige, niederschlagende, dem Genie alle seine Federn ausrupfende Leidenschaft um die Aengstlichkeit. Es ist unmöglich, daß ein Mann, er sei Dichter oder Philosoph oder Arzt oder Maler oder Feldherr, oder was Sie wollen — wenn er bei jedem neuen Gedanken, bei jedem Feder- oder Pinselzug, bei jedem Recept, das er verschreibt, bei jeder Ordre, die er giebt u. s. w., von den Gedanken beunruhigt würde: Wird dies nicht bei irgend Jemand eine falsche Wirkung thun? Werd' ich nicht um den zehnten Theil einer Haarbreite über die Schönheitslinie hinausfahren? Wird dies dem Kranken nicht zu warm oder zu kalt machen? Wird sich nicht vielleicht in diesem Augenblick ein Umstand ereignen, der meinen Plan verrückt und also meine Ordre nachtheilig macht? — Es ist unmöglich, sage ich, daß einem solchen Mann eine Zeile, ein Pinselstrich, eine Cur oder eine schöne That gelinge!

Der Pfarrer. Ich fühle, daß ein Mann wie Sie so denken muß, und ich bin weit entfernt, die Behutsamkeit, die ich allen Männern wie Sie anrathen möchte, bis zur Aengstlichkeit getrieben zu wünschen.

Ich. Dies ist gut zum Sagen, lieber Herr, aber in der Ausübung so leicht nicht, als Sie vielleicht denken. In den glücklichen Augenblicken des Genies und der Laune würde Behutsamkeit die nämliche Wirkung thun, die bei gewöhnlichen Menschen Aengstlichkeit thut. — Ueberdies, sagen Sie mir ums Himmelswillen, wozu alle mögliche Behutsamkeit eines Schriftstellers am Ende helfen soll? — Ueberlegen Sie nur einen Augenblick den Zustand der Welt. Können Sie im Ernste glauben, daß durch ein paar neue scherzhafte Erzählungen oder erotische Gemälde*) etwas an ihr verdorben werden könne? Haben wir nicht eine unendliche Menge von alten und neuen Werken dieser Art, die in Jedermanns Händen, und wovon die ärgerlichsten schon zweihundert Jahre lang sogar classisch sind? Gleichen nicht die Wohnungen der meisten Personen von Stand und Vermögen in den großen Städten von Europa dem Hause des Hippias im Agathon?

*) Man bittet erotische Gemälde nicht mit asotischen zu verwechseln.

— Nehmen Sie doch die Baisers noch einmal in die Hand, und sehen Sie diese Vignetten an! Was sagen Sie zu den Stellungen und Lagen der holden Nymphe Thais, deren Triumphe in diesen Gedichten besungen werden? Und gleichwol schimmert dies Buch dermalen in den Bücherschränken einer Menge von Damen vom ersten Rang und von unbescholtenem Rufe. Und warum sollt' es nicht darin stehen, da unter Personen von einem gewissen Stande vielleicht wenige sind, die nicht mit eignen Augen gesehen haben sollten, was „Thérèse la Philosophe" für ein Buch ist,*) wiewol es mit unsern Sitten noch nicht so weit gekommen ist, daß man's öffentlich gestände? Doch gesetzt auch, ich irrte mich hierin, wie viele Personen unter denen, die man zur großen und feinen Welt rechnet (junge unverheirathete Töchter ausgenommen) sind wol, die Boccazens Decameron, den Ariost, die Contes des La Fontaine, den Sopha und Ecümoire, den Angola und eine Menge andrer Werke dieses Gelichters nicht gelesen haben? Und was meinen Sie, daß die Komischen Erzählungen oder gewisse Stellen des Idris an der Einbildungskraft aller dieser Personen schlimmer machen könnten?

Der Pfarrer. Sie nennen mir da Bücher, die ich nur durch ihren bösen Ruf kenne. Aber mein bester Herr W**, — wenn dem so ist, wie Sie sagen, in was für einer Zeit leben wir!

Ich. In der Zeit, die immer gewesen ist, lieber Herr Pfarrer. Sie haben doch die heiligen Väter gelesen? War es etwa besser zu den Zeiten eines Chrysostomus, Ambrosius, Augustinus? Ihre Homilien und die Geschichte beweisen, daß es um ein großes Theil ärger war. Die guten Sitten circuliren in der Welt herum wie alles Andre. Jetzt sehen wir sie in den Colonien von Nordamerika.**) Es ist ein labender Anblick für den Menschenfreund, ein tugendhaftes Volk zu sehen! — Hunderttausende, von einem durch sie Alle hinströmenden Geiste belebt, die mit hohem Muthe, standhaft und unerschütterlich die unverlierbaren Rechte der Menschheit behaupten; ein Volk, wo alle einzelne Glieder in die Wette eifern, ihre Privatvortheile dem gemeinen Besten aufzuopfern;

*) Dies mag wol verschiedene Einschränkungen leiden; wenigstens wird die jetzige Generation immer decenter.

**) Dies ist dermalen, im Jahre 1797, schon nicht mehr so wahr als vor zweiundzwanzig Jahren.

wo Alte und Junge, Männer und Weiber denken und handeln wie die Helden und Heldinnen im Plutarch! — Aber könnten wir in hundert Jahren wiederkommen und uns nach den Sitten dieses nämlichen Volkes umsehen, das jetzt vor den Augen des menschlichen Geschlechtes eine so große Rolle spielt — wie unkennbar würden wir sie finden! — Oeffentliche, bürgerliche und häusliche Tugend macht ein Volk frei, unternehmend, arbeitsam, mäßig, wirthschaftlich. Ist seine Lage nur einigermaßen günstig, so muß es nothwendig durch diese Eigenschaften reich und mächtig werden. Aber sobald es einen gewissen Grad von Macht und Reichthum überstiegen hat, helfen weder menschliche noch göttliche Anstalten mehr, der Ueppigkeit den Zugang zu verwehren. Die Sitten verderben sich. Das reiche und mächtige Volk sinkt von Stufe zu Stufe wieder herab, und jede Stufe seines Falles wird die Stufe der Erhebung eines andern Volkes, das durch Tugend steigt, um künftig wieder durch Ueppigkeit und Uebermuth zu sinken. — In diesem ewigen Zirkel dreht sich die Menschheit herum, und im Ganzen bleibt die Welt immer, was sie war.

Der Pfarrer. Ich liebe die Wärme des Herzens, die Sie zu dieser Digression hinriß, und beklage das Menschengeschlecht, wenn es (wie ich befürchte) so ist, wie Sie sagen; wiewol sich Manches dagegen einwenden ließe. Aber lassen Sie uns zu dem Punkte zurückkehren, von dem wir auf die Seite gekommen sind. — Erlauben Sie mir eine Frage (sagte der gute Pfarrer mit einem gewissen herzlichen Ton, indem er seinen Stuhl ein Wenig näher an den meinigen rückte) — mein Herz liebt das Ihrige; ich kann Sie durch meine Freimüthigkeit nicht beleidigen, und zudem sind wir ja allein.

Ich. Dieser Umstand macht nichts zur Sache. — Die ganze Welt könnte uns zuhören, ich würde darum weder Ihnen noch mir selbst weniger Freiheit zugestehen als jetzt, da wir allein sind. Ein einzelner rechtschaffner Mann ist mir so ehrwürdig als eine Landsgemeinde. Aber was wollten Sie mich fragen?

Der Pfarrer. Es ist mehr eine Frage an Ihr Herz, oder (wie wir Geistliche zu reden pflegen) an Ihr Gewissen als an Ihre Vernunft; denn der letztern fehlt es, wie Sie wissen, nie an Gründen, wenn sie etwas behaupten will, woran der Eigenliebe gelegen ist. — Ich will Ihnen gern zugeben, daß der Verfasser eines nützlichen Werkes sich wegen des zufälligen Schadens, den Dieser oder Jener, wider seine

Absicht, dadurch nehmen könnte, zu beruhigen alle Ursache hat. Aber wenn Werke der Einbildungskraft so beschaffen sind, daß sie auf der einen Seite, auch im glücklichsten Falle (ich meine, wenn sie nur von Personen gelesen werden, denen sie nichts schaden können), wenig oder nichts nützen, hingegen einer Menge Menschen, für die sie nicht geschrieben sind, denen sie aber täglich in die Hände fallen können, fast nothwendig schaden müssen — sagen Sie mir, mein bester Herr W**, wie kann ein Menschenfreund den Gedanken ertragen, der Verfasser solcher Werke zu sein? Und (wenn ich anders noch näher an Ihr Herz dringen darf) wie ist's möglich, daß ein Menschenfreund jemals den Gedanken hat fassen können, solche Werke zu schreiben?

Ich (nach einer kleinen Pause). Sollten Sie es vorhin überhört haben, wie ich Ihnen sagte, daß die bloße Möglichkeit, durch einige scherzhafte Gedichte (wiewol sie nur einen kleinen Theil meiner Schriften ausmachen) zur Verschlimmerung irgend einer menschlichen Seele vielleicht Gelegenheit gegeben zu haben, mir, so oft sie sich mir darstellt, höchst schmerzhaft sei? — Ich sagte Ihnen aber auch, was mir diesen Gedanken erträglich mache; und in der That, was nicht zu ändern ist, muß man ertragen lernen; oder wissen Sie ein anderes Mittel? — Ich habe also die erste Ihrer Fragen schon voraus beantwortet. Auf die andre könnte ich Sie bitten, einen Augenblick zu bedenken, daß Sie ein Mensch sind und mit einem Menschen reden. Irren und Fehlen — es sind schlimme Gebrechen, lieber Herr Pfarrer! — aber wer kann sich davon freisprechen? Ich kann gefehlt haben, da ich den Gedanken faßte, so ein Gedicht zu machen, wie Endymion oder Juno und Ganymed ist; aber dies bin ich gewiß, daß ich damals, da ich vor elf oder zwölf Jahren einige Erholungsstunden mit deren Verfertigung zubrachte, weder die Absicht noch die Besorgniß hatte, Jemanden dadurch schädlich zu sein.

Indem ich dies sagte, trat meine älteste Tochter in das Zimmer, um mir etwas ins Ohr zu sagen. Der Pfarrer betrachtete sie mit großer Aufmerksamkeit und drückte sein Vergnügen über ihre Bildung und einen gewissen Widerschein einer heitern schönen Seele, der ihm in einem Gesichte von sechs bis sieben Jahren ungewöhnlich schien, mit der naiven Gutherzigkeit aus, die ihm vermuthlich das Herz unserer Leser, ebenso wie das meinige, schon lange gewonnen haben wird.

Als das Mädchen wieder weggegangen war, machte sie einige Minuten den Gegenstand unsers Gespräches aus. „Sie müssen sich sehr glücklich fühlen, so oft Sie dies Kind ansehen," sagte der gute Pfarrer. „Sehr glücklich," war meine Antwort; „und werd' es noch mehr sein, wenn ich lebe, um die Hoffnungen erfüllt zu sehen, die ich mir von ihrem Herzen, von ihren Fähigkeiten und von meiner Art, sie zu erziehen, mache."

„Werden Sie," sagte der Pfarrer lächelnd, „ihr auch den „Idris" und die „Komischen Erzählungen" zu lesen geben?"

Der gute Mann sagte dies zwar lächelnd; aber es war nicht das beleidigende Hohnlächeln eines von Eigendünkel strotzenden Gelbschnabels, dessen kleines unartiges Seelchen vor boshafter Freude hüpft, weil er sich einbildet, er habe seinem Gegner eine Nuß aufzuknacken gegeben. Ich sah es deutlich in seiner ganzen ehrlichen Gesichtsbildung, daß sein Herz an kein Arges dachte. Es war das Lächeln der Gutherzigkeit, welche durch eine allzu freimüthige Frage den Freund in Verlegenheit zu setzen besorgt und den Fehler durch ein Zeichen ihrer Unschuld und harmlosen Absicht wieder gut machen möchte.

Ich. Herr Pfarrer, Sie wissen, es kommt beim Fragen viel darauf an, wer der Mann ist, der die Frage thut, und wer der Mann ist, der gefragt wird. Ich kenne manchen Clericus und Laien, dem ich auf die nämliche Frage, die Sie jetzt an mich gethan haben, mit stillschweigender Verachtung antworten würde. Aber Ihnen will ich antworten wie einem braven Manne; denn der sind Sie, und Sie verdienen auf jede Frage eine freundliche Antwort, gesetzt auch, Sie hätten — wie diesmal — etwas gefragt, das Sie Sich sehr leicht selbst beantworten konnten. Ich sage Ihnen also: Nein; ich werde meinen Töchtern weder den „Idris" noch die „Komischen Erzählungen", so wenig als die „Dialogos meretricios" des Lucian oder den „Goldnen Esel" des Apulejus zu lesen geben; aber ich werde sie auch — mit Hilfe einer Mutter, deren bloßes Beispiel die beste moralische Erziehung für ihre Töchter ist — so zu erziehen trachten, daß es ihnen nichts schaden soll, wenn ihnen etwa durch irgend einen Zufall eines der genannten Büchlein in die Hände fallen sollte. Eine gesunde Seele gleicht auch in diesem Stücke (wie in vielen andern) einem gesunden Leibe, der im Nothfall einen kleinen Exceß aushalten und Manches ohne Gefahr zu sich nehmen und wieder an den

gehörigen Ort befördern kann, was einen entkräfteten und mit verdorbnen Säften angefüllten Körper gefährlich krank machen würde.

Der Pfarrer. Sie verdienen in Ihren Kindern glücklich zu sein —

Ich. Wenigstens ist das höchste Glück, das ich mir vom Himmel erbitte, daß er — wie sehr auch meine Seele an den holden Geschöpfen hängt — lieber jedes von ihnen vor meinen Augen tödten, als sie den Augenblick erleben lassen wolle, wo die Unschuld ihrer Seele durch einen andern Flecken, als den eine Thräne wieder auswaschen kann, befleckt werden sollte. Wie oft hat der bloße Gedanke — wenn ich das gute gefühlvolle Mädchen, das Sie eben jetzt sahen, bei einem Anlaß, wo die schöne Empfindsamkeit ihres noch nichts Böses ahnenden Herzens sich durch Worte oder Handlung äußerte, mit innigem Wohlgefallen betrachtete — wie oft hat da der bloße Gedanke, daß die Reinigkeit und ungefärbte Güte dieser Seele in einer so verderbten Welt als die, worin wir leben, Schaden leiden könne, ja beinahe unvermeidlich leiden müsse, mein Herz umgekehrt und meine Augen mit Thränen erfüllt!

Der Pfarrer. O Dichter, Dichter! was für eine wunderbare Art von Geschöpfen seid Ihr! — Ich lese die Aufrichtigkeit, womit Sie mir dies sagen, in Ihren Augen, hör' es in dem gerührten Ton Ihrer Stimme, fühl' es sympathetisch in meinem Innersten! — es kann mir gar nicht einfallen, daß Sie in diesem Augenblick ein Schauspieler wären; und wozu hätten Sie auch vonnöthen, Komödie mit mir zu spielen? — Und mit solchen Empfindungen, mit einer solchen Sinnesart konnten Sie gleichwol Gedichte machen, die Sie vor Ihren Töchtern verbergen müssen!

Der kleine Anfall von Laune, der den guten Mann zu dieser Apostrophirung der Dichter hinriß, hatte etwas so Drolliges, und überhaupt athmete in seinem ganzen Thun und Wesen eine so unzweideutige Wohlmeinenheit, daß es wirklich unmöglich war, ihm etwas übel zu nehmen. Ich erwiderte ihm also lächelnd: „Sie irren Sich sehr, lieber Herr Pfarrer, wenn Sie denken, daß ich die „Komischen Erzählungen" oder den „Idris" deswegen für verdammenswürdig halte, weil ich nicht für gut finde, daß sie von jungen Mädchen gelesen werden. Der Grund, warum ich diese Gedichte und alle andre Bücher dieser Art aus der sehr kleinen Büchersammlung junger un-

verehlichter Frauenzimmer ausschließe, ist der nämliche, warum ich, bei aller schuldigen Ehrerbietung, die ich für die Bibel hege, nicht wollte, daß meine Tochter oder irgend eines ehrlichen Mannes Tochter das Hohelied Salomonis oder gewisse Capitel in den Büchern Mose, im Buche der Richter und im Propheten Ezechiel zum Gegenstand ihrer Meditation machen oder nur jemals — bis sie ohne Schaden Alles lesen darf — zu Gesichte bekommen sollte. Denn wahrlich, so lang ihr die Abenteuer des Ritters Ithyphall und der irrenden Prinzessin Chatouilleuse schädlich sein können, werden die Galanterien der Dame Ahala und ihrer Schwester Ahaliba — ungeachtet ihrer allegorischen Deutung — wenig zur Verschönerung ihrer Seele beitragen.

Der Pfarrer. Ich kann und will nicht glauben, daß Sie dieser Capitel eines Buches, dessen göttliche Eingebung Sie verhoffentlich nicht leugnen, in der bösen Absicht erwähnen sollten, mit welcher der Spötter Voltaire sie bei jeder Gelegenheit zu citiren pflegt; indessen —

Ich. Lieber Herr Pastor, lassen Sie Sich, ich bitte Sie, ein- für allemal sagen, daß ich gar keinen Begriff davon habe, wie man etwas mit böser Absicht reden oder thun kann. Sie können Sich unmöglich einen geradern, offenherzigern und von unlautern Absichten entferntern Sterblichen vorstellen, als der Mann ist, den Sie vor Sich sehen. Wenn ich in vielen meiner Schriften mich der Ironie öfter bedient habe, als es vielleicht der jetzigen Stimmung des deutschen Nationalgeistes (wofern wir anders einen haben sollten) angemessen ist, so geschah es gewiß in keiner schlimmern Absicht, als in welcher Sokrates ehemals unter den Athenern (die ihn größtentheils nicht besser verstanden als mich die Deutschen) das Nämliche that. Aber hier zwischen Ihnen und mir bedarf es der Ironie gar nicht, und ich verspreche Ihnen Hand in Hand, daß ich, so lang ich mit Ihnen sprechen werde, so unverstellt und geradezu sprechen will, als meine Seele mit sich selbst zu reden pflegt. Meine Absicht, da ich vorhin der schändlichen Geschichte der Ahala und Ahaliba im Ezechiel erwähnte, war eben nicht, die Methode zu mißbilligen, deren sich der Prophet bedient, um das treulose Betragen des Volkes Israel und Juda gegen den Gott seiner Väter in der abscheulichsten Gestalt darzustellen. Ich wollte nichts damit sagen, als was Sie, mein ehrwürdiger Herr, gewiß nicht zu leugnen begehren werden, daß die Ge-

schichte der Abscheulichkeiten der beiden Schwestern Ahala und Ahaliba (im sechzehnten und dreiundzwanzigsten Capitel Ezechiel's) gewiß ebenso wenig als die Geschichte der Schwachheiten der spröden Diana und der Unverschämtheiten der Königin Juno in den „Komischen Erzählungen" dazu gemacht sind, von unschuldigen jungen Mädchen gelesen zu werden. Und so beweist diese Instanz immer so viel, daß die besagten „Komischen Erzählungen" — wiewol aus andern Gründen viel Verdammliches daran sein mag — gewiß nicht aus diesem Grunde verwerflich sind, weil sie nicht in die Bibliothek junger Töchter gehören. Ich sagte vorhin: ebenso wenig, und that mir selbst damit Unrecht. Denn ich kenne eine ziemliche Anzahl vernünftiger Weiber von unzweideutiger Tugend, welche Ihnen und der ganzen ehrbaren Welt ohne Bedenken gestehen werden, daß sie den Idris und die Komischen Erzählungen vielleicht mehr als einmal gelesen haben und nicht schlimmer dadurch geworden sind; aber ich kenne keine vernünftige und tugendhafte Frau, welche die besagten Capitel des Propheten lesen würde, wenn sie ihren Inhalt und die grellen Farben, womit die Ausschweifungen der beiden Schwestern gemalt sind, ahnen könnte, und keine Frau, von welchem Charakter sie sein mag, die über dem Lesen derselben von einem ehrlichen Manne angetroffen werden möchte.

Der Pfarrer. Die Sittenlehrer pflegen sonst, wie Ihnen nicht unbekannt sein kann, die feine Art, schlüpfrige und zur Wollust reizende Gegenstände zu behandeln, für weit gefährlicher zu halten als diejenige, da man das Laster, ohne einen verschönernden Schleier darüber zu werfen, ungescheut mit seinem rechten Namen nennt und mit seinen natürlichen Farben in seiner ganzen viehischen Mißgestalt darstellt.

Ich. Es giebt Sittenlehrer, mein lieber Herr Pfarrer, die zuweilen nicht wissen, was sie reden. Man muß weder die Welt kennen, noch selbst die mindeste Feinheit des sittlichen Gefühls haben, um zu behaupten, daß eine Elegie von Tibull den Sitten eines jungen Menschen gefährlicher sei als die Priapeia. Alle rechtschaffnen und aufrichtigen Männer, die ich noch um diese Sache gefragt habe, haben mich des Gegentheils aus Erinnerung ihrer eignen Erfahrung versichert; und es wäre nichts leichter, als die Sophistereien eines Bayle über diesen Punkt mit den triftigsten Gründen zu widerlegen, wofern es nöthig wäre. Uebrigens dächt' ich doch, ein Mann von

Ihrer Unterscheidungsfähigkeit sollte den Unterschied nicht übersehen, der zwischen einem verhüllenden und verschönernden Schleier ist. Das Laster an sich selbst ist häßlich; wer es verschönern wollte, würde es schminken und herausputzen müssen und dadurch allerdings zu einem schändlichen Betrüger und Kuppler werden. Aber wie gesagt, Verschönern und Verschleiern sind zwei ganz verschiedene Dinge. Es giebt Laster, die man nicht genug entblößen kann, um sie in ihrer wahren Häßlichkeit darzustellen. Von dieser Art sind zum Beispiel Ungerechtigkeit, Untreue, Bestechung, Undankbarkeit, Hochmuth, geistlicher und weltlicher, Heuchelei und Gleißnerei, Unduldsamkeit, Neid, Schadenfreude und dergleichen. Es ist keines unter allen diesen Lastern, das nicht unter dem Schleier der Ehrlichkeit, Tugend und Religion von jeher die Welt belogen, und blos darum, weil es so gut verschleiert und maskirt war, fast immer ungestraft unendlich viel Unheil angerichtet hätte. Diesen Lastern den vermummenden Schleier und die verschönernde Maske abzuziehen, ist nöthig, ist Pflicht der Weisen und Guten; ihre Nacktheit ist das unfehlbarste Mittel, Abscheu zu erwecken, und kann nie gefährlich sein. Aber es giebt, wie Sie wissen, auch andre unsittliche Leidenschaften und Handlungen — diese mögen nun Vergehungen eines unbesonnenen Augenblicks oder Ausschweifungen eines an sich der Natur sehr gemäßen Triebes oder Früchte lasterhafter Gewohnheiten sein, — welche der Sittenlehrer eben darum verschleiern muß, weil es gefährlich wäre, sie zu sehr zu entblößen. Sie verstehen mich, Herr Pfarrer, und verlangen wol keine genauere Erklärung über diesen Punkt?

Der Pfarrer. Nein, auch war meine Meinung vorhin eben nicht, den Sittenlehrern, deren ich erwähnte, schlechterdings Recht zu geben.

Ich. Ueberdies, was auch einige wirkliche oder sein wollende Catonen sagen mögen, ist nichts falscher als der stoische Lehrsatz: Alle Sünden sind gleich.

Der Pfarrer. So viel ich weiß, giebt es (wenigstens heutzutage) keinen vernünftigen Sittenlehrer mehr, der diesen übertriebenen Satz behauptete.

Ich. Ich will es Ihnen glauben; denn ich selbst kann es nicht wissen, da ich nur wenig von dem, was gedruckt wird, lesen kann. Aber ich finde doch häufig genug, daß man

in besondern Fällen gerade so urtheilt, als ob man jenes Paradoxon der Stoa für einen Grundsatz hielte. Denn woher sonst der Vorwurf, den ich so oft habe hören müssen, daß ich in meinen komischen Gedichten meine Talente gemißbraucht hätte, gewisse Laster mit reizenden Farben zu schildern und in ein verführerisches Licht zu setzen? Wie hastig und mit wie wenig Unterscheidung haben die Herren, welche aus diesem Tone sangen, geurtheilt! Man sollte wenigstens die Sache sehr genau untersucht haben, ehe man einen Mann, der einige Ansprüche an Verdienst und Achtung zu machen hat, mit so gehässigen Vorwürfen zu belegen wagte. Aber viele dieser gestrengen Herren sind so weit entfernt, mit Kenntniß der Sache zu sprechen, daß sie die Werke, die sie mit dem entscheidendsten Censorton als unsittlich und seelenverderblich verdammen und alle fromme Christen davor als vor Tod in Töpfen warnen, nicht einmal gelesen haben. — Wiewol, da die Herren nicht lesen können, dies freilich am Ende nichts verschlägt. Für gewisse Leute sind alle Sünden gleich; nicht weil diese Leute Stoiker sind oder gern paradoxes Zeug behaupten, sondern weil sie so wenig Welt- und Menschenkenntniß haben, daß Messalina und Ninon Lenclos, Ahaliba und Danae, Delila und die neue Heloise in ihren Augen Geschöpfe von einerlei Art sind. Es sind H*r*n, sagen sie, und bilden sich dann ein, gewaltige Sittenlehrer zu sein und der Tugend einen mächtigen Dienst gethan zu haben, daß sie das Kind so freimüthig mit dem rechten Namen genannt. — Gott bewahre mich, daß ich jemals unsittliche Handlungen beschönigen oder den Abscheu, den sie verdienen, vermindern wollte! Aber ist es nicht auf der andern Seite Pflicht des Menschen und Christen, nur das Laster, nicht die Personen, die es begangen haben, zu verabscheuen? Und wie soll es jemals möglich sein, diese Pflicht gehörig auszuüben; wie soll der Unbilligkeit und Lieblosigkeit in Verurtheilung unsers Nebenmenschen, worüber auch die Sittenlehrer Ihres Ordens so viele Klagen führen, gesteuert werden können, wenn man keine Rücksicht auf die Umstände nehmen lernt, noch nehmen will, durch welche die nämliche Handlung, die an dem Einen den höchsten Abscheu verdient, bei dem Andern mehr bedauerns- als strafwürdig ist? wenn man keinen Unterschied zwischen den ungeheuersten Verbrechen und den menschlichsten Schwachheiten macht? keinen Unterschied zwischen dem Gleißner, der immer Tugend

und Religion auf der Zunge hat und beider durch seine Thaten spottet, und dem Biedermanne, der blos darum weniger vorsichtig ist, bösen Schein zu meiden, und sorgloser, sich bei dem Pöbel durch die bekannten Mittel in gute Meinung zu setzen, weil er zu gewiß weiß, daß er ein rechtschaffner Mann ist, um sich viel darum zu bekümmern, ob er auch von Oechslein und Eselein dafür erkannt werde? zwischen dem Schurken, der (wie Juvenal sagt) den Curius oder Cato heuchelt und Bacchanale lebt, und dem ehrlichen Manne, der in einem Anstoß von leichtsinniger Fröhlichkeit seiner Einbildungskraft und seinem Witz zu viel Freiheit erlaubt? zwischen dem schändlichen Sänger seiner eignen crapulösen Ausschweifungen (einem Rochester oder Grecourt) und dem harmlosen Anakreon, der in seinem neunzigsten Jahre (dem stärksten Zeugen seiner Mäßigung und Weisheit) noch Rosen um seine Glatze wand und zwischen Jünglingen und Mädchen unter dem sanften ionischen Himmel der Freude opferte, ohne die er weder so alt geworden, noch in seinem Alter so liebenswürdig gewesen wäre? keinen Unterschied zwischen einer nächtlich schwärmenden Priesterin der Venus Volgivaga und einer Leontium, für welche die Grazien und Musen (mächtige Fürsprecherinnen!) beinahe die Tugend selbst zu Nachsicht bestechen konnten? zwischen einer Chatouilleuse, die unter der Maske einer spitzfindigen Delicatesse heimlich allen Forderungen eines unbändigen Temperaments genug thut, und einer Phädra, die nicht eher als nach einem alle ihre Kräfte erschöpfenden Kampfe der Allgewalt einer unfreiwilligen Leidenschaft unterliegt, oder einer Julie, deren Seele durch ihren Fall selbst ihre Reinigkeit nicht verliert und der Tugend, auch da sie sich von ihr verirrt, herzlicher ergeben ist als manche anmaßliche Lucretia, die sich große Dinge auf eine Keuschheit einbildet, welche Niemand auf die Probe zu stellen begehrt? — Die Pflicht des Dichters wie des Beobachters und Geschichtschreibers der Menschheit ist, alle Arten von Charaktern (an deren getreuer Abschilderung doch wol so viel gelegen ist als an genauer und vollständiger Beschreibung aller Arten von Schwämmen, Würmern, Fliegen, Läusen u. s. w., welche so vielen braven Männern billig zum Verdienst angeschrieben wird) so darzustellen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie ein Mensch sich einbildet, der sich in seinem Studirstübchen den Kopf mit willkürlichen Abstractionen und Spinneweben angefüllt hat. Die

Aspasien, die Danaen, die Musarion **sind in der Natur**; es sind keine Hirngespenster, wie mancher von Schulwitz frisch aufgeblasener **Homunculus** und mancher alte halb kindische Hosenpauker wähnt, weil er in dem kleinen, meistens sehr unbedeutenden Zirkelchen seiner Bekanntschaften nichts dergleichen gesehen hat. Diese Aspasien, Danaen u. s. w. sind freilich, wie die Magdalenen der Correggio und Cignani, sehr liebenswürdige Sünderinnen; aber wer kann dafür? Man muß ihnen dennoch ihr Recht widerfahren lassen! Wenn es Unrecht ist, dem Teufel selbst zu viel zu thun, so kann wahrlich ein Dichter, dem Natur und Wahrheit ehrwürdig sind, eine Sünderin, welche Alles, was schön und liebreizend und bezaubernd ist, in ihrem Geist, ihrer Person und ihrem Umgang vereinigt, nicht mit den ekelhaften Farben malen, die sich nur für die Ahalas und Ahalibas schicken. Sie bleibt darum nicht weniger tadelnswürdig, insofern sie eine Sünderin ist; aber wenn sie nun gleichwol Witz, Geschmack, feine Empfindung, Lebensart, Kenntnisse, Talente, kurz, tausend Verdienste und Reizungen hat, die selbst auf ihre Sünden ein sanft gebrochnes Zauberlicht werfen, soll der Dichter sie nicht schildern, **wie sie ist**? Oder ist er zu tadeln, wenn sie in seinem Gemälde **sich selbst** ähnlich und also ebenso verführerisch ist als in der Natur? Kann man ihm da nur mit dem Schatten eines vernünftigen Grundes vorwerfen, daß **er die Sünde** reizend gemalt habe, **in der Absicht, das Volk sündigen zu machen?**

Der Pfarrer (lächelnd). Ich habe Sie lange reden lassen; und ich dächte, dies sollte einem Manne meines Standes, der von Amtswegen so oft allein reden muß und sich dadurch unvermerkt eine Gewohnheit, ohne Ein- und Widerrede zu sprechen, zuzieht, als einiges Verdienst angerechnet werden —

Ich. Allerdings, und für kein geringes!

Der Pfarrer. Und da es mir nicht ums Rechthaben, sondern um Wahrheit zu thun ist —

Ich. Auch dies, Herr Pfarrer, ist billig einem Clericus zu größerm Verdienst anzurechnen als einem andern Menschenkinde.

Der Pfarrer. Wie satirisch!

Ich. Es ist mein ganzer Ernst. Weiße Raben sind kaum seltner als ein Theolog oder ein Professor oder der Urheber eines Systems, wär's auch nur ein Schulcompendium,

dem es nicht ums Rechthaben, sondern um Wahrheit zu thun ist.

Der Pfarrer. Ich zweifle nicht, daß es allen Gelehrten um die Wahrheit zu thun ist; aber die meisten sind so stark von der Wahrheit ihrer Meinungen überzeugt, daß sie blos darum immer Recht haben wollen, weil sie versichert sind, daß sie wirklich immer Recht haben.

Ich. Das ist eben der Jammer! — Aber um Vergebung, daß ich Sie unterbrach. Sie wollten etwas sagen?

Der Pfarrer. Ich wollte Ihnen bekennen, daß ich dasjenige, was Sie zu Ablehnung des Vorwurfs, „als ob Sie gewisse Untugenden aus böser Absicht mit reizenden Farben geschildert hätten," vorgebracht haben, aller Aufmerksamkeit würdig finde. Ich muß gestehen, ich hatte die Sache nie in diesem Licht und von dieser Seite angesehen, und ich begreife nun weit besser als sonst, wie ein Mann von Ihrer Sinnesart die oft genannten komischen Werke verfertigen konnte, ohne zu glauben, daß er daran Arges thue, ja vielleicht wol gar in der Meinung, Gutes zu thun.

Ich. Sie werden dies in der Folge noch besser begreifen; denn ich habe Ihnen noch lange nicht Alles gesagt.

Der Pfarrer wartete eine kleine Weile, vermuthlich durch meine letzten Worte auf den Gedanken gebracht, daß ich wieder reden wollte.

Ich. Fahren Sie immer fort, wenn ich bitten darf. Es ist jetzt noch nicht Zeit, daß ich das sage, worauf Sie zu warten scheinen.

Der Pfarrer. Ich bin also mit meinen Geständnissen noch nicht fertig; denn ich muß Ihnen gestehen, daß die wirkliche Existenz solcher verführerischer Geschöpfe, wie Ihre Auroren, Danaen, Amönen u. s. w., oder so ärgerlicher, wie Ihre Dianen und Junons, Rahimus und Chatouilleusen sind, mir kein hinlänglicher Grund zu sein scheint, die Moralität der schönen, auch die kälteste Phantasie erhitzenden Gemälde, die Sie uns davon gemacht haben, zu rechtfertigen. Denn Sie selbst begehren doch nicht zu leugnen, daß in diesen Gemälden etwas Gefährliches und Verführerisches ist, sonst würden Sie nicht gesonnen sein, sie vor ihren eignen Töchtern zu verbergen. Nun ist doch nichts natürlicher als die Frage: Was haben andrer Leute Töchter verbrochen, daß Sie gar keine Rücksicht auf solche nehmen? so viele tausend junge ehr-

liche Mädchen, die es wenigstens ebenso nöthig haben als die Ihrigen, daß man gefährliche verführerische Gemälde vor ihnen verberge? Wär' es, da man diese Gemälde doch vor so Vielen verbergen muß, nicht besser gewesen, sie gar nicht öffentlich aufzustellen? Und — damit wir uns auch den gefährlichen Kampf mit der Versuchung, sie bekannt zu machen, ersparen — wär' es nicht besser, solche Gemälde überhaupt gar nicht zu malen?

Ich. Was diesen letztern Punkt betrifft, dürfte ich, um am Kürzesten aus der Sache zu kommen, Sie nur an die sehr warmen, sehr wollüstigen Gemälde des Hohenliedes und an die sehr ärgerlichen Gemälde der H***ien der mehrbesagten allegorischen Damen erinnern. Sie können wahrlich keinen stärkern Beweis, daß es nicht besser sein muß, solche Gemälde überhaupt gar nicht zu malen, von mir verlangen, als die Existenz jener Gemälde in dem heiligsten der Bücher. Aber meine Sache ist nicht so schlimm, daß ich vonnöthen hätte, den Knoten zu zerhauen. So viel ich höre, beruht Ihre Einwendung gegen die Moralität der Gemälde, die Sie mir zum Vorwurf machen, auf zwei Punkten: Sie finden solche, an sich selbst betrachtet, ärgerlich oder verführerisch; und dann däucht Ihnen, daß ich sie mit zu viel Wärme colorirt habe. Das Letztere mag wol hier und da geschehen sein und ist, wo es geschehen ist, ein ästhetischer Fehler. Ich wollte freilich lieber, daß es nicht geschehen wäre. Aber wie leicht kann einem Dichter von warmer Einbildungskraft so etwas begegnen! zumal wenn er, so wie ich es war, gänzlich überzeugt ist, daß das Aergerliche oder Verführerische, was in den Gegenständen solcher Gemälde liegt, kein Grund sei noch sein könne, sie gar nicht zu malen. Denn bei dieser Ueberzeugung, wie leicht kann eine lebhafte Einbildung mitten im Feuer der Composition den Dichter da oder dort ein Wenig über die Grenzen der Vorsichtigkeit wegführen, womit moralische Schilderungen dieser Art verfertigt werden sollten!

Der Pfarrer. Dies Letztere begreife ich leicht; aber, wenn ich bitten darf, den Grund Ihrer Ueberzeugung, daß ein Dichter überhaupt ärgerliche oder verführerische Gemälde malen dürfe?

Ich. Um Vergebung, lieber Herr Pfarrer, dies war es nicht, was ich sagte. Gemälde, deren Gegenstand etwas

Aergerliches oder Verführerisches hat, sind darum noch keine ärgerliche und verführerische Gemälde.

Der Pfarrer. Sie haben Recht; verzeihen Sie mir's, ich drückte mich nur unrichtig aus. Aber ich wünschte doch, daß Sie mir den Grund Ihrer vorgedachten Ueberzeugung mittheilen wollten.

Ich. Was däucht Ihnen, lieber Herr Pfarrer, zu dem Umstande, daß die ganze Welt schon seit etlichen tausend Jahren voller ärgerlicher und verführerischer Personen, Handlungen und Sachen ist? Dies werden Sie doch nicht leugnen wollen?

Der Pfarrer seufzte.

Ich. Nennen Sie mir einmal, ich bitte Sie, ein Laster, welches nicht ärgerlich und wenigstens für manche Menschen verführerisch wäre. Scheinen Ihnen etwa Heuchelei, Scheinheiligkeit, falscher Religionseifer, pharisäischer Hochmuth, unbändige Herrschsucht, wissentliche Beugung des Rechts, Unterdrückung, Bestechung, Verrätherei, Giftmischerei u. s. w. nicht ebenso ärgerliche und verführerische Verbrechen als Schwelgerei, Völlerei und Unzucht? Und ist dieses Erdenrund nicht von jeher mit Menschenkindern bedeckt gewesen, welche alle diese und noch viel mehr höchst ärgerliche Laster begangen haben? Ist die Geschichte wol viel besser als ein ungeheures Sündenregister des menschlichen Geschlechts? Wie groß ist nicht die Anzahl der Kaiser, Könige, Fürsten, Feldherren, Staatsminister, Günstlinge, Hofnarren, — Päpste, Bischöfe, Aebte, Priester und Leviten — item der Königsweiber und Königstöchter, Dames d'honneur, Favoritinnen, Kammerfrauen, Schauspielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen u. s. w., die eine höchst ärgerliche Rolle auf der Welt gespielt haben und vermittelst der Geschichte, die uns zu Zuschauern ihrer Thaten macht, noch immer fortspielen? Und gleichwol ist noch keinem klugen Menschen eingefallen, die Declamationen gewisser wunderlicher Köpfe, welche die Annalen und Geschichtsbücher aus dem nämlichen Grunde, weil sie ärgerlich seien und verführen könnten, überall vernichtet wissen wollten, der mindesten Aufmerksamkeit werth zu halten. Gewisse Perioden in der europäischen Geschichte, z. B. das zehnte und elfte, vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert, zeichnen sich durch die scheußlichsten Gemälde sittlicher Verdorbenheit und die schändlichsten Beispiele vorzüglich aus. Erlauben Sie mir doch, Ihnen auf-

zuschlagen, was einer der verdienstvollesten Geschichtskundigen unsrer Zeit von dem sogenannten mittlern Zeitalter sagt: — „Der Geschichtschreiber, wenn er bis an die ersten Quellen der Begebenheiten zurückgeht, muß über den Charakter der damaligen Geistlichkeit erstaunen, und von der Menge der Vorstellungen ermüdet, wird er unfähig, das Gemälde ihrer Leidenschaften zu entwerfen. Hier findet keine Mischung von Tugenden und Fehlern statt; der tugendhafte Mann flieht bei diesem Anblicke zurück wie bei den Gemälden eines Aretin."* — Und gleichwol ist es eine Schuldigkeit des Geschichtschreibers, uns diese Gemälde der verderbtesten Zeiten des menschlichen Geschlechts mit ihren Ursachen, Umständen und Folgen getreulich nach der Natur gezeichnet und gemalt, so warm und lebhaft darzustellen, als es zur Erreichung des sittlichen Endzwecks, uns dadurch weiser und besser zu machen, vonnöthen ist! Will sich Jemand daran ärgern, so hab' er's sich selbst!

Der Pfarrer horchte nachdenklich auf.

Ich schöpfte ein Wenig Athem.

Der Pfarrer. Alles wahr! Alles wahr! — Aber —

Ich. Erlauben Sie mir nur noch ein Wort. Alle die vorhin specificirten Laster sind so häßlich, daß es unmöglich ist, von ihnen verführt zu werden, sobald man sie in ihre nackte Gestalt zurückzutreten nöthigt. Es ist daher auch, wie ich oben schon bemerkte, weiter nichts mit ihnen zu thun, als sie zu entlarven. Aber was denken Sie von so manchen in der weltlichen oder Kirchengeschichte glänzenden Männern, deren Leidenschaften und oft sehr große Fehler durch den Nimbus ihrer Tugenden, besonders der religiösen Heiligkeit, so zu sagen übergüldet werden? Meinen Sie nicht, daß Männer wie Sanct Bonifaz, Sanct Bernhard, Sanct Thomas von Canterbury, Sanct Heinrich der Zweite, der Mönchenvater,**) u. s. w. durch ihre menschlichen Schwachheiten und Leidenschaften, wiewol diese mit dem sechsten Gebot nichts zu thun hatten, ihren Zeiten und der Nachwelt unendlichemal mehr Schaden gethan haben als alle Danaen der vergangnen, jetzigen und künftigen Zeit? Glauben Sie, daß

*) Häberlin's Geschichte von Deutschland, erste Periode, S. 69.

**) So nennen ihn seine gleichzeitigen Geschichtschreiber in der Meinung, ihn höchlich dadurch zu ehren.

es nicht gefährlich ist, solche Personen, solche Charakter (und wie viele hat deren die Geschichte nicht!) ins Schöne zu malen, ihre Tugenden zu erheben, ihre Fehler zu beschönigen, ihre Schwachheiten und Uebereilungen zu entschuldigen? Und gleichwol würde Derjenige ungerecht sein, der wenigstens Einige von ihnen nicht, aller ihrer Mängel ungeachtet, als fromme, wohlmeinende, zum Theil auch wol vortreffliche und große Männer schildern würde, unbekümmert, ob nicht mancher schwache Kopf oder böse Bube sich von dem Beispiel ihrer Fehler verführen lassen oder hinter solches sich verstecken und sagen werde: „Ego homuncio hoc non facerem“?

Der Pfarrer. Ich verstehe Sie und sehe die Anwendung, die Sie von dieser Bemerkung gemacht wissen wollen.

Ich. Mich däucht, sie macht sich von selbst. Es ist ebenso erlaubt, eine Danae, eine Heloise, eine Ninon mit gefälligen Farben zu schildern, als es erlaubt ist, einen Mann mit einem Nimbus zu malen, der bei aller seiner strengen Heiligkeit und mönchischen Tugend von Herrschsucht und Eifer sich zu ungerechten und gewaltthätigen Handlungen hinreißen ließ, Empörung und Bürgerkriege anzettelte oder Europa zu verderblichen Kreuzzügen anspornte und arme harmlose Metaphysiker verfolgte.

Der Pfarrer sah auf seinen Rock.

Ich. Ach, mein guter Herr Pfarrer, der schwarze Rock thut nichts zur Sache! Warum sollte ein ehrlicher Pfarrherr — trotz den Vorurtheilen, die sich noch aus jenen heillosen Zeiten herschreiben, wo ein Bißchen Keuschheit, wie eine Messerspitze voll philosophisches Pulver, hinlänglich war, die menschenfeindlichsten Laster in goldne Tugenden zu verwandeln — warum sollt' er nicht der Wahrheit die Ehre geben und wenigstens unter vier Augen bekennen dürfen, was er überlaut bekennen würde, wenn er einen grünen Rock und einen Haarbeutel trüge?

Der Pfarrer. Ich besorge, lieber Herr W**, Sie haben die schrecklichen Folgen nicht in ihrem ganzen Umfang erwogen, die daher entstehen würden, wenn Gesetze, Sittenlehre und Religion nicht alle ihre Kräfte vereinigten, die Keuschheit in und außer der ehelichen Verbindung aufs Nachdrücklichste zu befördern und den entgegenstehenden Lastern, zu denen der

thierische Theil des Menschen einen so starken natürlichen Hang hat, alle mögliche Hindernisse in den Weg zu legen.

Ich. Ich gestehe Ihnen, daß ich viel weniger unmittelbare Veranlassung gehabt habe als vielleicht tausend Andre unsersgleichen, dergleichen Betrachtungen zu machen. Indessen bitte ich Sie, darauf zu rechnen, daß ich über diesen Theil der Sittenlehre so orthodox bin als Sie selbst.

Der Pfarrer. Um so gewisser werden Sie mit mir übereinstimmen, wenn ich behaupte, daß ein gewissenhafter und menschenliebender Schriftsteller sich gleich sorgfältig hüten müsse, die Dämme, welche Religion, Sittenlehre und Gesetze den Sünden gegen die Keuschheit entgegensetzen, zu untergraben, als die Reizungen zu diesen Sünden zu verstärken. Jenes geschieht, däucht mich, wenn den Sünden dieser Art durch die Reizungen und die Liebenswürdigkeit der Personen, die man sie begehen läßt, durch gewisse verschönernde Wendungen, die man der Sache giebt, und durch den Grazienschleier, den man über das Anstößigste zieht, der Begriff und das Gefühl des Schändlichen benommen wird, welches immer damit associirt sein sollte; dieses, wenn man alle Kräfte der Einbildungskraft, alle glühenden Farben der Natur, alle Zauberei der Beredsamkeit und Poesie aufbietet, um wollüstige Gemälde zu machen, ohne daß sich irgend eine moralische Nothwendigkeit, irgend ein die Tugend befördernder Zweck, den der Autor dabei hätte haben können, denken ließe. — Sie haben mir, mein liebster Herr W**, zu Rechtfertigung eines Theils Ihrer Schriften und zu Bestimmung des Standpunkts, woraus solche zu beurtheilen sind, Vieles gesagt, wofür ich Ihnen verbunden bin; aber mich däucht, Alles, was Sie bisher vorgebracht haben, reiche noch lange nicht zu, diesen doppelten Vorwurf gründlich zu heben. Was halten Sie hiervon?

Ich. Wir suchen Wahrheit, mein ehrwürdiger Freund! dies ist unser Beider großes Interesse; wie könnten wir bei dieser unsrer Unterredung ein andres haben? Ich habe Ihnen schon gestanden, daß ich, besonders was Ihren zweiten Vorwurf betrifft, nicht völlig mit mir selbst zufrieden bin. Indessen däucht mich, das, was Sie so eben sagten, zerfalle in einige sehr verwickelte ästhetisch-moralische Probleme, deren Auflösung nicht so leicht ist, als Sie zu denken scheinen. Ich bin sehr geneigt, diese Probleme genauer mit Ihnen zu

erörtern und Ihnen darüber meine Gedanken mit aller Aufrichtigkeit, die Sie nun schon an mir gewohnt sind, vorzulegen, wenn Sie anders Lust zu einer zweiten Unterredung haben.

Der Pfarrer sagte mir, daß er Geschäfte hätte, die seinen Aufenthalt bei uns um einige Tage verlängern würden. Wir redeten eine zweite Zusammenkunft ab und schieden für diesmal als sehr gute Freunde von einander.

Zweite Unterredung.

Als ich den zweiten Besuch des Pfarrers von *** erhielt, war ich zufälligerweise verhindert, ihn sogleich zu sehen, und ließ ihn also bitten, sich etliche Minuten in meinem Zimmer mit sich selbst oder, wenn er wollte, mit den Töchtern der Niobe zu unterhalten. Aber da ich hereintrat, fand ich ihn über einem Theile des Karl Grandison, der von ungefähr im Fenster lag; und so kamen wir auf Karl Grandison zu reden, und von Grandison auf die Bücher, worin die Menschen geschildert werden, wie sie sein sollten. Dies Gespräch war in Absicht der Materie, die wir uns zu erörtern vorgenommen hatten, zwar eine Abschweifung, hatte aber doch so viel Verwandtschaft damit, daß ich für gut ansah, ihm seinen Gang zu lassen.

Der Pfarrer war der Meinung, daß die Bücher im Geschmack des Karl Grandison die nützlichste und erbaulichste Art von moralischen Büchern wären, und führte dafür die gewöhnlichen Gründe an.

„Ich gestehe Ihnen unverhohlen," sagte ich, „daß ich anders davon denke. Nicht als ob ich dieser Gattung von Büchern allen Werth abspreche, zumal wenn sie, wie Clarissa und Grandison, das wirklich leisten, was sie versprechen. Aber gleichwol halte ich überhaupt sehr wenig oder doch nicht sehr viel von der Nützlichkeit der Bücher, worin die Menschen geschildert werden, wie sie sein sollten."

Der Pfarrer. Wieder ein Paradoxon!

Ich. Nicht so parador, als es Ihnen beim ersten Anblick vorkommt.

Der Pfarrer. Sie wollen vielleicht sagen, daß nicht so viel Genie dazu gehöre, die Menschen darzustellen, wie sie sein sollten, als wie sie sind?

Ich. Zum Darstellen, Herr Pfarrer, gehört immer Genie. Bleiben wir beim Worte Schildern; denn nicht alle Schilderer sind Darsteller. Aber jetzt ist die Rede nicht davon, wozu mehr Genie gehöre, sondern was erbaulicher und nützlicher sei.

Der Pfarrer. Ich begreife nicht, wie dies eine Frage sein kann. Der Mensch hat einen angebornen Instinct zum Nachahmen und wird Alles durch Nachahmung. Soll er vortrefflich werden, so muß man seine Aufmerksamkeit auf vortreffliche Vorbilder lenken. Die Menschen, wie sie sind, sind geschickter, ihn zu verschlimmern, als zu verbessern. Man muß sie ihm also zeigen, wie sie sein sollten. Dies, däucht mich, ist so gut als eine Demonstration.

Ich. Es stößt sich nur an eine einzige Kleinigkeit, Herr Pfarrer.

Der Pfarrer öffnete den Mund um einen halben Zoll.

Ich. Halten Sie die Antwort auf die Frage: Wie sollen die Menschen sein? für etwas so Leichtes?

Der Pfarrer stutzte, erholte sich aber sogleich wieder und sagte lächelnd: Was Sie aber auch für Fragen thun! Ich halt' es für etwas sehr Schweres, zu sein, wie man sein soll; aber nichts ist leichter, als es zu wissen.

Ich. Ja, freilich ist nichts leichter, als die Sokratische Kalokagathie mit allen theoretischen Tugenden des Aristoteles und allen Cardinaltugenden des heiligen Thomas von Aquino in ihrem Gefolge zu definiren und in Ordnung zu stellen und große Reden über ihre von keiner Seele jemals im Ernste bezweifelte Schönheit und Nützlichkeit zu halten. Aber welche Kluft ist zwischen solchen Speculationen und dem wirklichen Leben des Menschen! — Sollten Sie, lieber Herr Pfarrer, wol je mit ganz unbefangenen Geistesaugen in die Natur hineingeschaut und da gesehen haben, was für ein Ding der Mensch ist — der Naturmensch, lieber Herr, nicht der Mensch dieses oder jenes Systems? — Denn Sie sehen selbst, wie wenig dazu gehört, den ersten besten Menschen, Petern zum Beispiel, aus dem großen Uhrwerk des Ganzen herauszuschrauben, ihm Alles, was ihn, Petern, zum Peter und zu keinem Andern macht, über die Ohren zu streifen, ihm alle seine selbsteignen Nerven und Sehnen, Blut und Lebensgeister, Bedürfnisse und Leidenschaften abzunehmen und, nachdem er durch diese Opera-

tion seiner ganzen Peterheit, d. i. Alles dessen, wodurch er Etwas ist (denn wenn Peter nicht Peter ist, was ist er?) beraubt worden — das nackte, kahle, unwesentliche Phantom für einen Menschen auszugeben und uns dann ein Langes und Breites vorzuschwatzen, wie es anzufangen wäre, aus diesem Phantom wieder einen Peter zu machen, der aber nicht Peter, sondern gerade so ein Ding wäre, wie der Herr Operateur es haben will. Sie sehen, dazu gehört weder Kunst noch Wissenschaft. Aber Sie sehen auch, daß ein Mann, der dies thut, nur seinen Spaß mit uns treibt, sollt' er auch ein so feierliches Gesicht dazu machen als ein Kutuktu von Tibet, wenn er im Namen des großen Lama den ehrlichen Tatarn seine Pülverchen austheilt.

Der Pfarrer. Wenn ich Sie recht verstehe, so wollen Sie hiermit so viel sagen: es sei ungereimt, sich allgemeine Begriffe vom Menschen und seinen wesentlichen Eigenschaften, seiner Bestimmung und seinen Pflichten zu machen und auf diesem Wege herauszubringen, wie der Mensch sein müsse, um weise und gut zu sein. Haben Sie auch die Folgen einer solchen Behauptung überlegt?

Ich. Verstehen wir einander, lieber Freund! Ich behaupte nicht, daß wir etwas Ungereimtes thun, wenn wir unsre individuellen Vorstellungen zu allgemeinen erhöhen, indem wir die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der Dinge wahrnehmen und die dadurch entstehenden abgezogenen Begriffe durch Zeichen fixiren. Wer kann leugnen, daß wir ohne diese Operation unsers Verstandes weder Licht und Ordnung in unsre Vorstellungen, noch Zusammenhang und Festigkeit in unsre Handlungen bringen könnten? Generalisirte Begriffe vom Menschen und von dem, was ihm als Mensch seiner Natur und seinen mannichfaltigen Verhältnissen nach anständig und zuträglich ist, haben also ihren ausgemachten Nutzen, vorausgesetzt, daß sie mit der erforderlichen Genauigkeit und Behutsamkeit generalisirt werden; wogegen freilich, wie Sie wissen, von Gelehrten und Ungelehrten je und allezeit unzähligemal gesündigt worden ist und täglich gesündigt wird. Richtig generalisirte Begriffe kommen nicht nur unserm Verstande zu Hilfe, der ohne sie aus dem unermeßlichen Chaos so vieler zugleich auf ihn eindringender, so schnell auf einander folgender und so mannichfaltig associirter Eindrücke und Erinnerungen sich unmöglich herauszufinden wüßte; sie helfen uns auch durch den Labyrinth des Lebens,

indem sie unsrer Thätigkeit gewisse feste Punkte vorstecken und uns die kürzesten und sichersten Wege zum glücklichen Leben vorzeichnen. — Aber hüten wir uns, diese General- und Specialkarten des Lebens für etwas mehr zu halten, als sie sind! Bedenken wir, daß unser Aufenthalt auf diesem Planeten nicht dem Wallen eines Pilgrims aus Frankenland nach Sanct Jago von Compostell, sondern einem Feldzuge in einem von Bergen und Thälern, Flüssen und Sümpfen, Wäldern und Hohlwegen durchschnittenen Lande gleich ist, wo uns Generalkarten wenig helfen können; wo wir die besondersten, genauesten, gemessensten Abbildungen jeder einzelnen Gegend nöthig haben; wo uns kein Hügel, kein Busch, keine Windmühle, kein Steg über einen Bach unbekannt sein darf, um alle die unzähligen kleinen Operationen, die zu Vollführung unsers Hauptplans zusammenspielen müssen, mit Zuversicht und Sicherheit anlegen zu können. Hat es aber mit dem menschlichen Leben diese Bewandniß, so ist klar, daß es, um den einzelnen Menschen mit Nutzen und Erfolg zu sagen, wie sie sein, wie sie handeln sollen, noch lange nicht genug ist, wenn man ihnen sagt: Seid weise, klug, vorsichtig, fromm, nüchtern, keusch, gerecht, wohlthätig u. s. w. Selbst Derjenige, der ihnen im Allgemeinen sagt, wie man's machen müsse, um weise, klug, fromm u. s. w. zu sein, hat noch nicht viel gethan. Die Schwierigkeit ist, diese einzelnen Menschen zu belehren, wie sie — in jedem Zeitpunkt ihres Lebens — in dem besondern Zusammenhang der innern und äußern Umstände, worin sie sich in jedem dieser Punkte befinden — unter dem Drucken, Stoßen und Anziehen so unzählig vieler auf sie wirkender mechanischer, lebendiger und geistiger Kräfte und mitten unter so vielen Schwierigkeiten, Hindernissen und Collisionen, Abwegen und Fährlichkeiten, wovon sie umgeben sind — es anzufangen haben, um so weise, fromm, gerecht und gut zu sein, als es unter allen besagten Umständen möglich ist. Nun begreifen Sie doch, daß ich nicht Unrecht hatte, die Frage: „Wie sollen die Menschen sein?" für keine so leichte Frage zu halten? Denn entweder sagt sie gar nichts, oder ihre Meinung ist: „Wie können Menschen unter gewissen vorausgesetzten Individualumständen sein?" — Und um dies zu bestimmen, wird (wie Sie leicht ermessen werden) eine Kenntniß der menschlichen Natur und des Laufs der Welt erfordert, wovon die Meisten, die sich mit Moralisiren abgeben, kaum das ABC gefaßt haben.

Der Pfarrer. Gleichwol ist es eine unleugbare Wahrheit, daß alle Menschen sein können, was sie sein sollen. Oder wozu hälfen sonst Erziehung, Sittenlehre, Religion, Gesetze? und mit welchem Rechte könnte man Diejenigen bestrafen, welche gethan haben, was sie hätten unterlassen sollen?

Ich. Zugestanden, insofern Sie mir dagegen einräumen, daß Niemand verbunden ist, zu sein, was er nicht sein kann.

Der Pfarrer. Das fordert auch Niemand.

Ich. Dies möchte wol eine andre Frage sein. Aber lassen wir sie, wo sie ist! die Erörterung würde uns zu weit von unserm Zwecke führen. Entweder haben wir uns noch immer nicht verstanden, oder wir sind einig darüber, daß die besondern Einschränkungen des Verstandes und Willens einzelner Menschen, d. i. die unzählig verschiedenen Grade aller Arten von Fertigkeiten und Vollkommenheiten, die zur gegenwärtigen Bestimmung des Menschen gehören, von ihren besondern Umständen abhangen, und daß es also nicht blos auf eines Mannes Willen ankommt, um ein Sokrates oder Epaminondas oder Marcus Antoninus zu werden.

Der Pfarrer. Ich sehe nicht, warum ich Ihnen dies nicht zugeben könnte. Es wird von Niemand gefordert, ein Marcus Antoninus zu sein, der nicht dazu berufen ist.

Ich. Ich bitte Sie, lassen wir doch die Frage, was von Jemand oder Niemand gefordert wird. Der Forderungen sind mancherlei, und es kommt so viel darauf an, wer der Fordernde ist! Wie Viele fordern Alles von Andern und nichts von sich selbst! Andere glauben, sehr billig zu sein, wenn sie von einem Jeden fordern, was Sie sich selbst zur Pflicht aufgelegt haben. Wie viele Sittenlehrer fordern vom Blinden, daß er sehe, vom Lahmen, daß er tanze! Wie oft sind selbst die Forderungen der Gesetzgeber ungerecht! — Aber das Wesen, das uns gemacht hat, fordert ohne Zweifel von keinem seiner Geschöpfe mehr, als was nach dem Maße der Fähigkeiten und Hilfsmittel, die es empfangen, und nach dem Zusammenhang der Umstände, in die es gesetzt worden, möglich, nach dem Urtheile Dessen, der Alles mit einem Blicke durchschaut und ermißt, möglich ist. — Lassen wir also diesmal noch unausgemacht, wo die Grenzen der Forderungen, die an jeden Menschen gemacht werden können, abgesteckt werden müßten, wenn es um eine ganz genaue Berichtigung zu thun wäre. Zu unserm diesmaligen Vorhaben ist es hinreichend, wenn wir darin übereinkommen,

daß von keinem Menschen gefordert wird, vollkommen zu sein.

Der Pfarrer. Weil es uns Beiden um Wahrheit zu thun ist, so will ich die Ermahnung des Erlösers: „Seid vollkommen, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist,“ — nicht mißbrauchen, Sie über das Wort vollkommen zu chicaniren. Denn eben Der, der in jener Stelle göttliche Vollkommenheit von uns zu fordern scheint, sagt anderswo: „Niemand ist gut, denn Gott allein.“ Beide Stellen zusammen geben uns die Wahrheit. Der Mensch kann weder Gott sein noch Gott werden; aber dem Gott, nach dessen Bild er erschaffen ist, immer ähnlicher werden, dies kann er, und dazu ist er da. Aufrichtiges Bestreben nach Vollkommenheit wird ihm für Vollkommenheit selbst angerechnet.

Ich. Nur einen einzigen freien, heitern Blick auf das Menschengeschlecht, wie es ist, wie es immer gewesen ist, Herr Pfarrer!

Der Pfarrer. Ich verstehe Sie. Desto schlimmer, daß wir so tief unter das, was wir sein sollten, gefallen sind!

Ich. Wir sind gegenwärtig, was wir den Umständen nach sein können; und um zu werden, was wir sein sollten, müssen noch viel Anstalten vorhergehen, die bisher nicht gemacht sind, viel Stufen erstiegen werden, die noch über uns sind, viel Hindernisse aus dem Wege geschafft, über die wir noch nicht wegkommen können. Und eben dies beweist für meine obige Behauptung. Um an der wirklichen Verbesserung des sittlichen Zustandes der Menschen arbeiten zu können, müssen wir wissen — wie gut oder schlecht die Menschen dermalen sind; warum sie so sind; auf welche Bedingungen sie besser werden können, und welches für alle und für jeden insbesondere die nächste Stufe ist. Denn die Natur macht keine Sprünge. Die Neuseeländer werden noch manche Stufe steigen müssen, bis sie so gut und so schlimm werden, als die Engländer in den nächsten fünfundsiebzig Jahren gewesen sind; und die artigste Otaheiterin muß durch manche Verwandlungen gehen, bis sie eine Aspasia wird; so wie eine Aspasia noch manche Haut abzustreifen hat, um eine heilige Magdalena zu werden.

Der Pfarrer (lächelnd). Dies dürfte wol ebenso gut der Fall unsrer lieben Landsmänninnen in allen zehn Kreisen des heiligen römischen Reichs sein.

Ich. Glauben Sie? — In der That hälf' es zu nichts, wenn wir uns und unsre Zeitgenossen für besser halten wollten,

als wir sind. „Aus ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen," — ist eine herrliche untrügliche Regel, wenn sie nur (was bei allen Regeln gleich nöthig ist) mit Verstand und Aufrichtigkeit angewandt wird. Gestehen wir uns also immer, daß der größere Theil der Menschen, unter denen wir leben, was ihre Sinnesart und innere sittliche Verfassung betrifft, entweder noch so roh und ungeschliffen oder bereits so verdorben ist, daß der Mann, der ihnen zurufen wollte: Seid vollkommen! nicht weiser handelte als der Arzt, der einem Gichtbrüchigen den Vorschlag thäte, auf einen Ball zu gehen. Sie werden mir ohne Bedenken zugestehen, daß man in diesem Falle Schritt für Schritt gehen muß, und daß man schon etwas gethan hat, wenn man sehr thierische Menschen zu einigem Grade von Vermenschlichung bringt. Nicht wahr?

Der Pfarrer (mit einem schwachen Achselzucken). So wenig es ist, so ist's doch etwas.

Ich. Wenn es mit der Verbesserung der Menschen natürlich zugehen soll, sehe ich keinen andern Weg.

Der Pfarrer. Unter dieser Einschränkung geb' ich's Ihnen desto unbedenklicher zu.

Ich. Sie werfen, wie ich sehe, immer einen Seitenblick auf Ihren Calovius. Aber wir haben hier nichts von ihm zu besorgen. Denn die Rede ist unter uns schlechterdings blos von natürlichen Ursachen und Wirkungen, und so befinden wir uns in einem Gebiete, wo die Calove und Quenstädte nicht um ein Haar mehr zu befehlen haben als der große Lama von Tibet. Wir wären also darüber einig, daß man die Adamskinder nach dem ordentlichen Laufe der Natur nur stufenweise verbessern könne?

Der Pfarrer. So dächt' ich.

Ich. Wenn dies ist, so ist auch kein Streit mehr unter uns, ob die Bücher, worin die Menschen abgebildet werden, wie sie sind, oder jene, worin man uns idealische Menschen schildert, die nützlichern seien. Denn diese vollkommnen Menschen sind um so viele Stufen über dem größten Theil der Leser, daß diese selbst mit aller Bestrebung, sich zu ihnen aufzuschwingen, doch nicht eine Spanne weiter kommen würden.

Der Pfarrer. Dies seh' ich eben nicht. So viel geb' ich Ihnen zu, daß wir immer noch weit unter so vollkommnen Mustern bleiben werden als diejenigen, die uns der vortreffliche Richardson in seinen Werken aufstellt; aber eine aufrichtige Be-

strebung, ihnen ähnlich zu werden, muß uns doch nothwendig merklich weiter bringen, als wir sind.

Ich. Die Erfahrung scheint Ihnen hierin zuwider und gänzlich auf meiner Seite zu sein. Junge Leute (die Einzigen, welche theils durch die Lebhaftigkeit ihres Gefühls und ihrer Einbildung, theils durch ihre Gutherzigkeit und Unerfahrenheit aufgelegt sind, von sittlichen Idealen in Feuer gesetzt zu werden), junge Leute, sage ich, haben weder Geduld noch Ueberlegung genug, sich solchen Vorbildern schrittweise zu nähern. Sie möchten sie auf einmal erreichen und werden darüber entweder lächerliche Copien oder finden, daß die Unternehmung über ihre Kräfte geht, und geben's auf. Vielleicht liegt in dieser unglücklichen Bestrebung, vollkommner zu werden, als man sein kann, eine von den wirksamsten Ursachen, warum es in unsern Tagen so viele melancholische, hypochondrische, mit der Welt und mit sich selbst unzufriedene und zu Allem, wozu man die Leute in diesem Leben braucht, unbrauchbare Jünglinge giebt. Sie glauben nicht, wie sehr die Anzahl dieser Unglücklichen täglich zunimmt, die vor lauter Feinheit der Empfindung, vor lauter Erhabenheit der Begriffe und vor lauter vermeinter Größe des Geistes und Güte des Herzens nirgends in der Welt fortkommen können. Allenthalben ist's zu weit oder zu enge, zu warm oder zu kalt, zu feucht oder zu trocken für sie. Ueberall sind die Menschen, mit denen sie leben müssen, zu tief unter ihrem Ideal, um ihnen erträglich zu sein. Ihre unbiegsame Seele stößt allenthalben an, kann sich nie mit den Umständen vertragen, will immer Alles oder Nichts, träumt immer von Unabhängigkeit und Selbstgenugsamkeit und ergrimmt dann wieder, wenn sie nothgedrungen fühlt, daß der Mensch, so wie er organisirt ist, weder unabhängig noch sich selbst genugsam sein kann. — Sagen Sie mir, wär' es nicht tausendmal besser, diese jungen Menschenkinder, anstatt sich immer in Zeiten, die nie gewesen sind, und zu Menschen, wie es nie gegeben hat, zu versetzen, lernten den Menschen kennen, wie er ist, die Welt kennen, wie sie ist; lernten begreifen, wie dieser Zustand die nothwendige Folge dieser Ursachen ist; lernten einsehen, wie sie selbst sein müßten, um in die Zeit, an den Platz, in die Umstände zu passen, in und unter welche die Vorsicht sie gesetzt hat; lernten die Mittel, die wirklich vorhanden sind, kennen, wodurch sie selbst und Andre natürlicherweise besser werden könnten, und vergäßen nicht, vor allen Dingen

zu lernen, daß diese nämliche Welt, in welcher wir leben, und diese nämlichen Menschen, mit welchen wir's zu thun haben, bei Weitem nicht so schlimm sind, als Unwissenheit, Schwärmerei, Milzsucht, Hypothesensucht, übermäßige Einbildung von sich selbst, Unmuth über fehlgeschlagene Erwartungen und andere ähnliche Leibes- und Seelenkrankheiten uns solche vorstellen? Wär' es nicht besser, alle Bücher, die wir zu unsrer Belehrung oder Unterhaltung lesen, führten uns zu diesem Zweck? Oder wenn wir ja zu unsrer Ergetzung auch Ideale und schöne Hirngeburten haben wollen, ist's nicht wenigstens unleugbar, daß die Geschichtschreiber der Menschheit nützlicher sind als die Prometheen,[1]) die uns neue Menschen nach ihrem eignen Bilde schnitzeln?

Der Pfarrer. Beinahe sollten Sie mich dessen überreden. Aber gleichwol lassen Sie den Werken, worin vollkommne Charakter als Muster geschildert werden, nicht genug Gerechtigkeit widerfahren. Diese sind doch wol zu mehr nütze als nur zur Gemüthsergetzung; denn sie dienen uns wenigstens zum Maßstabe unsers moralischen Werths und demüthigen unsern Stolz, indem sie uns fühlen machen, wie weit wir noch unter dem sind, was wir sein müßten, um wahre, unparteiische, allgemeine Hochachtung zu verdienen; — und dies ist, wie Sie sehen, immer ein großer Nutzen.

Ich. Ich zweifle, daß er bei Vielen stattfinden möchte. Die Welt nimmt als eine ausgemachte Sache an, daß Unvollkommenheit das allgemeine Loos der Menschheit sei; und die Meisten finden sich daher durch vollkommne Charakter ebenso wenig gedemüthigt, als unsre Kriegshelden sich kleiner dünken würden, wenn sie im Hercules und Herculiscus die Thaten der gewaltigen Ritter läsen, die auf einen Hieb drei oder vier Riesen entzweihauen und mit einem einzelnen wohlbezauberten Schwerte ganze Heere in die Flucht jagen.

Der Pfarrer. Es ist schwer, über solche Dinge etwas Allgemeines festzusetzen. Alles hängt von der besondern Anlage und Gemüthsverfassung der Leser ab; und wie unendlich verschieden ist nicht diese! —

---

[1]) Hier hat der Merkur noch folgende später weggelassene Anmerkung Wieland's: „Man sehe dies nicht als eine Anspielung auf den Prometheus Goethe an; denn die Menschen, die dieser malt, sind so wirkliche und individuelle Menschen, als jemals welche gemalt wurden." — A. d. H.

Ich. Wenn die Rede von der relativen Nutzbarkeit zweier entgegengesetzter Gattungen von Schriften ist, so entscheidet, däucht mich, die Wirkung derselben auf die meisten Leser; und aus diesem Grunde dürfte wol der Vorzug eines Tom Jones über einen Karl Grandison bald ausgemacht sein.

Der Pfarrer. Ich will nicht länger über diesen Punkt mit Ihnen haberechten; aber dafür kann ich doch wol mit gutem Fug verlangen, daß Sie mir die Carricaturen preisgeben, die man uns so häufig für wahre Abbildungen giebt, wiewol sie das ebenso wenig sind als die idealischen Menschen. Diese letztern dienen doch nach Ihrem eigenen Geständnisse wenigstens zur Uebung und Ergetzung unsers moralischen Sinnes; aber Carricaturen dienen weder zur Besserung noch zur Belustigung; oder desto schlimmer für Den, der eine Freude daran haben kann, die menschliche Natur verunstaltet und verzerrt zu sehen!

Ich. Lassen wir uns von einer schwankenden Bedeutung des Wortes Carricatur nicht irren. Es pflegt diesem armen Worte nicht besser zu ergehen als seinem Gegenfüßer Ideal, das seit einigen Jahren so sehr Mode geworden ist; Chimären werden nur zu oft mit beiden verwechselt. Ich bin völlig Ihrer Meinung, falls Sie unter den Carricaturen, über welche Sie das Verdammungsurtheil sprechen, solche moralische Mißgestalten verstehen, dergleichen es entweder gar nie unter den Menschen gegeben hat, oder die doch wenigstens so außerordentliche Erscheinungen sind, daß es besser wäre, sie gar nicht zu malen. Aber diese Art der Mißgestalten wollen wir, um Verwirrung zu vermeiden, lieber Grotesken, und wenn sie bis zur Abscheulichkeit häßlich sind, Ungeheuer nennen. Ein mißgezeichneter Charakter also, es sei nun, daß dessen Urheber mit Vorsatz einige Züge übertrieben oder aus Ungeschicklichkeit, Leidenschaft oder irgend einer andern zufälligen Ursache die wahren Proportionen verfehlt habe, soll uns nicht Carricatur heißen. Wir wollen diesen Namen nur solchen moralischen Mißgestalten geben, die häufig genug in der wirklichen Welt vorkommen, um in einer getreuen Nachbildung von jedem Menschenkenner für wahre Naturproducte erkannt zu werden, und so beschaffen sind, daß sie, ohne bis zur Scheußlichkeit häßlich, d. i. Ungeheuer zu sein, durch stark in die Augen fallende Abweichungen von den Proportionen der reinen sittlichen Schönheit und Güte des Menschen (von welcher jetzt

allein die Rede ist) mißfällig, lächerlich oder verächtlich werden müssen. — Nach der schärfsten Strenge giebt es wol wenige, vielleicht gar keine Menschen, welche man ganz schön, so wie es vielleicht gar keine giebt, die man ganz gesund nennen kann. Aber kleine Unvollkommenheiten, unbedeutende Anomalien in zu viel oder zu wenig, die von wirklichen Schönheiten merklich überwogen oder wenigstens im Gleichgewicht erhalten werden, machen einen Charakter noch nicht zur Carricatur; ich wenigstens möchte ebenso wenig alle Kinder Adam's für Carricaturen als für Narren erklären, wiewol die Stoiker Beides gethan haben. Unglücklicherweise bleiben uns immer noch Menschengestalten genug übrig, die man, ohne einen einzigen Zug zu übertreiben, nur genau treffen darf, damit sie Jedermann für Carricaturen erkenne. Giebt es nun solche Menschen, und in großer Menge, wie Niemand leugnen wird — so sehen Sie leicht, Herr Pfarrer, daß man, sobald die Menschen, wie sie sind, gemalt werden sollen, auch Carricaturen malen muß.

Der Pfarrer. Aber wozu meinen Sie, daß es nützen werde? Diejenigen, die sich darin getroffen finden sollten, haben zu viel Selbstgefälligkeit, um sich in einem Bilde zu erkennen, das dem angenehmen Miniaturbildchen im Spiegel ihrer Eigenliebe so wenig ähnlich sieht; und die Uebrigen lachen und spotten der Gebrechen ihres Nächsten, ohne an ihre eigenen zu denken.

Ich. Ich will Ihnen meine Meinung von dieser ganzen Sache sagen, lieber Herr Pfarrer; vielleicht hebt sich dann Ihr Einwurf von selbst. — Um zu einer gründlichen Menschenkenntniß zu gelangen, müßten wir, d. i. Jeder sich selbst und die Leute um ihn her, so weit er seinen Gesichtskreis ziehen könnte, scharf, anhaltend, ohne Leidenschaften und Vorurtheile eine lange Reihe von Jahren durch beobachten. Dies ist auch für den scharfsichtigsten und wärmsten Liebhaber der Wahrheit überhaupt sehr schwer, in besondern Fällen oft unmöglich. Aber was heute nicht gelingt, gelingt morgen; was der Eine nicht kann, kann ein Anderer; was Dieser versieht, berichtigt Jener. So lehrt ein Tag den andern; und wenn man dann nach etlichen Jahrtausenden zusammenrechnet, so findet sich, daß wir einen Vorrath von Erfahrungen und Beobachtungen vor uns haben, der für alle unsere Bedürfnisse zureichend wäre, wenn wir ihn nur recht gebrauchen wollten oder zu gebrauchen wüßten. — Und was ist nun wol das Brauchbarste in diesem

ganzen Vorrath? Unstreitig (so däucht mich's wenigstens) die Abbildungen des wirklichen Lebens und Charakters einzelner merkwürdiger Menschen. Gewiß, man kann deren nicht zu viele haben; und es ist Pflicht für jede Generation und für Jeden, der beobachten und schildern kann, den Nachkommen eine so große Anzahl solcher Abbildungen zu hinterlassen, als nur immer möglich ist. Sehr vortreffliche oder bei großen Vorzügen sehr fehlerhafte Menschen; solche, die sich durch ungemeine Talente ausgezeichnet oder große Rollen auf dem Weltschauplatze gespielt haben oder durch außerordentliche Schicksale merkwürdig geworden sind: diese sind es eigentlich, die man genau zu kennen wünscht, und durch deren genaueste Kenntniß die Theorie der menschlichen Natur und die Philosophie des Lebens am Meisten gewinnt. Diese beobachte und studire man, diese versuche man nach dem Leben zu schildern! nicht schöner, nicht häßlicher, als sie waren oder sind. — Besonders sollten zu diesem Ende die besten Menschen ausgesucht werden. Es giebt deren (wiewol meistens im Verborgenen) mehr, als man gemeiniglich glaubt, und so vortreffliche, daß, wenn wir eine getreue Abschilderung des Lebens etlicher Weniger von dieser Classe mit allen Helden und Heldinnen, die jemals aus der Phantasie der Romanschreiber hervorgegangen sind, erkaufen könnten, wir wahrlich viel dabei gewonnen hätten. — Aber damit solche moralische Individualgemälde wirklich nützlich werden, muß man sich nicht begnügen, uns zu erzählen, was diese merkwürdigen Menschen gethan haben, oder was sie gewesen; man muß uns begreiflich machen, wie sie das, was sie waren, geworden sind; unter welchen Umständen, in welcher innern und äußern Verfassung, durch welche verborgene Triebfedern, bei welchen Hindernissen und Hilfsmitteln sie gerade so und nicht anders wurden, so und nicht anders handelten. — Gleichgiltig kann es uns dann sein, ob eine solche Person einen historischen oder gefabelten Namen führt, ob der Mann Agathon oder Epaminondas, Gil-Blas oder Tom-Jones heißt, wenn er nur wahres Leben athmet, nur durchaus wirklicher Mensch ist, uns nur immer aufrichtig entdeckt, wie und wodurch er ein solcher Mann war, und wie es zuging, daß er durch eine Reihe natürlicher Verwandlungen oder Entwicklungen endlich der wurde und werden mußte, der er am Ende ist. Dies ist Alles, was wir verlangen können, damit die Abschilderung eines Individual-Charakters für das Menschenstudium

wichtig sei. Denn so erblicken wir nicht nur in ihm wahre Züge unsers eignen Bildes, wir lernen auch — was die Hauptsache ist — wie wir es anfangen müßten, um selbst zu werden oder nicht zu werden, was er war. — Und wie viele solcher aufrichtigen Gemälde der Menschheit haben wir? werden Sie mich fragen. — Schlimm genug, daß ich antworten muß: Sehr wenige! Aber vermuthlich würden wir deren mehr haben, wenn die Vorurtheile ausgerottet werden könnten, die gegen diese Art von Schriften noch so tief in vielen Köpfen sitzen und noch immer täglich von so vielen Büchermachern und Bücherrichtern auf allerlei Weise unterhalten werden.

Der Pfarrer. Ich gestehe, daß ich — besonders was die sehr guten Menschen betrifft — vollkommen Ihrer Meinung bin. Möchten wir von jedem derselben nur eine so getreue Abschilderung besitzen, als uns der verdienstvolle Zürchische Rathsherr und Stadtarzt Hirzel schon vor mehrern Jahren von seinem Sokratischen Bauer geschenkt hat! Tausende, die der herrschende Weltton oder ihre eigene Erfahrung verächtlich vom Menschen denken macht, würden die Würde ihrer Natur fühlen lernen, würden vor sich selbst erröthen, wenn sie sich mit solchen nicht fabelhaften bessern Menschen verglichen, würden Muth fassen, eben das werden zu können, was Ihresgleichen waren.

Ich. Hoffentlich würde der moralische Nutzen solcher Schriften nicht gering sein. Aber glauben Sie ja nicht, daß man, um diesen Nutzen zu erreichen, sich blos auf die Schilderung der sehr vortrefflichen Menschen einschränken müsse. Für solche Geschöpfe, wie wenigstens neunundneunzig Hunderttheile der menschlichen Gattung sind, ist die Geschichte der Leidenschaften und Verirrungen des Kopfes und Herzens, von einem weisen Manne geschrieben, lehrreicher als die beste Geschichte der Weisheit und Tugend. Denn das Erste und Nöthigste, was Leute wie wir zu thun haben — nennen Sie mir den Mann, der sich von diesem Wir ausnehmen dürfte! — ist, unsere Irrthümer und Unarten loszuwerden; und dazu kann uns eine getreue Entwickelung des Ursprungs, Fortgangs und Ausgangs herrschender Leidenschaften, in einzelnen Fällen und unter gegebenen Umständen, mehr helfen als die Geschichte des untadeligsten Lebenslaufs. Wie mancherlei Seiten zeigt da die Menschheit dem aufmerksamen Forscher! In wie mancherlei Lichte kann und muß da jeder Gegenstand gesehen werden! Wie unzählbar sind die Schattirungen der Leidenschaften! wie

merkwürdig und lehrreich die tausendfachen Verwandlungen und Vermummungen der Eigenliebe! wie krumm, verwickelt, dunkel und gefahrvoll der Labyrinth des Herzens! wie unerschöpflich die Zauberkräfte der Phantasie! wie fein, verführerisch und oft unmerklich ihre Täuschungen! wie unendlich mannichfaltig die Mischungen der Wahrheit und des Irrthums, der Aufrichtigkeit und Falschheit, der Güte und Bosheit, der Klugheit und Thorheit in jedem oder doch gewiß beinahe in jedem einzelnen Menschen! — Welch ein unermeßliches Feld! und wie wenig, wie wenig noch bearbeitet! — Sie sehen aus dem, was ich bisher sagte, von selbst, lieber Herr Pastor, daß ich aus einerlei Grunde nicht nur einzelne Personen, sondern auch den allgemeinen Charakter jeder besondern Classe von Menschen, jedes Geschlechts, jedes Alters, jedes Standes, mit seinen eigenthümlichen, unterscheidenden Lineamenten, Farben und Schattirungen geschildert haben möchte; und es würde sehr überflüssig sein, wenn ich Ihnen die Nützlichkeit solcher Gemälde der wirklichen Natur, des wirklichen Lebens erst noch beweisen wollte. Ganz gewiß würden sie zur Beförderung der Menschenkenntniß, der Selbsterkenntniß, der Lebensklugheit und jener stufenweisen Verbesserung der Denkart und Sitten, deren ich vorhin erwähnte, kein Geringes beitragen. Da aber der ganze Nutzen, den wir von allen diesen Gemälden erwarten können, schlechterdings von ihrer Wahrheit abhängt, so würden unsere Menschenmaler sich weder wissentliche Verschönerung, noch vorsätzliche Vermehrung der natürlichen Häßlichkeit eines Gegenstandes erlauben dürfen. Sie müßten bei ihren Beschreibungen und Abbildungen mit eben der Gleichmüthigkeit und pünktlichen Treue verfahren, womit uns die Naturforscher in andern Fächern Pflanzen und Thiere kennen lehren, wo es Keinem einfällt, zum Beispiel den Uhu häßlicher oder den Auerhahn schöner vorstellen zu wollen, als er ist. Groteske Carricaturen müßten selbst dem Satiriker — dem strafenden wie dem scherzenden — untersagt sein. Der Vorwand, daß man gewisse Züge übertreibe, um ihre Häßlichkeit auffallender zu machen, müßte nicht als giltig angenommen werden. Uebertriebene Zerrbilder können nur Gelächter oder Ekel erwecken, werden aber aus dem Grunde, den Sie vorhin selbst anführten, Niemanden bessern. Hingegen dürfen wir uns darauf verlassen, daß der Deus in nobis — dieser unbestechliche Richter in unserm Busen, der uns, je nach-

dem wir's verdienen, billigt oder tadelt, entschuldigt oder verdammt — auch die verzärteltste Eigenliebe nöthigen werde, ihre Gestalt, wie häßlich sie sein mag, in einem wahren Bilde zu erkennen.

Der Pfarrer. Wenn ich Sie recht verstanden habe, so unterscheiden Sie die Carricaturen in wahre, wo der Maler die verunstaltete Natur blos abbildet, wie er sie findet; übertriebene, wo er aus irgend einer besondern Absicht die Ungestalt seines Gegenstandes zwar vermehrt, aber doch auf eine der Natur so analoge Art dabei zu Werke geht, daß das Original noch immer kenntlich bleibt; und in blos phantastische oder eigentlich sogenannte Grotesken, wo der Maler, unbekümmert um Wahrheit und Aehnlichkeit, sich (wie etwa der sogenannte Höllenbreughel) einer wilden Einbildungskraft überläßt und durch das Uebernatürliche und Widersinnige seiner Hirngeburten blos Gelächter, Ekel und Erstaunen über die Kühnheit seiner ungeheuern Schöpfungen erwecken will. Sie billigen die erste Art von Carricaturen, weil sie zwar verunstaltete Natur, aber doch immer Natur abbilden, und verwerfen die zweite und dritte (die im Grunde nur weniger oder mehr verschieden sind) als Werke, die weder zum Nutzen noch zum Vergnügen dienen.

Ich. Sie haben mich nicht nur sehr wohl verstanden, sondern berichtigen auch durch diese dreifache Eintheilung der Carricaturen, was ich vorhin nicht bestimmt genug davon gesagt hatte.

Der Pfarrer. Ich bekenne mich aus voller Ueberzeugung zu Ihrer Meinung über diese Materie; und ich bin so weit entfernt, die Carricaturen von der zweiten Classe durch den Vorwand, daß die Häßlichkeit des Lasters dadurch auffallender werde, gerechtfertigt zu glauben, daß ich vielmehr die ungereimtesten und wildesten Grotesken für weit unschuldiger halte als gewisse Hogarthische Carricaturen. Denn wenn es auch wahr wäre, was Lavater irgendwo sagt,*) „daß noch kein Maler den Menschen je so schön oder so schlecht gemalt habe, als er sei oder sein könne" (ein Satz, dessen Wahrheit mir sehr zweifelhaft scheint), so bliebe doch immer ebenso wahr, daß so abscheulich zerrüttete, so ganz und gar durchteufelte Menschen, wie einige Hogarthische augenscheinlich aussehen, wenigstens

*) Physiognomische Fragmente, 1. Bd. S. 85.

äußerst selten sind. Ein Jeder frage nur sich selbst, ob er nicht in seinem Leben zehn Gesichter, die neben den besten in der Lavaterischen Sammlung stehen dürften, gesehen habe, gegen ein einziges, das den schlimmsten von Hogarth's Schöpfung nahe käme? Ich bin gewiß, daß die Antwort nur bei sehr Wenigen wider mich ausfallen wird. Sind aber solche Ungeheuer so selten; ist es richtig, daß auch die wenigen von dieser Art, die auf dem ganzen Erdboden zerstreut sein mögen, das Tageslicht scheuen und den Augen der bessern Menschen selten sichtbar werden: wozu sollt' es nützen, sie aus ihren Schlupfwinkeln hervorzuziehen? Wer soll durch ihren Anblick besser werden? — Die Guten? — Ich gestehe, daß ich nicht begreife, wie dies zugehen sollte. Mich wenigstens demüthigt oder ermuntert der Anblick eines guten, eines vortrefflichen Menschen unendlich mehr als der Anblick eines schlechten. — Die Bösen oder die Halbguten? — Diese gewiß noch weniger. Denn nicht nur ihre Eigenliebe, sogar ihr Gewissen sagt es ihnen, daß sie so schlimm nicht sind wie diese Verruchten. Der Gedanke, daß es solche Ungeheuer giebt, macht sie also mit ihrer eigenen Ungestalt nur desto zufriedner, und sie gewinnen durch die Vergleichung, wie ein häßliches Gesicht neben einem viel häßlichern beinahe schön wird. Ich kann also nicht finden, wozu dergleichen Carricaturen anders dienen können, als empfindende Seelen mit einem vergeblichen Ekel oder Grauen zu quälen und der menschlichen Natur, folglich am Ende ihrem Urheber selbst, Schande zu machen.

Es geschieht unzähligemal unter Personen, die mit einander über Gegenstände, die sich nicht vollkommen bestimmen und folglich weder messen noch ausrechnen lassen, discuriren, daß sie in Worten einig und dennoch in dem, was sie bei diesen Worten denken, weit von einander sind. Dies mochte wol öfters der Fall zwischen mir und dem wackern Pfarrer zu*** während unsrer beiden Unterredungen gewesen sein; gewiß war's im Betreff der Hogarthischen Carricaturen so, auf die der gute Mann einen großen Groll hatte, ohne den Grund davon sich selbst recht deutlich machen zu können; vermuthlich blos, weil er sich schon lange angewöhnt hatte, die Menschen für besser zu halten, als sie, im Durchschnitt genommen, jemals gewesen sein mögen; — welches denn bei

einem so gutherzigen Manne, der so wenig von der Welt gesehen und ein so einförmiges Leben führte, nicht wohl anders möglich war.

Wir stritten uns noch eine Weile über Hogarthen. Denn wiewol ich zu seiner Eintheilung der Carricaturen in wahre, übertriebene und phantastische selbst den Anlaß und Wink gegeben und sie daher auch ohne Widerspruch gelten ließ, so war doch meine Meinung gar nicht, ihm so leicht einzugestehen, daß die Hogarthischen Carricaturen auf der neunten Tafel (S. 100) in Lavater's physiognomischem Werke (auf die der Pfarrer zielte) unter die übertriebenen und also unter diejenigen gehörten, die zur Beförderung wahrer Menschenkenntniß nichts beitragen können.

Der Pfarrer meinte, Lavater selbst bestätigte sein Urtheil, da er von dem Gesichte Nr. 3 in der obersten Reihe sagt:

„Wenn Hogarth dies Gesicht gesehen und diese Stellung copirt hat, so ist das Original ein Inbegriff von Teufeln. Hat er's erschaffen, so ist Hogarth — (selbst ein Teufel, schwebte ihm vermuthlich auf der Zunge) — nein! er hat's zusammengedichtet aus vorhandenen Gesichtern, und so ist er und das Menschengeschlecht gerettet."

„Denn," sagte der Pfarrer, „wenn Hogarth dies abscheuliche Gesicht zusammengedichtet hat, so ist es als Individualgesicht übertrieben; etliche Bösewichter haben zwar jeder etwas dazu hergegeben; aber nie ist ein einzelner Mensch Teufel genug gewesen, so auszusehen. Gleichwol hat Hogarth aus mehrern wirklichen Gesichtern, deren jedes lange nicht so abscheulich aussah, diese scheußliche Teufelslarve zusammengesetzt und einem einzelnen persönlichen Menschen, der unter andern nach dem Leben geschilderten höchst verdorbenen Scheusalen seine einzelne Rolle spielt, angedichtet. Er hat also dieses entsetzliche Bild wirklich erschaffen (denn wie kann der Mensch anders erschaffen als durch Zusammensetzen, Vergrößern und Verkleinern?) und sich also wirklich an der menschlichen Natur versündiget, weil er uns durch die stärkste sinnliche Darstellung verleitet, sie für verdorben genug zu halten, einen solchen Teufel hervorbringen zu können."

Ich erwiderte: „Bei Lavatern mag wol hier und an mehr andern Orten des angezogenen Werkes die eigene Güte seines Herzens, ohne daß er es selbst gewahr werden kann, die Ursache sein, warum der Anblick dieser Hogarthischen höchst wahren

Carricaturen seine Seele so entsetzlich verwundet und mit einer Art von äußerst schmerzhaftem Grauen so ganz erfüllt, daß er in allzu heftigen Ausdrücken davon spricht und seinem Gefühl nach für teuflisch erklärt, was leider nur zu sehr menschlich ist. — Daß ich mich in dieser Vermuthung schwerlich irre, können Sie schon daraus abnehmen, weil er an einem andern, vorhin von Ihnen selbst angeführten Orte sagt, er glaube kaum, daß ein Maler den Menschen je so schön oder so schlecht gemalt habe, als er sein könne. — Wie dem aber auch sein mag," fuhr ich fort, „davon bin ich überzeugt, daß die scheußlichste Hogarthische Carricatur immer noch verschönert ist. Wider Willen des Künstlers nämlich, der, auch wenn er Abbildungen machen will, in der That doch immer eine Art von Idealen macht. — Sobald es einen Menschen giebt, der fähig ist, einen Christus zu geißeln, mit Dornen zu krönen und noch dazu zu verspotten, oder der fähig ist, einer flehenden Mutter mit grimmig höhnischer Verachtung entgegenzutrotzen, so behaupte ich, es muß noch viel mehr Grausames, Schändliches, Scheußliches (zumal in demselben Augenblick) in seinem Gesichte sein, als Hogarth copiren oder dichten konnte. Denn durch wie viele Stufen der Verderbniß, durch welche Gräuel und Unthaten, die ihre Spuren alle in seinem Gesichte zurücklassen mußten, war er schon gegangen, um endlich dieser ungeheuern Bosheit fähig zu sein! Welcher Zeichner, welcher Maler, wie groß er auch sei, könnte das Alles so lebend, so stark, so ganz, wie es in der Natur selbst sein muß, zusammenfassen und hinstellen? — Und gleichwol ist dieser Mensch, so sehr er Scheusal ist, kein Teufel — denn er ist ein Mensch. Oder können wir zweifeln, ob es solche Menschen gebe? Nur zu gewiß hat es in Zeiten der höchsten Verwilderung der Menschheit oder der äußersten Verderbniß derselben durch den Luxus dergleichen Ungeheuer immer gegeben, giebt noch solche und wird deren immer mehr geben, je tiefer die Sitten unsers Jahrhunderts die Menschheit herabziehen werden.*) Hogarth ist also gerechtfertiget." —

„Auf Unkosten der menschlichen Natur," fiel mir der Pfarrer ein.

„Wer kann dafür?" versetzte ich; „die Wahrheit ist auf

---

*) Eine Vorhersagung, die im vierten und fünften Jahre der französischen Revolution nur zu sehr in Erfüllung gegangen ist.

seiner Seite, und die menschliche Natur gewinnt am Ende ebenso viel dabei, als sie verliert. Denn die Menschheit könnte nicht solcher Herrlichkeit fähig sein, wie sie ist, wenn sie nicht solcher Schändung fähig wäre, könnte nicht zum Teufel herabsinken, wenn sie nicht zum Engel emporsteigen könnte."

„Gut," sagte der Pfarrer; „aber wenigstens werden Sie mir doch zugeben, daß solche menschliche Ungeheuer höchst selten sind, und daß ihre Abschilderung aus dem von mir angeführten Grunde Niemand nützen kann und also besser gar unterbliebe."

„Ich habe Verschiedenes gegen Ihre Vordersätze einzuwenden," erwiderte ich, „und leugne die daraus gezogene Folgerung, auch wenn jene richtig wären. Wenn Sie von Allem, was wir von hierher gehörigen Beispielen in unsern Zeiten gesehen und gehört haben, die Geschichte hinzunehmen, so wird sich finden, daß die menschlichen Ungeheuer, die mit Hogarth's Carricaturen um den Vorzug der Häßlichkeit streiten können, so gar selten nicht sind. Und daß sie noch so selten sind, liegt mehr an den äußern Umständen als an der innern Verkehrtheit mancher Menschen. — Doch selten oder nicht, mehr oder weniger, genug, sie gehören in die Scenen, welche Hogarth aus menschenfreundlicher Absicht schildern wollte. Ohne sie würde sein moralisches Gemälde kein Ganzes sein. Gesetzt auch, daß weder die Guten noch die Bösen dadurch besser werden: giebt es nicht zwischen beiden äußersten Enden eine Menge mehr oder weniger verderbte Menschen, von welchen sich hoffen läßt, daß sie beim Anblick solcher Scheusale einen Schlag ans Herz bekommen und vor dem, was sie selbst noch werden könnten, erschrecken möchten? Und ist dieses Schrecken, dieses Schaudern, ohne welches man diese Gestalten nicht ansehen kann, nicht Nutzens genug? — Wer wollte mit solchen Ungeheuern nur den schwächsten Charakterzug gemein haben, wenn er's verhindern kann? Wer erschräke nicht vor dem bloßen Gedanken, mit ihnen zu leben, ja nur wenige Stunden mit ihnen allein zu sein? „Wer würde (wie Lavater sagt) nicht lieber Alles thun, Alles leiden wollen, was Tugend und Religion thun und leiden heißen können, um einer solchen Gesellschaft zu entrinnen?" — Dies sind Gefühle und Gedanken, deren man sich beim Anblick dieser höchst verderbten Menschen schwerlich erwehren kann; und wenn dies ist, welchen größern moralischen Nutzen können wir von einem Gemälde verlangen?"

Der Pfarrer (wie er denn ein gesunder und nicht starrer Kopf war) fühlte das Wahre in dieser Apologie für Hogarth und empfand auch zugleich, daß sich das Nämliche zur Rechtfertigung der Dichter, welche dergleichen häßliche, aber wahre moralische Carricaturen in Handlung darstellen und nach ihrem Innern schildern, sagen lasse, und daß es des Lesers, der dadurch geärgert wird, eigene Schuld sei, wenn er die Absicht des Dichters oder die Ausführung selbst schief und noch dazu durch ein falsches Medium und in widrigem Lichte ansieht und diesem falschen Anblick zufolge verdammt, was er, wenn er richtig gesehen hätte, gebilligt haben würde.

Wir waren im Begriff, diese Materie zu verfolgen, als dem Pfarrer ein Brief gebracht wurde, der ihn zur schleunigsten Rückreise an seinen Ort nöthigte. Wir waren in der kurzen Zeit, da wir uns gesehen hatten, sehr gute Freunde geworden. „Es ist doch eine herrliche Sache um Gegenwart, ums Sehen von Angesicht zu Angesicht!" rief er aus, da wir uns scheiden mußten. „Wie viel berichtigt sich da in einer einzigen Viertelstunde!" — Er schien sich ungern so bald von mir zu trennen; denn er liebte dergleichen Conversationen, und in seiner ganzen Gegend war, außer zwei oder drei wackern Pachtern und Bauern, keine vernünftige Seele, mit der sich die seinige hätte besprechen können. Ueberdies interessirten ihn die Gegenstände unserer bisherigen Unterredungen, und er hatte noch Verschiedenes in petto, worüber er gern Erläuterung gehabt hätte. Ich mußte ihm versprechen, daß ich in einen Briefwechsel mit ihm treten und ihm besonders über die ästhetisch-moralischen Probleme, deren ich zu Ende unsrer ersten Unterredung erwähnt hatte, meine Meinung schriftlich mittheilen wollte. Und so umarmten wir einander und trennten uns für diesmal.

Ueber den
freien Gebrauch der Vernunft
in
Glaubenssachen.

Sammt einer Beilage.

Nimirum sapere est abjectis utile nugis.

Die gegenwärtige Abhandlung wurde von Wieland zuerst im Teutschen Merkur von 1788 veröffentlicht unter dem Titel: Gedanken von der Freiheit, über Gegenstände des Glaubens zu philosophiren, und zwar in

I.	S.	77– 93	Abschn.	I–IX. (S. 277–291.)
		195–226	„	X–XXII. (S. 291–312.)
II.	S.	555–567	„	XXIII–XXVIII. (S. 312–321.)
III.	S.	3– 28	„	XXIX–XL. (S. 321–337.)

Das Sendschreiben des Verfassers (S. 273–276) bildet im Merkur (II. S. 549–555) nicht den Anfang des Aufsatzes, sondern erst den Eingang zu der daselbst beginnenden Fortsetzung (Abschn. XXIII ff.).

Die Beilagen wurden im Merkur (IV. S. 84–93) als No. 2 u. 3 der Briefe über neueste Begebenheiten. An Herrn von *** zu Br *** mitgetheilt. (Nr. 1 dieser Briefe steht im Merkur, 1788. III. S. 191–214.)

1789 erschien die Abhandlung unter unverändertem Titel als Neue verbesserte Auflage als Einzelschrift; erst in den Sämmtlichen Werken (Bd. XXIX) erhielt sie ihre jetzige umstehende Titelbezeichnung.

Wie fast alle Schriften Wieland's bei ihrem Wiederabdruck in den Sämmtlichen Werken hat auch diese vom Verfasser mannichfache Veränderungen, Zusätze und Weglassungen erfahren, deren bedeutendste wir in den Anmerkungen erwähnen.

An den Leser.

Der größte Theil dieser kleinen Schrift erschien im Januar und März des Teutschen Merkur's 1788, und wir müssen Diejenigen, denen sie erst jetzt zu Gesichte kommt, bitten, diesen chronologischen Umstand nicht außer Acht zu lassen.

Man wird vielleicht finden, daß der Verfasser sich in Behauptung der Rechte der Vernunft in Glaubenssachen gerade so benommen habe wie Diogenes, da er Einem, der alle Bewegung in der Welt leugnete, das Gegentheil dadurch bewies, daß er davon ging. Aber seine Absicht war nicht sowol, die Rechte der Vernunft in Dingen, welche die Religion betreffen, zu behaupten, als die Nothwendigkeit der wirklichen Ausübung dieser Rechte einleuchtend zu machen; und dies war nicht wohl möglich, ohne sich ihrer selbst zu bedienen.

Wer blos die Partei der Wahrheit hält, kann es schwerlich irgend einer Partei in der Welt recht machen. Indessen glaubt der Verfasser, daß die Redlichkeit seiner Absicht unverkennbar sei; und da er nicht seine Sache, sondern die Sache der Menschheit behauptet, warum sollte er nicht ruhig angehört werden?

Sendschreiben des Verfassers

an Herrn P. X. Y. Z***.

Sie melden mir, daß meine Aufsätze über den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen und die Freiheit, die ich mir selbst darin genommen, meine Gedanken über Religion, Dämonismus, Priesterkünste, reines und verfälschtes Christenthum, Toleranz und andre unter diese Rubrik gehörige Dinge offenherzig mitzutheilen, von Vielen freundlich aufgenommen worden seien; und man wünsche, setzen Sie hinzu, daß ich mich entschließen möchte, sie aus der Monatsschrift, worin sie zuerst erschienen, herauszuheben und durch eine eigene Ausgabe in die Hände mehrerer Leser zu bringen, für welche sie sonst ein Licht unter einem Scheffel bleiben würden.

Was soll ich Ihnen hierüber sagen, lieber Z***? Hoffentlich trauen Sie mir zu, daß ich den guten Willen, womit meine Freunde *aufnehmen*, was ich aus gutem Willen *gebe*, in sein gehöriges Fach zu legen wisse und von der Entbehrlichkeit meiner Gedanken über dergleichen Gegenstände so überzeugt sei, als es der strengste meiner ungeneigten Leser (denn ich kann doch nicht lauter *geneigte* verlangen) nur immer sein kann.

Schwerlich kann Jemand besser wissen als ich selbst, wie wenig es möglich ist, über diese Dinge, zumal in unsern Tagen, wo seit mehrern Jahren von so Vielen so Vieles davon geschrieben worden, etwas *Neues* zu sagen. Indessen ist *auch* wahr, daß verständige Leser über Gegenstände dieser Art nichts Neues *erwarten*, sondern — aus innerm Gefühl, daß sie eine der wesentlichsten Anliegenheiten der Menschheit betreffen und daher nie zu viel beherziget, nie zu oft von allen ihren Seiten

und in jedem möglichen Lichte gezeigt werden können — zufrieden sind, wenn sie entweder in der Vorstellungsart oder dem Vortrage Dessen, der sich darüber hören läßt, etwas finden, das diesen Dingen, worüber man immer geschrieben hat und immer schreiben wird, weil sie immer interessant waren und ewig interessant bleiben werden, einigen Anstrich von Neuheit zu geben scheint. Immer wird man dem Manne gern zuhören, der sich darüber, als einer Sache, woran ihm und uns gelegen ist, unbefangen und offenherzig mit uns unterhält und, wiewol er uns nichts Neues offenbaret, wenigstens nichts sagt, als was er selbst gedacht oder empfunden hat.

Bei Allem dem, lieber Freund, giebt es Einem ein unfröhliches Gefühl, wenn man nicht umhin kann, sich selbst zu sagen: daß man, mit allem guten Willen, durch Bekanntmachung seiner besten Gedanken über gewisse Gegenstände etwas zum gemeinen Wohl der Menschen beizutragen, am Ende doch immer nur leeres Stroh dresche, Wasser mit einem Siebe schöpfe, in den Sand schreibe, Böcke melke und Mohren bleiche.

Wie haben sich, nur blos in diesem unserm Jahrhundert, die hellesten und gesundesten Köpfe in Europa nicht zerarbeitet, um die schädlichen und schändlichen Ueberreste der alten Barbarei wenigstens unter den cultivirtesten Völkern unsers Welttheils wegzuräumen! Um hier nur ein Beispiel zu geben: wer wird jemals etwas allgemeiner Gelesenes über die Toleranz schreiben, ihre Vortheile lebhafter darstellen, die Einwürfe, die man gegen sie macht, gründlicher widerlegen, die Verbindlichkeit zu derselben unwidersprechlicher darthun, die abscheulichen Folgen der Intoleranz und des Fanatismus nachdrücklicher durch auffallendere und schrecklichere Beispiele schildern, als Voltaire? Sollte man nicht denken, Wahrheiten, von denen mit solcher Evidenz, solcher Energie bewiesen wird, daß es Wahrheiten sind, und daß das Wohl der Staaten und des menschlichen Geschlechts auf ihnen beruhet, müßten nun — wenigstens von Allen, die nicht ein handgreifliches Interesse haben, sich ihnen entgegenzusetzen — allgemein anerkannt werden und tausendfache Früchte tragen? Und doch wurden, wenige Jahre nachdem die Welt so trefflich belehrt, gerührt und erbaut worden war, die Abrahamiten in unsern Tagen mit Knütteln aus dem Schooß Abraham's heraus in den Schooß unsrer heiligen Mutter Kirche hinein geprügelt! wurde in unsern Tagen zu

Parma eines der fürchterlichsten Inquisitionstribunale errichtet! wird in einer der ersten deutschen Reichsstädte der Tag, worin durch die eminenteste Majorität beschlossen wurde: „daß die Protestanten kein Bethaus in dieser Stadt haben sollten", gleich als ob die Republik an diesem Tage vom Verderben gerettet worden sei, mit Sang und Klang und allgemeinem Jubel gefeiert! — Wozu ein unverständiger Religionseifer viele der angesehensten Personen in Frankreich bei Gelegenheit der armseligen Toleranz, die man den Protestanten aus bloßen Finanzrücksichten angedeihen lassen wollte, hingerissen hat, ist bekannt. Und doch rühmen wir uns der Aufklärung unsrer Zeit! Und Voltaire selbst glaubte das große Werk zu Stande gebracht zu haben, rasselte mehr als einmal auf dem windigen Triumphwagen der Vana Gloria über die Dummköpfe seines Zeitalters weg, schleppte die Bilder des Aberglaubens, der Intoleranz, der Religionswuth an die Räder desselben gefesselt hinter sich her — und glaubte diese Ungeheuer selbst auf ewig entwaffnet und gefesselt zu haben!

„Wozu hälf' es Dir, Dich täuschen zu wollen?" flüstert mir mein guter Genius zu. „Nie, so lange die Menschen — Menschen bleiben, wird das Licht die Finsterniß völlig verschlingen! Nie wird die Vernunft einer kleinen Anzahl über die Unwissenheit, den Stumpfsinn, die taumlige Imagination, die Armuth des Geistes und die Schwäche des Herzens der größern Anzahl die Oberhand gewinnen! Nie werden ganze Völker anders als nach den gräulichsten Erschütterungen, und auch alsdann nur in einzelnen Stücken, und selbst hierin nur eine Zeit lang, ihr wahres Interesse einsehen lernen und dieser Einsicht getreu bleiben. Immer wird jeder große Mann einen Zeitgenossen oder Nachfolger haben, der wieder einreißt, was Jener gebaut hat. Schon keimen im Schooße der Zukunft neue Vandalen, neue Sarazenen und Türken, neue Gregore von Nazianz und Gregore von Rom, um die Werke der menschenfreundlichen Musen wieder zu vernichten und die Welt in die finstre Barbarei zurückzustürzen, woraus diese Schutzgötter der Humanität sie gezogen hatten.

„Aber diese Umwälzungen der immer in andern Gestalten wiederkehrenden Vergangenheit, dieser ewige Kampf des Guten und Bösen, dieses Zerstören dessen, was da ist, um dem, was

werden soll, Platz zu machen, gehört nun einmal zu der großen Ordnung der Dinge, deren Plan ebenso unübersehbar, als die Hand, die seine Ausführung leitet, verborgen ist. Euch Sterblichen gebührt es, Euch in die Nothwendigkeit zu fügen und ohne Ungeduld oder Lässigkeit zu thun, wozu Ihr Euch berufen fühlt. Wie Lucian, da er in seinem Traumgesichte mit der Pädeia auf ihrem Wagen durch die Lüfte fuhr, oder wie in der Fabel Triptolemus auf dem Drachenwagen der Ceres, streue Du allerlei guten Samen auf die Erde herab, unbekümmert (denn Du säest nicht für Dich selbst), was für Früchte er bringen, und ob er auf gutes Erdreich oder auf Sand, ins Wasser oder auf nackte Felsen fallen werde. Etwas davon wird immer aufgehen, vielleicht durch irgend einen Wind oder eine fortwälzende Welle in einen ganz andern Boden getragen, als wohin der Same zuerst fiel, — vielleicht erst lange, wenn Du nicht mehr bist."

Weg also mit jenem unfröhlichen Gedanken! Und da wir nun doch (unsern kleinen häuslichen Zirkel ausgenommen) der Welt mit nichts als unserm guten Willen dienen können, — so laßt uns immer von Zeit zu Zeit etwas ausstreuen, wovon wir uns (wenigstens so gewiß, als Menschen von etwas gewiß sein können) überzeugt halten, daß es gute Samenkörner sind — und der Himmel lasse sie gedeihen oder nicht gedeihen, wie es die große Pepromene vorherbestimmt hat!

Gedanken

über den freien Gebrauch der Vernunft in Gegenständen des Glaubens.

I.

Verschiedene Aufsätze eines mir von Person unbekannten Anonymus über einige mit allen Religionen der Welt in Beziehung stehende philosophische Probleme, die im Jahre 1787 in den Teutschen Merkur eingerückt wurden,[1]) geben mir nicht nur Anlaß, sondern machen mir es gewissermaßen zur Pflicht, meine eigenen Gedanken von der Freiheit, über Glaubenssachen zu philosophiren, und die Gründe, welche mich überzeugen, daß

---

[1]) Die Aufsätze, deren Wieland oben erwähnt, sind folgende:

1. Ueber Wunder (Merkur, 1787. II. 85—91). Unterzeichnet: Anonym
2. Rousseau's Lehre von den Wundern (1787. III. 169—174). Unterzeichnet: Anonymus.
3. Beschluß des Artikels [1 u. 2] über Wunder (1787. IV. 28—32). Unterzeichnet: Anonym.
4. Vertheidigung der in dem Artikel über Wunder [1] vorgetragenen Grundsätze (1787. IV. 97—107). Unterzeichnet: Anonym.
5. Apologie des Aufsatzes [2] über Rousseau's Lehre von den Wundern (1788. I. 53—61). Unterzeichnet: Anonymus.

Alle fünf Aufsätze rühren augenscheinlich von einem und demselben Verfasser her, und daß dieser nicht Wieland selbst ist, geht aus einigen Anmerkungen hervor.

Außerdem erschienen gleichzeitig noch über denselben Gegenstand im Merkur folgende zwei auf die obigen bezügliche Aufsätze:

Bemerkungen über den Aufsatz [2] von Rousseau's Lehre von den Wundern (1787. IV. 107—125), von Superintendent Wichmann in Frauenprießnitz

Ueber Wunder, in Rücksicht auf einen Aufsatz [oben 1. 2. 3] im T. Merkur (1788. I. 62—76). Unterzeichnet: J. Chr. Weland, Prediger zu Braunschweig. — A. d. H.

die Ausübung dieses Naturrechts gerade jetzt nöthiger sei und heilsamer werden könne als jemals, Allen, die es mit dem menschlichen Geschlechte wohl meinen, zu ruhiger Prüfung mitzutheilen.

Ich gestehe gern, daß nicht alle Behauptungen jenes Ungenannten in meine Vorstellungsart passen, daß ich Manches für sehr problematisch halte, was ihm ausgemacht ist, und aus Besorgniß, mißverstanden zu werden, Manches gar nicht gesagt hätte, worunter er vermuthlich nichts Arges hatte. Indessen glaubte ich, daß diese Aufsätze zu nützlichen Erörterungen Gelegenheit geben und überhaupt dazu dienen würden, verschiedene Wahrheiten mehr in Umlauf zu bringen, die zwar nichts weniger als neu sind, aber so lange das Uebel, dem sie entgegenwirken sollen, noch so fest sitzt, gleich einer Arznei, die nur durch anhaltenden Gebrauch heilsam werden kann, den Kranken immer wieder, auch wol in verstärkter Gabe, beigebracht werden müssen.

Allerdings wär' es ein offenbares Zeichen einer traurigen Abnahme des gesunden Menschenverstandes unter uns, wenn die Freiheit, womit der Ungenannte über Gegenstände, deren Untersuchung der Vernunft unstreitig zukommt, sich laut zu denken erlaubt, durch Mehrheit der Stimmen für unzulässig erklärt werden sollte. Es wäre wahrlich eine sehr unphilosophische und knechtische Art zu philosophiren, wenn Derjenige, der mit der Fackel der Vernunft in die dunkelsten Gegenden der menschlichen Ideenwelt einzudringen versucht, sich bei jedem Schritte scheuen müßte, eine Entdeckung zu machen, wodurch irgend ein alter oder neuer Hircocervus für das, was er ist, erkannt würde; oder wenn man bei Entwicklung und Vergleichung menschlicher Begriffe und Meinungen die Resultate immer voraussehen und auf einmal mit Denken einhalten müßte, sobald eines zum Vorschein käme, woraus dieser oder jener ehrliche Dogmatiker die Folge ziehen könnte, daß es mit seinem Gedankenformular wol nicht so ganz richtig stehen dürfte.

Die Vernunft — ohne welche wir Adamskinder, so viel unser sind, nichts als gras- und fleischfressende Yahoos*) und also unstreitig die armseligste, häßlichste und hassenswürdigste Gattung des ganzen Thierreiches wären — ist ihrer Natur nach in ihrem Geschäfte ganz unabhängig. Wir können durch

*) Die Yahoos des D. Swift sind aus Gulliver's Reisen zu bekannt, als daß wir nöthig hätten, mehr zu Erklärung dieses Wortes beizufügen.

äußerlichen Zwang dazu gebracht werden, gegen unsre Ueberzeugung zu handeln; aber keine Macht in der Welt, keine Schrecknіß, keine Marter, wie unerträglich sie auch sei, kann uns zwingen, etwas gegen unsere Ueberzeugung für wahr oder recht zu halten.

Da wir nun blos durch unsre Vernunft Menschen sind, unsre Vernunft aber blos durch ihren freien Gebrauch Vernunft ist, so ist durch eine nothwendige Folge der Gebrauch dieser Freiheit und das Recht, den ganzen Proceß, wie wir durch Nachdenken über interessante Gegenstände auf diese oder jene Resultate gekommen sind, Andern mitzutheilen, das unverlierbarste Recht der Menschheit. Denn ohne dasselbe würden wir nicht nur keine Sicherheit für die übrigen haben, sondern sie auch nicht zu gebrauchen wissen, ja sie nicht einmal kennen.[1])

Aber nicht nur das allgemeine Beste der Menschheit überhaupt, auch das angelegenste Interesse der bürgerlichen Gesellschaften, worin wir leben, ist mit der Erhaltung dieses Palladiums unzertrennlich verbunden; denn von seinem Verluste würde der Verlust aller Gewissensfreiheit und aller bürgerlichen Freiheit, würde die Wiederkehr jener schrecklichen Finsterniß, Sclaverei und Verwilderung der Jahrhunderte zwischen Theodosius und Kaiser Friedrich III. die unvermeidliche Folge sein.

Wenn es wahr ist, daß dieses achtzehnte Jahrhundert sich einiger beträchtlicher Vorzüge vor allen vorhergehenden rühmen kann, so ist nicht weniger wahr, daß wir sie lediglich der Freiheit des Denkens und der Presse, der dadurch bewirkten Ausbreitung der Wissenschaften und des philosophischen Geistes und der mehrern Bekanntmachung derjenigen Wahrheiten, von denen das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft abhängt, zu danken haben. Immerhin mögen manche Lobredner unsrer Zeiten von diesen Vorzügen zu viel Aufhebens machen; aber wenn die Vortheile, die wir davon gezogen haben, nicht ungleich größer, ausgebreiteter und in ihren Wirkungen wohlthätiger sind, als der Augen-

[1]) Die beiden letzten Absätze lauteten im Merkur wie folgt:
„Die Vernunft — ohne welche wir Adamskinder allzumal doch nichts als gras- und fleischfressende Yahoos wären — muß ihrer Natur nach in ihren Operationen ganz frei sein. Der Gebrauch dieser Freiheit und das Recht, den ganzen Proceß, wie wir im Nachdenken über interessante Gegenstände auf diese oder jene Resultate gekommen sind, Andern mitzutheilen, gehört unter die unverlierbaren Rechte der Menschheit." — A. d. H.

schein zeigt, woher kommt es — als weil die Rechte der Vernunft noch bei Weitem nicht in allen Ländern unsers Welttheils anerkannt werden, und weil sie auch da, wo noch das meiste Licht ist, in den Vorurtheilen, den Leidenschaften und dem Privatinteresse herrschender Parteien, Stände und Orden noch so mächtigen und hartnäckigen Widerstand finden?

Man kann es nicht zu oft wiederholen: „Nichts, was Menschen jemals öffentlich gesagt, geschrieben und gethan haben, kann sich eines Privilegiums gegen die kaltblütige und bescheidene Untersuchung und Beurtheilung der Vernunft anmaßen." Kein Monarch ist so groß, und kein Hoherpriester so heilig, daß er kraft seiner Majestät oder Heiligkeit Ungereimtheiten sagen oder thun dürfte, ohne daß es erlaubt wäre — sollte es auch erst nach seinem Tode geschehen —, mit aller geziemenden Höflichkeit zu zeigen, daß die Ungereimtheiten, die er gesagt oder gethan hat, Ungereimtheiten sind. Und wenn dies wahr ist — wie doch wol Niemand unverschämt genug sein wird, es leugnen zu wollen — warum sollten nur die unrichtigen Definitionen, nur die grundlosen Distinctionen, nur die Sophismen und Paralogismen, mit einem Worte, nur die Ungereimtheiten der Gelehrten, Schriftsteller, Doctoren und Magister, wie illuminirt, resolut, subtil, irrefragabel, angelisch und seraphisch die Herren auch sein mögen, warum sollten nur sie allein sich selbst einen Freibrief gegen Prüfung und Beurtheilung geben dürfen?

Auch dies kann (wenigstens so lang' es noch so nöthig ist wie dermalen) nicht oft und laut genug wiederholt werden: „Nicht die Dinge selbst, sondern nur unsre Vorstellungen, Meinungen, Einbildungen, wirklichen oder vermeinten Erfahrungen, daraus gezogenen Schlüsse oder zu ihrer Erklärung erfundenen Hypothesen und Systeme sind der Gegenstand der speculativen Wissenschaften." Bis zu den Naturdingen selbst sind wir noch nicht gekommen oder können vielmehr nicht zu ihnen kommen. Wir weben und leben in einem Ocean von Phänomenen, Ideen und Phantomen; wir werden von ihnen auf unzählige Art getäuscht; aber unser Interesse ist, so wenig als möglich getäuscht zu werden, und was haben wir denn als den allgemeinen Menschenverstand und die scharf prüfende Vernunft, was uns das Wahre, dessen Erkenntniß uns zur Erfüllung unsrer Bestim-

mung nöthig ist, von Irrthum und Betrug, die uns schädlich und verderblich sind, mit Gewißheit unterscheiden lehren könnte?

Es ist wahr, Kinder müssen — so lange sie Kinder sind — durch Autorität geleitet werden; aber sie müssen auch unterrichtet werden, damit sie nicht ewig Kinder bleiben. Ein Kind wird der Ordnung der Natur zufolge mit jedem Jahre weniger Kind; es hat Alles in sich, was es braucht, um zur Reife, zur Vollkommenheit seiner individuellen Naturbestimmung zu gelangen; und es ist unrecht, wenn seine Obern es aus selbstsüchtigen Absichten an seiner Entwicklung hindern. Ist also das, was man Volk nennt, eine Art von moralischem Kinde (wie man nicht ohne allen Grund anzunehmen gewohnt ist), so muß auch von ihm gelten, was von allen Kindern gilt: es muß ihm keine Gelegenheit abgeschnitten werden, zu männlichem Verstande zu gelangen.

Ich sehe seit einiger Zeit nicht nur die Finsterlinge (worunter in der That der Eine oder Andere dem alten Amadis von Gallien den Namen des schönen Finsterlings streitig machen könnte), sondern sogar Solche, die für sehr erleuchtete Köpfe gehalten sein wollen, gegen Aufklärung und Aufklärer sich erheben. — Was mag man wol damit wollen? Was fürchtet man vom Lichte? Was hofft man von der Finsterniß? — Können kranke Augen das Licht nicht ertragen, nun, so muß man sie gesund zu machen suchen, und sie werden es nach und nach schon ertragen lernen. Aber Diebe, Meuchelmörder und Ihresgleichen scheuen das Licht, und gerade diese muß es um des allgemeinen Besten willen bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel verfolgen.

II.

Jede bekannt gemachte Wahrheit, jede Berichtigung eines Irrthums (beträf' es auch nur eine falsche Lesart in einem alten Autor oder die Zahl der Staubfäden einer neuen Pflanze) hat ihren Werth. Aber es giebt Wahrheiten und Irrthümer, die auf das Wohl oder Weh des menschlichen Geschlechts einen sehr großen, einen entscheidenden Einfluß haben, und diese sollen und müssen unermüdet und unerschrocken von allen ihren Seiten, nach allen ihren Beziehungen und Wirkungen beleuchtet und dem stärksten Feuer der Prüfung so lange ausgesetzt werden, bis

sie, von allen Schlacken des Irrthums gereinigt, als feines, gediegenes Gold aus dem Tiegel kommen und alsdann ohne Möglichkeit eines vernünftigen Widerspruchs den kostbarsten und herrlichsten Schatz der Menschheit ausmachen.

Von den Wahrheiten, die ich hier im Auge habe, sind einige einer Evidenz fähig, die der Gewißheit unsers eigenen Bewußtseins gleich ist.

Andere hingegen sind so beschaffen, daß sie vermöge der Natur der Sache und der Schranken unsers Wesens keine andere Gewißheit für uns haben können, als die aus einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit entspringt und durch einen im Herzen aller Menschen liegenden geheimen Wunsch, daß sie wahr sein möchten, unterstützt wird; ein Wunsch, der ein erweisliches moralisches Bedürfniß, sie als wahr anzunehmen, zum Grunde zu haben scheint.

Diese Wahrheiten sind nicht sowol Gegenstände der speculativen Vernunft, als des vernünftigen Glaubens; aber ihre Wurzel liegt so tief in der menschlichen Natur, daß kein Volk des Erdbodens (wie unentwickelt und ungebildet es auch sonst sein mag), sofern es des menschlichen Namens nur einigermaßen werth ist, gefunden wird, bei welchem sich nicht wenigstens dunkle, unreife und mißgestaltete Gespenster und Schattenbilder dieser Wahrheiten festgesetzt hätten, für welche sie eine ihnen selbst unerklärbare Anhänglichkeit haben.

Diese Wahrheiten sind — das ewige Dasein eines obersten Grundwesens von unbegrenzter Macht, von welchem das ganze Weltall nach unveränderlichen Gesetzen mit Weisheit und Güte regiert wird — und die Fortdauer unsers eignen Grundwesens, mit Bewußtsein unsrer Persönlichkeit und ewigem Fortschritt zu einer vollkommenern Art von Existenz.

Meiner innigsten Ueberzeugung nach müßten diese zwei Glaubenswahrheiten, wenn sie in ihrer möglichsten Reinheit und Einfachheit gedacht und geglaubt würden, den wohlthätigsten Einfluß auf unsre innere Moralität, Zufriedenheit und Glückseligkeit haben. Es ist erweislich und erwiesen, daß sie den Menschen, im Ganzen genommen, unentbehrlich sind, erweislich und erwiesen, daß auch der beste und glücklichste Mensch durch ihren Glauben noch besser, noch glücklicher werden muß. Von ihnen, und von ihnen allein gilt, was Cicero

von den Eleusinischen Mysterien sagt: daß sie uns in die Verfassung setzen, froher zu leben und mit besserer Hoffnung zu sterben.

III.

Welcher dem menschlichen Geschlecht gehässige Dämon hat sich denn von uralten Zeiten bis auf diesen Tag so unselig geschäftig bewiesen, gerade diesen Glauben — einer göttlichen Weltregierung und eines bessern Zustandes nach diesem Leben — auf alle nur ersinnliche Weise zu verunstalten, zu verdunkeln und durch Vermischung mit der ungereimtesten Schwärmerei, dem scheußlichsten Aberglauben, den menschenfeindlichsten Wahnbegriffen und Irrlehren das, was die Stütze, der Trost und die Hoffnung der Menschheit sein sollte, zum Mittel ihrer Unterdrückung und Mißhandlung, zu einem Werkzeuge des Betrugs und der Beutelschneiderei, ja sogar zu einem Gifte zu machen, das die Seele gleichsam in ihren zartesten und edelsten Theilen anfrißt und in ein moralisches Scheusal verwandelt?

Wir haben nicht nöthig, die erste Ursache alles dieses Uebels weit außer uns zu suchen, sie liegt uns sehr nahe; denn, kurz —

Der Dämon steckt in unsrer eignen Haut!

Und wiewol es aus Mangel hinlänglicher Urkunden unmöglich ist, die Geschichte des Aberglaubens mit historischer Gewißheit bis in seine Wiege zu verfolgen, so ist doch nichts leichter, als die Entstehung desselben unter den Umständen, worin uns die allgemeine Menschengeschichte die ältesten Völker zeigt, sich psychologisch klar zu machen.[1])

Kinder und Unwissende staunen Alles an, was sie nicht begreifen können, und die Welt ist für sie voller Wunderdinge und Wunderwerke; denn jede Naturbegebenheit, jede von einem Menschen dargestellte Erscheinung, wovon sie nicht begreifen,

---

1) Im Teutschen Merkur heißt es hier: „Es ist aber hier nicht der Ort und zu meiner dermaligen Absicht unnöthig, mich in eine solche Deduction einzulassen.“ Das oben Folgende bis zum Schluß von Abschnitt III ist von W. erst später eingeschaltet. — A. d. H.

wie es damit zugehe, ist ein Wunder in ihren Augen. Die ältesten Zeiten der Welt und der Völker sind daher nothwendig wundervolle Zeiten — und die Beläge dieser Wahrheit giebt die Mythologie aller Nationen.

Da nun alle Menschen durch eine innere Nothwendigkeit gezwungen sind, Alles, was in ihre Sinne fällt, für Wirkung irgend eines — Wirkenden, das ist einer Ursache zu halten, von den besagten Wunderdingen aber keine Ursache in die Augen fiel, welcher man diese Wirkungen begreiflicherweise zuschreiben konnte, so sahen sich die Menschen genöthiget, zu unsichtbaren Wirkenden, von welchen oder mit deren Beistand jene Wunder hervorgebracht würden, ihre Zuflucht zu nehmen.

Ein ebenso unwillkürlicher innerer Zwang nöthigt die menschliche Einbildungskraft, sich alle unsichtbare Dinge sichtbar zu machen; und so wurden aus jenen verborgenen Ursachen der Phänomene, die man sich nicht erklären konnte, Geister der Verstorbenen, Genien, Feen, Peris, Divs, Götter und Halbgötter.

Von jeher gab es auch Menschen, welche Wunderdinge verrichteten. Als Menschen konnten sie das nicht aus eigener Kraft, sie waren also Werkzeuge jener höhern Wesen, womit sich die Einbildung der Sterblichen bevölkert hatte. Natürlicherweise entstand hieraus der Glaube, daß es Menschen gebe, welche sich — wodurch es nun sei — den Göttern, Halbgöttern, Feen und so weiter angenehm genug zu machen wüßten, um solcher besonderer Gnaden und Gaben von ihnen gewürdiget zu werden; und es war zu vortheilhaft, sich bei dem unwissenden Haufen in einen solchen Credit zu setzen, als daß nicht bald genug ganze Schaaren von wunderthätigen Priestern, Wahrsagern, Zeichendeutern, Dienern und Auslegern der Orakel und so weiter entstanden wären, denen Alles daran gelegen war, den Glauben an jene eingebildeten Wesen, der ihnen so viele sehr handgreifliche Vortheile verschaffte, auf alle nur ersinnliche Weise in den Gemüthern zu befestigen.

Aber der natürliche Stolz des Menschen, der in der ganzen sichtbaren Natur nichts Höheres und Mächtigeres kennt als sich selbst, konnte sich nicht lange auf diese Vorstellung einschränken. Er befand sich unendlich besser bei dem Gedanken, selbst die wirkende Ursache von Wunderdingen, als ein bloßes Werkzeug zu sein. Man war inzwischen nach und nach bekannter

mit der Natur geworden; der Kunstsinn hatte sich zu entwickeln angefangen; schärfere Sinne und glückliche Zufälle machten, daß gewisse Menschen an Thieren und Pflanzen, Steinen und Mineralien allerlei Eigenschaften entdeckten, woraus sie Andern ein Geheimniß machten, um unbegreifliche Dinge wirken zu können. Nach und nach entfaltete sich der Keim einer Philosophie, die einen tiefen, aber räthselhaften Sinn in dem großen Buche der Natur ahnte, das der Mensch vielleicht Jahrtausende lang blos angestaunt hatte. Man ahnte verborgene Kräfte, geheime Sympathien, geheime Beziehungen der Dinge und jene goldne Kette, an welcher Homer's Jupiter Erde und Meer emporzieht. Alle Dinge der sichtbaren Welt wurden als Hieroglyphen dieses geheimnißvollen Buches betrachtet, aber die große Kunst war, sie lesen zu können. Wer dies konnte, besaß natürlicherweise den Schlüssel zum Innern der Natur, bemächtigte sich vermittelst desselben ihrer verborgensten Kräfte und hatte die Mittel in Händen, gute und böse Dämonen, Elementar- und Astralgeister, ja die obersten Götter selbst entweder zu seinen Freunden oder zu seinen Sclaven zu machen. Es fehlte nicht an Menschen, die diese erhabene Wissenschaft zu besitzen vorgaben, und so entstand die Magie mit allen ihren Aesten und Zweigen; so füllte sich in den Händen verschmitzter Betrüger der Zauberbecher, aus welchem alle Völker Aberglauben tranken und dadurch, gleich den Gefährten des Ulysses, die aus dem Becher der Circe getrunken hatten, in eine Art stumpfsinniger Thiere verwandelt wurden, die sich bemaulkorben und bezäumen, beladen, führen und peitschen, ja sogar füttern lassen mußten, wie, wohin und womit es den Zauberern, ihren Herren, beliebig war.

IV.

Die ältesten Gesetzgeber, die sich dazu berufen fühlten, noch sehr rohe und in einer Art von natürlicher Wildheit lebende Menschenstämme in bürgerliche Gesellschaften zu vereinigen, fanden den Glauben an Dämonen im Himmel, auf Erden, im Meer und unter der Erde, und vornehmlich den Glauben an väterliche Götter und Schutzgötter der Gegend, wo sie wohnten, der Berge und Flüsse derselben und so fort in den Gemüthern schon befestiget. Sie kamen

daher sehr natürlich auf den Gedanken, diesen Umstand zu ihrem großen Vorhaben zu benutzen. Sie sahen, daß die Furcht vor den Göttern unter der Leitung einer klugen Hand das kräftigste Mittel werden könne, die rohen Menschen, mit denen sie es zu thun hatten, zu bändigen und an bürgerliche Zucht und Ordnung zu gewöhnen. Sie machten also entweder die Götter selbst zu Urhebern ihrer Gesetze oder setzten diese wenigstens unter die unmittelbare Garantie derselben. Sie gaben dem Gottesdienst eine bestimmtere Form und größere Feierlichkeit; sie stifteten die Mysterien, und bei den Griechen wurden Eleusis, Olympia und Delphi schon in sehr alten Zeiten die Vereinigungspunkte der unzähligen kleinen Völkerschaften, woraus sich nach und nach der große politische Körper bildete, der den Jupiter als seinen allgemeinen Schutzgott und die Amphiktyonen als sein höchstes Nationalgericht verehrte.

So wurden alle bürgerlichen Gesellschaften gewissermaßen auf die Religion gegründet, sie machte einen Theil der Gesetzgebung, ein wesentliches Stück der Constitution, aus. Man betrachtete sie (ob mit Recht oder Unrecht, ist jetzt nicht die Frage) als ein Band des Staats, das nicht zerrissen werden könne, ohne den Staat selbst aufzulösen. Aber — wie war diese Religion beschaffen? — Was ich im dritten Abschnitt über den Ursprung des Aberglaubens überhaupt gesagt habe, wird uns leicht zur Beantwortung dieser Frage verhelfen.

V.

So rohe und äußerst sinnliche Leute, wie man sich die Menschen dieser Zeiten denken muß, waren noch wenig fähig, sich bis zu dem vernunftmäßigen Begriff der höchsten Macht, Weisheit und Güte, dem einzigen würdigen Begriff, der mit dem Worte Gott verbunden werden kann, zu erheben. Sie verlangten sichtbare und handgreifliche Gegenstände ihrer religiösen Verehrung. Die Götter bekamen also Bilder, die Bilder Tempel, die Tempel Priester. Diese letztern wurden, wie natürlich, nach und nach aus Dienern Vertraute, aus Vertrauten Günstlinge, aus Günstlingen Organe ihres Gottes. Die Götter offenbarten sich ihnen bald in Träumen,

bald durch Stimmen oder Erscheinungen. Sie wurden von diesen höheren Wesen in den Geheimnissen der Natur und des Schicksals unterrichtet. Daher waren die Priester in den ältern Zeiten auch die Weisen oder Gelehrten, die Weissager und die Aerzte des Volks und sind es noch jetzt bei allen Völkern, die noch auf den untersten Stufen der Cultur stehen. Sie heilten die Krankheiten, die sie als Wirkungen böser Dämonen oder erzürnter Gottheiten betrachteten, meist durch übernatürliche Mittel, durch magische Formeln, Beräucherungen, Amulete und Talismane. Ihre Arzneikunst war also größentheils ein Zweig ihrer Magie und Theurgie.*) Diese letztern mit allen ihren Nebenzweigen, den sämmtlichen Divinationskünsten, der Astrologie, Geomantie, Nekromantie, Geisterbeschwörung, Geisterbannung, Vertreibung der Gespenster, Erhebung verborgener Schätze und so weiter, wurden priesterliche Künste, wurden mit der Religion verbunden und durch sie geheiligt.

Die Neigung zum Wunderbaren und die Begierde, das Künftige zu wissen, sind die schwächste Seite der menschlichen Natur. Die Priester zogen zu große Vortheile von ihr, als daß sie sich nicht überall (mehr oder weniger, nach Maßgabe der übrigen Umstände) ein Geschäft daraus hätten machen sollen, alle diese einträglichen Felder des Aberglaubens als ihr eigenes Gebiet und Apanage möglichst anzubauen. Immerhin mochte es auch damals, wie noch jetzt, Schwärmer und Einfältige unter ihnen geben, die im Ernst an alle diese Thorheiten glaubten; die Meisten wußten sehr gut, was an ihren übernatürlichen Künsten war, und ihr Gewissen wurde gar bald harthäutig genug, ohne alles Bedenken die Schwachen zu betrügen, die so gern betrogen sein wollen, und die immer so geneigt sind, nicht nur ihr Bißchen Vernunft, sondern sogar ihre fünf Sinne knebeln und binden zu lassen, sobald sie etwas Uebernatürliches zu sehen und zu hören hoffen.

---

*) Magie in der weitesten Bedeutung ist die vorgebliche geheime Wissenschaft, auf Geister aller Arten und durch sie auf die Körperwelt zu wirken. Theurgie ist der Name der vorgeblichen reinen und heiligen Magie der unbekannten Wundermänner Hermes Trismegistus, Zoroaster und ihrer vorgeblichen Schüler, welche blos durch die Kraft göttlicher Namen und Anrufungen Gottes und mit Hilfe guter Geister wunderbare Wirkungen hervorzubringen und Gewalt über die bösen Geister zu haben vorgiebt.

Die so hoch gepriesene und falsch berühmte Weisheit der ägyptischen Priester bestand größtentheils in den vorbenannten priesterlichen Künsten.

Die Theosophie und Magie des Zoroaster und überhaupt Alles, was man Philosophie der Morgenländer nennt, begünstigte sie ebenfalls und war dieses Namens ebenso unwürdig als die Kabbala der Juden.

VI.

Nach einigen Jahrtausenden that sich endlich die wahre Philosophie unter den Griechen hervor, und der Aberglaube nahm bei dem edlern Theile der Nation in eben dem Maße ab, wie die Aufklärung zunahm. Allein da die eingeführte Volksreligion in jeder ihrer Republiken nun einmal einen Theil der Staatsverfassung ausmachte, so mußten die Weisen sich zu sehr in Acht nehmen, mit den Priestern in keine gefährliche Collision zu kommen, als daß diese letztern sich nicht immer im Besitz der einträglichsten Zweige ihres Gewerbes und das an ihnen hangende Volk in seiner Geneigtheit zur Dämonenscheu (*Δεισιδαιμονια*, wie die Griechen den Aberglauben sehr richtig nannten) und bei seinem Hang zu allen Arten von Alfanzereien zu erhalten gewußt hätten.

Nach und nach entstanden unter den Griechen die bekannten philosophischen Secten und Orden. Einige derselben, als die Pythagoreer, Platoniker und Stoiker, hatten Grundsätze, die sich mit der herrschenden dämonistischen Religion sehr gut vertrugen. Pythagoras und Plato hatten sogar einige, die den obbesagten priesterlichen Künsten zur Grundlage dienen zu können schienen. Die Pythagorische und Platonische Philosophie wurde also (sonderlich je unreiner und trüber sie nach und nach zu werden anfing) von den Priestern immer mehr begünstigt. Die Epikurische hingegen, die sich zwar der Volksreligion im Aeußerlichen klüglich fügte, aber eine erklärte Gegnerin aller Arten von religiöser Betrügerei, aller Magie und Geisterseherei, aller neuen Orakel, übernatürlichen Künste und gauklerischen Operationen war, blieb, so lange sie dauerte, der Priesterschaft äußerst verhaßt und wurde von ihr auch dem Volke so verhaßt gemacht, daß ihre Bemühungen gegen den Aberglauben im Ganzen und in der Folge der Zeiten nur sehr wenig Früchte bringen konnten.

Die merkwürdige Zeit Alexander's des Großen, worin der größte Theil des damals bekannten Asiens nebst Aegypten griechischen Fürsten unterworfen und die Sprache, Künste, Wissenschaften, Religion und Sitten der Griechen über alle Provinzen, welche die persische Oberherrschaft erkannt hatten, ausgebreitet wurden, ward durch eine natürliche Folge der Vermischung, die nach und nach zwischen den Griechen und Asiaten, Syrern, Medern und Aegyptern stattfinden mußte, auch wegen des Einflusses dieser Vermischung auf die Denkart und den Geist der Zeit wichtig. Die Philosophie der Griechen artete in diesen Ländern nach und nach aus und verlor sich endlich in den Sümpfen der morgenländischen Magie oder Dämonomanie. Alexandria wurde die Schule einer neuen Philosophie, worin die ungleichartigsten Begriffe und Meinungen zusammenflossen, um alle möglichen Ausschweifungen und Unternehmungen der Schwärmerei und des Aberglaubens mehr als jemals zu unterstützen.

VII.

Als endlich die Römer das herrschende Volk in der Welt wurden, blieb nicht nur in den morgenländischen Theilen des ungeheuern Imperii Romani Alles in diesem Stande, sondern die Römer selbst, bei denen die Aufklärung durch Wissenschaften sehr spät angefangen und, sogar unter den Großen, nur auf Wenige sich erstreckt hatte, fanden ungemeinen Geschmack an dem morgenländischen Aberglauben. Schon zu Augustus' Zeiten finden wir Rom und Italien mit syrischen und ägyptischen Landstreichern überschwemmt, die unter dem Namen ägyptischer Priester, Magier, Chaldäer und so weiter diese Geistesschwäche der Römer und Römerinnen sich auf alle mögliche Art zinsbar zu machen wußten.

VIII.

Solchergestalt war denn Alles, was die Römer den Erdkreis nannten, in allen seinen Theilen (mehr oder weniger) mit Abgötterei und Zauberei, Götter- und Feenmärchen, Glauben an übernatürliche Undinge, magische Operationen, Amulete und Talismane, Verwandlungen der Menschen in Thiere, Geistererscheinungen, Glauben an Traumdeuter, Wahrsager, Orakel-

sprüche und an tausend wahnsinnige Arten, die guten und bösen Dämonen sich günstig zu machen, zu versöhnen, zu unterwerfen oder auszutreiben, erfüllt; kurz, die ganze Menschenmasse war mit magisch-religiösem Aberglauben und Wahnwitz angesteckt, als Christus in Palästina auftrat, um den Glauben an einen allgemeinen Vater im Himmel durch seine Lehre und noch mehr durch sein Beispiel zu predigen und die ächte Gottesverehrung, von allem magischen und theurgischen Aberglauben gereinigt, auf Redlichkeit des Herzens, Liebe zu Gott und den Menschen und Ausübung aller moralischen Tugenden zurückzuführen.

IX.

Wenn man von dem Plane der Vorsehung nach dem Erfolg urtheilen darf, so konnte und sollte ein so großes Werk, als die Zerstörung des Reichs der Dämonen und ihrer Priester, das ist mit andern Worten, der Herrschaft des Aberglaubens, der Abgötterei und der Magie über die menschlichen Gemüther, ist, nicht ein Werk weniger Jahre, ja selbst nicht weniger Jahrhunderte sein. Aber was wir gewiß sagen und mit der Geschichte der verflossenen achtzehn Jahrhunderte sattsam beurkunden können, ist, daß diese große Unternehmung, dieses unendlich wohlthätige Werk der Erlösung des menschlichen Geschlechtes von allen Uebeln des Aberglaubens und der Dämonenscheu zwar angefangen, aber gar bald wieder von Denen selbst, die sich nach dem Namen Christus nannten, gehemmet und (aufs Gelindeste zu reden) wegen eines fortdauernden Zusammenflusses schädlicher Gegenwirkungen bis auf diesen Tag nur hier und da im Kleinen und auf eine sehr unvollständige und unvollkommene Weise bewirkt worden ist.[1])

In der That ist es sonderbar genug, wie die Jünger und Anhänger eines Meisters, der die Religion auf die einfachste Vorstellungsart und die reinsten Gesinnungen des Herzens eingeschränkt, kein Lehrformular vorgeschrieben, keinen neuen Gottesdienst eingeführt, kurz, in den wenigen Jahren seines öffentlichen Lebens nichts Angelegneres gehabt hatte, als das

1) Das von hier ab Folgende bis zum Schluß von Abschnitt IX. ist späterer Zusatz Wieland's. — A. d. H.

Reich der Dämonen zu zerstören und dagegen einem Reiche Gottes, dessen Sitz in den Herzen der Menschen ist, auf alle mögliche Weise beförderlich zu sein — es ist sonderbar, sage ich, und mehr als sonderbar, wie die Jünger eines solchen Meisters in so kurzer Zeit, und als ob sie es selbst nicht gewahr worden wären, sich von seinem Sinne und Geiste, von seinen Grundsätzen und von seinem Beispiele so himmelweit entfernen konnten, um in wenigen Jahrhunderten ihm geradezu entgegen zu arbeiten, das Werk, das er angefangen hatte, wieder umzureißen und das Reich des Aberglaubens und Fanatismus, welches er zu zerstören gekommen war, unter andern Namen und Decorationen furchtbarer und der Menschheit verderblicher, als es jemals gewesen war, wiederherzustellen.

Freilich gilt auch hier wieder, was ich oben sagte, da vom Ursprung des religiösen Aberglaubens die Rede war: der Dämon, der dies bewirkte, steckt in unsrer eignen Haut. Aber es ist nicht zu leugnen, daß der Geist der Zeiten August's und seiner Nachfolger jenem unsaubern Geiste zu Ausführung seines Werkes großen Vorschub that.

X.

Unsre eigne Zeit ausgenommen, wird man schwerlich in der ganzen Geschichte einen andern Zeitraum finden, wo zugleich und zum Theil in ebendenselben Ländern neben einem ziemlich hohen Grade von Cultur und Verfeinerung auf der einen Seite, auf der andern mehr Finsterniß in den Köpfen, mehr Schwäche, Leichtgläubigkeit und Hang zu allen Arten von Schwärmerei, mehr Neigung zu geheimen religiösen Verbindungen, Mysterien und Orden, mehr Glauben an unglaubliche Dinge, mehr Leidenschaft für magische Wissenschaften und Operationen selbst unter den obersten Classen des Staats stattgefunden, kurz, wo es allen Gattungen von religiösen Betrügern,*) Gauklern, Taschenspielern und Wundermännern leichter gemacht worden wäre, mit der Schwäche und Einfalt der Leute ihr Spiel zu treiben, als — das erste und zweite **Jahrhundert** der christlichen Zeitrechnung.

*) Ich verstehe unter religiösen Betrügern Solche, denen die Religion zum Deckmantel und zum Werkzeug ihres Betrugs dienen muß.

Die siegreichen Kämpfe eines Lucian und Celsus*) mit diesem Schwindelgeist ihrer Zeit waren nicht hinlänglich, einem Uebel Einhalt zu thun, dessen Wachsthum durch so viele hier nicht zu entwickelnde Umstände und in der Folge vornehmlich durch die neuplatonische Philosophie, — die (mit Polonius im Hamlet zu reden) Methode in den Unsinn brachte, auf alle nur ersinnliche Weise befördert wurde.

XI.

Auch die Christen wurden von dieser schwärmerischen Philosophie bezaubert, da sie ihnen nicht nur mit ihren eigenen Mysterien sehr gut zusammenzustimmen, sondern sogar den Schlüssel dazu zu enthalten schien.

Als endlich ihre Partei nach langen und blutigen Kämpfen mit dem sogenannten Heidenthume die herrschende im römischen Reiche ward und ihre Gegner völlig unterdrückt oder ausgerottet hatte, zeigte sich bald genug, wie wenig die Welt dadurch gebessert war. Der Dämonismus des Heidenthums stieg in einer andern Einkleidung und unter andern Namen wieder aus seiner Asche hervor. Das Licht der Wissenschaften verschwand nach und nach fast gänzlich. Die Mönche traten an die Stelle der schwärmenden Pythagoreer und Platoniker und bemächtigten sich nach ihrem Beispiele sogar der magischen und theurgischen Künste, unter dem Vorwande, sie bewirkten durch die Kraft des wahren Gottes und des Namens Jesu, durch das Zeichen des Kreuzes, durch die Gebeine und andre Reliquien der Märtyrer und so weiter, was die Zauberer und vorgeblichen Theurgen der Heiden durch den Beistand höllischer Geister gewirkt hätten. Die Chroniken und Legenden der vier ersten Jahrhunderte nach Constantin dem Ersten wimmeln von Teufelsaustreibungen, Todtenerweckungen, Erscheinungen von Engeln, Teufeln und armen Seelen; Alles ist voller Wunder, die oft bis zum Lächer-

*) Celsus, ein Freund Lucian's, schrieb ein großes Werk gegen die Magie, dessen Verlust zu bedauern ist, weil sich aus einer Stelle Lucian's schließen läßt, daß vornehmlich auch die Kunststücke, wodurch die angeblichen Adepten der magischen Weisheit die Leichtgläubigen hintergingen, ausführlich darin beschrieben waren. Es ist leicht zu erachten, daß die Herren sich alle Mühe gaben, ein solches Buch zu unterdrücken.

lichen unglaublich und ungereimt sind und von unzähligen heiligen Mönchen und Bischöfen verrichtet worden sein sollen. Die Natur müßte, wenn nur der zwanzigste Theil dieser vorgeblichen Thatsachen wahr wäre, in diesen Zeiten alle ihre Rechte verloren haben und in eine gänzliche Antinomie und Anarchie verfallen gewesen sein.

Nothwendigerweise versank unter solchen Umständen das Volk immer tiefer in einen die Menschheit schändenden Aberglauben. Die althergebrachten Wahnbegriffe der heidnischen Welt vermischten sich auf eine unnatürliche Art mit den reinen Grundbegriffen des Christenthums und brachten die monstrosesten Hirngespenster hervor, welche ohne Untersuchung angenommen und von der Klerisei (aus Ursachen, die ihr und uns wohlbekannt sind) auf alle Weise unterhalten, ja zum Theil zu Dogmen und Glaubenspunkten gestempelt und mit kräftigen Ernulphusflüchen gegen alle Unternehmungen der Vernunft verzäunt wurden.

XII.

Es würde mich zu weit von meinem Wege abführen und ist zu meiner dermaligen Absicht unnöthig, dieses historische Gemälde fortzusetzen und die unermeßlichen Uebel, die sich unter solchen Umständen, theils durch das Bündniß, theils durch den Streit zwischen Kaiserthum und Priesterthum über einen großen Theil des Erdbodens ausbreiteten, auch nur summarisch anzudeuten. Ungeachtet eine ganz wahre und unparteiische historische Darstellung dieses merkwürdigen Zeitraums der Geschichte der Menschheit jetzt, da ich dieses schreibe, noch unter die frommen Wünsche gehört, so sind doch schon die in Jedermanns Händen sich befindenden Werke eines Giannone, Hume, Robertson, Gibbon, Walch, Schmidt und Anderer mehr als zureichend, alles bisher Gesagte überflüssig und zum Theil wol über die Intention der Verfasser zu bestätigen.

Wer aber zu einer ganz lebendigen und anschauenden Erkenntniß des Geistes dieser unseligen Zeiten gelangen wollte, müßte sich freilich zu der fürchterlichen Aufopferung entschließen, die Quellen selbst zu besuchen und unter Andern sich in der Chronik und den Libris Miraculorum des Gregorius

von Tours, in der goldnen Legende des Erzbischofs Jacob de Voragine, in den Actis Sanctorum und in den Geschichtsbüchern der Mönchsorden umzusehen, — wo er genug sehen würde, um vor Erstaunen über die unbegreifliche Unvernunft dieser Zeiten beinahe selbst den Verstand zu verlieren.

Das Einzige, was ich in Beziehung auf meinen dermaligen Hauptgegenstand noch bemerken muß, ist Folgendes.

XIII.

Von jener Zeit an, da die neue Religion die herrschende im ehemaligen römischen Reiche wurde, trat sie nicht nur in alle Rechte der alten ein und wurde die Religion des Staats, folglich von den Gesetzen geschützt und begünstigt, sondern maßte sich noch neuer, bisher unerhörter Rechte an.

Die alte Staatsreligion hatte alle andere, selbst die christliche geduldet; die letztere, oder vielmehr ihre Klerisei (die auch hierin, wie in so vielem Andern, den Geist des Stifters verleugnete, indem sie sich auf den Buchstaben einiger harten Ausdrücke steifte), behauptete ein ausschließendes Recht und duldete in Kurzem keine andere mehr neben sich.

Aber sie ging noch weiter. Nicht zufrieden, jeden andern Glauben, jede andere Religionsmeinungen, Dogmen, Vorstellungs- und Ausdrucksarten über unbegreifliche Gegenstände für irrig erklärt zu haben, belegte sie auch den Irrthum mit Strafen. Sie behandelte die Ueberzeugung als eine Sache, die von unserm Willen abhängt. Wer die Ehrlichkeit hatte, ihren Gründen, wenn sie seinen Verstand nicht überzeugten, dasjenige, was er für Wahrheit erkannte, entgegenzusetzen, wurde als ein vorsätzlich und halsstarrig Irrender zum ewigen und (was noch weit schlimmer war) sogar zum zeitlichen Feuer verurtheilt.

So entstand in den christlichen Ländern eine neue, zuvor nie erhörte Gattung von Verbrechen. Der Bosheit und dem Eigennutz wurde ein neuer Zweig von Denunciationen, dem Despotismus der byzantinischen und abendländischen Tyrannen eine neue Quelle von Confiscationen, neue Mittel, eines Jeden, der ihnen verhaßt oder verdächtig war, loszuwerden, und der Klerisei ein neuer Weg eröffnet, sich das furchtbarste Ansehen und einen fast grenzenlosen Einfluß zu verschaffen.

XIV.

Um jedoch den Schein zu haben, als ob die Dogmen, von deren Glauben nun das zeitliche und ewige Leben der Menschen abhing, auf unwiderleglichen Gründen beruheten und jede Untersuchung aushielten, erfand man eine subtile Art von Dialektik und Terminologie, bei der es ausdrücklich darauf angelegt war, den auffallendsten Absurditäten einen Schein von Möglichkeit zu geben, Widersprüche in eine Art von Zusammenhang zu bringen und dem Menschenverstande den Weg zur Wahrheit so mühselig und unzugangbar zu machen, daß unter Zehntausenden — selbst aus jenen Menschenclassen, deren Stand und Bestimmung im gemeinen Wesen einen hohen Grad von Vernunftsfertigkeit erfordert — kaum Einer sein möchte, der nicht lieber Alles, was man wollte, blindlings glauben, als sich auf einem so peinvollen Wege überzeugen lassen wollte.

Im Grunde war es auch mit diesem neu gebrochenen Ueberzeugungswege auf bloße Täuschung abgesehen; denn nicht nur war er so beschaffen, daß er bei wirklich denkenden Köpfen statt der Ueberzeugung vielmehr Zweifel über Zweifel erregte und sie wider ihren Willen auf neue, den herrschenden widersprechende Meinungen führte, sondern es war auch schon vorher ausgemacht, „daß jede Untersuchung eines Glaubenspunktes oder Dogma's, die ein anderes Resultat als dieses Dogma geben würde, an sich selbst schon irrig, verwerflich und verdammlich, d. i. des elementarischen und höllischen Feuers schuldig sei". Wehe Dem, der sich in diesen armseligen Jahrhunderten seiner Vernunft zu Prüfung dessen, was man ihm zu glauben auferlegte, bedienen und die Orakelsprüche einer Priesterschaft, die sich einer willkürlichen und unumschränkten Herrschaft über den Verstand, ja sogar über die Sinne der Menschen bemächtiget hatte, den nothwendigen Naturgesetzen des menschlichen Denkens zu unterwerfen sich unterstehen wollte! Alle Untersuchung hört auf, wo jeder Zweifel für eine Eingebung des Teufels erklärt wird, die mit Fasten, Beten, Abtödtung des Fleisches und gänzlicher Unterbrechung alles Denkens bekämpft werden muß, und die Vernunft wird zu einem völlig

unbrauchbaren Werkzeug gemacht, sobald uns ihr freier Gebrauch in die dumpfen Kerker der Inquisition und aus diesen auf einen Scheiterhaufen führt.

Ich rufe getrost jedes vernünftige oder vernunftfähige Geschöpf auf dem ganzen Erdboden auf, mir zu leugnen, wenn es kann, daß man auf diese Art und durch solche Mittel und Anstalten jede Religion, wie unsinnig, abscheulich oder lächerlich sie auch immer sein möchte, — von dem unmenschlichen Götzendienste des kanaanitischen Feuergottes Moloch bis zu dem albernen Dienste der Latonenfrösche in Abdera — für die einzig wahre und allein seligmachende ausgeben und als solche der ganzen Welt aufdringen könnte!

Was für einen Namen verdienen also wol Diejenigen, die sich anmaßen oder, wofern ihre Vorfahren einer solchen Anmaßung sich schuldig gemacht hätten, noch ferner darauf bestehen wollen, die einfachste, vernunftmäßigste, wohlthätigste, menschlichste aller Religionen auf einem solchen Wege und durch solche oder ähnliche Verfahrungsarten auszubreiten und zu erhalten?

XV.

Jeder die Wahrheit aufrichtig liebende Leser möge hier einen Augenblick stillstehen und dann die Betrachtungen selbst fortsetzen, auf die ihn das Gesagte natürlicherweise führen muß!

Meine Absicht ist nicht, irgend eine Partei oder Person zu beleidigen. Es wäre höchst unbillig, vernünftig denkenden und besser gesinnten jetzt Lebenden den Wahnsinn und die Missethaten barbarischer Vorfahren zum Vorwurf machen zu wollen. Aber die Zeiten der Unwissenheit sind vorbei; wenigstens kann sich Niemand, der nicht zur Hefe des Pöbels gehört, mehr mit unüberwindlicher Unwissenheit entschuldigen, wenn ihm die Grundwahrheiten, von deren Erkenntniß und Befolgung das Wohl des menschlichen Geschlechts und der bürgerlichen Gesellschaft schlechterdings abhängt, unbekannt sind; denn sie sind, gottlob, seit mehr als funfzig Jahren laut genug gepredigt worden und haben um ein mäßiges Geld in allen Buchläden feil gestanden.

Leuchtet uns aber die Fackel der Vernunft, warum sollten wir lieber im Dunkeln als in ihrem Lichte wandeln wollen?

Fühlen und erkennen wir die Ehre und Würde, Menschen (in der engern Bedeutung dieses Namens*)) zu sein, warum sollten wir nicht wenigstens den Willen haben, Alles von uns zu werfen, was uns verhindert, als ächte Menschen zu empfinden, zu denken und zu handeln?

Sind die Grundsätze, die zu Anfang dieser Schrift in Erinnerung gebracht worden, unumstößliche Grundwahrheiten; ist der freie Gebrauch der Vernunft in Beleuchtung und Untersuchung jeder menschlichen Meinung, jedes menschlichen Glaubens ein unverlierbares Recht der Menschheit, das uns Niemand, ohne das größte aller Verbrechen, das Verbrechen der beleidigten menschlichen Natur,**) zu begehen, rauben kann: wer darf sich vermessen, seinen Bruder in dem Besitz und Gebrauch dieses Rechts zu stören?

Ist kein Mensch unfehlbar; ist Irren und Getäuschtwerden etwas von unsrer Natur überhaupt Unzertrennliches; giebt es eine unendliche Menge von Gegenständen des Wissens sowol als des Glaubens, über die es — vermöge der Grenzen, welche die Natur dem menschlichen Geiste gesetzt hat — unmöglich ist, völlig ins Klare zu kommen: so trage Jeder seine Meinung oder seinen Widerspruch mit seinen Gründen bescheiden und gelassen vor, ohne einen Andern zu verunglimpfen oder zu verspotten, welcher vernünftige Gründe zu haben glaubt, anders zu denken.

Ist die Ueberzeugung des Verstandes vom Willen unabhängig, kann Irrthum also nie als ein Verbrechen gestraft werden, so erkenne man doch endlich einmal, daß es Unsinn und Ungerechtigkeit zugleich ist, Namen, wodurch blos verschiedene Vorstellungsarten, verschiedene Begriffe, Lehrmeinungen und Ueberzeugungen von einander unterschieden werden, zu Schimpfnamen zu machen!

---

*) Nämlich in der, worunter die Halbmenschen, Drittels- und Viertelsmenschen und andre Anthropomorpha nicht begriffen sind.

**) Von welcher alle Majestät der Völker und ihrer Könige entspringt, wenn sie nicht Usurpation und Chimäre sein soll.

XVI.

Es ist etwas den gesunden Menschensinn Empörendes in der noch immer unter den Gelehrten selbst herrschenden Gewohnheit, das Wort Deist oder Theist, welches (so viel ich weiß) einen Menschen bezeichnet, der weder atheistische noch dämonistische Grundsätze hat, so zu behandeln, als ob es eine Makel, die kein Mann von Ehre auf sich sitzen lassen könne, bei sich führe, da doch das Christenthum offenbar den Deismus zur Grundlage hat und die Christianer der ersten Jahrhunderte in ihren Apologien stolz darauf waren, Deisten zu sein.

Die Einwendung, daß man unter dem Worte Deist, in der gewöhnlichen verhaßten Bedeutung, einen solchen Bekenner der natürlichen Religion verstehe, der nicht an die besondern Dogmen der Christen, so wie sie auf gewissen Concilien und in gewissen Symbolen und Formularen festgesetzt worden, glauben kann, — ist ein elender Behelf. Denn gesetzt auch, ein jeder Deist müßte nach seiner Ueberzeugung alle besondern Dogmen der christlichen Parteien verwerfen, so bleibt es an diesen doch immer ungerecht, Haß oder Verachtung auf einen Jeden zu werfen, der nicht Alles glaubt, was sie glauben.

Aber im Grunde verhält sich die Sache ganz anders. Der wahre Deismus ist dem ächten, von allem Magismus und Dämonismus und von allen übrigen Schlacken der barbarischen Jahrhunderte gereinigten Christenthum sehr nahe; und wenn ein Deist aus allen Religionsparteien auf dem Erdboden eine, zu welcher er sich halten sollte, zu wählen hätte, so würde er (vorausgesetzt, daß er in seinem Bekenntniß aufrichtig und also ein redlicher Freund der Wahrheit und Tugend ist) gewiß unter derjenigen christlichen Partei zu leben wünschen, deren Grundsätze, Dogmen und Verfassungen den Grundlehren und Gesinnungen Christi am Nächsten kommen und von falschen Zusätzen und Schlacken am Reinsten sind.

Was könnten nun diese Christen für einen billigen Grund haben, ihn von ihrer äußerlichen Gemeinschaft auszuschließen? Wenn sie wirklich überzeugt sind, daß der Glaube, der ihm noch fehlt, zu seinem ewigen Wohl nöthig sei, ist es nicht Pflicht, ihm die Gelegenheit dazu nicht zu versagen? Kann

er nicht vielleicht durch Zeit, liebreiche Belehrung und gutes Beispiel bei ihnen das erhalten, was ihm noch abgeht, um in allen Stücken wie sie zu glauben? — falls es ihnen doch ja so wichtig scheint, daß Jedermann in allen Stücken glaube wie sie.

Wenn aber nun vollends der Deist mitten unter ihnen geboren wurde; wenn er in dem Staate, worin dermalen ihr Glaubenssymbol das herrschende ist, zu bürgerlichen Rechten und Vortheilen geboren wurde: mit welcher Billigkeit kann er blos deswegen seiner Geburtsrechte verlustig erklärt werden, „weil es seiner Vernunft ebenso physisch unmöglich ist, gewisse Sätze, die ihr falsch scheinen, für wahr zu halten, als es ihm unmöglich ist, in der Luft zu gehen oder im Feuer zu leben?“ — Und ist es nicht schändlich, wenn sie ihn um einer solchen Ursache willen zu der Wahl nöthigen, entweder ein Lügner und Heuchler zu sein oder sich selbst aus seinem Vaterlande zu verbannen und ins Elend zu gehen?

XVII.

Ich kann nicht umhin, da die Folge meiner Gedanken mich auf diesen Punkt gebracht hat, meinem herzlichen Ekel vor dem Mißbrauch, der in unsern Tagen mit dem Worte Duldung oder Toleranz und (was noch ärger ist) mit der Sache selbst getrieben wird, ein Wenig Luft zu machen.

Was nennet man dulden? — Menschen werden doch wol, so lange kein anderes Verhältniß und kein anderer Name sie von den Pflichten der Menschlichkeit loszählen kann, einander auf dem Erdboden dulden wollen? Wer darf sich unterstehen, das Gegentheil zu lehren, wenngleich in der Ausübung das Gegentheil leider alle Tage zum Vorschein kommt?

Ist es aber nicht häßlich, das, was alle Menschen einander als Menschen schlechterdings schuldig sind, — nämlich einander so zu behandeln, wie Jeder von den Andern behandelt zu werden wünscht — mit einem so elenden Wort als dulden zu verkleinern und beinahe auf nichts herabzusetzen?

Welche mehr als kindische Inconsequenz! Wir sehen es für eine hohe Pflicht an, in tausend unbedeutenden Dingen gefällig und zuvorkommend gegen einander zu sein, und

in Angelegenheiten, wo es auf Ueberzeugung, Gewissen, Gemüthsruhe und Rechtschaffenheit ankommt, maßen wir uns ein Recht an, über Andere zu tyrannisiren? Ich kann von einem Jeden fordern, daß er mich auf der Straße ungestört meines Weges gehen lasse, und ich soll es für eine Gnade halten, wenn Ihr duldet, daß ich von überirdischen Dingen anders denke, wähne oder träume als Ihr, ungeachtet Ihr selbst um nichts dadurch gebessert seid, ob ich so oder anders über diese Dinge träume?

Narren und böse Leute sind von Natur intolerant. Jene können nicht leiden, daß man anders denke als sie; diese möchten wo möglich die ganze Welt nöthigen, zu thun und zu leiden, was sie wollen. Hätten diese zwei Gattungen von Menschen immer den Meister auf dem Erdboden gespielt, so würde er schon lange eine ungeheure Wildniß und Wüste sein. Zum Glücke wird die Welt im Ganzen (wie wenig es auch im Besondern das Ansehen hat) von den Klügern und Bessern regiert, und der Weise, duldet die Thoren, weil er weise, die Schwachen, weil er stark, die Bösen, weil er gut ist.

Und so kommen wir denn, wenn die Rede von den großen Uebeln ist, die das Menschengeschlecht drücken, immer wieder auf die Wahrheit aller Wahrheiten zurück: den Menschen kann nicht geholfen werden, wenn sie nicht bessere Menschen werden; sie können nie besser werden, wenn sie nicht weiser werden; aber sie können nie weiser werden, wenn sie nicht über Alles, wovon ihr Wohl oder Weh abhängt, richtig denken; und sie werden nie richtig denken lernen, so lange sie nicht frei denken dürfen, oder, welches einerlei ist, so lange die Vernunft nicht in alle ihre Rechte eingesetzt ist und Alles, was in ihrem Lichte nicht bestehen kann, verschwinden muß.

XVIII.

Tausende, die im Leben gegen diese Grundsätze handeln, werden, wenn sie dieses gelesen haben, sich selbst die Wahrheit derselben eingestehen. Unglücklicherweise hängt es nicht immer von ihrem guten Willen ab, auch nach ihnen zu handeln.

Die Anwendung der klarsten Resultate, der einfachsten, unleugbarsten Wahrheiten wird unter gegebenen Umständen und durch den Einfluß einer Menge entgegenwirkender Kräfte oft zu einer unendlich verwickelten und vielleicht unauflöslichen Aufgabe.

Der prachtvolle Kerker, worin die Vernunft von der größern Hälfte Europens noch immer gefangen gehalten wird, ist das Werk einer großen Kunst und vieler Jahrhunderte. Tausend nicht gemeine Köpfe und Millionen rüstiger Hände haben daran gebaut, und er ist auf den Felsen des Ansehens und Vortheils der Priesterschaft so fest gegründet und durch so viele Flügel und Nebengebäude mit einem andern Zauberthurme, worin die Freiheit in Fesseln schmachtet, so künstlich verbunden worden, daß es beinahe ungereimt wäre, die Erlösung dieser gefangenen Prinzessinnen für möglich zu halten, geschweige unternehmen zu wollen.

Das Schicksal kann freilich mit der Zeit große Revolutionen herbeiführen,*) wodurch der gegenwärtige Zustand der Welt eine gewaltige Veränderung erleiden würde, aber wenn die Weltverbesserung, auf die ein menschenfreundlicher Träumer unsre Nachkommen auf das Jahr 2440 vertröstet, blos durch Aufklärung bewirkt werden sollte, so ist sehr zu besorgen, daß er ihre Epoche noch um einige Jahrhunderte zu früh gestellt hat.

Möchte ich doch mit dieser übel weissagenden Ahnung schon vor meinen Enkeln zu Schanden werden! Aber das treuherzige Geständniß der Ovidischen Medea:

— Video meliora proboque,
Deteriora sequor —

wird so lange wahr sein, als Menschen — Menschen bleiben; und so lange die Deteriora mit großen, glänzenden und auf der Wage des Eigennutzes unendlich überziehenden Vortheilen verbunden sind, wird es auch der rechte Schlüssel zu tausend Ereignissen und Handlungen sein, die den Verstand des einsamen, aus der wirklichen Welt in sein idealisches Dschinnistan zurückgezogenen Philosophen überraschen und seine übel berechneten Erwartungen täuschen.

---

*) Dieses wurde ein Jahr vor dem Ausbruche der französischen Revolution geschrieben, von deren Nähe sich der Verfasser damals wenig träumen ließ.

XIX.

Wie sehr hätte ich gewünscht, in diesem traulichen Monolog über Gegenstände, woran viel gelegen ist, mit dem ganzen edlern und bessern Theile unsrer Nation, blos als Mensch zu Menschen, Weltbürger zu Weltbürgern und deutscher Mann zu deutschen Männern, ohne Rücksicht auf Verschiedenheit der Religionsparteien, sprechen zu können! Und dies um so mehr, da mein Widerwille gegen allen Sectengeist, meine Neigung und Fähigkeit (als Einer, der ohne Vorurtheile und Interesse in Allem diesem ist), gegen jede Partei gerecht zu sein, und meine Wohlgesinntheit für das gemeine Beste meines Volks und der Menschheit überhaupt Vielen unter ihnen längst bekannt und ohne Zweifel die Ursache ist, warum mein wohlmeinendes Radotage über die pia desideria aller gutdenkenden Menschen mit so vieler Nachsicht angehört wird.

Aber was hälf' es, etwas Unmögliches wünschen zu wollen? Ich sehe nur allzu wohl ein, daß ich auf die Hoffnung, mit dem, was ich theils schon gesagt, theils noch zu sagen habe, bei beiden christlichen Hauptparteien Eingang zu finden, gänzlich Verzicht thun und mir einbilden muß, als ob ich nur diejenige, zu der ich (mehr aus freier Wahl als durch nöthigende Verhältnisse) selbst gehöre, zu Vertrauten meiner Gedanken gemacht hätte.

Nur dies Wenige — weil doch diese gute Gelegenheit dazu da ist und so bald nicht wiederkommen möchte — sei mir erlaubt in Rücksicht auf eine von allen aufgeklärten Patrioten und Christen allgemein für nöthig erkannte Verbesserung laut — für mich zu sagen.

XX.

Ich wünsche allen Menschen, und also auch Sr. Päpstlichen Heiligkeit Pius VI. und allen seinen rechtmäßigen Nachfolgern auf dem heiligen Stuhle zu Rom (den ich, wenn er auch nicht der Stuhl des heiligen Peter's sein sollte, noch immer für einen sehr respectabeln Stuhl halte) Gnade von Gott und alles Gute in dieser und jener Welt — und hoffe also, es werde mir nicht für einen heimlichen Groll gegen Se. Päpstliche Heiligkeit oder für bösen Willen gegen die Gebeine der hh.

Apostel Peter und Paul ausgedeutet werden, wenn ich es als eine physische Möglichkeit annehme, daß über lang oder kurz die ganze Stadt Rom, mit der Basilika zu Sanct Johann im Lateran, der Peterskirche, dem großen Obelisk, dem Vatican, dem Campidoglio, der Engelsburg, der Maria rotonda und allen ihren übrigen unzähligen Herrlichkeiten bei irgend einem schrecklichen Erdbeben von der Erde dergestalt verschlungen werden könnte, daß ihre Stätte nicht mehr gefunden würde.

Wie sehr mir auch das Heil der Welt am Herzen liegt, so gestehe ich doch aufrichtig, daß es mich unendlich schwer ankommen würde, für den Untergang der Stadt Rom zu beten, und wenn er gleich die einzige Bedingung desselben wäre. Fern sei es also von mir, auch nur den leisesten Traum vom bloßen Schatten eines solchen Wunsches jemals in meiner Seele aufkommen zu lassen!

Aber gesetzt nun (welches alle Schutzgeister der Künste und Alterthümer verhüten wollen!), gesetzt, weil es doch physisch möglich ist, der schreckliche Fall hätte sich nun wirklich ereignet, — Rom wäre von der Erde verschlungen oder (ohne Vergleichung) wie Sodom und Gomorrha in eine Art von Todtem Meer verwandelt worden: was für Maßregeln könnte und würde die katholische Kirche wahrscheinlicherweise dann wol zu ergreifen haben?

Mit der Stadt Rom wären alsdann auch, wie gesagt, die Kathedra Petri und der magische Fischerring (der nach dem weltbekannten Siegelring Salomon's unstreitig der erste Ring in der Welt ist), die berühmten Schenkungen Constantin's, Pipin's und Karl's des Großen, die Decretalen Isidor's des Sünders, die dreifache Krone der überirdischen, irdischen und unterirdischen Gewalt, die vier heiligen Jubelpforten, die Dataria und Rota und die Wollenweberei und Agnus-Dei-Fabrik der guten Nonnen von Sanct Agnes aus der Welt verschwunden. Und wenn es nun einmal so wäre, sollte darüber wol ein großes Wehklagen unter den Völkern der Erde entstehen? Hätten die übrigen Bischöfe und Prälaten der katholischen Christenheit wol große Ursache, ihre Kleider zu zerreißen und Asche auf ihre Häupter zu streuen? Sollten und müßten sie nun wol nichts Angelegners haben, als mit vereinigten Kräften so bald als möglich ein neues Rom und einen neuen Nachfolger des heiligen Peter's

auf dem Stuhle, worauf Dieser nie gesessen, zu erwählen? Würden sie nicht vielmehr — ich rede menschlich, aber hoffentlich nicht thöricht — große Ursache haben, sich dieser Fügung des Himmels in Geduld zu unterwerfen und, Alles wohl überlegt, sich am Ende dankbarlich gefallen lassen, durch diesen unverhofften Zufall alles fernern Kampfes für ihre Rechte überhoben und in die Freiheit gesetzt zu sein, die ihnen vermöge der ältesten Kirchenverfassung zukommt?

Aber (höre ich sagen) was würde da aus dem für so nothwendig geachteten Mittelpunkt der Einheit werden? — Wie? Haftet denn dieser Vereinigungspunkt nothwendig an einer einzelnen Person? oder an einem gewissen Stuhle? oder gerade an diesem? Ist der christliche Name und das apostolische Symbolum nicht Vereinigungspunkt genug? Und wenn kein Rom mehr wäre, dessen despotischer Geist bei der möglichsten Einförmigkeit seiner Unterthanen einzig interessirt ist: wem wäre dann an einer der ganzen Natur unbekannten und nur durch unnatürliche Gewalt zu erzwingenden Einförmigkeit länger gelegen? Kann Eintracht und Ordnung nicht sehr wohl mit Mannichfaltigkeit bestehen? Entspringt Harmonie nicht aus Mannichfaltigkeit mit Ordnung? und ist Harmonie nicht schöner als Monotonie?

Doch sehen wir lieber, ohne uns länger bei einem Einwurf, der doch am Ende von selbst wegfallen würde, aufzuhalten, was aller Wahrscheinlichkeit nach die Folgen dieses großen Falles sein würden.

Wenn kein Papst mehr ist, so hört natürlicherweise das päpstliche System mit allen seinen Zuthaten und Auswüchsen von selbst auf. Die Schafe Christi befinden sich nun wieder unter der Aufsicht ihrer Hirten und Oberhirten in der nämlichen Verfassung, worin sie im vierten und fünften Jahrhundert waren, und es wird dann blos an den Hirten liegen, sie (mit dem Psalmisten zu reden) auf grünen Auen zu weiden, zu frischen Wasserbächen zu führen und an keinem Guten Mangel leiden zu lassen.

Sie haben kein ungewisses Ansehen, keine chimärischen Rechte, keine Ansprüche, die von jeder Untersuchung erschüttert werden, weil sie blos auf Unwissenheit, Aberglauben und Furcht vor Ernulphusflüchen und Scheiterhaufen gegründet sind. Was könnte sie also bewegen, das Licht zu hassen, welches sie nicht

zu scheuen haben? die Vernunft in Fesseln zu halten, die auf ihrer Seite ist? der Aufklärung zu widerstehen, die eben dadurch, daß sie „die Hauptfestung der christlichen Religion mit Aufopferung der unhaltbaren Außenwerke gegen alle Angriffe der Vernunft sichert“, ihrem Ansehen und ihren Rechten unerschütterliche Festigkeit giebt?

Sie haben nichts durch den Aberglauben, nichts durch die Vermischung des reinen Christenthums mit magischem und dämonistischem Unrath, nichts durch wunderthätige Bilder, Teufelsbannerei, fromme Geistermärchen und dergleichen Albernheiten zu gewinnen, und sie denken zu edel und gut, um sich jemals zu Erben der römischen Ablaßkrämerei, Jubeljahre, Apotheosen aberwitziger Mönche und mondsüchtiger Nonnen, talismanischer Amulete, Lorettenbilderchen, Kerzchen und Glöckchen und anderer solcher verächtlicher Finanzzweige machen zu wollen. Kurz, es wäre (in dem vorausgesetzten Falle) kein Grund zu erdenken, warum sie nicht zu Abstellung jedes erweislichen Mißbrauchs und zu Beförderung jeder erweislichen Verbesserung mit Freuden die Hände bieten und die Ersten sein sollten, den oben bemeldeten Kerker zu öffnen, um die gefangene Vernunft — sie, die uns allein einer wahren Religion fähig macht — auf ewig in Freiheit zu setzen und dadurch neben tausend andern wohlthätigen Folgen auch der einzig dankbaren, einzig zu wünschenden Art von Vereinigung aller christlichen Gemeinen den Weg zu bahnen.

Ich bitte nur noch um eine kleine Geduld, und ich habe — ausgeträumt.

XXI.

Es giebt Dinge, die ihrer Natur nach dergestalt von unserer Willkür abhangen, daß sie sind oder nicht sind, sobald es uns beliebt, daß sie sein oder nicht sein sollen.

Man erlaube mir, dieses durch ein bekanntes Beispiel zu erläutern.

Als Sanct Paul nach Ephesus kam,*) befand sich unter andern daselbst ein Tempel, der unter die Wunder der Welt

*) Geschichte der Apostel, Cap. 19.

gerechnet wurde, und in diesem Tempel ein kleines, wohlberäuchertes Bildchen von Eben- oder Rebenholz,*) das man die große Diana der Ephesier nannte und weit und breit in ganz Asien als ein wunderthätiges Bild göttlich verehrte.

Sanct Paul — der sich bekanntermaßen seiner Vernunft gegen den Aberglauben der Heiden mit großer Freiheit zu bedienen pflegte, ohne sich darum zu bekümmern, daß die armen Leute ihren Wahnglauben für den wahren Glauben hielten — Sanct Paul also nahm sich die Freiheit, einigen Ephesiern zu sagen, „Bilder, die von Händen gemacht wären, könnten nicht Götter sein," — und es fehlte nicht an Leuten, denen dieses Raisonnement sehr einleuchtend vorkam.

Nun befand sich aber ein gewisser Demetrius in dieser Stadt, dem sehr viel daran gelegen war, daß die große Diana der Ephesier noch fernerhin eine Göttin bliebe; denn er hatte eine Fabrik von kleinen silbernen Dianentempelchen, die von den Fremden, wovon es in dieser Hauptstadt Asiens beständig wimmelte, gekauft zu werden pflegten; und diese Fabrik ging so stark, daß das ganze ehrsame Goldschmiedshandwerk zu Ephesus in Arbeit und Verdienst dadurch gesetzt wurde.

Demetrius versammelte also alle seine Arbeiter und stellte ihnen die Gefahr vor, worein ihre Fabrik durch Sanct Paul's Vernunftschlüsse gerathen wäre. „Es will," sagte er, „nicht allein mit unserm Handel dahin gerathen, daß er nicht gelte, sondern auch der Tempel der großen Göttin Diana wird für nichts geachtet,**) und wird dazu ihre Majestät untergehen, welcher doch ganz Asia und der Weltkreis Gottesdienst erzeigt."***)

Man begreift, warum die Majestät der großen Göttin Diana dem frommen Manne so sehr am Herzen lag, und Niemand wird sich darüber wundern, daß diese Goldschmieds-Synode sich damit endigte, daß sie Alle voll Zorns wurden und aufschrieen: „Groß ist die Diana der Ephesier!"

In Kurzem brachten sie die ganze Stadt in Aufruhr. Das

---

*) So sagt Plinius, L. XVI. c. 40, und die Einwendung, die der Graf Caylus in seiner Abhandlung vom Tempel zu Ephesus dagegen macht, ist (im Vorbeigehen zu sagen) von keiner Erheblichkeit.

**) Dies war, mit Erlaubniß, eine falsche Consequenz. Der Tempel der Diana blieb immer ein herrliches Meisterstück der Baukunst und wurde von Sanct Paul und aller Welt dafür geachtet, Diana mochte eine Göttin sein oder nicht.

***) S. Apostelgesch. 19, 27.

Volk stürmte dem Amphitheater zu, das Getümmel nahm überhand, und als die Leute endlich hörten, warum es zu thun sei, schrie der Pöbel zwei Stunden lang an Einem fort: „Groß ist die Diana der Ephesier!" bis endlich der Kanzler durch eine sehr verständige und eines Erzkanzlers von Germanien würdige Rede das Volk wieder beruhigte und nach Hause schickte.

Ich kenne kein besseres Beispiel, meinen obigen Satz ins Licht zu setzen, als dieses. Die hölzerne Diana der Ephesier war eine Göttin oder war keine Göttin, je nachdem die Ephesier wollten. Und warum dies? Weil sie wirklich, Scherz bei Seite, nur ein hölzernes Bild von einer kleinen, häßlichen, viel gebrüsteten Zigeunerin und also keine Göttin war. Indessen, so lange sie dafür gehalten wurde, war es in gewissen Stücken ebenso, als ob sie es wirklich gewesen wäre.

Wir wollen billig sein. — Die Asiarchen, die Häupter der Stadt Ephesus, der Kanzler und Ihresgleichen wußten ohne Zweifel so gut als wir, was an der Sache war; indessen hatten sich die Ephesier von alten Zeiten her eine Ehre daraus gemacht, die Neokoren*) der großen Diana zu heißen, und ihr prächtiger Tempel verschaffte der Stadt Ansehen und einen einträglichen Zulauf von vielen Fremden; sie hatten also politische und cameralistische Gründe, als etwas Unwidersprechliches (wie sich der Herr Kanzler von Ephesus ausdrückt**)) anzunehmen, nicht, daß ihre Diana wirklich eine Göttin sei, aber „daß die Stadt Ephesus die Pflegerin der großen Diana und des vom Himmel gefallnen Bildes***) sei." —

*) Das Wort Neokoros bedeutete bei den Griechen ursprünglich einen Tempelkehrer, oder was wir einen Küster nennen. In der Folge machten sich ansehnliche Städte eine Ehre daraus, die Neokoren oder Küster ihrer Schutzgötter, denen sie einen Tempel unter sich erbauet hatten, zu heißen; und unter den römischen Cäsarn bewarb man sich in die Wette um die Ehre des Neokorats der Kaiser, denen in den Provinzen schon bei ihrem Leben eine Art von göttlicher Ehre erwiesen wurde. Luther übersetzt dies Wort in der angezogenen Stelle ganz schicklich durch Pflegerin; denn in dem Sinne, worin es von ganzen Städten gebraucht wurde, führte es die Begriffe von Patron und Schirmherr bei sich. Die Ephesier nannten sich auf allen ihren Münzen die Neokoren der Artemis und waren um so stolzer auf diesen Titel, weil ihr damaliger Dianentempel gewissermaßen ein gemeinschaftlicher Tempel des ganzen Asien war, das zu seiner Erbauung beigetragen hatte.

**) Apostelgeschichte, Cap. 19, V. 35. 36.

***) Aus dieser Stelle, die durch ein von Jos. Scaliger in seinem Commentar über Eusebii Chronikon angeführtes griechisches Epigramm bestätiget wird, erhellet, daß es ein gemeiner Glaube war, das Bild der Ephesischen Diana sei vom Himmel gefallen.

Bei dem gemeinen Volke war die Gottheit ihrer Diana, an deren Verehrung sie von Kindesbeinen an gewöhnt worden waren, eine ausgemachte Sache, und es fiel ihnen so wenig ein, sich Einwürfe gegen diesen Glauben zu machen, als dem Volke zu Loretto, zu zweifeln, daß ihre Santa Casa durch eine Gruppe von Engeln von Nazareth nach Loretto getragen worden sei.

Aber die Goldschmiede hatten ein ganz anderes Interesse, Bekenner und Verfechter der Gottheit der Diana zu sein; und sie hätten im Herzen nicht mehr daran glauben können als Cicero an sein Augurat, ohne daß sie, so lange ihre Tempelchen gekauft und gut bezahlt wurden, weniger laut zusammen geschrieen hätten: „Groß ist die Diana der Ephesier!“

Setzen wir nun aber den Fall, die Regenten der Stadt Ephesus hätten einen sehr großen und dringenden Beweggrund (den sie freilich nicht hatten) gehabt, daß ihre Diana keine Göttin mehr sein sollte, was würden sie wol gethan haben?

Die Unternehmung wäre allerdings großen Schwierigkeiten unterworfen gewesen; aber mit Zeit und Geduld sind schon schwerere Dinge zu Stande gekommen. Vermuthlich hätten sie vor allen Dingen den Goldschmieden eine andere einträgliche Arbeit gegeben. — Sanct Paul und seine Gehilfen auf der einen, die Philosophen, die Luciane und Ihresgleichen auf der andern Seite hätten alsdann freie Erlaubniß erhalten, über die Sache zu raisonniren und am Ende auch (nur mit Witz und Urbanität) zu scherzen, so viel ihnen beliebt hätte, und das Volk, das mit allen seinen Fehlern und Unarten doch mehr Menschenverstand hat, als man ihm zutraut, würde unvermerkt so umgestimmt worden sein, daß es ganz gelassen eine Anstalt nach der andern hätte machen sehen, um die Weissagung des ehrlichen Demetrius in Erfüllung zu bringen.

XXII.

Ich hoffe, man wird es mir nicht als einen Mangel an Ehrerbietung gegen gekrönte Häupter ausdeuten, wenn ich sage, daß gewisse Meinungen, die seit den Zeiten Papst Gregor's des Siebenten nach und nach von Mönchen, Jesuiten

und andern Clienten des römischen Hofes ausgebrütet worden sind und durch die erstaunlichen Prätensionen des besagten Hofes eine Art von Scheinbarkeit erhalten haben — z. B. daß ein jeweiliger Papst Gott auf Erden oder wenigstens ein Mittelwesen zwischen Gott und Mensch sei, daß er alle Gewalt im Himmel und auf Erden habe,*) daß er Unrecht zu Recht machen könne, daß er über alle Gesetze sei, Könige ab- und einsetzen könne, und was dergleichen propositiones male sonantes [1]) mehr sind, — daß, sage ich, diese und ähnliche Meinungen, ebenso wie die Gottheit der Diana, von unserm Belieben, sie zu glauben oder nicht zu glauben, abhangen.

Sanct Paul würde unfehlbar aus dem ganz simpeln Grunde — „ein Mensch wie wir andern könne so wenig als ein hölzernes Bild ein Gott oder Halbgott sein" — sich für das Nichtglauben entschieden haben.

Wir stoßen also, wenn ich so sagen darf, gleichsam mit der Nase auf die Auflösung des großen Problems, das von Vielen für so schwer als die Verfertigung des Steins der

---

*) Die im Himmel wollten wir ihm gern unbestritten lassen, wenn er nur auf seine Allgewalt über das kleine Erdkügelchen, worauf wir wohnen, Verzicht thun wollte; ein Opfer, das in Vergleichung mit der Gewalt im Himmel, die ihm bliebe, so unbedeutend ist, daß man sich beinahe schämen muß, davon zu reden.

1) —Merkwürdig ist in dieser Beziehung das an den Jesuiten Sanfelice, seinen Gegner, gerichtete, [von Wieland in einer Anmerkung zu dieser Stelle citirte] Glaubensbekenntniß des oben erwähnten Giannone, welches aus seinen hinterlassenen Schriften im October- und Novemberstück des Teutschen Merkur's vom Jahr 1784 in einer Uebersetzung geliefert, und woraus alles hier von Wieland Aufgeführte entlehnt ist. Von dem Uebrigen, was hier nur angedeutet worden, heben wir nur Weniges noch aus: „VII. Daher trage ich nicht das geringste Bedenken mehr, mit Baldus zu sagen, daß der Papst ein Gott auf Erden ist; mit Decius und Felinus, daß der Papst und Christus ein Consistorium mit einander ausmachen; mit dem Abt, daß der Papst als Gott thut, was er thut, nicht als Mensch; mit dem Cardinal Parisius, daß der Papst ein göttliches Wesen ist unter einer sichtbaren Gestalt; mit Baldus, daß der Papst die Ursache aller Ursachen ist, weshalb man seine Gewalt nicht untersuchen darf, denn von der ersten Ursache läßt sich keine weitere Ursache angeben; endlich mit allen Decretisten, daß es ein Gottesraub ist, an der Gewalt des Papstes zu zweifeln. VIII. Darum habe ich keine Ursache mehr, daran zu zweifeln, daß er das Böse in Gutes, das Unrecht in Gerechtigkeit, Laster in Tugend, das Viereck in einen Zirkel und den Zirkel in ein Viereck verwandeln könne, kurz, daß er über alle Gesetze, über alle natürliche und apostolische Rechte hinausgesetzt sei. Ich bekenne mit der Glossa des Gratianus, daß der Papst wider das natürliche und apostolische Recht dispensiren kann; mit Ludwig Gomez, daß er aus Ungerechtigkeit Gerechtigkeit machen kann; mit Baldus, daß der Papst Alles und über Alles ist und wider alles Recht Alles vermag; mit Dem von Ostia, daß er Vierecke und Zirkel mit ein-

Weisen gehalten wird; und ich brauche es kaum zu sagen, daß der römische Bischof weder mehr noch weniger als der Erste unter den abendländischen Bischöfen, seinen Brüdern, sein würde, sobald man für gut fände, sich über diesen Punkt lediglich an erwiesene Facta, alte Urkunden, gesunde Vernunft und Natur der Sache zu halten.

Und damit wäre vielleicht viel gewonnen! Denn so könnte alles Gute, was eine ziemlich natürliche Folge eines plötzlichen Untergangs der Stadt Rom wäre, erhalten werden, ohne daß man es eben mit dem Umsturz des Vatican's, der Peterskirche, des Museum Clementinum, der Villa Borghese u. s. w. so übermäßig theuer erkaufen müßte. Man dürfte sich nur entschließen, in Allem gerade so zu verfahren, als ob das Unglück geschehen wäre, so würde sehr wahrscheinlicherweise auch Alles so erfolgen und beinahe ebenso leicht, wenn auch etwas langsamer, in seine alte und natürliche Ordnung kommen.

Ein Erdbeben würde freilich schneller wirken und eine Menge Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten auf einmal appla-

---

ander verwechseln kann. Darum ist es keine Lästerung, was der Cardinal Lorenz Pucci beständig im Munde zu haben pflegte: daß dem Papste Alles wohl anstehe und Alles erlaubt sei, so ungerecht es auch sein möchte. — X. Wenn es sich fügte, daß der Kaiser der päpstlichen Tafel beiwohnte, so würde er zur rechten Hand des Papstes an einem besondern Tische auf einer kleinen Bank, Könige aber unter den Cardinälen sitzen, dergestalt, daß ein Cardinal den ersten Platz einnähme und hernach die Könige und Cardinäle wechselsweise folgten. Der Kaiser oder ein König würden dem Papste das Wasser bringen, seine Hände zu waschen, und hernach auch die Ehre haben, die erste Schüssel auf die Tafel desselben zu tragen. Die Söhne und Brüder des Kaisers und der Könige sind zur Bedienung der päpstlichen Tafel bis ans Ende bestimmt. Wenn ich in meiner Geschichte diese große Idee vom Papste nicht geäußert habe, so bitte ich um Vergebung." — Nachdem Giannone sich hierauf auch über die Mönchsorden erklärt hat, sagt er von den Jesuiten: „Ihr öffnet nicht, wie die Mönche, heilige Boutiquen, Euch zu bereichern. Eure Moral überhebt Euch dieser Mühe. Doch unterlasset auch Ihr nicht, gewisse Andächteleien als untrügliche Mittel wider die ewige Verdammniß auszuposaunen! Hiezu gehört Eure Lehre, es sei unmöglich, daß ein Verehrer der Mutter Gottes verdammt werde. Denn, so sagt mir P. Franz Mendoza, ob er gleich der Sünde unterworfen ist, so wird sie ihm dennoch so viele Gnade bei ihrem göttlichen Sohne auswirken, daß er nicht in den Sünden beharre. Ich armer Sünder unterschreibe gern diese Meinung. Meine Leidenschaften mögen mich so weit vom Wege der Tugend ableiten, als sie wollen, ich bin sicher, daß ich endlich in den Hafen der ewigen Seligkeit zurückkehren werde. — Dieses und Alles, was Sie, lieber Pater, und die päpstliche Kirche mir nur immer zu glauben befehlen können, glaube ich als untrügliche Wahrheit und schließe mein Glaubensbekenntniß mit der Betheurung, daß ich nichts Anderes verlange, als daß uns Alle ein Geist und ein Herz belebe." — (Anmerkung von Gruber in seiner Ausg. von W.'s Werken.)

niren, so wie ehemals die Gothen, da sie unter dem heillosen Kaiser Gallienus den Tempel der Diana von Ephesus verbrannten und zerstörten, ihrer Gottheit auf einmal ein Ende machten; aber ich gestehe, daß ich diese heroischen Mittel nicht liebe, und ich möchte der Vernunft zu Ehren wünschen, daß eine so glückliche Veränderung vielmehr ihr Werk als die blinde Wirkung empörter Elemente sein möchte.

Im Grunde würde es auch in mehr als einer Rücksicht besser sein. Man erinnert sich vermuthlich, was für ein höchst ehrwürdiger und liebenswürdiger Mann der Papst Pius der Sechsundzwanzigste (oder wie er heißt) im Jahre 2440 sein wird — wie so ganz und gar er der Gegenfüßer eines Gregor's des Siebenten, eines Johann's des Zwölften und Zweiundzwanzigsten, eines Clemens des Fünften, Alexander's des Sechsten, Julius des Zweiten, Leo des Zehnten u. s. w. — kurz, der größten Zahl seiner Vorfahrer ist — und wie vollkommen dieser vortreffliche Pontifex Maximus durch seine Aufklärung, Weisheit, Güte, Bescheidenheit und Uneigennützigkeit der hohen Würde eines ersten Priesters und allgemeinen Vaters der Christenheit Ehre macht. — Dazu könnte es nun mittelst meines demüthigen Vorschlags noch vor dem Jahre 2440 kommen; und wie ersprießlich für die Kirche und die Welt wäre nicht eine solche Verwandlung! Ihre heilsamen Folgen sind so wichtig und ausgebreitet, daß ein Freund der Menschheit sich kaum erwehren kann, ungeduldig darüber zu werden, wenn die Maulwurfshügel, die ihr im Wege stehen, noch immer für unersteigliche Berge angesehen werden.

In der That sehe ich nur einen erheblichen Einwurf, der gegen das obige Mittel, diese wünschenswürdige Revolution zu beschleunigen, gemacht werden könnte — nämlich: „daß dadurch die mannichfaltigen Besteurungen und Tribute wegfallen dürften, welche die Nachfolger Hildebrand's (denn Sanct Peter hatte und begehrte weder Silber noch Gold) von dem blinden Glauben, dem blinden Gehorsam und allen übrigen blinden Sünden der Ultramontaner bisher gezogen haben." Allein da es bei mehrbesagtem Vorschlage nicht darauf abgesehen ist, die Fürsten der Kirche ihrer rechtmäßigen und wohlerworbenen Temporalien berauben zu wollen, so blieben dem Administrator des Kirchenstaates bei einer besser eingerichteten Wirthschaft auch ohne jene fremden Zuflüsse noch immer

Einkünfte genug übrig, seine erhabene Würde mit Anstand zu behaupten und die Peterskirche nebst den übrigen sechs Basiliken zu Rom in baulichen Ehren zu erhalten.

Falls nicht etwa die heimlichen und öffentlichen Verschwörungen, die unter allerlei Namen, Anstalten und Vorspiegelungen gegen die gesunde Vernunft gemacht werden, uns unversehens wieder in die Barbarei und Finsterniß der Hildebrandischen Zeiten zurückwerfen sollten: so ist zu hoffen, daß mit zunehmendem Tage die Augen und, so Gott will, auch die Hände und Füße sich immer mehr stärken werden; und so könnte denn wol am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts Manches zur Wirklichkeit gediehen sein, was man am Schlusse des achtzehnten mit dem gelindesten Namen — Träume eines radotirenden Weltbürgers nennen wird.[1])

XXIII.

Nach dieser kleinen Abschweifung, — die uns, denke ich, nicht sehr weit von unserm Wege abgeführt hat, — kehre ich dahin zurück, wo ich am Schlusse des vierzehnten Abschnitts, in meiner Gedankenfolge stehen blieb.

[2]) Wenn eine gute Anstalt ihren Zweck so gröblich verfehlt hat, daß gerade das Gegentheil von dem, was sie bewirken sollte, herausgekommen ist, so sind (wenn ich nicht sehr

---

1) Im ersten Drucke heißt es hier noch:
„Ich sage von Herzen Amen hiezu und gedenke mich nun nach dieser kleinen kosmopolitischen Digression für den Rest gegenwärtiger Betrachtungen an denjenigen Theil meiner Brüder zu wenden, der seine Befreiung von dem Joche, das unsre Väter drückte, ihrem muthigen Gebrauch der Rechte der Vernunft hauptsächlich zu danken hat und nicht zu entschuldigen wäre, wenn er durch den Nichtgebrauch derselben die unschätzbaren Vortheile wieder verlöre, welche sie, sogar mit Darsetzung ihres Lebens, ihren Nachkommen nicht zu theuer erkauft zu haben glaubten.“ — A. d. H.

2) In der ersten Gestalt des Aufsatzes im Merkur ging hier das Sendschreiben des Verfassers voran, dem nachstehende einleitende Worte des neuen Abschnitts folgten:
„Sie haben gesehen, l. Z., daß meine beiden vorigen Aufsätze eine Reihe von Thatsachen, die uns die Welt- und Religionsgeschichte an die Hand giebt, enthalten, welche uns, wenn sie vollendet ist, vermuthlich der Auflösung unsers Problems sehr nahe bringen wird. Aber ehe wir in der angefangenen Gedankenfolge fortfahren, wird es, um uns wieder gehörig zu orientiren, nöthig sein, sowol die Resultate des bereits Gesagten, als die ersten Grundbegriffe, von welchen unsere Betrachtung ausging, so nahe zusammenzustellen, daß wir sie im möglichsten Vollichte auf einen Blick übersehen können.“ — A. d. H.

irre) nur zwei Dinge zu thun: „Man muß entweder die gute Anstalt völlig eingehen lassen," — und dies wäre thöricht, wofern man nicht gewiß wäre, etwas Andres an ihre Stelle setzen zu können, das den Nutzen, den sie schaffen sollte, gewisser und besser schaffen würde; — oder „man muß so lange nachforschen, woran es liegt, daß sie ihren Zweck verfehlte, bis man es ausfindig gemacht hat, und alsdann dem entdeckten Uebel durch die zweckmäßigsten Mittel aufs Schleunigste abzuhelfen suchen."

Ist aber das Gute, aus welchem wider seine Natur Böses herausgekommen ist, von solcher Art, daß es erstens nicht von uns abhängt, ob es da sein oder nicht da sein soll; ist zweitens die Sache so beschaffen, daß sich Jedermann durch bloßes Aufthun seiner Augen überzeugen kann, das Uebel sei blos daher gekommen, „weil sich mit jenem Guten etwas Böses vermischt hatte, das nicht nur die heilsamen Wirkungen desselben hinderte, sondern es durch seine Beimischung sogar in ein verderbliches Gift verwandeln mußte"; und ist es endlich drittens ebenso augenscheinlich, daß es völlig in unsrer Gewalt steht und im Grund eine leichte und mit wenig oder gar keiner Gefahr verbundene Operation ist, dieses Böse, das so heillose Wirkungen gethan hat, von dem Guten, wenigstens bis auf einen solchen Grad der Reinheit des letztern, abzuscheiden, daß es schlechterdings nicht möglich ist, es weiter darin zu bringen: so ist, däucht mich, die Frage, „was also zu thun sei", für Leute, die bei ihren fünf Sinnen sind, keine Frage mehr. Und wenn (Alles dies vorausgesetzt) dem Uebel gleichwol nicht abgeholfen wird, so wissen wir wenigstens, was wir von dem Verstande oder dem guten Willen der moralischen Aerzte und Apotheker, die zu Heilung unsrer moralischen Gebrechen angestellt sind, zu denken haben; und dann möchte es auch wol Zeit werden, mit Ernst darauf zu denken, wie wir uns selber helfen wollen.

XXIV.

Nun zur Anwendung dieser ziemlich unwidersprechlichen praktischen Wahrheiten auf unsern vorhabenden Gegenstand!

So weit uns die Geschichte in die ältesten Zeiten zurücksehen läßt, sehen wir Religion und Aberglauben überall

dicht neben einander aufwachsen und diesen gleich einer üppig aufschießenden parasitischen Pflanze jene umschlingen, ihr nach und nach allen Saft entziehen und sogar durch seine Einflüsse den Früchten, wodurch sie dem menschlichen Geschlechte wohlthätig sein konnte, seine eigene giftige Beschaffenheit mittheilen.

Da hier schlechterdings Alles darauf ankommt, uns von der Religion einen von allem Aberglauben, von Allem, was Hang zur Sinnlichkeit, Phantasie, Leidenschaften und Priesterkünste*) beigemischt haben, gereinigten Begriff zu machen, so kann ich mir unter diesem Worte nichts Andres denken als den Glauben an ein unerforschliches Urwesen, durch welches alle Dinge bestehen und nach unveränderlichen Gesetzen der vollkommensten Gerechtigkeit oder (was ebendasselbe sagt) der vollkommensten Güte und Weisheit in Ordnung erhalten werden — verbunden mit dem Glauben der Fortdauer unsers eigenen, uns nicht minder unerforschlichen Grundwesens, mit Bewußtsein unsrer Persönlichkeit und einem solchen Fortschritt zu größerer Vollkommenheit, der durch unser Verhalten in diesem Leben modificirt wird.

Von diesem Glauben behaupte ich: daß er 1) ein moralisches Bedürfniß der Menschheit sei;

2) daß seine Wurzel so tief in unsrer Natur liege und gleichsam mit allen Fasern derselben so verschlungen sei, daß man, um sie im Menschen gänzlich auszurotten, den Menschen selbst zerstören müßte;

3) daß er durch die Vernunft hinlänglich unterstützt werde, um den Namen eines vernünftigen Glaubens zu verdienen, und

4) daß er, insofern er von Aberglauben oder Dämonisterei frei bleibt, nicht nur ganz unschädlich, sondern dem menschlichen Geschlechte höchst wohlthätig und in gewissem Sinne unentbehrlich sei.**)

---

*) Was ich unter diesen nicht liberalen Künsten verstehe, hoffe ich, in dem fünften Abschnitt deutlich genug gemacht zu haben.

**) Ich setze diese vier Hauptsätze, ohne hier den Beweis zu führen, als längst ausgemacht und von Allen, die diese Schrift interessiren kann, anerkannt voraus. Sollte Jemand, dem es im Ernst um Wahrheit zu thun ist, neue Gründe zu haben glauben, diese Sätze für nicht so ausgemacht zu halten als ich, so würde ihre Mittheilung und Untersuchung unfehlbar den Nutzen haben, die bezweifelte Wahrheit in ein neues Licht zu setzen.

XXV.

Unglücklicherweise war es in der Verfassung und den Umständen, worin sich die Menschen der ältesten Zeiten befanden, nicht möglich, daß ihre Religion — wenn wir auch annehmen, es sei eine Zeit gewesen, wo sie (so viel es die Schwäche des kindischen Alters der Menschheit zuließ) einfältig und rein war — sich lange in dieser Lauterkeit hätte erhalten können.

Rohe, sinnliche Menschen verlangten einen sichtbaren und palpabeln Gott. Durchdrungen von einem mächtigen, aber dunkeln Gefühl des Göttlichen in der Natur, aber unfähig, dieses Gefühl zu einem reinen Vernunftsbegriff zu erheben, füllten sie die ganze Welt mit göttlichen Naturen an und bildeten sich ihre Götter nach ihrem Bedürfniß. Sie hatten Götter nöthig, die zu ihnen herabstiegen, mit ihnen sprächen, sich ihrer Angelegenheiten annähmen, ihnen jagen und fischen hälfen, im Kriege vor ihnen her zögen und ihnen in zweifelhaften Fällen sagten, was sie thun oder nicht thun sollten.

Da sie so viel von ihren Göttern verlangten und erwarteten, fanden sie es billig, auch auf ihrer Seite etwas für die Götter zu thun und ihnen ihre Dankbarkeit und Ehrfurcht durch Opfer, Gelübde, Schenkungen, Denkmäler, Tempel, Statuen u. s. w. zu bezeigen.

Unvermerkt gewöhnten sich die Menschen an die täuschende Vorstellung, daß sie alles Gute, was ihnen die Natur und der Zusammenhang der Dinge entweder freiwillig oder als die Frucht ihres eigenen Verstandes und Fleißes schenkte, als willkürliche Geschenke gewisser Gottheiten betrachteten.

Aber die Natur war von je her beinahe ebenso geschäftig, den Menschen Böses, als Gutes zu thun; alle dem Menschen schädliche und verderbliche Naturwirkungen wurden also ebenfalls den Göttern zugeschrieben. Erdbeben, Ueberschwemmungen, Mißwachs, Hunger, verderbliche Seuchen, schreckende und die Hoffnung des Landmanns zerstörende Gewitter u. s. w. wurden als Ausbrüche ihres Zorns betrachtet, der durch bekannte oder unbekannte Vergehungen und Beleidigungen gereizt worden sei. Dies ging endlich so weit, daß bei vielen Völkern sogar gewisse lasterhafte Leidenschaften und Hand-

lungen, wenn sie ungewöhnliches Unglück über ganze Familien und Völkerschaften brachten, als Folgen des Zorns irgend einer beleidigten Gottheit betrachtet wurden. Die berüchtigte Familie des Tantalus und Pelops bei den Griechen ist ein weltbekanntes Beispiel hiervon.

XXVI.

Götter, die auf so vielfältige Art in das Schicksal der Menschen verflochten waren, von denen man so viel hoffte und so viel fürchtete, die man so oft zu versöhnen hatte oder seinen Unternehmungen günstig machen wollte, konnten nicht lange ohne Priester, d. i. ohne Mittelspersonen, Procuratoren und Sachwalter der armen Sterblichen bei jenen höhern Wesen — und Priester nicht lange ohne Theologie sein.

Da die Vernunft nur sagen kann, was Gott nicht ist, aber auf die Frage, was er sei, in Verlegenheit geräth und entweder stammelt oder verstummet, so würde es eben keinen großen Künstler bedürfen, um die ganze Theologie der Vernunft auf ein Hirsenkorn zu graviren.

Natürlicherweise konnten Priester sich mit einer so compendiösen Göttererkenntniß nicht behelfen. Sie mußten mehr von ihren Principalen wissen als gemeine Menschen; und woher hätte ihnen diese geheime Wissenschaft kommen können als von den Göttern selbst? Diese offenbarten sich ihnen in Träumen, durch Erscheinungen oder auf andere Art, und bald sah man aus dieser übernatürlichen Quelle jene berühmten priesterlichen und magischen Wissenschaften entspringen, auf welche die Philosophie freilich nie gekommen wäre, wozu sie aber doch wenigstens den Schlüssel hat: die Theorie der guten und bösen Geister, der himmlischen, elementarischen und höllischen Dämonen; die Wissenschaft der Opfer, Aussöhnungen und Initiationen; die Wissenschaft, sich die höchsten Götter gnädig, die guten Dämonen günstig, die bösen unterwürfig zu machen; die Wissenschaft, Träume auszulegen und zukünftige Dinge aus gewissen Zeichen, wodurch die Götter sie uns andeuten, vorherzusagen; die Wissenschaft, durch Amulete Zauberworte, Zauberlieder und andere geheimnißvolle Mittel Krankheiten zu heilen u. s. w.

So wurden die Priester nach und nach zu Wahrsagern, Zeichendeutern, Aerzten und Wundermännern; so kam das Schicksal ganzer Völker, das Glück und Unglück der Familien und sogar das Leben der Menschen in ihre Gewalt; so bemächtigten sie sich der zwei stärksten Triebfedern der menschlichen Natur, der Furcht und der Hoffnung, um über unwissende Wilde und Barbaren unumschränkt zu herrschen: kurz, so wurde aus Religion Dämonisterei, aus Priesterthum Magie.

Beide walteten unter allerlei Namen und Modificationen über den Erdboden, als die christliche Religion entstand und durch eine beim ersten Anblick erstaunliche, bei unbefangener Untersuchung aber sehr begreifliche Revolution der Vielgötterei in dem ganzen Umkreise des alten römischen Reichs ein Ende machte, um auf die Trümmer der alten Religion eine neue Art von Theokratie und Hierarchie zu gründen, die sich durch die wohlthätigsten Absichten ankündigte und beliebt machte. Aber wie himmlisch auch ihr Ursprung, wie wohlthätig ihr Zweck, wie einfach und unschuldig ihre Mittel waren, sie wurde — unter Menschen — durch Menschen ausgebreitet und konnte also nicht lange so rein bleiben, wie sie aus ihrer ersten Quelle geflossen war.

Die Vorsteher der Gemeinen lernten bald genug durch die Leichtigkeit, womit sie sich der Herzen zu bemächtigen gewußt hatten, die Schwäche der Menschen und die Stärke ihrer eigenen Hilfsmittel kennen; und wie hätte der Bischof der Hauptstadt der Welt nicht endlich verleitet werden sollen, die Macht eines gewissen wundervollen Doppelschlüssels immer weiter auszudehnen? Unglücklicherweise bediente man sich derselben mit so wenig Bescheidenheit, daß ihr Einfluß und ihre Oberherrschaft endlich drückender, schädlicher, grausamer und verderblicher für die Humanität und die bürgerliche Gesellschaft wurde, als es der in seiner eigenen unverlarvten Gestalt herrschende Dämonismus und Magismus nie gewesen war.

XXVII.

Man weiß, — bringt es aber öfters bei den wichtigsten Gelegenheiten viel zu wenig in Anschlag, — wie mächtig

Gewohnheit und Vorurtheile, in denen wir aufgewachsen sind, über den gemeinen Menschenverstand tyrannisiren; und wie sollten sie, — sie, die uns fähig machen, gegen das Zeugniß unsrer eigenen Sinne zu glauben — nicht die Gewalt haben, unsre Vernunft zu fesseln und uns z. B. in einem Buche, für dessen Buchstaben man uns schon die tiefste Ehrfurcht eingeprägt hat, ehe wir den Sinn und Geist desselben zu fassen, ja nur zu ahnen fähig waren, nicht Dinge verborgen bleiben lassen, die einem jeden ganz unbefangenen Menschen beim ersten Lesen desselben in die Augen springen?

Es soll mich also nicht wundern, wenn das, was ich jetzt sagen werde, vielen meiner Leser anstößig wäre, wiewol es darum (wenigstens meiner Ueberzeugung nach) nicht weniger wahr ist — und das ist: daß zwischen dem Geist und Zweck Jesu, — so wie er sich uns in dem größten Theile der vier Evangelien darstellt, in welchen Alles, was wir von seiner Person und Geschichte wissen, enthalten ist — und zwischen einigen Dingen, die er gesagt und gethan haben soll, eine so auffallende Disharmonie, ein so starker Widerspruch obwaltet, daß es beinahe unmöglich, wenigstens gegen alle Regeln der Kritik ist, zu glauben, daß er diese letztern Dinge wirklich gesagt und gethan habe.

Meine Gedanken über dieses Phänomen ausführlich zu entwickeln, würde mich hier zu weit führen und bleibt auf eine andre Gelegenheit ausgesetzt; ich sage also zu meiner dermaligen Absicht nur so viel und hoffe, daß wenigstens Mancher, der die Evangelien mit etwas mehr als gewöhnlichem Nachdenken gelesen hat (denn gewöhnlich werden sie ohne alles Nachdenken gelesen), darin mit mir einstimmig sein werde, daß Christus zwar die Religion seines Volkes habe reinigen und verbessern, aber keine eigentlich neue, noch weniger eine neue politische Religionsverfassung, am Allerwenigsten aber die, welche mehrere Jahrhunderte nach seinem Tode auf dem von seinen Jüngern schon gelegten Grunde nach und nach aufgeführt wurde, habe stiften wollen.

Die Religion, von welcher er zugleich Lehrer und Vorbild war, die, welcher der Name der christlichen, das ist der Religion Christi, im eigentlichsten Sinne zukommt, ist kein Institut, das einen Theil der bürgerlichen Verfassung ausmacht, sondern bloße Angelegenheit des Herzens. Sie ist ganz

auf das Verhältniß zwischen Gott, als allgemeinem Vater der Menschen, und diesen, als seinen (gutartigen oder verkehrten, gehorsamen oder widerspenstigen) Kindern, gegründet. Sie erhebt das dunkle Gottesgefühl, das der menschlichen Natur angeboren und eigen scheint, zu der einfachsten, humansten, der Gottheit würdigsten und dem Bedürfniß der Menschheit angemessensten Vorstellung von Gott, reinigt sie von allem dämonistischen und magischen Aberglauben*) und macht sie in jeder menschlichen Seele, in welcher sie lebendig und herrschend wird, zu einer unversieglichen Quelle von grenzenlosem Vertrauen auf Gott, von Liebe alles Guten, von allgemeiner Humanität, von aushaltender Stärke im Unglück, von Mäßigung und Bescheidenheit im Wohlstand, von Geduld im Leiden, von Geringschätzung Alles dessen, was uns die Weisheit geringschätzen lehrt, von innerm Frieden des Herzens, Zufriedenheit mit dem Gegenwärtigen und immerwährender Hoffnung einer bessern Zukunft. — Seine Religion war ächte Theosophie im einfachsten Sinne dieses Wortes. — Gott war ihm Alles in Allem, Alles in der Natur, Alles in ihm selbst. Daher das Reich Gottes, dessen Annäherung er ankündigt, wozu er alle Menschen einladet, wozu Alle berufen, aber Wenige auserwählt sind; weil ihm unverborgen war, daß nur wenige Menschen so einfältigen Sinnes und guten Willens sind, um mit ganzer Seele in diese seine Vorstellungsart und Gesinnungen einzugehen und ihm in Allem diesem — das ist in Allem, was er mit den weisesten und besten Menschen, die jemals lebten, gemein, und was er vor ihnen voraus hatte, — gleichförmig zu werden und also den Namen seiner Jünger im eigentlichen Verstande zu verdienen. Alle konnten und mußten dazu ein-

*) Daß dies der Geist der Lehre Christi und das unwidersprechliche Resultat ihrer Grundbegriffe sei, wird schwerlich Jemand, der sie unmittelbar aus der Quelle geschöpft hat, leugnen können. Warum ist aber diese Quelle selbst nicht von allem dämonistischen Schlamme rein? Gewiß war es Christus, aber nicht seine Jünger, denen er und seine Lehre ungeachtet ihrer Anhänglichkeit an seine Person gewissermaßen immer ein Räthsel geblieben zu sein scheint. Er wurde von ihnen getrennt, eh er sie von allen Vorurtheilen und Wahnbegriffen ihres Volkes und ihrer Zeit hatte reinigen können. Eben darum (glaube ich) versprach er ihnen den Geist, der sie in alle Wahrheit leiten sollte. Aber dieser Geist wohnt nur in reinen Herzen und zog sich vermuthlich von dem Augenblicke zurück, da sie sich einfallen ließen, an die Brüder zu Antiochia, Syria und Cilicia zu schreiben: „Es gefällt dem heiligen Geist und Uns“ u. s. w.

geladen werden; aber die Natur der Sache brachte es mit sich, daß Diejenigen, die wirklich mit ihm eines Sinnes und Geistes waren, nur eine kleine Gesellschaft von Brüdern ausmachten; und eben in dieser kleinen Anzahl und in der Einförmigkeit ihres innern Sinnes lag der Grund der brüderlichen Gleichheit, die er unter ihnen einführte, und der engen liebevollen Verbindung, worin sie als Kinder eines Vaters unter einander lebten oder leben sollten.

XXVIII.

Indem ich mir diese Vorstellung von der Religion Jesu und der ersten Brüdergemeine, deren Stifter er war, mache, begehre ich keineswegs zu leugnen, daß es in der Folge nicht möglich sollte gewesen sein, eine mit den Grundsätzen und der Moral desselben übereinstimmende Volks- und Staats-Religion zu gründen, die von allem dämonistischen und magischen Aberglauben rein hätte bleiben können. Ja, ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich sage, daß sich sogar eine auf jene Grundsätze gebaute hierarchische Religionsverfassung denken (nur nicht so leicht ins Werk stellen) lasse, die von allen Priesterkünsten, aller tyrannischen Priestergewalt, Herrschaft über die Gewissen, Unterdrückung der Vernunft, Intoleranz, ungebührlicher Einschränkung der Vorstellungen, die man sich von den übersinnlichen und unbegreiflichen Dingen zu machen habe, und so weiter, mit einem Worte, von der ganzen Litanei der Mißbräuche, die seit so vielen Jahrhunderten unter der sogenannten Christenheit im Schwange gingen, frei wäre; — wie denn etwas diesem von fern Aehnliches seit den Zeiten der Königin Elisabeth in England zu sehen ist.

Wie schön aber auch das Ideal sein möchte, welches man auf diese Möglichkeit bauen könnte, — dies wenigstens ist unwidersprechlich: daß von des ersten Constantin's Zeiten an (ja, schon lange zuvor) das Christenthum und seine kirchliche Verfassung sich von dem Geiste Dessen, nach welchem es sich nannte, immer mehr und mehr entfernte; daß es beinahe in Allem das Gegentheil dessen wurde, was es hatte sein sollen, und daß eine allgemeine gründliche Verbesserung endlich der große Gegenstand mehr als einer Kirchenversammlung und

der sehnliche Wunsch aller Laien, ja sogar eines beträchtlichen Theils des Clerus wurde.

XXIX.

Diese Kirchenverbesserung, — die schon so lange für nöthig gehalten, mehrmals angefangen, von Rom aus immer wieder hintertrieben, aber selbst durch alle diese Bewegungen nicht weniger als durch die Einflüsse der wiedererweckten griechischen und lateinischen Literatur vorbereitet worden war, — ereignete sich endlich in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts mit dem bekannten Erfolge, wiewol unter so heftigen Erschütterungen, unter einem so hartnäckigen Widerstande der herrschenden Partei und so vielen wilden Ausbrüchen fanatischer Leidenschaften auf beiden Seiten, daß die errungenen Vortheile mit dem Preise, den sie gekostet haben, in gar keiner Proportion ständen, wofern die Verbesserung auf halbem Wege stehen bleiben und nicht mehr wahrer Gewinn für die Menschheit davon herauskommen sollte, als woran sich Diejenigen genügen lassen, die alle fernere Verbesserung unnöthig finden, ja wol gar die bloße Meinung, daß das angefangene Werk noch weit von seiner Vollendung sei, für frevelhaft erklären.

In keinem andern Jahrhundert, selbst in den scheußlichen Zeiten der Kreuzzüge, der Waldenser-Verfolgung und der Ausrottung der Tempelherren, sind der Religion in allen Theilen von Europa zahlreichere Hekatomben von Menschenopfern geschlachtet worden als in diesem. Kein anderes bietet reichhaltigern Stoff zu Betrachtungen über den gewaltigen Einfluß der Religion auf das zeitliche Wohl und Weh der Menschen dar!

Können wir beim Ueberblick des unermeßlichen Elendes, das in diesen schrecklichen Zeiten durch Intoleranz, hierarchische Tyrannei, fanatischen Neuerungs- und Empörungsgeist, wüthenden Eifer der neuen, kaltblütige Grausamkeit der alten Partei, theils aus wirklicher religiöser Leidenschaft, theils unter der Larve der Religion über Europa gebracht worden ist, — einen auffallendern, einleuchtendern Beweis verlangen, wie unendlich viel der menschlichen Gesellschaft daran gelegen sei, durch die möglichste Reinigung der Religion auch der

bloßen Möglichkeit zuvorzukommen, daß wir oder unsre Nachkommen solche Gräuel, solche Unmenschlichkeiten, solche Teufeleien um Gottes willen wieder erleben könnten?

XXX.

„Dazu," sagt man, „wird es so leicht nicht wieder kommen. Der Geist der Toleranz, der in unsern Zeiten herrschend geworden ist und selbst in Ländern, wo er die Oberhand noch nicht gewonnen, doch die Art, mit den Glaubensdissidenten zu verfahren, sehr gemildert hat, ist uns Bürge dafür."

Gut! Aber wer bürgt uns für diesen Geist der Toleranz selbst? Von wie langer Dauer wird sein Reich, von welcher Stärke wird seine Macht gegen Aberglauben und Fanatismus sein, wenn diese Duldung — deren bloßer Name schon wider sie zeugt — nur eine momentane Folge vorübergehender Eindrücke einiger Modeschriften, nicht die natürliche Frucht wahrer allgemein verbreiteter Aufklärung und Ueberzeugung ist? wenn sie blos von der Denkart oder Laune oder Bonhommie oder Gleichgiltigkeit der Regenten und von der zufälligen Schwäche über ihre Unmacht heimlich seufzender Molochspriester abhängt, anstatt auf dem festen Grunde der allgemeinen Vernunft und auf unwiderruflichen Staatsgesetzen zu beruhen? Kurz, was für Ursache haben wir, uns für sicher zu halten, wenn der wüthende unbezähmte Tiger — nur schläft, anstatt, wie der Dedschial der Muhamedaner, wenigstens bis zum Weltgerichte mit unzerreißbaren Ketten gefesselt zu sein?

Gegen eine Partei, bei welcher die Intoleranz (in gewissem Sinne) sogar ein Grundartikel ihrer Religion ist, kann uns, so lange sie bei dieser Denkart beharret, nichts als unsere politische Macht sicher stellen. Aber worauf gründet sich unsre innere Sicherheit? Und was schützt uns gegen die Intoleranz der abergläubischen Anhänglichkeit an alte Terminologie und Formulare, gegen den fanatischen Eifer für die vermeinte Sache Gottes u. s. w. in unserm eigenen Mittel?

Die unter uns im Schwang gehende Gleichgiltigkeit

gegen die Religion ist eine sehr unzuverlässige, von dem leichtesten Anstoß zusammenfallende Schutzwehre. Wer mit der Geschichte der Menschheit und Religion bekannt ist, kann unmöglich gleichgiltig darüber sein, in welchem Zustande sich eine Sache befinde, die in den Händen des Thoren, des Schwärmers, des Tartüffen, sobald er mit einigem Ansehen bekleidet ist und Einfluß hat, zum Werkzeuge so vieles Unheils werden kann. Die Erfahrung unsrer eignen Zeit könnte und sollte uns belehren, daß diese Gleichgiltigkeit, die dem ansehnlichsten und aufgeklärtesten Theile der Gesellschaft eine Zeit lang die Augen gegen viele ihrer Aufmerksamkeit würdige Dinge verschloß, von den Antipoden der Vernunft sehr vortheilhaft benutzt wurde, und daß sie gerade der Schatten ist, worunter alle Arten von religiösem Unkraut am Besten gedeihen. Vielleicht braucht es nicht mehr als noch funfzig Jahre wie die letztverflossnen, um es dahin zu bringen, daß Schwärmer und Zeloten unsern Nachkommen nicht mehr Freiheit zu denken und zu glauben übrig lassen, als die heilige Inquisition den Einwohnern von Goa. So lange der Gebrauch dieser Freiheit blos zufällige Duldung ist; so lange das Recht der Protestanten „an unbeschränkte Gewissensfreiheit und unbeschränkte Untersuchung aller menschlichen Meinungen, Auslegungen und Entscheidungen in Glaubenssachen“ nicht als etwas Ausgemachtes anerkannt, sondern den Einen noch ein Problem, den Andern sogar Ketzerei ist: so lange haben wir wenig Ursache, uns vor einem Rückfall unter das Joch, das unsre Väter nicht ertragen konnten, sicher zu glauben.

XXXI.

„Aber wie kann,“ sollte man billig fragen, „wie kann jenes Recht, auf welchem selbst die Existenz der Protestanten beruht, in ihrem eigenen Mittel noch problematisch sein? Wo ist die Urkunde, durch welche Diejenigen, die sich selbst in Freiheit gesetzt hatten, ihre Nachkommen zu neuen willkürlichen Fesseln verurtheilt hätten? Oder wenn es eine solche Urkunde gäbe, welche Verbindlichkeit könnte sie für uns haben? Wer kann im Namen seiner Kinder auf den künftigen Gebrauch ihrer Vernunft Verzicht thun? Unter welchem Vorwande könnte eine so unnatürliche Enterbung jemals stattfinden?

Das Recht, wovon hier die Rede ist, wenn sie selbst es hatten, mußten sie auch uns hinterlassen; denn es war entweder Naturrecht oder nichts."

Unsere Väter im sechzehnten Jahrhundert warfen das Joch des blinden Glaubens ab, das die ihrigen so lange ziemlich ruhig getragen hatten. Sie erinnerten sich der heilsamen Ermahnung des Propheten: „Seid nicht wie Ross' und Mäuler, die nicht verständig sind!" und fingen an zu merken, daß die sehr reellen Uebel, von denen sie zu Boden gedrückt wurden, bloße Folgen einer Art von Bezauberung seien, welche in dem Augenblick vernichtet ist, da man aufhört, sich für bezaubert zu halten. Vorurtheile, die durch Alles, was man sah und hörte, von Kindheit an den Gemüthern eingeprägt worden waren, Wahnbegriffe, die durch alle Schrecken des zeitlichen und ewigen Feuers gegen den bloßen Gedanken, sie zu bezweifeln, so lange gesichert gewesen waren, — wurden vor den Richterstuhl der Vernunft gezogen, in Untersuchung genommen und so, wie sie für das, was sie waren, für Vorurtheile und Wahnbegriffe erkannt wurden, verworfen. Tradition, Besitz von undenklichen Zeiten her, Entscheidungen von St. Peter's Stuhl herab, Meinungen der heiligen Kirchenväter und Doctoren, ja sogar jene Ehrfurcht gebietende Formel der ersten Synode zu Jerusalem — „Es gefällt dem heiligen Geist und Uns" — im Munde allgemeiner Kirchenversammlungen wurden von den Reformatoren und ihren Anhängern für nichts geachtet, sobald sie ihrer eigenen innern Ueberzeugung und den Beweisgründen, worauf sie beruhete, entgegenstanden.

XXXII.

Alles dies aber erfolgte nach und nach. Man wußte anfangs selbst nicht, wie weit und wohin der Weg, den man eingeschlagen hatte, führen würde, und war (wie es unter den damaligen Umständen nicht wohl anders sein konnte) weit entfernt, auf einmal alle Autorität des römischen Stuhls, der Kirchenväter, der Concilien und der Tradition verwerfen zu wollen. Man empörte sich anfangs gegen bloße Mißbräuche, welche die sogenannte Disciplin der Kirche betrafen; aber bald sah man sich genöthigt, auch die Dogmen anzugreifen,

hinter welche sich jene verschanzten. Jeder falsch befundene Satz zog natürlicherweise die Untersuchung anderer nach sich, mit denen er zusammenhing, und so konnte es nicht fehlen, daß man in wenigen Jahren einen großen Theil des alten Lehrgebäudes so wurmstichig und baufällig finden mußte, als er wirklich war. Man berief sich auf den *Papst*, so lange man sich Hoffnung machte, daß er den Mißbräuchen, auf die der erste Angriff gerichtet war, abhelfen würde; aber sobald er gegen das, was Luther und seine Anhänger für unumstößlich erwiesene Wahrheit hielten, entschieden hatte, sah man sich gezwungen, die Autorität der päpstlichen Heiligkeit näher zu beleuchten,*) und fand am Ende, daß er ein so *fehlbarer Mensch* sei als ein anderer, und daß es mit seiner *Statthalterschaft Christi* nicht besser stehe als mit seiner *Nachfolgerschaft auf dem Stuhle des heiligen Peter*, welcher Rom nie gesehen hatte, oder mit seiner Erbfolge in den Titeln und Rechten eines *Pontifex Maximus*, welche den Kaisern angehörten.

Ebenso mußte es vermöge der Natur der Sache mit allen übrigen *Autoritäten* gehen. Man gab sich alle Mühe, die heiligen Väter, die großen Kirchenlehrer, die Tradition, die Entscheidungen der Concilien so viel möglich auf seine Seite zu ziehen; aber sobald sie *für die Gegner* zeugten, wurde ihr Zeugniß abgelehnt und von ihrer Autorität an *eine höhere* appellirt.

Auch die so oft wiederholte Appellation an eine zu veranstaltende *allgemeine Kirchenversammlung*, wenn sie etwas mehr als ein durch die Noth der Umstände abgedrungener Behelf war, setzte ein Vertrauen auf die *Majorität* einer solchen Versammlung voraus, die der Ueberzeugung der Reformatoren von der Güte ihrer Sache gleich war. Denn gesetzt,

*) Fern sei es von mir, durch diese Behauptung etwas der *Aufrichtigkeit* des rechtschaffenen Luther Nachtheiliges *insinuiren* zu wollen! Als er auf den Papst provocirte, war er von der Unfehlbarkeit dieses Oberhaupts der Kirche noch völlig überzeugt, weil er sie noch nicht untersucht hatte; aber er war von der Wahrheit seiner Sätze gegen den *Ablaßkram* ebenso sehr, nur mit besserm Grunde überzeugt. Er zweifelte also keinen Augenblick daran, daß *der unfehlbare Richter* für die *Wahrheit* entscheiden würde. Als aber gegen alle seine Erwartung das Gegentheil erfolgte und Leo der Zehnte den Jupiter so unverständig spielte, daß er seinen Donnerkeil sogar gegen handgreifliche Wahrheiten zum Schutze handgreiflicher Gräuel abschoß, so mußte der ehrliche Luther nothgedrungen an der päpstlichen Unfehlbarkeit zweifeln und eine Untersuchung darüber anzustellen anfangen, die unmöglich zu Gunsten derselben ausfallen konnte.

das Concilium würde gegen sie entscheiden, — welches denn auch das Tridentinische zu thun nicht ermangelte, — was blieb ihnen anders übrig, als die ganze versammelte Hierarchie für Menschen zu erklären, die zusammengenommen ebenso wenig unfehlbar, dem Irrthum ebenso unterworfen seien als einzeln.

XXXIII.

Man sah sich also bald genöthigt, die heilige Schrift für den einzigen entscheidenden Richter in Glaubenssachen und für die einzige Quelle, woraus die christliche Glaubenslehre geschöpft werden müsse, zu erklären und alle übrigen Autoritäten nur insofern, als sie mit derselben vollkommen übereinstimmten, gelten zu lassen.

Wie viel oder wenig dadurch gegen die römische Kirche gewonnen wurde, und was diese mit Schein oder Recht dagegen einzuwenden hatte, gehört nicht hierher; genug, es konnte bei dem allmählig zunehmenden Tage nicht fehlen, daß man früher oder später gewahr werden mußte, daß ein Buch, wie untrüglich und göttlich es übrigens sein möchte, nur alsdann für einen entscheidenden Richter in Glaubenssachen gelten könnte, wenn es (wie die Elemente der Geometrie) so beschaffen wäre, daß alle Menschen, die es läsen und verständen, nicht nur vollkommen einerlei dabei dächten, sondern auch von der Wahrheit seines allen Menschen gleich verständlichen und keiner Vieldeutigkeit unterworfenen Inhalts so anschaulich und innig überzeugt würden, daß es ihnen schlechterdings unmöglich wäre, daran zu zweifeln oder über den Sinn und die Deutung dieser oder jener Stellen verschiedener Meinung zu sein.

Ob ein solches Buch möglich sei, ist eine Frage, die ich mir so wenig zu beantworten anmaße, als sie zu meinem Zwecke gehört; aber dies wird doch wol Niemand zu leugnen begehren, daß die Bibel dieses Buch nicht ist. — Unstreitig muß man sehr viel Hebräisch und Griechisch wissen, sehr viele andere Bücher gelesen haben und eine unendliche Menge historischer, kritischer, antiquarischer, chronologischer, geographischer, physikalischer und anderer wissenschaftlicher Kenntnisse besitzen, um es mit Verstande zu lesen; und demungeachtet enthält es selbst für Leser, die mit allen diesen Kenntnissen versehen

sind, beinahe auf allen Blättern solche Stellen, die von verschiedenen Personen verschieden verstanden und ausgelegt werden. Nichts von vielen Stellen zu sagen, die mit einer so unerklärbaren Unbegreiflichkeit behaftet sind, daß alle angestrengten Bemühungen, den Glaubenspunkten, die demungeachtet daraus gezogen wurden, nur so viel Licht, als zu einem nicht ganz vernunftwidrigen Glauben nöthig ist (d. i. nur so viel Licht, um zu wissen, was man glaube), zu geben, bis auf diesen Tag fruchtlos gewesen sind.

XXXIV.

Bei dieser unleugbaren und weltbekannten Beschaffenheit der Sache bleibt also — so viel ich wenigstens begreifen kann — in Ansehung Alles dessen, was in der Bibel vieldeutig, geheimnißvoll, im Widerspruch mit allgemeinen Vernunfts- und Erfahrungswahrheiten oder mit andern Stellen der Bibel selbst, mit einem Worte, was nicht allgemein faßlich und verständlich ist, — nichts übrig, als diese Alternative:

„Entweder sich einem unfehlbaren Richter in Glaubenssachen, der allein über den Sinn zweifelhafter Worte und Sätze zu entscheiden berechtigt ist, zu unterwerfen,"

Oder „Allen, die darin mit uns übereinstimmen, daß sie sich zur Religion Christi halten und keinen unfehlbaren Richter in Sachen des Glaubens über sich erkennen, das Recht, nach ihrer eigenen Ueberzeugung zu glauben, oder (welches einerlei ist) das Recht, sich über alles Dunkle und Unbegreifliche der Religion diejenige Vorstellungsart zu machen, die ihnen die richtigste scheint (wie verschieden sie auch von der unsrigen sein mag), einzugestehen, sie dieser Verschiedenheit ungeachtet für unsre Brüder zu erkennen und durch diese dem Geiste Christi höchst gemäße Sinnesart allen gehässigen Zänkereien, Verketzerungen und Verfolgungen sammt allem in der bürgerlichen und christlichen Gesellschaft daraus entstehenden Unheil auf einmal und auf ewig ein Ende zu machen."

Wollen wir die erste Partei ergreifen, so sehe ich dann keine neue Alternative mehr. Dann bleibt uns nichts übrig,

als gerades Weges uns zu den Füßen des „dreimal gesegneten Vaters in dem dreifach gekrönten Heiligthum“ zu werfen, uns mit unsrer guten alten Mutter, der katholischen Kirche, aussöhnen zu lassen und zu glauben, was sie uns zu glauben befiehlt, wie übel sich auch unsre arme murrende Vernunft an der Kette dieses blinden Glaubens und leidenden Gehorsams befinden mag.

Oder welchem Doctor der Theologie aus unserm eigenen Mittel sollten wir das Recht zugestehen, uns vorzuschreiben, was und wie wir glauben sollen? die Linie auszustecken, über die wir im Forschen nach Wahrheit, im Streben nach Licht, im Versuch, unsern Verstand von verworrenen, materiellen, unschicklichen und mit den ersten Grundwahrheiten der Vernunft unverträglichen Vorstellungsarten in Sachen der Religion zu reinigen, nicht hinausgehen dürften? Wer darf so dreist sein, seinen Verstand, seine Einsichten nicht nur zum Maßstabe, sondern sogar zur Regel und zum Gesetz aller übrigen zu machen? Und wenn es vor zwei- oder dreihundert Jahren erlaubt war, sich in Glaubenssachen gegen Autorität und Machtsprüche, gegen Papst, Kirchenlehrer und Concilien aufzulehnen: seit wann ist es unerlaubt worden, ebendasselbe gegen die Autorität und Machtsprüche einer noch so großen Anzahl protestantischer Kirchenlehrer zu thun, die (meines Wissens) kein ächteres Creditiv ihrer Unfehlbarkeit als die hochheilige Synode zu Trident aufzuweisen haben?

Durften unsre Vorfahren prüfen und das Bessere (d. i., was ihrer damaligen Einsicht und innern Ueberzeugung nach das Bessere war) behalten, warum nicht auch wir? Warum sollen wir nicht fortsetzen dürfen, was sie nur anfangen, nicht vollenden konnten? was vermöge der Natur der Sache nie vollendet werden kann? Wer gab ihnen ein Recht, die Vernunft ihrer Nachkommen zu fesseln? ihren Glauben in Formulare zu zwingen? ihnen Vorstellungsarten aufzudringen, die mit den Einsichten und Kenntnissen, welche ihnen das Wachsthum aller Wissenschaften nach und nach verschafft hat, unverträglich sind? mit einem Worte, über ihren Verstand zu herrschen und ihr Gewissen zu tyrannisiren?

XXXV.

„Das wollen wir nicht," sagen die Verfechter der Formulare und althergebrachten Glaubensreglements. „Es steht bei Euch, zu glauben, was Ihr könnt; nur geht von uns aus, verlaßt Amt, Einkommen, Haus, Hof und Vaterland, entsagt Eurer ganzen bürgerlichen Existenz, sucht Euch in den Sandwüsten von Afrika oder in den noch unbewohnten Inseln des Südmeers einen Ort aus, wo Ihr unangefochten philosophiren, glauben und hungern könnt, so viel Euch beliebt; nur verlangt nicht, daß wir Euch für Brüder und Mitchristen erkennen und die bürgerlichen Vortheile, zu denen uns unsere Terminologien und Formulare berechtigen, mit Euch theilen, so lange Ihr selbst gesteht, daß Ihr als Dissidenten nicht dazu berechtigt seid!"

XXXVI.

Ich habe dem Protestanten, der so zu reden oder doch zu handeln fähig ist, als ob er so dächte, keine Antwort zu geben.

Aber ich frage jeden unbefangenen ehrlichen Mann, ob eine solche Art, mit Denen zu verfahren, die über dunkle und geheimnißvolle Glaubenspunkte anders denken als gewisse Doctoren des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts oder als die Nicänische oder irgend eine andere Kirchenversammlung, ob eine solche Art zu verfahren dem Geiste des Protestantismus gemäß sei?

Unsere Vorfahren konnten zu der Zeit, da sie die Fesseln des blinden Glaubens und Gehorsams abschüttelten, durch politische Verhältnisse und Erfordernisse der Zeit genöthigt sein, von ihrem Glauben öffentlich Rechenschaft zu geben; aber weder sie noch irgend eine menschliche Gewalt konnte berechtigt sein, eine solche Confession zu einer absoluten Glaubensregel für ihre noch ungebornen Nachkommen zu machen. Das Recht, selbst zu denken, selbst zu untersuchen, ihrer eigenen Ueberzeugung zu folgen, dessen sie sich bedienten, weil sie es hatten, haben auch ihre Kinder.

Ich sage noch mehr: Weder die allererste christliche Gemeine, noch irgend eine folgende hatte ein Recht, konnte ein Recht haben, durch die Majorität zu bestimmen, wie ihre Mitchristen die dunkeln und verschiedener Deutung fähigen Stellen der Reden Christi und der Schriften seiner Apostel zu verstehen hätten, oder Formeln festzusetzen, wie sie sich über irgend einen Artikel, der nicht von einleuchtender Deutlichkeit ist, auszudrücken schuldig wären. Christus selbst hat kein Glaubensformular festgesetzt. Auch das apostolisch genannte Symbolum ist, seines respectabeln Alters ungeachtet, bekanntermaßen kein Werk der Apostel.

Wenn also die immer zunehmende Menge der Bekenner des christlichen Glaubens es nöthig machte, die Artikel, worin sie alle übereinstimmten, in einen kurzen und faßlichen Lehrbegriff zu bringen, der zum Unterricht der Jugend dienen konnte, so mußte doch wenigstens die Vorstellungsart über einen jeden Artikel, der verschiedene Vorstellungsarten zuläßt, frei bleiben; — oder man müßte (gegen alle Vernunft und gegen Alles, was in der Lehre Christi allgemein verständlich ist) behaupten wollen: „die christliche Religion könne ohne Gewissenszwang und willkürliche Herrschaft über den menschlichen Verstand nicht bestehen.“ — Eine abscheuliche Behauptung, deren Niemand fähig sein kann, in dessen Seele jemals auch nur eine leise Ahnung von dem, was der Sinn und Geist Christi war, gekommen ist.

XXXVII.

Die Gemeine hatte also nie ein Recht, über Vorstellungsarten zu entscheiden, — das, was in der Schrift unbestimmt und problematisch ist, zu bestimmen, — noch in streitigen Fällen einer von den verschiedenen Meinungen eine ausschließliche Sanction zu geben; so wie die Lehrer nie berechtigt waren, ihre besondern Meinungen und Vorstellungsarten für die einzig wahren auszugeben und zu Glaubensartikeln zu machen.

Es ist Unsinn, unerklärbare Dinge erklären, unerweisliche Dinge beweisen zu wollen; aber es ist Unsinn und Frevel zugleich, in einem solchen Falle seine Erklärung, seinen Beweis Andern als Wahrheit aufzudringen.

Den Vorstehern der Gemeinen, oder vielmehr der Obrigkeit kam es zu, solchen Freveln in Zeiten auf eine schickliche Art zu steuern; aber nie und nimmermehr waren sie berechtigt oder können sie jemals berechtigt sein, irgend eine Meinung, die den Grundgesetzen der Vernunft und den beiden Haupt- und Grundartikeln der Religion Christi nicht offenbar widerspricht, unter verhaßten Benennungen zu einem Verbrechen zu machen und als ein solches zu bestrafen.

Daß einst eine Zeit war, wo man diese so sonnenklaren Wahrheiten mißkannte; — daß Leute mit solchen Köpfen und Herzen, wie der Bischof Alexander von Alexandria und sein getreuer Waffenträger Athanasius und Ihresgleichen, nach andern Grundsätzen zu Werke gingen; — daß die Arianer um kein Haar besser waren als ihre Gegner und, sobald sie den Meister spielten, mit den nunmehrigen heterodoxen Orthodoxen ebenso ungerecht, unmenschlich und unchristlich verfuhren als die Alexandrianer und Athanasianer, wenn die Mehrheit der Stimmen und der Schutz der weltlichen Macht oder ihre Intriguen und Gewaltthätigkeiten ihre Partei zur rechtgläubigen machten, mit ihnen; — daß Constantin, zur Schmach des christlichen Namens der Große genannt, seine Pflichten und seine Rechte so wenig kannte, diese heillosen Händel, anstatt sie in der Geburt zu ersticken, durch die Art, wie er sich dabei benahm, zu unterhalten und selbst in die Flamme zu blasen: Alles dies, mit allen den Gräueln, die aus diesen und ähnlichen die Menschheit schändenden Streitigkeiten und aus dem sinnlosen Betragen der Regenten dabei entstanden — was geht es uns Protestanten im achtzehnten Jahrhundert an? Und was anders als ein dem Menschengeschlechte gehässiger Dämon könnte uns noch jetzt — bei so unendlich veränderten Umständen und in einer Zeit, die an Erleuchtung und selbst an Sittlichkeit so viel vor den Zeiten der Constantine und Theodosier voraus hat, anstiften, diese Gräuel wieder erneuern zu wollen?[1])

[1]) Beim Wiederabdruck hat Wieland hier folgende Stelle weggelassen: „Wehe dem Regenten, dessen Augen nicht hell genug sind, um zu sehen, was er befehlen und was er nicht befehlen kann! der nicht weiß, daß er nicht einmal über den gleichgiltigsten Sprachgebrauch, nicht einmal über eine kleine streitige Syntaxfrage, geschweige über Glaubenssachen und Angelegenheiten des Gewissens entscheiden kann — nicht weiß, daß er gesetzt ist, über Menschen, nicht über Maschinen zu regieren; daß Religion, Glaube, Ueberzeugung ihrer Natur nach keinen Zwang leiden; daß Aufklärung durch Wissenschaft und Vernunft nie schädlich werden kann; daß er den Armen am Geist, den Köpfen, deren Wissen

XXXVIII.

Wohl dem Lande, in welchem Aufklärung und Glaubensfreiheit gleichen Schritt mit einander halten, und wo wenigstens Diejenigen, die den Uebrigen zu Lehrern und Regenten gesetzt sind, sich überzeugt haben:

„Daß Religion eine Angelegenheit des Herzens, nicht des Kopfes ist;

„Daß sie nicht darin besteht, daß wir über das göttliche Wesen grübeln und streiten, sondern daß wir uns bestreben, den Willen Gottes zu thun;

„Daß (nach dem klaren Ausspruch Christi und seines Lieblingsjüngers) reine und thätige Liebe der Menschen, die wir sehen, das untrüglichste Kennzeichen unserer Liebe zu Gott, den wir nicht sehen, ist, und daß wir unsern Glauben nicht durch Bekenntnisse und Formulare, sondern durch unsere Werke zu zeigen angewiesen sind;

„Daß Gott an unserm Geschwätz und Gezänke, was er sei oder nicht sei, an unserm kindischen Lallen über sein Wesen, seine Eigenschaften, seine Wirkungen, seine Oekonomie, seine Absichten, und was er wolle oder nicht wolle, könne oder nicht könne u. s. w., in der heiligen Schrift nirgends sein Wohlgefallen bezeigt, hingegen auf alle mögliche Art erklärt hat: wer fromm sei und recht thue, der sei ihm angenehm; und

„Daß, mit einem Worte, nicht Uebereinstimmung in religiösen Meinungen und Formeln — sondern thätiger Glaube an Gott und den von ihm zu den wohlthätigsten Zwecken auf die Welt gesandten Christus, thätige Liebe der Menschheit und lebendige Hoffnung eines bessern Lebens für Diejenigen, die sich dessen in dem gegenwärtigen fähig machen, — der wahre Vereinigungspunkt der Christen und, jene Gesinnungen in diesen zu bewirken, das Ziel Desjenigen sein müsse,

---

und Verstand mit Finsterniß umhüllt ist, ja selbst allen Arten von Phantasten, Enthusiasten und Schwärmern — so lange sie die öffentliche Ordnung und Ruhe nicht stören, Nachsicht schuldig ist; aber daß es einem Regenten nicht nur rühmlich, sondern sogar eine seiner wesentlichsten Pflichten ist, Diejenigen zu schützen und aufzumuntern, die durch schickliche Mittel dem Aberglauben und der Schwärmerei als immer schädlichen und nicht selten gefährlichen Seelenkrankheiten entgegenarbeiten — zumal wenn es offenbar genug ist, daß sie epidemisch zu werden anfangen." — A. d. H.

der des ehrwürdigen Namens eines Lehrers der unverfälschten Christusreligion würdig sein will."[1])

XXXIX.

Da die Anwendung meiner bisherigen Betrachtungen auf unsre gegenwärtige Zeit sehr leicht zu machen ist, so überlasse ich sie dem eigenen Nachdenken meiner Leser und setze, zu Vermeidung alles möglichen Mißverstandes, nur noch dieses hinzu:

Meine Meinung ist keineswegs, irgend einem protestantischen Regenten zu rathen, daß er durch ein öffentliches Proclama alle Arten und Unterarten von Arianern, halben und ganzen Pelagianern, Eutychianern, Nestorianern, Manichäern, Gnostikern, mit allen andern Anern, Aeern und Isten, die es vom Jahre Christi 34 an bis auf diesen Tag in der lieben Christenheit gegeben hat, in seine Staaten einladen, ihnen Kirchen erbauen, Lehrer besolden und sich recht herzlich angelegen sein lassen solle, die möglichste Verschiedenheit in Religionsmeinungen unter seinem Volke zu veranlassen und sorgfältig zu unterhalten.

Mein unmaßgeblicher Rath — wenn ich einen zu geben hätte — würde blos dahin gehen:

Gelehrten und helldenkenden Männern, besonders unter Denen, die zum Lehramte öffentlich berufen sind, eine durch keine willkürliche oder alte nicht mehr passende Gesetze eingeschränkte Freiheit zu lassen, die Religionslehren ihrer Einsicht und Ueberzeugung gemäß vorzutragen;

---

[1]) Im ersten Druck des Aufsatzes folgte hier noch:

„Wie viel alle diese Wahrheiten durch meinen Vortrag auch verloren haben können, so sind sie doch an sich zu lichtvoll, als daß sie nicht einem Jeden, der Augen zu sehen hat, einleuchten sollten. Ich kenne die Sophistereien und Trugschlüsse sehr gut, womit man sie theils zu entkräften, theils den Regenten als gefährlich zu schildern sucht; sie sind oft genug auf eine unwiderlegliche Art beantwortet worden, und es ist wahre Schande für die menschliche Vernunft, daß es noch immer nöthig ist, für Grundsätze zu streiten, die das Palladium der Menschheit und dabei so evident sind, daß sie zu leugnen ebenso ungereimt ist, als die Bewegung oder die Existenz der Dinge außer uns zu leugnen." — A. d. H.

Die Anwendung aller bereits erfundenen Ketzernamen auf irgend einen jetzt Lebenden und die Erfindung neuer öffentlich bei schwerer Strafe*) zu verbieten;

Nicht zu erlauben, daß irgend ein sogenannter Ketzer der vergangenen Zeiten wegen seiner Abweichung von dem, was in Kirchenversammlungen als die wahre Lehre über die geheimnißvollen und unerklärbaren Artikel des Glaubens festgesetzt worden, auf Lehrstühlen oder in Schriften für einen Feind Gottes erklärt oder mit andern verhaßten Benennungen belegt werde, die in dem christlichen Volke die Meinung erwecken müssen, als ob es Sünde und Verbrechen sei, sich in Religionssachen zu irren oder anders zu denken als wir;

Zu verordnen, daß man von den mehrbesagten geheimnißvollen und über alle Vernunft gehenden Glaubensartikeln nie anders als in Worten der Schrift rede, sich aller Erklärung und spitzfindigen Speculationen über diese Dinge enthalte und sie überhaupt nur insofern, als sie dem moralischen Zwecke der Religion förderlich sein können, vortrage;

Sich in die gelehrten Streitigkeiten, die über speculative Sätze, Auslegung dieser oder jener Schriftstellen u. s. w. entstehen mögen, nicht einzumischen, keine öffentliche Partei darin zu nehmen und nur dahin zu sehen, daß die Herren Disputanten nicht aus den Schranken der allgemeinen Wohlanständigkeit hinaus gerathen und aus einer bescheidenen Erörterung kein Stiergefechte werde;

Dafür zu sorgen, daß der öffentliche Religionsunterricht in Schulen und Kirchen von allen Ueberbleibseln der alten Barbarei gereinigt und in Allem dem großen Endzweck der innerlichen moralischen Besserung der Menschen (welcher offenbar der Zweck Jesu war) gemäß eingerichtet werde.

Außerdem würde ich mir die Freiheit nehmen, sie wo möglich zu überzeugen, daß unter den Lehrern diejenigen, die einen großen Eifer für die Sache Gottes, eine besondere Frömmigkeit und eine eigene, aus Allem, was in der Bibel

*) Zum Beispiele des Schiffziehens. Nur wollte ich im Namen der Menschlichkeit bitten, einige Sorge dafür zu tragen, daß die armen Leute besser genährt würden und ein etwas bequemeres Dach und Fach bekämen als die unglücklichen Schiffzieher an der Donau.

am Unverständlichsten ist, zusammengesetzte Sprache affectiren, immer gegen Aufklärung und Aufklärer griesgramen, über die Gefahr des christlichen Zion's und den Verfall der reinen Lehre stöhnen und den weltlichen Arm gegen die vermeintlichen Wölfe, die dem Schafstall Christi drohen sollen, auffordern, entweder übel organisirte Köpfe oder arme kranke Leute sind, die mit ihrem Arzt von der Sache sprechen sollten, oder zu einer Gattung gehören, die ein Andrer, der nicht so höflich wäre als ich, Heuchler, Pharisäer, Baalspriester und Tartüffen nennen würde; Leute, die, wenn sie vor tausendsiebenhundertsiebenundneunzig Jahren die Ehre gehabt hätten, im hochwürdigen Synedrium zu Jerusalem zu sitzen, aus wirklichem oder affectirtem Eifer für die Sache Gottes das Kreuzige ihn! über den unschuldigsten und besten der Menschen, über den ersten Gegner aller Gleißnerei vermuthlich so laut als Kaiphas und Klopstock's Philo geschrieen haben würden. Vor dieser Art Menschen würde ich den Fürsten rathen, sich wohl in Acht zu nehmen, und mich übrigens versichert halten, daß auf dem angerathenen Wege am Ende mehr Uebereinstimmung des Glaubens herauskommen werde als auf demjenigen, den einige Zeloten so gern eingeschlagen wissen möchten.

XL.

Und nun — noch ein paar wohlgemeinte Worte an die Philosophen, für deren Freiheit ich bisher so laut gesprochen habe.

Anstatt die Philosophie mit Cicero als die Wissenschaft der göttlichen und menschlichen Dinge zu definiren, möchte ich sie lieber die Wissenschaft aller Begriffe nennen, welche sich die Menschen von natürlichen und göttlichen Dingen machen können, und die Kritik aller Begriffe, die sie sich von je her wirklich davon gemacht haben.

Ich kann mich unmöglich an Gott oder Christus oder an der Unsterblichkeit der Seele oder an Himmel und Hölle, an den guten oder bösen Geistern, an Sonne und Mond, noch am Mann im Monde (wenn einer ist) versündigen, wenn ich die Vorstellungen, Meinungen, Einbildungen, die sich

diese oder jene Menschenkinder von ihnen gemacht haben, auf die Capelle bringe und nach den Gesetzen des vernünftigen Denkens untersuche, was davon wahr oder falsch sein, was in die Luft verfliegen oder als Schaum und Schlacken oben schwimmen oder als Caput mortuum zu Boden sinken möchte.

Es bleibt ewig dabei: Nichts in der Welt ist so heilig, daß es sich dem Richterstuhl der Vernunft entziehen, daß es nicht untersucht und auf die Probe gebracht werden dürfte; denn es sind nicht die Sachen, sondern die Begriffe und Meinungen der Menschen von den Sachen, die wir in Untersuchung nehmen.

Aber, liebe Herren und Freunde, wiewol wir in gewissem Sinne Alles dürfen, so frommet doch nicht Alles.

„Halt Maß in Allem; denn in Allem giebt's
Ein Mittel, dessen Linie, was recht ist,
Bezeichnet: dies- und jenseits wird gefehlt!"

sagt Horaz. Ein weiser Mann untersagt sich alle Speculationen, die zu nichts helfen, wohl aber zufälligerweise viel schaden können.

In einem christlichen Staate die Frage, ob ein Gott sei, aufwerfen oder, welches auf Eins hinausläuft, von dem Dasein Gottes als einem Problem sprechen, weil die Beweise desselben keine mathematische oder apodiktische Demonstrationen sind, ist etwas ebenso Weises, als wenn Einer zu Rom die Frage: „Was ist der Papst?" aufwerfen oder zu Frankfurt am Main öffentlich disputiren wollte: ob es nicht besser wäre, die kaiserliche Würde eingehen zu lassen.

Der Glaube an Gott, nicht nur als an die erste Grundursache aller Dinge, sondern auch als unumschränkten und höchsten Gesetzgeber, Regenten und Richter der Menschen, macht nebst dem Glauben an einen künftigen Zustand nach dem Tode die ersten Grundartikel der Religion aus. Diesen Glauben auf alle mögliche Weise zu bekräftigen und zu unterstützen, ist eines der würdigsten und nützlichsten Geschäfte der Philosophie, ist in Rücksicht der Unentbehrlichkeit desselben sogar Pflicht; ihn anzufechten und durch alle Arten von Zweifeln und Scheingründen in den Gemüthern der Menschen wankend zu machen oder gar umzustoßen, kann nicht nur zu gar nichts helfen, sondern ist im Grunde um nichts besser als ein öffentlicher Angriff auf die Grundverfassung des Staats, wovon die Religion einen wesent-

lichen Theil ausmacht, und auf die öffentliche Ruhe und Sicherheit, deren Stütze sie ist.[1])

Die Philosophie hat nützlichere Dinge zu thun, als die Schärfe ihrer Werkzeuge an den Grundpfeilern der moralischen Ordnung und an dem, was zu allen Zeiten der Trost und die Hoffnung der besten Menschen gewesen ist, zu probiren; und der Philosoph ist kaum dieses Namens werth, der nicht bedenkt, daß gegen einen Menschen, der der Religion ohne Nachtheil seiner Moralität und Gemüthsruhe entbehren kann, zehntausend sind, die, wofern sie auch ihren edelsten Zweck an ihnen verfehlte, doch ohne den Zaum, den sie ihnen anlegt, schlimmer, oder ohne die Hoffnung, die sie ihnen giebt, unglücklicher sein würden, als sie sind.

---

[1]) Im T. Merkur heißt es hier noch:

„Ich trage also kein Bedenken, meinem unmaßgeblichen Rath an den König oder Fürsten, der mich (wider alles Vermuthen) nach 50 Jahren etwa über diese Dinge um Rath fragen sollte, noch diesen Artikel hinzuzusetzen: daß das ungereimte und ärgerliche Disputiren gegen das Dasein Gottes oder gegen die angenommenen Beweise desselben, wenn man keine bessern zu geben hat, ingleichen das öffentliche Bestreiten der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele für ein Attentat gegen die Menschheit und gegen die bürgerliche Gesellschaft erklärt und durch ein ausdrückliches Strafgesetz verboten werden sollte." — A. d. H.

Beilage

zu der vorgehenden Abhandlung.

An Herrn v. *** zu Br**.

Sie wünschen zu wissen, was ich von der Unterscheidung zwischen Preßfreiheit und Preßfrechheit denke, welche (wie Sie mir melden) vor Kurzem bei einer durch die Zeitungen schon bekannt gewordenen Gelegenheit geltend gemacht worden und einen kleinen panischen Schrecken in Ihren Gegenden verbreitet haben soll. Da das Recht, über alles Denkbare zu denken und das Gedachte Andern mitzutheilen, so gut man Beides kann, unter die Rechte gehört, die mit der Ehre, ein Mensch zu sein, nothwendig verbunden sind, so nehme ich keinen Anstand, Ihnen freimüthig zu eröffnen, wie ich die Sache ansehe.

Ich halte mich versichert, daß der Urheber dieser Unterscheidung etwas ganz Bestimmtes dabei gedacht und einen ganz guten Zweck dabei gehabt haben oder zu haben vermeinen konnte (welches, wie Sie wissen, in Absicht des Willens auf Eins hinausläuft), und daß es eben daher schwerlich seine Meinung war, sie jemals gegen die Freiheit der Presse geltend zu machen. Cajus oder Titius könnte ja wol (wie uns Allen im Eifer etwas Menschliches begegnen kann) in einem an sich gerechten, aber zu leidenschaftlichen Eifer für das, was er für Wahrheit und Recht und also für Sache der Menschheit erkannte, — in einer zu raschen Bewegung der Lebensgeister und der Einbildungskraft, wovor ein Schrift-

steller, der mit beiden reichlich versehen ist und über eine äußerst interessante Sache schreibt, sich nicht immer genug hüten kann, — ich sage, dieser Cajus, oder wie er heißt, könnte ja wol in einer solchen Stimmung hier und da gegen seinen Vorsatz ein Wenig über die Aristotelische Linie der Höflichkeit und des Respects hinübergekommen sein, ein Wenig hyperbolisirt und mehr gesagt haben, als etwa ein seine Ruhe liebender Römer einem Augustus oder Titus — geschweige einem ihrer Diener (die es natürlicherweise mit Beleidigungen immer schärfer nehmen als die Auguste selbst) — hätte ins Gesicht sagen mögen, wiewol man jenen Cäsarn mitunter ziemlich starke Sachen ins Gesicht sagen durfte. Cajus könnte es also einem Asinius Pollio oder Lucius Piso (oder wen Sie ihm sonst gegenüberstellen wollen) mit Recht nicht sehr verdenken, wenn dieser Minister August's solche leidenschaftliche (wiewol gar nicht übel gemeinte) Extravasationen, insofern sie über die gewöhnlichen Grenzen der Freiheit merklich hinausgehen, mit einem Namen belegte, womit nach Adelung's Wörterbuche Diejenigen bezeichnet werden, welche sowol die Gefahr unbesonnenerweise verachten, als die Gesetze des Wohlstandes und der Ordnung ohne Scheu verletzen. Cajus würde selbst nicht leugnen können, daß es Fälle giebt, wo dergleichen Unbesonnenheiten und Uebereilungen eine verhältnißmäßige Rüge nach sich zu ziehen pflegen. Freilich könnte er sich mit seinem gerechten Eifer für die Sache der Menschheit entschuldigen; aber man würde ihm antworten, ein weiser Mann müsse seine Leidenschaften, wie gerecht und gut auch ihr Gegenstand und Zweck sein möge, in den gehörigen Schranken zu halten wissen. Vielleicht würde es ihm nicht an einer scheinbaren Gegenantwort fehlen; aber auf alle Fälle bleibt es eine große Regel, seinem Gegentheile keine Blöße zu geben.

Nichts ist indessen natürlicher, als daß so leidenschaftliche Wesen wie wir armen Menschlein bei Gelegenheiten, wo unser Eifer gar zu stark gereizt wird, uns mehr erhitzen, als nöthig oder räthlich war. In vorliegendem Falle scheint wol — wie allemal, so oft die Menschen in partes gehen — die Horazische Bemerkung stattzufinden:

Iliacos intra muros peccatur et extra.

Der Mann (sagt ein Sprichwort meiner Landsleute) zerbricht die Schüsseln und die Frau die Töpfe. Gewöhnlich kommt bei

einer solchen Wirthschaft nichts heraus — als Scherben. Uebrigens, mein Freund, werde ich immer dabei bleiben, daß man auch die stärksten Wahrheiten ungestraft sagen könne, wenn man sie in einem gelassnen Tone und ohne persönliche Beleidigung der Andersdenkenden vorbringt. Ich will nicht, daß man Wahrheiten, von denen das Wohl der Menschheit abhängt, kalt und gleichgiltig sage; aber man kann sie mit aller Wärme des Gefühls, im Tone der eignen Ueberzeugung und des reinen Wohlwollens und doch mit Ruhe und Mäßigung sagen, und man wird Niemand dadurch beleidigen; oder falls Jemand eigensinnig und unbillig genug wäre, sich durch einen bescheidenen Widerspruch beleidiget zu finden, würde man die ganze vernünftige Welt auf seiner Seite haben. Es ist unsäglich, wie viel der besten Sache durch eine heftige, trotzige und die Eigenliebe der Gegner kränkende Art, sie zu behaupten, geschadet wird. Schadeten wir blos uns selbst dadurch, so möchte es hingehen; wir hätten wenigstens den Trost, uns als Märtyrer der Wahrheit zu betrachten; aber die gute Sache leidet darunter. — Doch verzeihen Sie mir eine Moral, die, wiewol man sie nie genug predigen kann, Derjenige, den sie trifft, uns immer mit dem Terenzischen „Tu si hic esses aliter sentias" zurückzugeben pflegt.

Sie sehen, mein Herr, daß ich die besagte Unterscheidung, welche Vielen so anstößig gewesen ist, in einem Sinne nehme, worin sie für sehr unschuldig gelten kann, welches sie keineswegs wäre, wenn ich ihr den gefährlichen Sinn zutraute, den man darin zu finden glaubt; nämlich, als ob es darauf abgesehen sei, um deswillen, weil Dieser oder Jener sich der Freiheit zu denken mit einiger Unbescheidenheit bedient habe, die Schriftsteller überhaupt einer Art von Inquisition zu unterwerfen und der Preßfreiheit unter dem Vorwande, die Preßfrechheit zu verhindern, willkürliche Fesseln anlegen zu wollen.

Ich weiß nicht, was manche wackere Leute für Ursache haben mögen, so Arges in ihrem Herzen zu denken; aber das bin ich gewiß, daß Augustus oder Titus es sehr übel genommen haben würden, wenn ihnen Jemand nur den Gedanken zugetraut hätte, die Freiheit zu reden und zu schreiben um des allzu kühnen Gebrauchs willen, den ein Laberius davon gemacht hatte, unterdrücken zu wollen. Was würde man von der Weisheit eines Solon gedacht haben, wenn er seinen Athenern täglich bei Unzen und Scrupeln hätte vorwägen lassen wollen, wie viel

sie essen sollten, weil die leidige Erfahrung lehrt, daß der Eine oder der Andere zuweilen mehr ißt, als recht ist? Und glauben Sie, daß Solon selbst (falls er die Vorsicht so weit zu treiben fähig gewesen wäre) mit der Distinction zwischen Eßfreiheit und Freßfreiheit bei den Großvätern der Sokraten und Aristophanen durchgekommen wäre?

Ich hoffe, Sie durch diese kleine Betrachtung völlig beruhiget zu haben. Wer die Eßfreiheit zur Fresserei gemißbraucht hat, muß sich gefallen lassen, ein Digestivpulver oder ein Brechmittel zu schlucken; wer die Preßfreiheit zur Frechheit gemißbraucht hat, verdient nach Beschaffenheit des Vergehens eine verhältnißmäßige Züchtigung; aber die Preßfreiheit bleibt demungeachtet, so gut wie die Eßfreiheit, so uneingeschränkt als zuvor — oder — — desto schlimmer!

An Ebendenselben.

Wer einen Erfahrungskreis von vierzig bis funfzig Jahren um sich her hat, wie Ihr gehorsamster Diener, findet sich alle Tage mehr überzeugt, daß es keinen goldnern Spruch in der Welt giebt als das berühmte „Ne quid nimis" des weisen Chilon. Mich dünkt, alle praktische Weisheit der ganzen Welt sei in diesen drei Wörtchen „Nichts zu viel", oder in dem einzigen Wörtchen „mäßig" enthalten; und ich bin vollkommen überzeugt, daß man — mit allen Eigenschaften, welche erfordert werden, um der größte Feldherr, Staatsmann, Finanzminister, oder der größte Dichter, Maler, Tonkünstler, oder der erste aller Schneider und Schuster, kurz, in jedem Fach und jeder Profession der Erste zu sein — in jedem Fach und jeder Profession nur ein Pfuscher ist, wenn man sich den tiefen Sinn dieses mehr als goldnen Sprüchleins nicht ganz eigen gemacht und sich gewöhnt hat, es nie aus den Augen zu verlieren. Ein einziger Moment, wo uns dieses Unglück begegnet, ist hinlänglich, das schönste Leben sowie das schönste Werk zu verunstalten.

Ich gestehe Ihnen gern, daß so ein Sprüchlein leichter zu sagen als auszuüben ist, und daß nicht Jedermann ein so abgekühltes Blut haben kann als der alte Chilon und seine

funfzigjährigen Bewunderer. Aber der alte Chilon hat darum nicht weniger Recht; und gewiß würde er, wenn er noch lebte, auch Ihren beiden Parteien sein „Ne quid nimis!“ zurufen. Mag doch jede glauben, daß sie allein Recht habe, daß ihre Sache die gute Sache sei, wenn die Leute nur auch glauben könnten, daß die beste Sache durch Unbescheidenheit, Uebereilung und Uebertreibung endlich zu einer sehr schlechten Sache wird. Ein Wort zu viel kann eine sonst wahre Behauptung falsch machen; ein zu starkes Wort, ein Grad von Hitze über dem Temperirten kann etwas zur Beleidigung machen, was, mit Mäßigung gesagt, den Gegner, wo nicht gewonnen, doch nicht erbittert hätte. Aber in Leidenschaften noch gar philosophiren wollen, ist eine große Unweisheit; und wer die Sache der Vernunft auch in den wichtigsten Dingen nicht so ruhig und gelassen führen kann, als ob es um die Auflösung einer arithmetischen Aufgabe zu thun wäre, der thäte immer besser, er schwiege.

Ueberhaupt giebt es, wie Salomon sagt, eine Zeit zu reden und eine Zeit zu schweigen. Schweigen nützt der guten Sache oft mehr, als declamiren wie ein Cicero, und immer unendlichemal mehr, als sich erhitzen und in dem Feuer, in welches man sich selbst hineingeschrieben hat, Wahres und Falsches unter einander mengen und, um sich recht stark und kräftig auszudrücken, mehr sagen, als man verantworten kann. Was halfen Cicero's Philippicae der Republik? Nichts. Aber ihm selbst kosteten sie seinen grauen Kopf.

Mit Leuten, die ihre Partei ein- für allemal genommen haben, oder die so weit getrieben sind, daß sie sich nicht überwunden geben können, ohne ihre ganze Existenz zu verlieren, ist nicht rathsam zu streiten; oder wenn man ja unglücklicherweise in einen solchen Streit gerathen ist, so thut man wohl, in dem Augenblicke aufzuhören, wo man merkt, daß die Galle rege wird. Und auch bei dem vernünftigsten und kaltblütigsten Manne kann und muß endlich die Galle rege werden, wenn er es entweder mit ausgemachten Schwärmern zu thun hat oder mit Leuten, die sich nur durch Sophismen und Sykophantenstreiche retten können. Denn gegen die Einen und gegen die Andern hilft kein Raisonniren. Zudem spielt der größere Theil des Publicums bei solchen Gelegenheiten immer die Rolle des Volkes bei einer Execution. Dieses läuft herbei, um einem interessanten Schauspiele zuzusehen, und schwebt, indem es zusieht, in einer

nicht unangenehmen Bewegung zwischen dem Gefühl der Billigkeit, daß dem Verbrecher sein Recht angethan werde, und den sympathetischen Regungen der Menschlichkeit. Aber sobald es glaubt, dem armen Sünder geschehe zu viel, so hört auf einmal alles Schweben auf; das Gefühl der Unbilligkeit und Grausamkeit fällt in die Schale des Mitleidens, sie sinkt zu Boden, alle Hände heben sich mechanisch auf, die beleidigte Humanität an dem Handlanger der Gerechtigkeit zu rächen, und wehe ihm, wenn man Ursache zu der Meinung zu haben glaubt, daß er den armen Sünder nicht aus Ungeschicklichkeit, sondern vorsätzlich härter und länger habe leiden lassen, als recht und billig war. — Ich überlasse Ihnen, die Anwendung dieses Gleichnisses selbst zu machen, und bin u. s. w.

Ueber religiöse Toleranz.

Aus einem Zusatze von Wieland (Merkur, 1783. III. 257—266) zu einem auszugsweise von ihm (Merkur, 1783. III. 250—257) mitgetheilten Schreiben aus Wien über die Deisten in Böhmen.

Was ist die Toleranz, von welcher so viel Schreibens und Rühmens in unsern Tagen ist? Ist sie blos ein willkürliches Gnadengeschenk eines Monarchen, der Alles kann, was er will — oder eine Pflicht, die aus einem unverlierbaren Rechte der Menschheit, aus dem Rechte an Gewissensfreiheit, entsteht? Haben Diejenigen, die sich zu der Augsburgischen oder helvetischen Confession bekennen, ein anderes und besseres Recht an Duldung als das allgemeine Recht eines jeden Menschen, vermöge dessen er nicht gezwungen werden darf, durch äußerliche Handlungen für wahr zu erklären, was er in seinem Innern für Wahn und Irrthum hält? Erlaubt das Naturgesetz, der Gewissensfreiheit Schranken zu setzen? Und (wenn anders noch Jemand diese Frage mit Ja beantworten zu können glaubt) worauf kann sich dieses Recht, der Gewissensfreiheit Schranken zu setzen, gründen? Was ist eine Freiheit, die so enge eingeschränkt werden kann, als es Demjenigen beliebt, in dessen Händen die Gewalt ist? —

Mich dünkt, alle diese Fragen sind leicht zu beantworten. Entweder entscheidet hier Ratio status oder allgemeine Vernunft. Entscheidet jene, und kommt es blos auf die Willkür eines Regenten oder auf seine Meinung von politischer Convenienz an, ob die Menschen, die unter seiner Regierung leben, Glaubens- oder Gewissensfreiheit haben sollen oder nicht, so ist klar, daß es auch von seiner Willkür abhängt, die ertheilte Freiheit wieder zurückzunehmen, sobald sich sein Urtheil von dem, was er seinem politischen Interesse für zuträglich hält, ändert. Jauchze über eine solche Freiheit, wer will! — Aber, rund mit der Sprache herauszugehen, es ist Ungereimtheit, zu sagen, „daß Glaubensfreiheit von irgend eines Menschen Willkür

abhange". Sie ist ein allgemeines, angebornes, unverlierbares Recht der menschlichen Natur. Wer das Recht hat, Athem zu holen, aus seinen Augen zu sehen, auf seinen Beinen zu gehen u. s. w., der hat auch das Recht, zu glauben, was er glaubt, und ist von seinem Glauben Niemand Rechenschaft schuldig. Alle Religionen gründen sich auf Meinung und Glauben. Gründeten sie sich auf mathematische Gewißheit, auf vollkommene anschauliche Evidenz, so wäre von jeher nur eine einzige Religion in der Welt gewesen. Da dieses nicht ist, so hat jeder Mensch das Recht, in Religionssachen, d. i. in Allem, was seinen Glauben an das höchste Wesen und sein Verhältniß gegen dasselbige betrifft, der Meinung zu sein, von deren Wahrheit er sich überzeugt fühlt, und wobei sein Verstand und Gewissen sich beruhigt. Derjenige, der andre Religionsmeinungen hat, kann freilich nicht umhin, zu glauben, daß Jener sich irre; auch steht ihm frei, ihn von seiner Meinung zu unterrichten; aber er hat kein Recht, ihn zu seiner Meinung zu zwingen. Auch der Gesetzgeber in einer bürgerlichen Gesellschaft darf dies nicht. Er darf keine Religion durch Zwanggesetze einführen und keine durch Zwanggesetze hindern oder unterdrücken. Die eingeführte Religion ist nichts weiter als die Religion der Meisten; und das Beiwort herrschend, mit Religion verbunden, ist völliger Unsinn. Denn keine Religion kann ein Recht haben, über andre zu herrschen. Der Regent ist als Oberhaupt des Staates Beschützer und Aufseher der Religion. Jenes ist er, insofern er die allgemeine Pflicht auf sich hat, jedes Mitglied des Staats bei allen seinen Rechten zu schützen, d. i. nicht zuzugeben, daß es in ihrem Genusse gestört oder derselben gar beraubt werde. Insofern ist er also verbunden, einen Jeden bei derjenigen Religion zu schützen, die er hat; und wenn zweihundert Religionen auf einmal in seinem Staate entstünden, so haben alle zweihundert gleiches Recht an seinen Schutz. Er ist aber auch Aufseher der Religion, insofern ihm obliegt, zu verhindern, daß die innre Sicherheit oder Ruhe des Staats nicht durch Bekehrungssucht, Verfolgungsgeist und andre Ausbrüche eines unverständigen oder von Priestern und Leviten mißgeleiteten Religionseifers unterbrochen werde; und vermöge dieser Regentenpflicht kann er — nicht Meinungen als Verbrechen strafen — aber wohl Handlungen verbieten, welche durch eine natürliche Folge die Ruhe des

Staats stören würden. Wer alsdenn mit Verachtung des Gesetzes solche **Handlungen** zu begehen fortfährt, kann seines **Ungehorsams** wegen bestraft werden. Wären aber diese Handlungen von solcher Art, daß der Uebertreter des Gesetzes sich in seinem Gewissen dazu verbunden hielte, d. i. (mit andern Worten), glaubte er in dem Falle zu sein, „**wo man Gott mehr gehorchen muß als den Menschen,**" so fände auch keine Strafe des Ungehorsams statt, und das Strengste, was über ihn verhängt werden dürfte, wäre, daß er angehalten würde, mit aller seiner Habe aus dem Lande wegzuziehen.

Alle diese Sätze sind natürliche und meistens unmittelbare Folgerungen aus der unleugbaren Vernunftswahrheit: **Meinung und Glauben können ihrer Natur nach keinem äußerlichen Zwang unterworfen sein.**

Ueber den Hang der Menschen,

an

Magie und Geistererscheinungen

zu glauben.

Erschien zuerst im Teutschen Merkur, 1781. II. S. 226–239, unter dem Titel: Betrachtung über den Standpunkt, worin wir uns in Absicht auf Erzählungen und Nachrichten von Geistererscheinungen befinden, und zwar als Einleitung zu einem andern, sich daran anschließenden Artikel: Auszug aus einem Schreiben rc. rc., einen Geist betreffend, mit welchem der berühmte Dichter Torquato Tasso Umgang zu haben glaubte. Dieser Auszug ist am Schlusse des Aufsatzes von uns mitgetheilt. In Wieland's Ausgabe seiner Werke ist die Abhandlung unter dem umstehenden neuen Titel den Vermischten Aufsätzen (in Bd. XXIV) zugetheilt.

Gespenster, Elementargeister, Mittelwesen zwischen Engeln und Menschen, Feuer- und Luftgeister, Kobolde, Bergmännchen und Wassernixen, Schutzgeister oder Plagegeister einzelner Menschen, — mit einem Worte, alle Arten von angeblichen Erscheinungen und wunderbaren Einwirkungen unsichtbarer Wesen werden — aller Einwendung einer gesunden Philosophie und aller durch sie bewirkten Aufklärung zu Trotz — in der Einbildungskraft und selbst in dem Herzen der Menschen immer einen Fürsprecher finden, der ihre gänzliche Verbannung unmöglich machen wird. Jede Erzählung dieser Art, Alles, was einer Anekdote aus der Geisterwelt ähnlich sieht und die Wirklichkeit dieser phantastischen Wesen zu bestätigen oder die Gründe, womit die Vernunft sie bestreitet, zu entkräften scheint, wird den Meisten immer willkommen sein. Selbst der aufgeklärtere Theil der Menschen — Personen, die es auf keine Weise von sich gesagt wissen möchten, daß sie Gespenster, Gespenstererscheinungen, und was in dieses Fach gehört, im Ernste zu glauben fähig wären — unterhalten sich doch gern mit Gesprächen oder Lectüren dieser Art. Ja, sogar der Philosoph, indem er die Wahrheit der Begebenheiten, auf welche die Geisterseher ihren Glauben gründen, leugnet, fühlt sich unvermerkt von seiner eignen Phantasie überschlichen und ist selten von seinen Vernunftschlüssen überzeugt genug, daß nicht die instinctartige Neigung zum Wunderbaren, die er mehr oder weniger mit den Ungelehrtesten gemein hat, den leisen Wunsch, des Gegentheils durch unleugbare Thatsachen überführt zu werden, in ihm erregen sollte.

Eine Tradition, die so alt als das Menschengeschlecht oder doch gewiß um viele Jahrhunderte älter als die Philosophie ist, hat eine Art von allgemeinem Glauben und Einstimmigkeit aller Völker über diese Dinge hervorgebracht. Von Kindheit an wird unsre Einbildungskraft mit Bil-

dern, Märchen und angeblichen Geschichten angefüllt, welche sich auf diesen Glauben gründen und ihre ansteckende Kraft an uns beweisen, zu einer Zeit, da wir uns noch keines Betruges versehen und die Vernunft uns noch mit keinen Waffen gegen unsre eigne und fremde Leichtgläubigkeit ausgerüstet hat.

Die Dichter, welchen mit dem Wunderbaren die reichste Quelle von Erfindung und Interesse genommen würde, nähren diese Anlage auf eine so verführerische Art, daß, wenn wir gleich Verstand genug haben, zu sehen, daß sie uns täuschen, wir doch mit Vergnügen einwilligen, so angenehm getäuscht zu werden. Mitten in der Ueberzeugung, daß die ganze Maschinerie ihrer Götter- und Geistererscheinungen, Zaubereien und Feereien aus bloßen Geschöpfen ihrer Einbildungskraft zusammengesetzt sei, ertappen wir uns über einem heimlichen Seufzer, daß doch diese Wunderdinge wahr sein möchten; und je empfänglicher unsre Seele für die Einwirkungen dieser Art von Dichtungen ist, desto geneigter sind wir, uns durch Erzählungen, die sich (dem Vorgeben nach) auf Erfahrung und Thatsache gründen, von der Wahrheit dessen, was wir wahr zu finden wünschen, überreden zu lassen.

Wie viel endlich unter allen Völkern die Religion beigetragen habe, diese Disposition in den Gemüthern der Menschen zu verstärken, braucht hier kaum erwähnt zu werden. Und was ist's Wunder, wenn Priester (welche hierbei ein ebenso begründetes und in verschiednem Betracht ungleich wichtigeres Interesse hatten als die Dichter) geschäftig gewesen sind, den Glauben an übermenschliche Wesen und übernatürliche Wirkungen zu befördern, da selbst ein großer Theil der Philosophen, vornehmlich die von der Pythagorischen, Platonischen und Alexandrinischen Schule, diesen Glauben begünstiget und eine Geisterlehre, in welcher alle Artikel des popularen Aberglaubens Unterstützung finden, zur Grundlage und zu den Hauptpfeilern des Lehrgebäudes gemacht haben?

Diese romantische Art zu philosophiren, die zu gleicher Zeit der natürlichen Trägheit der Menschen und ihrer Begierde nach erhabnen und wunderbaren Ideen schmeichelt, konnte nicht fehlen, sich in eine desto größere Achtung zu setzen, da sie sich gleich den alten Mysterien (deren Stelle sie unvermerkt einnahm) in ein heiliges Dunkel verbarg, in welches nicht einem Jeden einzudringen erlaubt war. Aber je größer und abschreckender die Schwierigkeiten, in diesen Geheimnissen ein-

geweiht zu werden, desto glänzender waren auch die Vortheile der Glücklichen, die zu diesem Vorzuge gelangten. Die magische Philosophie, deren vorgebliche Meister sich des Namens der Weisen im erhabensten Sinne des Wortes anmaßten (wie sie noch bis auf diesen Tag thun), versprach nichts Geringers als die größte Veredlung der Menschheit, Erhöhung ihrer natürlichen Kräfte bis zur Gemeinschaft mit der göttlichen Natur. Sie rühmte sich, den Schlüssel zu besitzen zu den Pforten einer unsichtbaren geistigen Welt, gegen welche die sichtbare sich verhalte wie die Buchstaben einer Schrift zu den Worten, und die Worte zu den Ideen, deren bloße Zeichen sie sind, oder wie ein todtes Steinbild zu einem lebendigen Menschen. Sie kannte (ihrem Vorgeben nach) nicht nur alle Arten von Geistern nach ihren verschiednen Ordnungen, Stufen, Kräften, Wirkungskreisen, Eigenschaften und Verhältnissen; sie besaß auch die Mittel, mit diesen unkörperlichen Wesen in Verbindung zu treten, die Freundschaft der guten unter ihnen zu erwerben, sich die bösen zu unterwerfen und mit Hilfe der einen und der andern die wunderbarsten Wirkungen hervorzubringen.

Der romanhafte und subtile Lehrbegriff und die wenig verständlichen Schriften eines Plotinus verloren sich während der langwierigen Finsterniß, welche nach Zerstörung des alten römischen Reiches über Europa kam; aber die Begriffe und Träume von Mittelgeistern und Zauberkräften, womit der Norden sowie der Orient von je her angefüllt war, erhielten sich, und der immer tiefer einwurzelnde Aberglaube, von Mönchen und Romanendichtern auf alle mögliche Weise genährt, überhob die Adepten dieser Zeiten der ungelegnen Mühe, ihre Behauptungen zu beweisen oder mit der Vernunft in Uebereinstimmung zu setzen. Was Wunder, daß selbst während der Dämmerung, welche im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert Europa die Wiederherstellung der Literatur und höhern Aufklärung der Wissenschaften vorbereitete, jene Afterphilosophie unter dem Schutze der ehrwürdigen Namen eines Hermes Trismegistus, Zoroaster, Orpheus, Pythagoras, Platon u. s. w. sich nicht nur in Ansehen erhielt, sondern sogar wieder eine wissenschaftliche Form gewann, von welcher sich einige der besten Köpfe jener Zeiten verblenden ließen?

Irrthümer, die den Menschen Jahrtausende lang beherrscht haben, sind nicht so leicht zu verdrängen. Sie nehmen alle

mögliche Gestalten an und bedienen sich aller möglichen Kunstgriffe, wodurch eine des Lichtes noch ungewohnte Vernunft hintergangen werden kann. Ehmals waren es die Mönche und die Verfasser der Ritterbücher gewesen; nun waren's Philosophen, Aerzte, Naturforscher, Chymisten, die den popularen Glauben an Geistererscheinungen, wiederkommende Seelen der Verstorbnen, Elementargeister, Kobolde, prophetische Träume und Ahnungen, Sympathien und Antipathien, Palingenesien und Metamorphosen, kurz, alle Wunder und Abenteuer der weißen und schwarzen Magie in ihren Schutz nahmen und mit neuem Ansehen bekleideten. Der Glaube an alle diese Dinge war im sechzehnten Jahrhundert so allgemein, daß man kaum einen berühmten Mann dieser Zeit wird nennen können, der nicht mehr oder weniger damit angesteckt gewesen wäre.

Nun hat zwar, Dank sei dem Himmel! diese poetische Art von Philosophie seitdem einer andern Platz gemacht, welche, mit neu erfundnen Werkzeugen bewaffnet, sich gleichsam neue Sinne zu verschaffen und damit die größten Schwierigkeiten zu übersteigen gewußt hat, die ehmals Jedem entgegenstanden, der mit der Fackel der Beobachtung ins Innere der Natur einzudringen versuchte. Die verworrenen und ungewissen Formen der Dämmerung scheinen nun in dem immer zunehmenden Tage zerflossen und die bezauberte Welt von der natürlichen auf ewig verdrängt zu sein. Aber die Einbildungskraft findet immer wieder Mittel, sich im Besitz ihrer alten Rechte zu erhalten. Der Kreis ihrer Wirksamkeit erweitert sich zugleich mit dem Kreise unsrer Kenntnisse. Die Natur (gleich als ob sie eifersüchtig sei, sich über ihren verborgnen Mysterien von sterblichen Augen überschleichen zu lassen) erscheint immer wundervoller, geheimnißreicher, unerforschlicher, je mehr sie gekannt, erforscht, berechnet, gemessen und gewogen wird. Die unendliche Mannichfaltigkeit und der grenzenlose Schauplatz ihrer Wirkungen verschlingt unsern Geist; er verliert sich in einem Ocean von Wundern, an welchen, wie viel wir auch erklären und begreifen zu können meinen, doch noch immer Unerklärbares und Unbegreifliches genug übrig bleibt, um die verlegene Imagination in ihre alte Lage zurückzuwerfen.

Denn was haben wir auch mit den scharfsinnigsten und unwidersprechlichsten Erklärungen Alles dessen, was im Himmel, auf Erden und unter der Erden ist, am Ende zu Befriedigung unsers Vorwitzes gewonnen, als — Erscheinungen zu kennen,

deren Ursachen — Wirkungen zu berechnen, deren Kräfte — noch immer Geheimniß sind? Und wenn wir auch das ganze Uhrwerk der Körperwelt bis auf seine ersten Bestandtheile auseinanderlegen könnten, so nöthigt uns doch am Ende ein Gefühl, dem die Vernunft selbst nachgeben muß, geistige Kräfte anzunehmen, welche der Materie Zusammenhang, Bewegung, Leben, Empfindung und Gedanken geben, die nicht ihr eigen sind; und so befinden wir uns immer wieder da, wo uns die Philosophie gefunden hatte, glauben immer, daß sie uns gerade das nicht sagen könne, was wir am Liebsten wissen möchten, und fühlen uns also um so geneigter, Jedem Gehör zu geben, der unsre Einbildungskraft in Erwartung setzt und ihr eine Befriedigung zu versprechen scheint, die sie bei jener vergebens gesucht hatte.

Hierzu kommt noch ein andrer Umstand, der eine ebenso natürliche Folge der Aufklärung ist, als er den Geistersehern günstig zu sein scheint. Je weiter die Grenzen unsrer Kenntnisse hinausgerückt werden, je mehr wir die unerschöpfliche Mannichfaltigkeit der Natur im Detail ihrer Werke kennen lernen, desto weiter dehnt sich auch der Kreis des Möglichen vor unsern Augen aus; und vielleicht ist es gerade der größte Naturforscher, der sich am Wenigsten untersteht, irgend etwas, das nicht augenscheinlich in die Classe der viereckigen Dreiecke gehört, für unmöglich zu erklären.

Seitdem die unersättliche Wißbegierde mit geschärften Sinnen in alle Elemente eingedrungen ist; seitdem uns die Vergrößerungsgläser einen Abgrund von physischen Wundern, wovon Niemand zuvor die mindeste Vorstellung hatte, aufgeschlossen haben; seitdem uns die Entdeckung neuer, von keinem Demokrit oder Aristoteles nur geahneter Eigenschaften der Materie die Natur von ganz neuen Seiten gezeigt, und der unermüdliche Fleiß der Forscher fast täglich in dem Falle ist, auf Entdeckungen zu stoßen, welche die Hälfte dessen, was man vorher für wahr gehalten, wieder umstoßen oder zweifelhaft machen: seitdem haben auch unsre Begriffe vom Wunderbaren und Natürlichen, Möglichen und Unmöglichen eine merkliche Veränderung erleiden müssen. Mitten zwischen den grenzenlosen Tiefen des Unendlichgroßen und Unendlichkleinen, wo jeder Sonnenstaub eine Welt und jede Welt ein Sonnenstaub, jeder belebte Keim eine ganze Schöpfung, jeder Punkt im Unermeßlichen ein Schauplatz ist, zu dessen Durchschauung das Leben

eines Menschen nicht zureichte, lernt der Mensch bescheidner von seinen Einsichten denken und wird immer furchtsamer, zu entscheiden, was die Natur könne oder nicht könne, je öfter er schon in seinen zu raschen Urtheilen durch nachfolgende Erfahrungen beschämt worden ist. Vor einigen Jahrhunderten hatte das Wunderbare beinahe alle Begriffe vom Natürlichen aus den Köpfen unsrer Vorfahren verdrängt; jetzt verenget die Natur immer mehr die Grenzen des Wunderbaren, und wir finden uns hier auf allen Seiten von so vielen Unbegreiflichkeiten umringt, daß uns beinahe nichts mehr in Erstaunen setzt.

So günstig indessen dieser Umstand den Geistererscheinungen, besonders den Gespenstern und Mittelgeistern (welche unter allen Einwohnern der bezauberten Welt noch immer die meisten und scheinbarsten Zeugnisse für sich haben) sein mag, so ist doch unser Unvermögen, ihre Unmöglichkeit zu beweisen, Alles, was zu ihrem Behufe daraus geschlossen werden kann.

Und verbietet uns da nicht eben diese Vernunft — welche uns abhält, zu entscheiden, daß etwas darum unmöglich sei, weil wir uns keine deutliche Vorstellung machen können, wie es möglich sei — etwas blos darum für möglich zu erklären, weil wir nicht einsehen, wie und warum es unmöglich sein sollte?

Wir befinden uns also hierüber in einem ziemlich wagerechten Schwanken; und das Gewissseste, wozu wir uns selber bringen können, ist das Gefühl, daß ein erscheinender Geist an sich selbst und ohne Rücksicht auf besondere Erfahrungen und Zeugnisse, weder etwas so Unnatürliches sei, um für ganz unmöglich gehalten zu werden, noch natürlich genug, um uns nicht in jedem besondern Falle gegen seine Wirklichkeit mißtrauisch zu machen.

Der Erzähler einer Geistergeschichte, die er als vorgeblicher Augen- oder Ohrenzeuge in ganzem Ernste für wahr giebt, kann sich heutiges Tages darauf verlassen, daß er die meisten Personen von Erziehung und Kenntnissen, sogar diejenigen, die hierin bloße Prätendenten sind, unglaubig finden werde. Wie glaubwürdig auch der Gewährsmann in unsern Augen sein mag, die Erzählung selbst ist es niemals; denn es ist einem seiner Vernunft mächtigen Menschen ebenso natürlich, eine solche Geschichte nicht zu glauben, als zu glauben, daß die Sonne morgen wieder aufgehen werde.

Dieser Glaube und jener Unglaube beruhen auf einerlei Grunde.

Lassen wir aber einen Philosophen auftreten und in einem ausdrücklich dazu geschriebenen Buche mit scharfsinnigen und scheinbaren Gründen aller Art beweisen, daß alle für historisch wahr ausgegebene Gespenster- und Geistergeschichten auf gar keinem glaubwürdigen Zeugnisse beruhen, und daß die Erscheinungen, welche man ohne Einwirkung solcher Wesen, die zu keinem der bekannten Naturreiche gehören, nicht erklären zu können glaubt, sich aus bekannten natürlichen Ursachen sehr wohl erklären lassen: augenblicklich wird etwas, das (wenn ich nicht irre) nicht blos Widersprechungsgeist ist, in uns rege, welches uns drängt, die verfolgten Phantomen in unsern Schutz zu nehmen.

Ich habe oft Gelegenheit gehabt, diese doppelte Bemerkung zu machen; und ohne sie darum für etwas Allgemeines zu geben, glaube ich, daß man von dem größern Theile Derjenigen, welchen dermalen die Benennung von Personen von Erziehung zukommt, sagen könne, daß sie, ungeachtet des Unglaubens, den sie allen Erzählungen von Geistererscheinungen, welche bei Gelegenheit in einer Gesellschaft circuliren, entgegensetzen, im Herzen doch sehr geneigt sind, die Partei der Geister gegen einen Jeden zu halten, der ihnen entweder das Dasein selbst oder wenigstens alle Gemeinschaft mit uns irdischen Menschen absprechen wollte.

Mir däucht, diese Neigung habe, außer der Liebe zum Wunderbaren, noch einen besondern Zusammenhang mit der Hoffnung (die dem Menschen ebenso natürlich ist als jene), nach diesem Leben in einem andern persönlich fortzudauern. Von Kindheit an mit Gespenstergeschichten genährt, welche sehr zuversichtlich auf angebliche Erfahrungen oder glaubwürdige Berichte gestützt werden, gewöhnt sich unsre Phantasie, die Gespenster und die übrigen Geister, deren Dasein auf der Tradition beruht, als Einwohner jener unsichtbaren Welt anzusehen, in welche dereinst überzugehen unser Schicksal sein werde. Ohne einen besondern religiösen oder philosophischen Glauben, der uns von diesem künftigen Leben angenehme und wünschenswürdige Vorstellungen macht, ist der Mensch natürlicherweise nichts weniger als geneigt, sich dieses Land der Seelen sehr reizend vorzustellen. Es sind ihm, wie dem guten Kaiser Hadrian, Loca pallida, lurida, livida,

bleiche, bleifarbne, licht- und freudenleere Gegenden. Der Sund, der zwischen seinem jetzigen Leben und einem künftigen liegt, schneidet alle natürliche Gemeinschaft zwischen beiden ab; er weiß, was er zurücklassen und verlieren wird; aber was er gewinnen werde, ist unbekannt oder ungewiß. Er erwartet es also zwischen Furcht und Hoffnung. Aber da der Gedanke an diese große Veränderung, so gern er ihn gänzlich aus dem Gesichte verliert, sich doch von Zeit zu Zeit aufdrängt, und der Mensch sich nun einmal nicht verbergen kann, daß es dazu kommen muß, so ist ihm Alles interessant, was einer Nachricht aus dem unbekannten Lande gleich sieht; und gerade darum, weil er weiß, daß ordentlicherweise Niemand von dort zurückkommt, bemächtigt sich Jeder, der sich als einen außerordentlichen Gesandten oder Ueberläufer aus demselben ankündigt — so unglaublich auch die Sache an sich selbst ist — seiner ganzen Aufmerksamkeit.

Diese Vorstellungsart liegt, wenn ich mich nicht sehr irre, mehr oder weniger bei jedem Menschen zum Grunde, auf welche Weise sie auch durch andre Umstände modificirt worden sein mag. Der Philosoph mag sich selber noch so deutlich beweisen, daß Gespenster und Hausgeister (Spiritus familiares) und Wassernixen, welche die Kinder ins Wasser hinabziehen, um sie mit Mandeln und Rosinen hübsch rund zu füttern und dann aufzuessen, — in eine und ebendieselbe Kategorie, nämlich in das Fach der Ammenmärchen gehören; der Weltmann mag alle solche Dinge, die nach dem Aberglauben unsrer guten dummen Altvordern riechen, noch so witzig belächeln; und das Hofgesindel des guten Königs von Schlaraffenland Alcinous*) mag noch so laut und Bacchantisch über die Leute lachen, die keinen Magen und keinen Bauch mehr haben: Philosophen, Weltleute und lustige Brüder sind am Ende doch nur — Menschen wie Andre, und (einen Jeden ausgenommen, der ein ordentliches scientifisches Buch gegen die Gespenster geschrieben hat) gilt auch in diesem Stücke von ihnen Allen, was Horaz von der Natur überhaupt sagt: „Wie verächtlich wir auch gewisse Gefühle, die allen Menschen gemein sind, von uns stoßen, immer giebt es Augenblicke, wo sie uns unvermerkt überschleichen.“ Wo die Natur den Menschen überhaupt schwach

---

*) Alcinoi de cute curanda plus aequo operata juventus. Horat.

gelassen hat, da ist Jeder zu verwunden, hätte er auch die gefährliche Stelle mit siebenfältigem Erze verwahrt.[1])

Diese Erwägungen wären allein schon hinreichend, uns gewisse auffallende Thatsachen begreiflich zu machen, wodurch seit einigen Jahren unsre Zeit, aller ihrer gerühmten Aufklärung zu Trotz, auf einmal in die dickste Verfinsterung der barbarischen Jahrhunderte zurückzustürzen scheint.*) Ein Rückfall, der Vielen nicht so unbegreiflich vorkommen würde, wenn sie bedächten, daß aus immer fortdauernden, in der schwachen Seite des Menschen gegründeten Ursachen nicht nur Aberglaube und Schwärmerei unter dem größten Theile der Menschen mit der Aufklärung unter dem kleinsten Theile immer gleichen Schritt hält, sondern daß die Zeiten der größten Verfeinerung, des größten Luxus und der ungezähmtesten Liederlichkeit von je her immer diejenigen gewesen sind, wo die schelmischen Schlauköpfe, die von Allem diesem zu Erreichung ihrer geheimen Absichten Vortheil zu ziehen wissen, das beste Spiel haben.

Ich berühre diese unangenehm schnarrende Saite blos darum, weil es sehr gegen meine Absicht wäre, wenn Jemand meine bisherigen Betrachtungen so ausdeuten wollte, als ob ich dem groben und, wofern er minder schädlich wäre, lächer-

*) Diejenigen, die mit der neuesten Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes und Herzens bekannt zu sein entweder unmittelbare Gelegenheiten haben oder sie wenigstens aus der Berliner Monatsschrift kennen, wissen, wovon ich rede, ohne daß es hier einer deutlichern Aeußerung bedarf.

[1]) Das von hier ab Folgende ist späterer Zusatz Wieland's. Im Merkur schloß der Aufsatz, wie folgt:

„Ich glaube also, es werde wenigstens auf die Allermeisten passen, wenn ich sage: Wir sind bei der allgemeinen Aufklärung unsrer Zeit zu viel Philosophen, um Geistererscheinungen zu glauben; und wir sind mit aller unsrer Aufklärung nicht Philosophen genug, um sie nicht zu glauben. Zwischen diesem Glauben und Nichtglauben hin und her schwankend, werden wir größtentheils immer so raisonniren oder scherzen, als ob wir sie nicht glaubten, und, sobald uns ein neues Geistergeschichtchen erzählt wird, so andächtig zuhören — auch bei Gelegenheit uns ebenso herzhaft — vor Geistern fürchten, als ob wir sie glaubten.

„Ueberhaupt aber, wie weit es auch immer noch mit der Aufklärung der menschlichen Vernunft kommen mag, werden einzelne Begebenheiten, die in das Fach gehören, wovon bisher die Rede war, immer allgemein interessant bleiben, und es auch für den denkendsten und weisesten Theil der Menschen wenigstens aus diesem Grunde bleiben, weil es ungewöhnlichere Vorfälle und, es sei nun, daß sie bei der Untersuchung als etwas Wirkliches oder als Täuschung befunden werden, immer wenigstens dieser Untersuchung würdig sind." — A. d. H.

lichen Mißbrauche, der in unsern Tagen von dem Hang der Menschen zum Wunderbaren und Uebernatürlichen gemacht wird, und der in eine wahre Dämonomanie auszuarten anfängt, das Wort reden wollte. Wenn wir gleich eine schwache Seite haben müssen, wenn es sogar wahr ist, daß diese schwache Seite mit gewissen Empfindungen und Neigungen, die einen Theil unsrer Glückseligkeit ausmachen, unmittelbar zusammenhängt, so bleibt darum nicht weniger wahr, daß unser angelegenstes Interesse erfordert, gegen die gefährlichen Täuschungen, denen sie uns bloßstellt, auf unsrer Hut zu sein. Der Hang zum Neuen und Wunderbaren, das Verlangen, in den Mysterien der Natur ohne langwieriges und anstrengendes Studium initiirt zu werden, der Glaube an geistige Beweger der Natur und an eine unsichtbare Welt, in welche wir überzugehen wünschen, die Deisidämonie oder die Furcht vor den unsichtbaren Bären, gegen die wir uns eben darum nicht wehren können, weil sie unsichtbar sind, der Wunsch, daß das Wasser der Unsterblichkeit, das Elixir der ewigen Gesundheit, das Hütchen des Fortunatus, das Horn und der Becher Oberon's und der Stein der Weisen wirkliche Dinge und in unsrer Gewalt sein möchten, sind freilich lauter Neigungen und Wünsche, die theils dem menschlichen Herzen, theils der menschlichen Trägheit, Leichtfertigkeit und Albernheit sehr natürlich sind. Aber folgt daraus, daß wir uns mit geschlossnen Augen und gebundnen Händen von Isispriestern, Magen, Fakirn, Bonzen, Mystagogen, Traumdeutern, Weisenmeistern, Spähmannen und Thyrspakurn, Schatzgräbern und Geisterbannern, wie die unwissendsten nord- und südländischen Wilden, zu Narren machen lassen sollen? — Eben darum, weil der Hang zum Uebernatürlichen, der Glaube an unsichtbare Bären und der Wunsch, mehr zu wissen und zu können, als Menschen wissen und können sollen, das arme menschliche Geschlecht von je her allen diesen Betrügern in die Hände geliefert, ihm dadurch unzerreißliche Ketten angelegt und unheilbare Wunden geschlagen hat: eben darum nenne ich diesen Hang, diesen Glauben, diesen Wunsch — die schwache Seite der menschlichen Natur; und eben darum ist es so nöthig, daß wir uns da, wo die größte Gefahr ist, durch die untrüglichen Grundsätze, welche Natur, allgemeine Erfah-

rung und allgemeiner Menschenverstand darbieten, auch am Stärksten zu befestigen suchen.[1])

---

1) Der Artikel im Teutschen Merkur, durch welchen der vorstehende Aufsatz veranlaßt war, und dessen Einleitung er bildet, ist folgender

„Auszug aus einem Schreiben des Herrn Johann Baptista Manso, Marchese di Villa, an den Prinzen von Conca, Großadmiral von Neapoli — einen Geist betreffend, mit welchem der berühmte Dichter Torquato Tasso Umgang zu haben glaubte.*)

„Tasso ist ein gewaltiger Jäger geworden und achtet dabei weder der Rauhigkeit der Jahrszeit noch des Landes. Die schlimmen Tage und die Abende bringen wir bei Musik zu und hören oft ganze Stunden lang singen; denn Tasso findet ein außerordentliches Vergnügen an den Gesängen der Improvisatoren und beneidet diese Leute um ihre Fertigkeit im Versemachen und Reimen, worin, wie er sagt, die Natur so geizig gegen ihn gewesen sei. Zuweilen tanzen wir auch wol mit den Damen unsrer Nachbarschaft, woran er ebenfalls vieles Belieben hat; aber meistens sitzen wir beim Feuer und unterhalten uns mit Gesprächen.

„Bei solchen Gelegenheiten sind wir schon öfters auf den Geist zu sprechen gekommen, der ihm, seinem Vorgeben nach, erscheinen soll; und er hat so davon gesprochen, daß ich wirklich nicht weiß, was ich von der Sache sagen und glauben soll; beinahe befürchte ich, sein Wahnwitz werde mich endlich selbst unsinnig machen. Ich, der ihn aus diesem Zustande, den ich für eine Krankheit halte, gern retten wollte, habe ihm öfters mit den ernsthaftesten Gründen bewiesen, daß diese seine Erscheinungen nicht wahr sein können, sondern bloße Erfindungen seiner Einbildung sind, welche, durch melancholische Dünste verdüstert, ihm diese eitle Hirngespenster vorspiegelt und ihm Dinge sehen läßt, die nicht sind und

„*) In dem vor einem Jahre zu Leipzig bei Weygand herausgekommenen Buche von Geistern und Geistersehern findet sich in einer Anmerkung zu S. 42 Folgendes: „Tasso glaubte mit einem Geiste genauen Umgang zu haben. Er pflegte in Gegenwart eines Freundes sein Gesicht und seine Augen unverrückt nach den Fenstern zu richten, und rief alsdenn: Da kommt mein Geist! Tasso unterredete sich darauf mit dem Geiste im erhabenen Tone; aber er war der Fragende und Antwortende zugleich. S. Muratori della Forza della Fantasia, c. 9—11. Diese Stelle aus dem Muratori beziehet sich augenscheinlich auf gegenwärtige Urkunde und bedarf sehr, aus derselbigen berichtiget zu werden.

auch großentheils nicht sein können. Denn daß dieser angebliche Geist nicht etwa wirklich **ein böser Geist** sei, läßt sich aus vielen Merkmalen erkennen, als da sind: daß er von geistlichen und andächtigen Dingen mit ihm spricht und ihm dieselben anrathet, daß er die heiligen Namen Jesus und Maria ausspricht, daß er das Zeichen des Kreuzes und die Reliquien der Heiligen, wie er selbst gesteht, verehret; aber mehr als dies Alles der Trost und die Stärkung, die er ihm hinterläßt, wenn er von ihm scheidet; welches gerade das Gegentheil von dem ist, was die bösen Geister zu thun pflegen. Auf der andern Seite sage ich ihm, daß es auch kein **Engel** sein könne. Denn ob er gleich ein Christ und ein tugendhafter Mensch, ja seit vielen Jahren sehr geistlich gesinnt ist, so pflegen doch dergleichen Gnaden von Erscheinungen der Engel keinen Menschen von gemeiner Tugend, sondern nur den Vollkommnen und Heiligen verstattet zu werden; dergestalt, daß es Aufgeblasenheit sein würde, zu glauben, daß dieser Geist ein Engel sei, so wie man ihm Unrecht thun würde, ihn für einen Teufel zu halten. Weil es nun keine andere Gattung von Geistern als Engel und Teufel giebt und der seinige weder das Eine noch Andere sein kann, so folget, daß das, was ihm erscheint, kein wirklicher Geist, sondern daß es eine bloße Täuschung der Einbildungskraft ist, welche ihm dieses Bild mit den Farben der Wahrheit vorstellt; eine Sache, die vielen Andern auch begegnet ist, zumal Personen, die mit Hypochondrie so sehr behaftet sind wie er.

„Auf Alles dieses antwortet er mir, daß man das Gegentheil ganz augenscheinlich aus der langen Zeit abnehmen könne, seit welcher er diese Erscheinungen sehe, und aus der Gleichförmigkeit, die er beständig dabei beobachtet habe; als welche nicht statthaben könnte, wenn die von ihm gesehenen Dinge nicht wirklich für sich bestünden, sondern blos aus wahnsinnigen Einbildungen seiner Phantasie erwachsen wären. Auch könnten die Gespräche, die der Geist mit ihm halte, nicht zusammentreffend sein; denn in phantastischen Visionen wirkten die Seelenkräfte nicht nach der Leitung der Vernunft und könnten also weder Zusammenhang noch Ordnung haben; wie man an den Erscheinungen, welche schwermüthigen Personen vorkommen, an den Träumen der Fieberhaften und an den Einfällen der Betrunknen wahrnehmen könne. Ferner spricht er: wenn die Dinge, die er hört und sieht, phantastische Erscheinungen und Werke seiner eignen Einbildungskraft wären, so könnten sie nicht so beschaffen sein, daß sie seinen Verstand überstiegen; denn die Einbildung wirke durch eine Reflexion der Bilder von Dingen, welche wir vorher aufgefaßt und im Gedächtniß erhalten haben; hingegen habe er in den vielen und langen zusammenhangenden Unterredungen, die er mit diesem Geist gehalten, Dinge von ihm gehört, die er vorher weder gehört, noch gelesen, noch gewußt, daß sie jemals einem andern Menschen bekannt gewesen seien. Daraus zieht er also die **Folge**, daß seine Visionen keine leeren Einbildungen sein könnten, sondern wahre und wirkliche Erscheinungen eines Geistes, der, aus welcher Ursach es auch sei, sich ihm auf eine empfindbare Weise zu erkennen gebe.

„Da ich ihm nun hierin immer widersprach und Alles dieses streitig machte, er aber immer auf meine Einwürfe eine Antwort bereit hatte, kam eines Tages die Sache so weit, daß er mir sagte: „Weil ich Sie doch mit Gründen nicht überzeugen kann, so will ich Sie durch die Erfahrung überführen. Sie sollen den Geist mit eigenen Augen sehen, den Sie auf mein Wort nicht glauben wollen.“ Ich willigte darein, und als wir den folgenden Tag ganz allein beim Feuer saßen, wandte er sein Gesicht gegen ein Fenster, und nachdem er es eine gute Weile darauf geheftet hatte, ohne mir auf meine Gespräche Gehör zu geben, sagte er endlich zu mir: „Da ist mein Freund, der Geist, welcher so freundlich gewesen ist, mir wieder einen Besuch zu geben; sehen Sie ihn an, so werden Sie sehen, daß ich die Wahrheit gesagt habe.“ Ich richtete sogleich meine Augen dahin;

allein so sehr ich sie auch anstrengte, so sah ich nichts als die Sonnenstrahlen, welche durch die Fensterscheiben in das Zimmer fielen. Aber während ich gleichwol mit den Augen herumlief, ohne etwas wahrzunehmen, hörte ich, daß Tasso sich in ein sehr hohes Gespräche mit Jemand, wer er auch war, eingelassen hatte. Denn wiewol ich Niemand sah und hörte als ihn, so waren doch seine Reden, da er bald etwas vortrug, bald etwas beantwortete, so beschaffen, wie sie unter Personen sind, die sich von einer wichtigen Sache besprechen; und aus seinen Reden begriff ich mit meinem Verstande ohne Mühe diejenigen, die er zur Antwort erhielt, ob ich sie gleich nicht mit den Ohren hörte. Diese Gespräche waren so erhaben und wunderbar, sowol wegen der Hoheit des Inhalts als wegen einer gewissen ungebräuchlichen Art zu reden, daß ich in einer ungewohnten Betroffenheit, wie außer mir und über mich selbst erhaben, mich nicht unterfstand, sie zu unterbrechen, noch den Tasso um den Geist, den er mir mit dem Finger gezeigt hatte und ich nicht sah, zu befragen. In diesem Zustande, und indem ich so zwischen Erstaunen und Entzückung schwebend zuhörte, blieben wir unvermerkt eine gute Weile, bis endlich, da der Geist (wie ich aus den Reden meines Freundes abnahm) wieder seinen Abschied genommen, Tasso sich zu mir wandte und sagte: „Nun werden alle Zweifel aus Deiner Seele vertilget sein!“ Ich erwiderte: „Sie haben vielmehr zugenommen; denn ich habe zwar viele wunderns-würdige Dinge gehört, aber nichts von Allem dem gesehen, was Sie mir zu Hebung meiner Zweifel sehen zu lassen versprochen hatten.“ Er erwiderte mir lächelnd: „Du hast schon viel mehr gesehen und gehört als vielleicht ....“ und hier schwieg er; und weil ich mich nicht unterfing, ihn mit neuen Fragen zu beunruhigen, so machten wir dem Gespräch ein Ende. So daß ich also aus diesem Allem bisher nichts anders schließen kann, als was ich anfangs sagte, daß ich über diesen seinen Erscheinungen oder Phantasien viel eher selbst von Sinnen kommen könnte, als ich dazu kommen werde, ihm diese seine, es sei nun wahre oder nur eingebildete Meinung aus dem Kopf zu bringen.“ — A. d. H.

Schwärmerei und Enthusiasmus.

Aus dem T. Merkur, 1775. IV. S. 151—155, wo es Zusatz des Herausgebers zu den daselbst S. 134—151 mitgetheilten, nicht von Wieland herrührenden Auszügen aus einer Vorlesung über die Schwärmerei ist.

Mit den Worten muß es so genau nicht genommen werden — pflegt man zu sagen und hat sehr Unrecht. Freilich sollten sich gescheite Leute nie zanken, wenn sie nicht wenigstens wissen, worüber. Aber eben damit dies nicht so häufig geschehe, wäre sehr zu wünschen, daß man sich einmüthiglich entschließen möchte, allen Wörtern, deren Bedeutung noch schwankend ist, auf immer und allezeit eine festgesetzte und Jedermann klare oder klar zu machende Bedeutung zu geben.

Ich finde, daß viele Gelehrte noch immer Schwärmerei und Enthusiasmus als gleichbedeutende Wörter gebrauchen und dadurch Begriffe, die mit äußerster Sorgfalt auseinandergesetzt werden sollten, dergestalt verwirren, daß sie immer Gefahr laufen, ihren Lesern halb wahre Sätze für voll zu geben und in ohnehin übel aufgeräumten Köpfen noch mehr Unordnung anzurichten.

Ich nenne ... Schwärmerei eine Erhitzung der Seele von Gegenständen, die entweder gar nicht in der Natur sind, oder wenigstens das nicht sind, wofür die berauschte Seele sie ansieht. So schwärmt z. B. Horaz, wenn ihn Bacchus, von dessen Gottheit er voll ist, in unbekannte Haine und Felsenhöhlen fortreißt — und Petrarca, wenn es ihm vorkommt, daß die Seufzer und Klagen seiner Laura Berge versetzen und Flüsse stehen machen könnten. Dem Worte Schwärmerei, in dieser Bedeutung genommen, entspricht das Wort Fanatismus ziemlich genau; wiewol dies letztere durch den Gebrauch einer besondern Gattung von Schwärmerei, nämlich der religiosen, zugeeignet worden ist. Aber es giebt auch eine Erhitzung der Seele, die nicht Schwärmerei ist, sondern die Wirkung des unmittelbaren Anschauens des Schönen und Guten, Vollkommenen und Göttlichen in der Natur und unserm Innersten, ihrem Spiegel! Eine Erhitzung, die der menschlichen Seele, sobald sie mit gesunden,

unerschlafften, unverstopften, äußern und innern Sinnen sieht, hört und fühlt, was wahrhaft schön und gut ist, ebenso natürlich ist, als dem Eisen, im Feuer glühend zu werden.

Diesem Zustande der Seele weiß ich keinen schicklichern, angemessnern Namen als Enthusiasmus. Denn das, wovon dann unsre Seele glüht, ist göttlich; ist (menschenweise zu reden) Strahl, Ausfluß, Berührung von Gott; und diese feurige Liebe zum Wahren, Schönen und Guten ist ganz eigentlich Einwirkung der Gottheit, ist (wie Plato sagt) Gott in uns.

Hebet Eure Augen auf und sehet: was sind Menschenseelen, die diesen Enthuasmus nie erfahren haben? Und was sind die, deren gewöhnlichster, natürlichster Zustand er ist? — Wie frostig, düster, unthätig, wüst und leer jene? Wie heiter und warm, wie voller Leben, Kraft und Muth, wie gefühlvoll und anziehend, fruchtbar und wirksam für Alles, was edel und gut ist, diese!

Schwärmerei ist Krankheit der Seele, eigentliches Seelenfieber; Enthusiasmus ist ihr wahres Leben! — Welch ein Unterschied in wesentlicher Beschaffenheit, Ursach und Wirkung!

Ich vergesse hier gar nicht, daß die Grenzen des Enthusiasmus und der Schwärmerei in jedem Menschen schwimmen; daß der Enthusiast oft schwärmt; daß weder Andre noch er selbst allemal mit Gewißheit sagen können, was von Allem, was in ihm vorgeht, der einen oder der andern Ursache zuzuschreiben ist. Aber soll uns dies abhalten, den großen wesentlichen Unterschied zwischen zween so ungleichen Zuständen der Seele anzuerkennen und (woran bisher noch so wenig gearbeitet worden ist) diesen Unterschied so genau als möglich zu bestimmen?

Aber wie kann dies geschehen, so lange man die Wörter Schwärmerei und Enthusiasmus für gleichbedeutend nimmt?

Beiläufig merk' ich noch an, daß Enthusiasmus — wenigstens niemals, wo man sich ganz bestimmt auszudrücken hat — durch Begeisterung übersetzt werden sollte. Dies letztere Wort hat eine weitere Bedeutung; denn der Geister sind mancherlei. Der Schwärmer ist begeistert wie der Enthusiast; nur daß diesen ein Gott begeistert und jenen ein Fetisch.

Endlich sollt' ich kaum hinzusetzen dürfen, daß es, was man auch über den wesentlichen Unterschied zwischen Enthusiasmus und Schwärmerei und den verschiedenen Gebrauch dieser Wörter festsetzen will, immer hohe Zeit wäre, die Namen Enthu-

siast und Schwärmer nicht länger als Schimpfwörter zu gebrauchen.

Ein Schwärmer sein, ist nicht schimpflicher, als ein hitziges Fieber haben; ein Enthusiast sein, ist das Liebenswürdigste, Edelste und Beste sein, was ein Sterblicher sein kann.

Aber freilich, wer wird die frostigen, lichtlosen, öden und leeren Seelen jemals dahin bringen, dies zu fühlen?

Ich besorge also — doch nein! Ich will nichts besorgen. Helfe, was helfen kann! Wenn wir immer besorgen, immer daran denken wollten, daß wir in die Luft bauen, ins Wasser säen, den Fischen predigen u. s. w., so würden wir zuletzt gar nichts mehr thun; — und das taugte noch weniger!

Gedanken

aus Veranlassung eines Briefes

des

Herrn D. Bicker in Bremen an Herrn Hofrath Baldinger

über

Lavater's Magnetismus.

Aus dem T. Merkur, 1787. I. S. 82—96 u. 172—185. Der in der Ueberschrift erwähnte Brief steht im dritten Stück des Hannover'schen Magazin's und ist am Schluß dieses Aufsatzes (S. 391—394) nach seinem vollen Wortlaute daselbst mitgetheilt.

—

Das bekannte Dictum des Shakespearischen Hamlet's — „Mein guter Horazio, es giebt viel Dinge im Himmel und auf Erden, wovon sich unser philosophisches Compendium nichts träumen läßt" — gehört unter die Gedankenformen, die ein Jeder mit leichter Mühe seinem Verstande anpassen kann, und womit man, ohne viel dabei zu denken, sehr viel gesagt zu haben glaubt, wiewol man im Grunde nichts damit gesagt hat als die gemeine, unleugbare, uralte Alltagswahrheit: die fünf Sinnen nebst dem Abstractions- und Vergleichungs-Vermögen des unendlich kleinen albernen Thierchens, Mensch genannt, welches auf einem unendlich kleinen Sonnenstaub, Erde genannt, über andere noch kleinere oder noch albernere Thierchen den Meister spielt, sind nicht das Maß Alles dessen, was im Unermeßlichen, worin jenes Stäubchen unter unendlich vielen Millionen seinesgleichen herumschwimmt, möglich und wirklich ist — oder, um uns eines faßlichern Bildes zu bedienen, einer Spinne, die in irgend einem unzugangbaren Winkel der Peterskirche zu Rom ihr Mückennetz aufgehangen hat, ist sehr Vieles unbekannt und unverständlich, was in besagtem Tempel zu sehen und zu hören ist. Gewiß keine mathematische Wahrheit ist evidenter als diese; aber was für einen Gebrauch können wir von ihr machen? Was soll daraus folgen? Etwa — daß ungeachtet seit zwei Jahrhunderten unsere Kenntnisse von der Natur, ihren Kräften, Gesetzen und Wirkungen vergleichungsweise mit dem, was man vorher davon wußte, ungemein zugenommen haben — ungeachtet wir mit künstlich bewaffneten Augen Entdeckungen gemacht haben, die uns einen Begriff vom Weltall geben, gegen welchen die erhabensten Begriffe eines Platon, Aristoteles, Philolaus u. s. w. nur sehr kindische Vorstellungen waren — daß, diesem Allen ungeachtet, unser Wissen bloßes Stückwerk ist, und daß wir von den Erscheinungen der Natur nur einen unendlich kleinen Theil kennen, von ihren Kräften aber, ihrer

Oekonomie und dem Inwendigen des unermeßlichen Schauspiels, das vor unsern Sinnen steht und unsern Verstand in Erstaunen setzt, so viel als gar nichts wissen? — Wer zweifelt daran? Gewiß Die am Wenigsten, die am Meisten wissen und in dem engen Gesichtskreise, den die Natur uns zugestanden hat, am Schärfsten und Deutlichsten sehen! — Aber dies folgt nicht aus jenem Satze; es ist der Satz selbst mit andern Worten. — Oder soll etwa daraus folgen, daß wir nichts für gewiß behaupten sollen, was wir nicht gewiß wissen? nichts als unmöglich leugnen sollen, dessen Unmöglichkeit wir nicht beweisen können? über nichts urtheilen sollen, was wir nicht verstehen? — Wahrlich, wem diese Vernunftgesetze erst von Hamlet geprediget werden müssen, dessen Stimme wird bei einer Umfrage über neue Wundererscheinungen in der physischen und moralischen Welt von keinem großen Gewichte sein!

Doch ich will es gelten lassen, daß man einer gewissen blödsinnigen und maschinenmäßigen Art von Menschen, denen alles Neue Ketzerei und gleichwol beinahe Alles, was Andere wissen, neu ist, durch diesen Spruch in etwas anschaulich machen wolle, wie kindisch es sei, wenn sie Thatsachen leugnen, weil sie unbegreiflich sind, oder für erweisliche Wahrheiten die Augen verschließen, weil sie ihren vorgefaßten Meinungen widersprechen. — Aber wenn heute oder morgen einer von Yorick's Lying Travellers von einer Reise um oder durch die Welt zurückkäme und erzählte uns:

„er habe auf irgend einer Insel des Stillen Meeres Menschen angetroffen, die so schnellfüßig wären, daß sie, um einen Hasen im Laufen einzuholen, ihre Füße mit einem Bande sperren müßten, weil sie sonst, ohne diese Präcaution, den Hasen immer überlaufen würden" —

oder:

„er habe einen Braminen Namens Padmanaba zu Benares kennen gelernt, der das Geheimniß besitze, alle blaue Augen vermittelst eines gewissen Saftes, womit er sie bestreiche, so zu organisiren, daß sie durch eine vier Ellen dicke Mauer hindurchschauen könnten" —

oder wenn irgend ein französischer Luftschiffer bekannt machte:

„er sei in den Mond aufgestiegen, habe dort mit dem Könige Endymion soupirt und Alles daselbst genau so befunden, wie es Lucian im zweiten Buche seiner wahrhaften Geschichten beschrieben habe" —

und wenn diese Herren, etwa aus der geheimen Absicht, unsern Verstand zum Voraus auf ihre Seite zu bringen und ihren Erzählungen eine Art von Beglaubigung dadurch zu verschaffen, sich auf Hamlet's Spruch berufen und dadurch auf einmal allen Unglaubigen und Zweiflern den Mund gestopft zu haben glauben wollten, dann hätten sie offenbar Unrecht. Denn daraus, daß wir sehr Vieles nicht wissen und viele Erscheinungen, die wir mit Augen sehen, gar nicht oder nicht vollkommen begreifen können, folgt nicht das Geringste für die Wahrheit eines vorgeblichen Factums, das dem gemeinen Menschenverstand auffallend und mit allen Erfahrungsbegriffen und den daraus abgeleiteten Begriffen vom Glaublichen und Unglaublichen im Widerspruch ist.

Aber gesetzt nun, es geschehen solche unglaubliche, der bisherigen allgemeinen Erfahrung und dem, was von jeher sensus communis gewesen ist, zuwiderlaufende Thatsachen vor unsern Augen: — wäre es recht und wohlgethan, wenn der Philosoph (nach dem Rathe eines berühmten Mannes unsrer Zeit) seine Finger dabei auf den Mund legte und schwiege? — oder sollte es nicht weit besser sein, wenn besagter Philosoph gerade das Gegentheil thäte und seinen Mund nun erst recht weit öffnete, um seine zur Leichtglaubigkeit und Uebereilung im Urtheilen und Folgern nur gar zu geneigten Nebenmenschen bei einem solchen Facto vor solchen Uebereilungen zu warnen und sie zu erinnern, daß die Vernunft bei ganz isolirten und also völlig unerklärbaren Begebenheiten zwar sich alles Erklärens und Urtheilens enthalte, aber desto aufmerksamer und geschäftiger sei, vor allen Dingen sich von der Wirklichkeit und von allen Umständen dieser Begebenheiten durch die genaueste, behutsamste und anhaltendste Beobachtung zu versichern?

Wir lesen seit etlichen Tagen in einem öffentlichen Blatte eine außerordentliche Begebenheit, die der größten Aufmerksamkeit des verständigen Publicums würdig ist, und wovon ich hier nur das Wesentlichste im Auszuge mittheile.

„Ein Frauenzimmer von 20 Jahren aus einer angesehenen Familie in der Reichsstadt Bremen lag seit länger als drei Vierteljahr an einer fürchterlichen Nervenkrankheit mit den heftigsten Krämpfen und Convulsionen fast ohne Hoffnung darnieder. Zwei Aerzte, D. Wienholt und D. Olbers — die als Männer von aufgeklärter Denkart und großen

praktischen Talenten in ihrer Kunst bekannt sind — besorgten diese Kranke. Alle Hilfsmittel, welche die Arzneiwissenschaft in solchen Fällen darbietet, Alles, was der angestrengteste Fleiß der beiden Aerzte erdenken konnte, die Krankheit zu heben oder doch zu mildern, wurde vergebens angewandt. Hr. Lavater, der eben um diese Zeit in Bremen war, sah die Patientin, rieth das Magnetisiren an und glaubte, daß sie dadurch genesen könnte. Auf seinen Rath wurde also das magnetische Reiben oder Berühren*) vorgenommen. Volle sechs Wochen blieben diese Manipulationen ohne auffallende Wirkung auf den Körper oder auf die Krankheit. Doch gingen nach vier Wochen die Veränderungen im Körper der Kranken vor, daß ordentliche, tägliche oder um den andern Tag vorkommende Oeffnung erfolgte und das Monatliche (das sonst acht Tage dauerte und mäßig war) in der nächsten Periode sehr stark wurde und vierzehn Tage dauerte. In der achten Woche kam ein sehr heftiger Fieberanfall, der einige Tage dauerte, sich mit heftigen Schweißen endigte und in jenen sonderbaren exaltirten Zustand überging, der aus der Beschreibung des Hrn. Lavater's (als welcher die Probe mit dieser sogenannten Desorganisation oder magnétisme animal, oder wie man es sonst nennen will, im vorigen Jahre an seiner eigenen kranken Ehegattin gemacht hatte) bekannt ist. Nunmehro erst (sagt Herr D. Bicker) wurde Herr D. Olbers, der bis dahin an der Wahrheit der ganzen Sache gezweifelt hatte, bekehrt, sah und glaubte."**)

„Nun traf sich's, daß Herr D. Olbers gerade damals ein anderes Frauenzimmer von achtzehn Jahren an einer sehr ähnlichen Nervenkrankheit in der Cur hatte, welche als eine Folge eines heftigen Schreckens und unterdrückter Monatszeit entstanden war, und wobei ebenfalls alle Mittel vergeblich gebraucht wurden. Man beschloß, diese Kranke ebenfalls zu magnetisiren. Der Erfolg war auch hier volle vier Wochen ohne Wirkung; darauf aber stellten sich während des Manipulirens convulsivische Bewegungen und endlich der magnetische Schlaf ein. Nachdem beide Aerzte durch eine Menge

*) Wer dieses Reiben vorgenommen habe, und die Art und Weise dieser Manipulationen wird in der Geschichtserzählung nicht bemerkt.

**) D. i. er änderte seine Meinung, nachdem er das, was geschah, mit Augen gesehen hatte, und glaubte seinen Augen, daß er das, was er sah, wirklich sehe. Oder haben diese Worte einen andern Sinn? —

mit der sorgfältigsten Untersuchung angestellter Erfahrungen und unleugbarer Thatsachen sich von der Wahrheit überzeugt hatten, theilten sie dem Herrn D. Bicker ihre Entdeckung mit und machten ihn zum Augenzeugen dieser bewundernswürdigen Erscheinung, da er vorher, ob er gleich der Glaubwürdigkeit und Wahrheitsliebe seiner Herren Collegen nichts entgegensetzen konnte, die ganze Sache bezweifelt hatte."

Und was sahen und bemerkten nun diese drei Aerzte an beiden Kranken? Hier ist Alles, was in dem Schreiben des Herrn D. Bicker an Herrn Hofrath Baldinger davon zu lesen ist:

1) „Während des Magnetisirens bekommen sie mehr oder minder convulsivische Bewegungen des ganzen Körpers; der gewöhnlich schwache Puls erhebt sich, wird geschwinder und schlägt über 90 mal in einer Minute; das Athemholen wird sichtbar ängstlicher und beschwerlicher, die Augen fallen nach einigen Minuten des Manipulirens unwillkürlich zu, und sie sind unvermögend, sie zu öffnen; zuletzt kommt ein tiefer Seufzer, und sie schlafen ein. Es stellt sich darauf eine gelinde Ausdünstung über den ganzen Körper ein, die während des Schlafs immer fortwährt; beide Kranke haben, seitdem der Magnetismus auf sie gewirkt hat, täglich ordentliche Oeffnung, die sie vorhin niemals ohne Klystiere und eröffnende Mittel bekamen; bei der ersten Kranken hat es auch sehr stark auf das Monatliche gewirkt, bei der zweiten aber noch nicht."

So weit ist die Erzählung des Herrn D. Bicker rein historisch und in dem einfachen Ton einer medicinischen Krankheits- und Curgeschichte abgefaßt. Wie sehr wird jeder Wissensbegierige, der in einer in der That so bewundernswürdigen Erscheinung so viel möglich mit eignen Augen sehen möchte, bedauern, daß der Herr Doctor diese Erzählungsart nicht auch im Folgenden, wo es um die Hauptsache zu thun ist, beibehalten hat! Denn gewiß macht diese Veränderung des Tons, und daß uns, anstatt bloßer umständlicher einzelner Thatsachen, größtentheils nur Resultate derselben oder das Allgemeine, was die Beobachter aus dem Gesehenen und Gehörten abstrahirt und geschlossen haben, gegeben wird, für uns Andere, die wir nicht gesehen haben und doch glauben sollen (bei aller möglichen Hochachtung für die auf-

geklärten und unbefangenen Aerzte, die so glücklich gewesen sind, selbst zu sehen), einen sehr beträchtlichen Unterschied. — Ich fahre fort, den Herrn D. B. selbst reden zu lassen.

„Die zweite Wirkung des magnetischen Manipulirens ist der ekstatische Zustand der Seele oder das Divinationsvermögen, welches die Kranken zu besitzen glauben, und welches sie auch in Ansehung des Vorhersagens über ihre eigene Krankheit wirklich zu besitzen scheinen. Hiebei muß ich mit Lavatern ausrufen: „Es giebt viele Dinge in der Natur, wobei der Philosoph den Finger auf den Mund legen und schweigen muß. Können wir doch oft die gewöhnlichsten und alltäglichsten Erscheinungen in der Natur nicht demonstriren.“*) — Dieser ekstatische Zustand ist unstreitig wunderbar zu nennen, weil er, nach unsrer Meinung, allen uns bekannten psychologischen Erfahrungen widerspricht. Die Personen haben das vollkommenste Bewußtsein, die deutlichsten Vorstellungen, das treuste Gedächtniß, ziehen aus den Reden Anderer die feinsten Schlüsse, antworten auf die ihnen vorgelegten Fragen mit dem größten Scharfsinn, Beurtheilung und Präcision;**) bestimmen mit der genauesten Pünktlichkeit vorher, was ihnen in Ansehung ihrer Krankheit oder der Besserung oft erst in acht oder mehrern Tagen begegnen wird; bestimmen die Arzneimittel oder ändern äußerliche Hilfsmittel, die bei ihnen angewandt werden sollen. Oft wählen sie auch unter denen ihnen vorgeschlagenen Mitteln diejenigen, die sich für ihren Zustand am

---

*) Niemand wird auch so unvernünftig sein, von den gelehrten Augenzeugen dieser Magnetisationsgeschichte eine Demonstration des Zusammenhangs zwischen Wirkungen und Ursachen zu fordern. Man wünscht blos umständliche Erzählung richtig beobachteter Thatsachen, um sich erst von der wahren Beschaffenheit der letztern überzeugen zu können. Denn Finger auf den Mund zu legen, dazu hat es noch immer Zeit.

**) Wie sehr würde sich Herr D. B. auch nur durch ein einziges Beispiel von jeder dieser Versicherungen und Urtheile das denkende Publicum verbindlich gemacht haben! Natürlicherweise wünschte man auch zu wissen, auf welche Gegenstände und wie weit sich diese erstaunliche Vollkommenheit und Erhöhung aller Seelenkräfte bei diesen magnetisirten Personen erstrecke. Die meisten Menschen haben in ihrem natürlichen wachenden Zustande ein so unvollkommnes Bewußtsein, so undeutliche Vorstellungen, so wenig Scharfsinn und Präcision im Urtheilen und ziehen oft so grobfädige Schlüsse aus dem, was Andere sagen, daß dieser neuentdeckte erstaunliche Vorzug eines magnetisirten hysterischen Frauenzimmers vor den gewöhnlichen Menschen einem Jeden auffallen muß. Die Sache ist wahrlich von zu großer Wichtigkeit, als daß sie nicht in das möglichste Licht gesetzt zu werden verdienen sollte.

Besten schicken; und wenn auch ihre Wahl zuweilen auf Mittel zu fallen scheint, die der Arzt vielleicht nicht gewählt haben würde, so sind es doch insgemein sehr wirksame Mittel, und die Erfahrung lehrt, daß sie ihnen wohl bekommen. Wir getrauen uns nicht, zu urtheilen, ob diese während der Ekstase beobachtete Kenntniß der Seele durch eine höhere oder gleichsam prophetische Kraft herbeigebracht werde.*) — Genug, daß wir sehen und beobachten, die Wahrheit sagen können und wollen. Außer dieser Erhöhung der Seelenkräfte in der Ekstase sind die Organe der Sinne (das Gesicht ausgenommen) auf das Höchste verfeinert. Sie unterscheiden Farben, bestimmen durch das Gefühl geschriebene und gedruckte Wörter, hören Ton und Sprache, wo ein gewöhnlicher Mensch mit gesunden Ohren nichts hören kann, und (was ich unter den psychologischen Bemerkungen bald vergessen hätte)**) wissen nichts von Blödigkeit, nichts von Gezwungenheit oder Gêne, nichts von Allem, was Etikette oder Vorurtheil oder Erziehung junge Frauenzimmer gewöhnlich in der Unterhaltung mit dem männlichen Geschlechte zurückhält oder die Ergießungen ihrer Seele***) unterdrückt. Ihr Divinationsvermögen von abwesenden oder zukünftigen, ganz außer ihrer Sphäre liegenden Dingen ist nicht so bestimmt, nicht so zuverlässig, begründet sich (nach ihrem eigenen Geständniß) oft auf bloßen Glauben oder Muthmaßungen; jedoch trifft es nicht selten richtig ein. — Die wichtigste Folge dieser besondern Cur ist unstreitig die erfolgte Besserung bei beiden Kranken, indem ihre Krämpfe

*) Wie sollten aufgeklärte Männer sich eines so voreiligen Urtheils schuldig machen können? Aber nicht Jedermann ist so bescheiden, und es fehlt nicht an wackern Leuten, die sich kein Bedenken machen, unbegreifliche Dinge durch ebenso unbegreifliche und unverständliche, aber allen Ohren wohlbekannte Worte zu erklären und dadurch (auch wol gegen ihre Absicht) Unheil in der Welt zu stiften. Es ist daher um so nöthiger, daß Begebenheiten, die so leicht in großen Mißbrauch gezogen werden könnten, vor der ganzen Welt in ein Licht gestellt werden, das nichts Zweifelhaftes, Zweideutiges und Unbeleuchtetes übrig läßt.

**) Und was doch gleichwol eine sehr merkwürdige und Nachdenken erweckende Erscheinung ist!

***) Wer wird nicht auch hier mit mir wünschen, daß uns Herr D. B., theils um der Sache selbst willen, theils zu Verhütung alles besorglichen Mißverständnisses, detaillirte Beispiele solcher von allen Schlacken des Vorurtheils und der Erziehung gereinigten Seelenergießungen gegen Personen unseres Geschlechtes hätte geben wollen oder können? Da man dem Publicum so viel gesagt hat, warum sollte man ihm nicht Alles sagen dürfen?

und Convulsionen (außer den kurzen convulsivischen Erschütterungen, die sie noch während des Manipulirens, aber nicht oft, bekommen) aufgehört und ihre Kräfte zugenommen haben."

Dies ist bis jetzt, und so viel ich wenigstens weiß, Alles, was von dieser, durch Hrn. Lavater's Rath und selbst gegebenes Beispiel veranlaßten wundervollen Desorganisationsgeschichte dem Publico bekannt gemacht worden ist. Ich gestehe offenherzig, daß mir aus der ganzen Bibliothèque bleue keine einzige Wunderbegebenheit erinnerlich ist, welche unglaublicher wäre als das, was uns hier von den Wirkungen der magnetischen Manipulation auf ein junges Frauenzimmer, die an Nervenkrämpfen litt, von dem dadurch bewirkten magnetischen Schlaf,*) von der in diesem Zauberschlaf sich äußernden höchsten Verfeinerung der Sinne, Exaltation der Seelenkräfte, Divinationsgabe, medicinisch-praktischer Kenntniß ihrer eigenen Krankheit und der besten Heilungsart derselben u. s. w. berichtet wird. Meiner Vernunft kommt es vor, diese angeblichen Thatsachen, als Wirkungen der magnetischen Manipulation betrachtet, gehören mit zu der Erzählung der Lying Travellers „von den blauen Augen, die durch die Bestreichung des Braminen Padmanaba durch eine vier Ellen dicke Mauer sehen können" in eine Classe,**) und ich finde es nicht unglaublicher, daß Hr. Blanchard (wenn es ihm einmal einfallen sollte, in den Mond zu schiffen) mit dem König Endymion soupiren werde, als daß Mademoiselle N. N. in Kraft gewisser, durch eine mit ihr in Rapport stehende Person an ihrem Leibe vorgenommener magnetischer Handhabungen die Wundergabe erhalte, im Schlaf zusammenhängend zu reden, mit den Fingern zu sehen, ihr eigener Arzt zu werden und zu diviniren.

Aber hier sind drei Aerzte, die sich als unbefangene Beobachter und Augenzeugen dieser Wunderbegebenheiten mit Namen nennen! Männer, die in bestätigtem Rufe einer vorzüglichen Aufklärung, Rechtschaffenheit und Kenntniß ihrer

*) Von den französischen Magnétiseurs auch Somnambulisme magnétique genannt.

**) Wem dies beim ersten Anblick etwa zu viel gesagt scheinen möchte, den ersuche ich, sich aus dem elften Stücke der Berl. Monatsschrift von 1785, S. 431 zu erinnern, daß der Marquis von Puysegur zu Straßburg auch dieses Wunder zu Stande gebracht hat, und daß gewisse von ihm magnetisirte Personen durch dicke Mauern haben sehen können.

Kunst stehen — kurz, in deren Glaubwürdigkeit, in Absicht dessen, was sie gesehen und beobachtet haben, nicht der geringste Zweifel stattfindet. Dies giebt der Sache doch wol eine andere Gestalt? — Wir wollen sehen!

Gesetzt, einer meiner Freunde, der mir von vielen Jahren her als ein glaubwürdiger Mann bekannt ist, erzähle mir: er selbst sei mit noch drei oder vier andern, mir ebenso bekannten, rechtschaffnen, verständigen und herzhaften Männern ein Augenzeuge davon gewesen, daß ein gewisser Geisterbanner auf sein, des Erzählers, Verlangen unsern vor drei Jahren verstorbenen Freund N. N. citirt habe; der Verstorbene sei wirklich unter einem gewaltigen Donnerschlag, wovon alle Lichter im Zimmer ausgelöscht worden, in glänzender Gestalt zur Thür hereingekommen, habe sich mitten in den Kreis gestellt, sei von ihm erkannt worden, habe auf seine Fragen Antwort gegeben und sei mit abermaligem Donner und Blitz wieder verschwunden: — was wird diese Erzählung meines Freundes für eine Wirkung auf meinen Verstand thun?

Werde ich den Finger auf den Mund legen und schweigen? — Gewiß nicht!

Werde ich von meinem Freunde glauben, er habe mich belügen oder betrügen wollen? — Noch weniger!

Werde ich also die Erscheinung unsers verstorbenen Freundes für eine wirkliche wahre Begebenheit halten und mich mit Hamlet's Spruch: „Es giebt viel Dinge im Himmel und auf Erden" u. s. w. darüber trösten, daß ich nichts davon begreifen kann? — Am Allerwenigsten!

Und warum das?

Die Antwort muß, sollte ich denken, jedem vernünftigen Menschen auf der Zunge liegen: „Weil ich, wenn ich diese einzige Erscheinungsgeschichte glaube, alle Geister- und Gespenster- und Wunderlegenden, die von Anbeginn der Welt an bis zu den Wundern des lausigten Bettlers Labre erzählt und geglaubt worden sind, für ebenso wahre Begebenheiten halten müßte; — denn alle diese Wundergeschichten, von denen die Mönchschroniken und Legenden wimmeln, sind durch glaubwürdige, angesehene, zum Theil heilige Männer bezeugt, ja viele derselben sind, trotz ihrer Unwahrheit, sogar gerichtlich erwiesen worden." Ich sage noch mehr: „Wenn ich diese einzige Erscheinungsgeschichte glaubte, so wäre ich, um consequent und mit mir selbst einstimmig zu sein, genöthiget, alle Begebenheiten, die

in allen Feenmärchen und Amadisen der Welt erzählt werden, für sehr glaubliche Dinge zu halten, denen, um auch vollends glaubwürdig zu sein, nichts als ansehnliche, in gutem Ruf und Leumund stehende Augenzeugen fehlten, die man, ohne sich böse Händel zuzuziehen, weder Lügen strafen, noch ohne Unhöflichkeit beschuldigen könnte, daß sie sich durch falschen Schein, künstliche Maschinerie oder ein zwischen den sichtbaren und verborgenen Acteurs der Komödie verabredetes Spiel hätten täuschen lassen. — Wenn ich nun aber dieses ganze unermeßliche Chaos von Wundergeschichten und Wundermärchen theils für wahr, theils für möglich und an sich selbst glaublich halten müßte, was würde aus meinem Menschenverstande werden?"

Was bliebe mir also in dem angenommenen Falle übrig, als meinen Freund zu bitten, daß er mir alle Umstände der besagten Geisterbeschwörung, von Anfang bis zu Ende, mit allen ihren Causalitäten und Modalitäten so genau als möglich erzählen möchte; und wenn dies von ihm und den übrigen Augenzeugen geschehen wäre, zu versuchen, ob sich nicht die ganze Erscheinung, ohne eine abgeschiedene Seele, aus sehr natürlichen Ursachen sehr natürlich und begreiflich erklären lasse? — Ich würde zu meinem Freunde sagen: „Lieber Freund, ich habe eine große Meinung von Deinem Verstande, und ich traue Deiner Redlichkeit wie mir selbst; aber Du bist doch nichts weiter als ein Mensch wie ich auch, der trotz seinem Verstand und Willen der Täuschung auf unzählige Arten und Weisen unterworfen ist. Ich glaube, daß Du gesehen hast, was Du gesehen hast; aber ich glaube nicht, was Du — nicht gesehen hast und vielleicht nicht sehen konntest. Ich glaube Deinen Augen; aber ich traue weder Deiner Imagination, noch den Trugschlüssen, die sich vielleicht Deinen wirklichen Beobachtungen unvermerkt unterschoben haben. Du kannst Manches gut beobachtet haben; aber es ist auch möglich, daß Manches, und gerade das, worin der Aufschluß des ganzen Räthsels liegt, Deiner Bemerkung entgangen ist. Es ist gar zu leicht, in Dingen dieser Art — wo unsere angeborne Liebe zum Außerordentlichen und Wunderbaren unvermerkt der Täuschung mehr Raum giebt, als wir uns selbst zutrauen — getäuscht zu werden."

Man mache die Anwendung des vorausgesetzten Falles, insoferne er passend ist, auf die vorliegende Desorganisations-

geschichte; aber man lasse mich nicht mehr sagen, als ich sagen will und wirklich sage. Alle in diese Geschichte verwickelte Personen sind mir, den einzigen Lavater ausgenommen, gänzlich unbekannt. Den Letztern habe ich bei seinem kurzen Aufenthalt in Weimar zum ersten Mal und öfters gesehen, und mein Herz ist dem seinigen beim ersten Anblick entgegengekommen; aber die Verschiedenheit unsrer Vorstellungsart und was davon abhängt, ist natürlicherweise geblieben, wie sie war. Jeder Mensch muß in Sachen des Herzens nach seinem Herzen, in Sachen des Verstandes nach seiner Einsicht und Ueberzeugung handeln. Ich, meines Ortes, kann ebenso wenig glauben, daß eine magnetisirte Person durch eine Mauer sehen oder im Schlafe schärfere Sinnen und höhere Seelenkräfte erhalte, als ich glaube, daß Oberon's Horn die Leute wider Willen tanzen gemacht habe. Mit dem größten Zutrauen zu Lavater's und seiner Gemahlin Redlichkeit denke ich über das, was der Letztern während ihres magnetischen Zustandes begegnet ist, wie Herr Marcard in seiner Antwort an Lavater. Mit der besten Meinung von den drei Bremischen Aerzten und den beiden magnetischen Schläferinnen vermuthe ich, daß ihnen Allen in dieser Sache — etwas Menschliches widerfahren sei. Es ist hier, meiner Meinung nach, wie mit einer verwickelten Rechnung, wobei das Facit nicht herauskommt, das herauskommen sollte. Irgendwo muß der Fehler liegen, wenn wir ihn auch noch so lange nicht finden könnten. Aber eben darum wollen wir so lange suchen, bis wir ihn finden.

Doch was rede ich schon von Suchen, wo der Rechnungsfehler stecke? Alles Suchen würde vergebens sein, so lange man uns nicht alle Data an die Hand giebt, welche zu einer vollständigen Kenntniß des Factums nothwendig sind. Ein Jeder, der das Schreiben des Herrn D. Bicker im Hannöverischen Magazine selbst durchlesen hat, wird zwar darin einleuchtende Proben der Aufrichtigkeit, womit es geschrieben ist, wahrnehmen, aber an der Vollständigkeit der Erzählung fehlt noch Vieles. Ich begreife sehr wohl, daß Umstände und Verhältnisse dem Erzähler einer außerordentlichen Begebenheit, die sich in einer angesehenen Familie des Ortes seines Aufenthalts (zumal wenn dieser Ort eine der ersten Reichsstädte ist) zugetragen hat, in mehr als einer Rücksicht Grenzen setzen. Aber darum bleibt es nicht weniger richtig, daß man dem Publico von dieser Sache entweder gar nichts hätte sagen sollen, oder daß man sich mit

Rechtschaffenheit schwerlich wird entbrechen können, ihm Alles zu sagen. So scheint z. B. dasjenige, was von der Leibes- und Seelenbeschaffenheit der beiden Patientinnen, besonders der ältesten, erzählt wird, nicht hinlänglich zu sein, um alles Licht, das man zu haben wünschen muß, über die Fragen zu geben: inwiefern diese sonderbare Nervenkrankheit in ihrem vorigen Zustande gegründet, und was die nähere oder nächste Veranlassung dazu gewesen? ob und wiefern etwa ihre besondern Lebensumstände, Situationen, Verhältnisse, Lectüren, Leidenschaften u. dgl. mehr oder weniger Einfluß auf die Krankheit sowol als die magnetische Cur gehabt haben könnten? — Ferner scheint es nicht Vorwitz, sondern Erforderniß der Sache zu sein, wenn jeder Leser deutlich unterrichtet zu sein wünschet, worin die magnetische Manipulation, die an den beiden jungen Frauenzimmern vorgenommen worden, eigentlich bestanden habe? von wem solche vorgenommen worden? ob von einer Manns- oder Frauensperson? wie oft? wie lange jedesmal? in welchem Rapport die manipulirende Person mit der Patientin gestanden und noch stehe? ob man versichert sei, daß sich nicht irgend eine an sich unschuldige, geheime Leidenschaft — etwas, das sich bei einem schönen und liebenswürdigen jungen Frauenzimmer, ohne Beleidigung, gar wohl als möglich voraussetzen läßt — in die Sache gemischt habe? — Niemand kann die Achtung, die der zarten Hälfte des menschlichen Geschlechts gebührt, und die Delicatesse, womit eine Sache zu behandeln ist, worin ein paar schätzbare junge Personen dieses Geschlechtes so nahe betroffen sind, stärker fühlen als ich; aber diese Sache ist nun einmal durch die Publicität, die man ihr gegeben hat, eine Angelegenheit aller Derjenigen geworden, denen das Interesse der Menschheit nicht gleichgiltig ist; conventionelle Rücksichten können nun nicht mehr in Betrachtung kommen, und es ist billig zu erwarten, daß nichts von dem, worüber (nach dem eigenen Geständniß des Herrn D. Bicker) sich diese jungen Damen in ihrem magnetischen Zustande so leicht hinwegsetzen, als ein Vorwand werde angeführt werden, der Welt alle die Nachrichten zu versagen, die einiges Licht über diese räthselhafte Geschichte verbreiten können.

Ueberhaupt scheint es unumgänglich zu sein, daß Alles, was in dem mehr besagten Briefe des Herrn D. B. von den seltsamen und unerklärbaren Wirkungen der magnetischen Manipulation auf

beide Patientinnen nur im Allgemeinen gesagt worden ist, mit mehreren ausführlich erzählten Beispielen belegt werde. Ohne Zweifel haben die Aerzte, welche von Anfang der magnetischen Cur an den Erfolg derselben so genau beobachtet haben, ein Journal über ihre Beobachtungen und Bemerkungen geführt, dessen vollständige Bekanntmachung die meisten Fragen, die bei Lesung des Schreibens an Herrn Hofrath Baldinger in einem aufmerksamen Leser entstehen müssen, beantworten würde. Ich sehe nicht, was wohldenkende Männer mit Recht zurückhalten könnte, sich dieses Verdienst um die Welt zu machen.

Die Quelle der meisten falschen Rechnungen, die unser Verstand beim Urtheilen über verwickelte oder ungewöhnliche Naturbegebenheiten macht, liegt darin, daß man die Untersuchung zu früh für geendigt annimmt und also aus unvollständigen Datis ebenso getrost schließt, als ob man aufs Vollständigste von Allem unterrichtet wäre. Ich gestehe gern, daß gelehrte und scharfsinnige Männer seltner in diesen Fehler fallen als Andere; aber auch dem Weisesten kann etwas Menschliches begegnen. — Die Aerzte konnten keine materielle Ursache der Krankheit des Frauenzimmers von zwanzig Jahren entdecken und schrieben sie also einer widernatürlichen Empfindlichkeit und Reizbarkeit des Nervensystems zu. Aber was war die Ursache dieser widernatürlichen Reizbarkeit bei einem wohlgebildeten, schönen, geistvollen, vortrefflich erzogenen und cultivirten Mädchen? Diese Ursache war doch vermuthlich natürlich? — Und wenn alle Kunst der Aerzte nichts gegen die Krankheit vermochte, sollte man nicht beinahe genöthigt sein, zu vermuthen, daß irgend eine moralische oder physisch-moralische Anliegenheit die Ursache des besagten widernatürlichen Zustandes ihres Nervensystems gewesen sei? Könnte diese nicht auf die eine oder andere Art mit den magnetischen Manipulationen in Beziehung stehen und, wenn wir zur Einsicht in diese so natürlichen, gewöhnlichen und erklärbaren Mysterien zugelassen werden könnten, am Ende auch der glückliche Erfolg der Cur ein großes Licht daher erhalten? — Von der ähnlichen Krankheit des achtzehnjährigen Mädchens wird zwar ein heftiger Schrecken als die nächste Ursache angegeben, aber nicht gesagt, was diesen Schrecken veranlaßt habe, da doch (weil dieses ganze Schreiben auf Information des Publici abgezielt ist) unsere Unwissenheit über diesen

Punkt nicht gleichgiltig scheint. Uebrigens ist auch diese junge Person „schön und wohlgestaltet, zwar nicht so lebhaft von Imagination, nicht so ausgebildet als die erste, aber ein sanftes gutes Mädchen, das bei einem weniger vollkommnem Gegenbilde (als die erste ist) auch bei dieser Erscheinung sehr glänzen würde.“ — Diese Verschiedenheit der Temperamente und Anlagen bei diesen beiden Personen macht zwar (wie Herr D. B. sagt) keine Veränderung in den physischen Wirkungen des Magnetismus, welche bei Beiden gleich sind; aber die psychologischen Phänomene sind sehr verschieden, und das Divinationsvermögen und die Seelenkräfte erscheinen bei der ersten Patientin in so viel höherm Glanze, als ihre natürlichen Anlagen und deren Ausbildung unterschieden sind. — Diese Beobachtung (von welcher man ebenfalls die unmittelbaren Facta und Beispiele, wovon sie nur das Resultat ist, zu sehen wünschen muß) scheint meiner Vermuthung, daß in dieser ganzen Wundergeschichte Alles sehr natürlich, und vielleicht das Meiste (wo nicht Alles) sehr erklärbar zugehe, nicht wenig zu Statten zu kommen. Aber freilich wirft uns die gleich darauf folgende Versicherung, „daß die Aerzte auch bei der zweiten Patientin im magnetischen Schlafe Kenntnisse, Scharfsinn, Urtheilskraft bemerken, die sie im wachenden Zustande nicht äußern konnte“ — in unsre vorige Verlegenheit zurück. Wir kennen eine Leidenschaft, die, es sei nun, daß sie nur noch unbestimmtes und unbefriedigtes Naturbedürfniß oder auf einen besondern Gegenstand gerichtet sei, unter gewissen Umständen eine gewisse Verfeinerung und Schärfung der Sinne, ein lebhafteres Spiel der Einbildungskraft und selbst einige Erhöhung der übrigen Seelenkräfte auf eine ganz natürliche Art (wiewol freilich nicht bei allen Menschen ohne Unterschied) bewirkt. Mit acht und mehr Wochen langen magnetischen Manipulationen verbunden, sollte diese, ihrer Allgemeinheit ungeachtet, sehr mysteriöse Leidenschaft, zumal wenn sie durch Umstände genöthigt wäre, geheim zu bleiben, in diesem Stücke sehr große und sonderbare Wirkungen hervorbringen können. Aber Kenntnisse, Kenntnisse, die man im wachenden Zustande nicht äußern konnte, mitzutheilen (ich nehme die einzige aus, die Adam und Eva erhielten, nachdem sie von der verbotnen Frucht gegessen hatten), diese Wirkung läßt sich aus jener Leidenschaft

nicht erklären. Dieses Wunder thut also die magnetische Manipulation! — Und wenn diese Kenntnisse der Person, welche sie im magnetischen Schlafe äußert, wirklich auf keinem andern natürlichen Wege zugekommen, sondern durch die magnetische Behandlung gleichsam eingerieben oder eingekrabbelt worden sind, — so hat freilich Alles, was man seit so manchem Jahrtausend aus der allgemeinen Erfahrung von der Natur des Menschen herausgebracht zu haben glaubte, auf einmal ein Ende! — Aber dafür fängt auch mit Mesmer und Puysegur eine neue Epoche der Menschheit an; ihre Entdeckung wird die wichtigste aller Entdeckungen, die jemals gemacht worden; und da sie (um mich des bekannten Franklin'schen Ausdrucks zu bedienen) schon in ihrer Kindheit solche große Dinge thut, so kann man sich von ihrer Ausbildung und Maturität mit Recht eine allgemeine Umgestaltung der menschlichen Dinge und eine Erhöhung und Vervollkommung unserer Natur und unseres Zustandes versprechen, wovon gemeine Menschen sich, selbst jetzt, da dieser novus saeculorum ordo vor unsern Augen zu entstehen anfängt, noch keine Vorstellung machen können.

Noch wage ich's freilich nicht, diesen zauberischen Hoffnungen und den herrlichen Aussichten, die sie ins Unendliche vor mir aufschließen, mich so schwärmerisch zu überlassen, als vielleicht vor dreißig Jahren geschehen sein könnte. Es könnte noch zu früh sein, über neue Entdeckungen zu triumphiren, da Alles noch so dunkel ist und unter dem Schleier des Geheimnisses verborgen liegt! Noch sind Untersuchungen vorzunehmen, Beobachtungen anzustellen, Fragen zu beantworten und Zweifel aufzulösen, die gar leicht Schwierigkeiten und Hindernisse finden könnten, woran unsre ganze Hoffnung scheitern dürfte. Indessen wollen wir den Muth nicht sinken lassen. Die Sache verdient, von allen Philosophen, Naturforschern, Aerzten und Menschenkennern mit der größten Aufmerksamkeit in Erwägung genommen zu werden. Das allgemeine Beste der Menschheit ist auf die eine oder andere Art gleich stark dabei interessirt, der animalische Magnetismus mag nun am Ende triumphiren oder zu Schanden werden. Aber daß Eines von Beiden geschehe, ist, so wie die Sachen gegenwärtig liegen, unumgänglich nöthig. Der abgekühlte, vernünftige und (mit Erlaubniß zu sagen) egoistische Theil der Menschen hat sich bisher immer zu gleichgiltig bei

solchen Gelegenheiten verhalten. Man hat sich begnügt, über Alles, was in den Kreis der verborgenen Philosophie, der Alchymie, Magie, Theosophie und Theurgie gehört, über Geistererscheinungen und Teufelbannerei, über Talismane und Zauberspiegel, die Jugendquelle und den Stein der Weisen, über St. Germain, Cagliostro, Bleton, Mesmer, Puysegur und über den ewigen Juden (der hoffentlich auch bald wieder auftreten und seine Rolle spielen wird) zu lachen und zu spotten. Man hat Denjenigen, die sich mit solchen Dingen abgeben oder an solche Menschen glauben, ihren rechten Namen zu geben gemeint, wenn man sie Energumenen, Schwärmer, Narren oder Charlatane und Beutelschneider betitelte, übrigens aber die Thatsachen, auf welche sie sich beriefen, als keiner Aufmerksamkeit würdig, nur zu oft ununtersucht und unberichtigt gelassen. — Und eben daher ist es gekommen, daß es der Vernunft noch immer unmöglich gewesen ist, einen entscheidenden Sieg über ihre Gegner zu erhalten.

Aber nunmehr, in einer Zeit, wo die Aufklärung gemeiner ist als jemals — wo die Wissenschaften einen Punkt der Höhe erreicht haben, auf dem sie noch nie gestanden, und wo, diesem ungeachtet, ja vermuthlich eben deswegen, Wunderglaube, Geisterseherei und Magie von Neuem in Ansehen kommen und desto mehr Anhänger finden, je anlockender die Hoffnung ist, ohne gründliche Wissenschaft, auf bequemen Schleichwegen noch mehr, als uns jene jemals versprechen kann, zu erlangen, den Schlüssel des geheimsten Cabinets der Natur zu finden und von der Geister- und Körperwelt auf einmal Meister zu werden, — in einer Zeit, wo eine ganze Reihe außerordentlicher Männer sich das Wort gegeben zu haben scheinen, durch außerordentliche Wege und Mittel außerordentliche Wirkungen auf die Menschen zu thun, und wo die ordentlichen Menschen so außerordentlich geneigt und aufgelegt sind, solche Wirkungen nicht nur zu leiden, sondern, so viel an ihnen ist, durch Erhitzung ihrer Imagination und Anstrengung ihres Glaubens, vielleicht auch gelegentlich durch pias fraudes, noch zu befördern: in einer solchen Zeit darf kein Zeichen und Wunder mehr geschehen, ohne daß sogleich, wie wenn sich eine Bête de Gevaudan sehen ließe, Lärm gemacht und nicht eher abgelassen werde, bis das Wunderthier geschossen oder gefangen

ist, und sich dann ergiebt, daß es — nichts als ein etwas größerer Wolf, aber doch ein Wolf wie andere Wölfe ist.[1])

---

1) Der Bicker'sche Brief, welcher Wieland zu dem vorstehenden Aufsatze Veranlassung gegeben, lautet vollständig, wie folgt:

„Herrn Doctor Bicker's zu Bremen Brief an den Herrn Hofrath Baldinger, über Lavater's Magnetismus.

„Es freuet mich sehr, Ihnen von der neuen medicinischen oder psychologischen Entdeckung unsers Zeitalters, die bereits so viel Aufsehen erregt und so viele Widersprüche und Anfechtungen erfahren hat, einige gründliche Nachrichten geben zu können. Sie errathen vermuthlich gleich, daß ich vom thierischen Magnetismus rede, und muß daher vorläufig bitten, im Fall Sie, wie ich fast glaube, die ganze Sache bezweifeln oder verwerfen, mich und meine Freunde und Collegen nicht ungehört in den Bann zu thun und für Ketzer zu halten. Zu dem Ende wird es nöthig sein, eine kurze Apologie voranzuschicken und die Gründe anzuführen, die uns bestimmten, dieser berühmten Entdeckung nachzuforschen und zu folgen.

„Alles, was Mesmer und seine Freunde über die großen Wirkungen des thierischen Magnetismus schrieben und behaupteten, verursachte hier bei unsern Aerzten weder große Sensation noch Aufmerksamkeit. Man hörte im Allgemeinen darüber scherzen und lachen, scherzte und lachte mit und — glaubte nichts. Bekanntlich erregte in der Folge die Entdeckung des Grafen von Puysegur, der durch magnetisches Reiben oder Manipuliren seine Kranken in den sogenannten magnetischen Schlaf versetzte, und welche sich im südlichen Frankreich und in der Schweiz verbreitete, mehr Bewunderung und zweifelndes Erstaunen als — Glauben. Der würdige Lavater versuchte dieses Mittel bei seiner kranken Frau, sahe die gerühmten Wirkungen entstehen, erzählte historisch, was er bemerkt, wurde widersprochen, verlacht und für einen Schwärmer gehalten. Nur sein Freund, der verdienstvolle Arzt Herr Marcard in Hannover, widerlegte ihn mit Bescheidenheit aus medicinischen Gründen. Lavater wurde nachher zum Prediger an einer hiesigen Gemeinde berufen, welchen Ruf er zwar nicht annahm, aber doch seine vielen hiesigen Freunde und Verehrer persönlich besuchen und danken wollte. Wie sehr man sich bemühete, dieser seiner Reise die schändlichsten Absichten anzudichten, ist Ihnen aus verschiedenen öffentlichen Blättern bekannt genug. Natürlich mußte er auch hier allenthalben seinen Freunden Rechenschaft geben von einer Exorganisation, sommambulisme magnétique, wodurch seine Gattin von einer langwierigen Nervenkrankheit wiederhergestellt war, und wobei sich die unerklärbarsten Phänomene sollten gezeigt haben. So sehr Lavater hier im Allgemeinen verehrt und geliebt wurde, so sehr er es verdiente, so wenig Eingang und Glauben fand doch diese historische Erzählung bei Gelehrten und Nichtgelehrten. Zufälligerweise aber traf es sich, daß gerade zu der Zeit ein junges Frauenzimmer von zwanzig Jahren aus einer angesehenen Familie seit länger als drei Viertel Jahren an einer fürchterlichen Nervenkrankheit mit den heftigsten Krämpfen und Convulsionen fast ohne Hoffnung danieder lag. Man konnte keine materielle Ursache der Krankheit entdecken und mußte sie daher der widernatürlichen Empfindlichkeit und Reizbarkeit des Nervensystems zuschreiben. Sie wurde von zwei Aerzten besorgt, Doctor Wienholt und Doctor Olbers.*)

*) Herrn Olbers schätze ich als einen der besten meiner Göttingischen Zuhörer. — Baldinger.

Ich darf Ihnen wol nicht erinnern, daß beide Aerzte Männer von seltenen praktischen Talenten und aufgeklärter Denkungsart sind. Alle Hilfsmittel, die unsere Wissenschaft in solchen Fällen darbietet, Alles, was der angestrengteste Fleiß dieser beiden Aerzte erdenken konnte, die Krankheit zu heben oder doch zu mildern, wurde vergeblich angewandt. Die Freunde der Kranken ersuchten daher Lavater, sie zu sehen, welcher darauf das Magnetisiren anrieth und glaubte, daß sie dadurch genesen könnte.

„Auf seinen Rath wurde also das magnetische Reiben oder Berühren vorgenommen. Volle sechs Wochen blieben diese Manipulationen ohne auffallende Wirkung auf den Körper oder auf die Krankheit. Nur ging schon nach vier Wochen die Veränderung im Körper der Kranken vor, daß ordentliche tägliche oder um den andern Tag vorkommende Oeffnung erfolgte und das Monatliche, das sonst acht Tage dauerte und mäßig war, in der nächsten Periode sehr stark wurde und vierzehn Tage dauerte. In der achten Woche kam ein sehr heftiger Fieberanfall, der einige Tage dauerte, sich mit heftigen Schweißen endigte und in jenen sonderbaren exaltirten Zustand überging, der von dieser Zeit täglich wieder zurückgekehrt, und den einer von beiden Aerzten jetzt über hundertmal beobachtet hat. Nunmehr erst, und nachdem sich die außerordentlichsten Wirkungen dieses Zustandes äußerten, wurde Doctor Olbers, der bis dahin an der Wahrheit der ganzen Sache gezweifelt hatte, bekehrt, sah und glaubte.

„Glücklicher konnte sich wol für die nähere Beleuchtung, Aufklärung und Beweis dieser Curmethode nichts treffen, als daß gerade damals Doctor Olbers ein anderes junges Frauenzimmer von achtzehn Jahren an einer fast ähnlichen Nervenkrankheit in der Cur hatte, welche als eine Folge eines heftigen Schreckens und der unterdrückten Monatszeit entstanden war, und wobei ebenfalls alle Mittel vergeblich gebraucht wurden. Beide Aerzte kamen daher auch hier auf die Idee, diese Kranke ebenfalls zu magnetisiren. Der Erfolg war auch hier wie im ersten Fall volle vier Wochen ohne Wirkung, darauf aber stellten sich während des Manipulirens convulsivische Bewegungen und endlich der magnetische Schlaf ein.

„Nun etwas nähere Bestimmung der Individuen. Beide Frauenzimmer sind unverheirathet, gut gewachsen und schön gebildet.

„Die erste von fähigem, muntern durchdringenden Geiste, edlem Charakter, voll glücklicher Anlagen, durch die sorgfältigste Erziehung und Cultur ausgebildet.

„Die zweite ein sanftes gutes Mädchen, aber ohne lebhafte Einbildungskraft, und die bei einem weniger vollkommenen Gegenbilde auch bei dieser Erscheinung sehr glänzen würde.

„Die erste wußte, was vielleicht mit ihr vorgehen würde, hatte die Wirkung von Lavater gehört, auch hatte man auf ihre Einbildungskraft durch Erzählen und Lectüre dahin gehörender Schriften zu wirken gesucht.

„Die zweite wußte nichts von Allem, was erfolgen würde oder könnte, sondern man hatte ihr glauben gemacht, das Manipuliren geschehe, ohne ihr das Geringste von den vermutheten Wirkungen oder Erwartungen zu sagen.

„Nachdem nun beide Aerzte durch eine Menge mit der sorgfältigsten Untersuchung angestellter Erfahrungen und unleugbarer Thatsachen sich von der Wahrheit überzeugt hatten, theilten sie mir ihre Entdeckung mit und machten mich zum Augenzeugen dieser bewundernswürdigen Erscheinung. Ich gestehe gern und frei, daß ich vorher die ganze Sache bezweifelte, und daß ich, ob ich gleich der Glaubwürdigkeit und Wahrheitsliebe meiner Herrn Collegen nichts entgegensetzen konnte, doch auf das Angenehmste überrascht wurde, wie ich das erste Mal Augenzeuge war.

„Itzt muß ich Ihnen die physischen und psychologischen Bemerkungen mit-

theilen, die wir bei beiden Kranken gesehen und erfahren haben. Während des Magnetisirens bekommen sie mehr oder minder starke convulsivische Bewegungen des ganzen Körpers; der gewöhnlich schwache und matte Puls erhebt sich, wird geschwinder und schlägt über neunzig Mal in einer Minute; das Athemholen wird sichtbar ängstlicher und beschwerlicher; die Augen fallen nach einigen Minuten des Manipulirens unwillkürlich zu, und sie sind unvermögend, sie zu öffnen; zuletzt kömmt ein tiefer Seufzer, und sie schlafen ein. Es stellt sich darauf eine gelinde Ausdünstung, placida transspiratio, über den ganzen Körper ein, die während des Schlafs immer fortwährt. Beide Kranke haben, seitdem der Magnetismus auf sie gewirkt hat, täglich ordentliche Oeffnung, die sie vorhin niemals ohne Klystiere und eröffnende Mittel bekamen; bei der ersten Kranken hat es auch sehr stark auf das Monatliche gewirkt, bei der zweiten aber noch nicht.

„Die zweite Wirkung des Magnetisirens oder des magnetischen Manipulirens ist der ekstatische Zustand der Seele oder das Divinationsvermögen, welches die Kranken zu besitzen glauben, und welches sie auch in Ansehung des Vorhersagens über ihre eigne Krankheit wirklich zu besitzen scheinen. Hierbei muß ich mit **Lavater** ausrufen: **Es giebt viele Dinge in der Natur, wobei der Philosoph den Finger auf den Mund legen und schweigen muß.** Können wir doch oft die gewöhnlichsten und alltäglichsten Erscheinungen in der Natur nicht demonstriren.

„Dieser ekstatische Zustand ist unstreitig wunderbar zu nennen, weil er nach unserer Meinung allen uns bekannten psychologischen Erfahrungen widerspricht. Die Personen haben das vollkommenste Bewußtsein, die deutlichsten Vorstellungen, das treueste Gedächtniß, ziehen aus den Reden Anderer die feinsten Schlüsse, antworten auf die ihnen vorgelegten Fragen mit dem größten Scharfsinn, Beurtheilung und Präcision, bestimmen mit der genauesten Pünktlichkeit vorher, was ihnen in Ansehung ihrer Krankheit oder der Besserung, oft erst in acht oder mehrern Tagen begegnen wird, bestimmen die Arzneimittel oder ändern äußerliche Hilfsmittel, die bei ihnen angewandt werden sollen. Oft wählen sie auch unter den ihnen vorgeschlagenen Mitteln diejenigen, die sich für ihren Zustand am Besten schicken; und wenn auch ihre Wahl zuweilen auf Mittel zu fallen scheint, die der Arzt vielleicht nicht gewählt haben würde, so sind es doch insgemein sehr wirksame Mittel, und die Erfahrung lehrt, daß sie ihnen gut bekommen. Wir getrauen uns nicht, zu urtheilen, ob diese während der Ekstase beobachtete Kenntnisse der Seele durch eine höhere oder gleichsam prophetische Kraft herbeigebracht werden — genug, daß wir sehen und beobachten, die Wahrheit sagen können und wollen. Außer dieser Erhöhung der Seelenkräfte in der Ekstase sind die Organe der Sinne, das Gesicht ausgenommen, auf **das Höchste verfeinert.** Sie unterscheiden Farben, bestimmen durch das Gefühl geschriebene und gedruckte Wörter, hören Ton und Sprache, wo ein gewöhnlicher Mensch mit gesunden Ohren nichts hören kann, und was ich unter den psychologischen Bemerkungen bald vergessen hätte, wissen nichts von Blödigkeit, nichts von Gezwungenheit oder Gêne, nichts von Allem, was Etikette oder Vorurtheil oder Erziehung junge Frauenzimmer gewöhnlich in der Unterhaltung mit dem männlichen Geschlechte zurückhält oder die Ergießungen ihrer Seele unterdrückt. Ihr **Divinationsvermögen** von abwesenden oder zukünftigen ganz außer ihrer Sphäre liegenden Dingen ist nicht so bestimmt, nicht so zuverlässig, begründet sich nach ihrem eignen Geständniß oft auf bloßen Glauben oder Muthmaßungen, jedoch trifft es nicht selten richtig ein. Aber noch haben sie, so viel ich mich erinnere, in ihren Vorhersagungen in Beziehung auf die Veränderung ihres kränklichen Zustandes, die Wirkung der von ihnen sich selbst vorgeschriebenen Mittel oder anderer sie betreffender Umstände nicht gefehlt.

Die wichtigste Folge dieser besondern Cur ist unstreitig die erfolgte Besserung bei beiden Kranken, indem ihre Krämpfe und Convulsionen außer den kurzen convulsivischen Erschütterungen, die sie noch während des Manipulirens, aber nicht oft bekommen, aufgehört und ihre Kräfte merklich zugenommen haben. Ihre Diät schreiben sie sich ebenfalls vor, und wenn diese zuweilen den medicinisch-diätetischen Regeln zu widersprechen scheint, so bekommt sie ihnen doch ganz fürtrefflich. Noch muß ich anführen, daß, obgleich die physischen Wirkungen des Magnetisirens bei beiden Kranken im Allgemeinen gleich sind, so sind doch die psychologischen Phänomene sehr verschieden. Das Divinationsvermögen und die Seelenkräfte erscheinen bei der ersten Patientin in so viel höherem Glanze, als ihre natürlichen Anlagen und deren Ausbildung unterschieden sind. Aber doch bemerken wir auch bei der zweiten Patientin im magnetischen Schlafe Kenntnisse, Scharfsinn, Urtheilskraft, die sie im natürlichen, wachenden Zustande nicht äußern konnte.

„Hiermit will ich, um Ihre Geduld nicht zu ermüden, meine historische Erzählung von dieser merkwürdigen Sache schließen und bitte Sie, nur zu bemerken, daß ich bei der ganzen Sache nichts als ein unbefangener Augenzeuge gewesen bin und noch itzt bin, daß ich nicht das geringste Verdienst bei der ganzen Cur habe, und daß ich mich blos verpflichtet glaube, der Wahrheit das Zeugniß zu reden. — Uebrigens überlasse ich es Ihnen, welchen Gebrauch Sie von meinen Nachrichten zu machen belieben." — A. d. H.

Swedenborg's Offenbarungen

und der

thierische Magnetismus und Somnambulismus.

Aus dem T. Merkur, 1787. IV. S. 153–192.

Sendschreiben

der exegetischen und philanthropischen Gesellschaft zu Stockholm
an die
Gesellschaft der vereinigten Freunde zu Straßburg
über die
einzige genügliche Erklärung
der

Phänomene des thierischen Magnetismus

und

Somnambulismus

aus den wahren Principien, die sich auf Erkenntniß des Schöpfers, des Menschen und der Natur gründen, hergeleitet und durch Erfahrungen bestätigt.

Stockholm, aus der Königl. Druckerei. 1787.

Diese Druckschrift, welcher eine Zueignungsschrift in schwedischer Sprache an des Königs Majestät auf einem halben Bogen beigefügt ist, beträgt nebst einigen Noten und lateinischen Auszügen aus Swedenborg's Schriften dritthalb Bogen in 8°. mit sehr kleinen Lettern abgedruckt, und ist mir vor einigen Tagen unter dem großen Signet der obbenannten Gesellschaft mit einem Schreiben vom 2. September zugekommen, worin ich ersucht werde, dieses in französischer Sprache abgefaßte Impressum, wofern ich seinen Inhalt gutheiße, in hiesigen Gegenden durch Nachdrucken, Uebersetzung oder Einrückung in periodische Schriften möglichst auszubreiten.

Nun bin ich aber weit entfernt, den Inhalt dieser Broschüre gut zu heißen, und wiewol ich glauben will, daß die Exegetiska och Philanthropiska Salskapet mich in diesem Falle aller weitern Bemühung gerne überhoben hätte, so hat mir die Sache doch erheblich genug geschienen, um zu Bekanntmachung dieser neuen und erstaunlichen Beilage zur Geschichte der Verirrungen des menschlichen Verstandes mein Möglichstes beizutragen; und ich habe mich daher die Mühe nicht verdrießen lassen, sie eigenhändig zu übersetzen und mit einigen Anmerkungen zu begleiten, die mir zu desto besserer Verständniß und Beurtheilung derselben hie und da dienlich schienen.

Die Grundsätze dieser Herren oder das, was sie die wahre Theorie von Gott, dem Menschen und der Natur nennen, an sich selbst, sind nichts weniger als neu und gehören eigentlich, da sie theils aus einer mystischen und theosophischen Auslegung der Heil. Schrift, theils aus neuern vorgeblichen Offenbarungen, Erscheinungen, Gesichten, Unterredungen mit Geistern und andern dergleichen geistlichen Erfahrungen geschöpft sind, in die Gerichtsbarkeit der Theologie, die ihr Urtheil schon längst ausgesprochen hat. Einen Menschen, der seine Erkenntniß auf Träume, Visionen und Umgang mit Engeln und Verstorbenen gründet, widerlegen oder nur in gelassene Untersuchung sich einlassen zu wollen, hat schon beim ersten Anblick etwas Widersinnisches. Es ist nicht um ein Haar vernünftiger, als wenn man einem Ehrenmanne, der sich für den Delphischen Apollo hielte und alle Morgen den Königen der Erde seine Orakel als Verhaltungsbefehle zuschickte, aus historischen und statistischen Gründen beweisen wollte, daß er wahnsinnig sei. So lange solche Leute ihre Einbildungen für sich behalten oder doch nur durch ordentliche und gewöhnliche Wege unter Ihresgleichen circuliren lassen, was für ein Recht hätten wir, sie daran zu hindern? und warum sollten sie nicht mit allen Arten von metaphysischen Battologen gleiches Recht an die allgemeine Preßfreiheit haben?

Aber wenn eine Gesellschaft Swedenborgischer Jünger so weit geht, die Visionen dieses zwar auf eine sehr seltene und sonderbare Art verrückten, aber doch unleugbar verrückten Mannes mit der zuversichtlichsten Dreistigkeit für „eine neue göttliche Offenbarung auszugeben, die der Herr nach seiner unaussprechlichen Güte in unsern Tagen zu derjenigen, die er uns bereits in der Bibel ertheilt, hinzugethan habe, und die einen unermeßlichen

Schatz von sublimen Kenntnissen, eine unendliche Menge von nützlichen und lichtvollen Wahrheiten enthalte; —" wenn diese Leute in vollem Ernst und mit der lebhaftesten Thätigkeit ihre Secte in ganz Europa auszubreiten suchen und sich zu diesem Ende besonders die außerordentliche Disposition unsrer Zeit zu angeblichen geheimen und hyperphysischen Wissenschaften, Hermetischen Mysterien, Magie, Theurgie, Geisterseherei, kurz, zu allen Arten von schwärmerischen Thorheiten zu Nutze machen, die besonders unter dem vornehmen, müssigen, mit Wissenschaft nur leicht tingirten und durch den Hang zur Sinnlichkeit oder die Folgen desselben zur Schwärmerei der Imagination nur zu sehr geneigten Theil des Publicums so außerordentlich im Schwange gehen! — wenn sie von den natürlichen Wissenschaften mit Geringschätzung, hingegen von dem handgreiflichen Unsinn des geistlichen Don Quixote, ihres Meisters, als von hoch erhabenen und nur Geistern von einer höhern Ordnung zukommenden Wissenschaften sprechen; — wenn sie deutlich genug sich selbst und ihren Anhang als Genossen des neuen Reichs des Herrn, die Partei der gesunden Vernunft hingegen und die Philosophen, die vermöge der Natur der Sache die ewigen Gegner des Aberglaubens, des Fanatismus, der Bigotterie, Gleißnerei und religiosen Gaukelei sein müssen, als die Mächte der Hölle charakterisiren, sie mit den verhaßtesten Farben abschildern und dadurch sowol als durch den breiten Heerweg, den sie der trägen und vor den Schwierigkeiten der wahren Wissenschaft zurückbebenden Unwissenheit in die intellectuelle Welt eröffnen, — ihr Möglichstes beitragen, den Fortgang der Aufklärung zu hemmen und wo möglich das bevorstehende Jahrhundert wieder in die Finsterniß der barbarischen Zeiten zu stürzen: dann wird die Sache ernsthafter und verdient die Aufmerksamkeit aller Derjenigen, denen obliegt, dahin zu sehen: „ne quid respublica humana detrimenti capiat." Ein Umstand, der diese schwärmerischen Philanthropen besonders merkwürdig macht, aber gleichwol von Anhängern des Swedenborgischen neuen Evangeliums (von Leuten, die den Bewohnern der andern Welt einen so großen Einfluß in die unsrige einräumen, daß sie sogar die Krankheiten für Wirkungen böser Geister ansehen) leicht vorauszusehen war, ist dieser, daß sie so eilfertig gewesen sind, sich der beiden seltsamsten Hobby-horses, worauf sich die Liebhaber des Wunderbaren seit einigen Jahren herumtummeln, des thierischen Ma-

gnetismus und Somnambulismus magnetisirter Kranken zu Gunsten ihrer Theorie zu bemächtigen und sich dadurch in den Besitz einer Maschinerie zu setzen, vermittelst welcher sie, wenn sie es recht anfangen, erstaunliche Dinge thun und die Revolution, die sie uns ankündigen, ungemein beschleunigen werden. Die Operationen der Magnetisirkunst sind unter ihren Händen bereits zu einer solchen Vollkommenheit gediehen, daß sie uns die beste Hoffnung geben, vermittelst dieser Manipulation und der erforderlichen Disposition auf Seiten des Magnetisirers sowol als seines Patienten, in einem Jahre mehrere und wichtigere Entdeckungen gemacht zu sehen, als auf dem natürlichen Wege wissenschaftlicher Entdeckungen in einem Jahrtausend nicht gemacht worden sind. Sie berichten uns mit der imposantesten Ernsthaftigkeit, daß böse und gute Geister die einzigen wahren Urheber der wunderbaren Phänomene sind, die der Magnetismus und Somnambulismus (wie man sagt) darstellen; sie haben sich durch eigene Erfahrung davon überzeugt; sie haben es schon so weit gebracht, ordentliche Unterredungen mit diesen Geistern zu pflegen und die Namen, die sie ehmals, da sie noch unter den Menschen lebten, führten, von ihnen zu erfahren. Diese Geister sind von verschiedenen Ordnungen, und einige von so hohem Rang, daß man nur die Kunst, sie recht auszufragen, zu verstehen braucht, um die erhabensten Aufschlüsse über Dinge, die das vorgebliche Reich Gottes und die unsichtbare Welt betreffen, von ihnen zu erhalten, u. s. w. Man sieht und begreift, was solche Mittel in den Händen einer solchen Gesellschaft werden können, und was für Spuk eine solche Gesellschaft durch die eifrigste Ausbreitung ihrer Schwärmerei, durch die vorhabenden neuen Ausgaben und Uebersetzungen der Swedenborgischen Offenbarungen, durch die Commentarien, die sie selbst aus dem Schatze ihrer eignen magnetischen Erfahrungen beifügen werden, und besonders durch ihre Verbindung mit so vielen andern magnetisirenden geheimen oder öffentlichen Gesellschaften in der Welt anzurichten fähig sein könnte.

Aus allen diesen Rücksichten habe ich es also, als Herausgeber eines Journals, dessen Kreis ziemlich weit ausgedehnt ist, für eine Art von Pflicht gehalten, die Absicht dieser Gesellschaft (so bekannt als möglich zu werden), so viel an mir ist, wiewol in einem ganz andern Sinn und als Mittel zu einem ganz andern Zwecke zu befördern. Sie

wollen bekannt werden, um Proselyten zu machen; ich mache sie bekannt, damit die tugendhaften und menschenliebenden Weisen, denen diese Herren ihre Visionen so gern einleuchtend machen möchten, sie und ihre Geister prüfen, fernerhin genau beobachten und nach Befinden die gehörigen Maßregeln ergreifen mögen, diesen neuen Ausbruch der in den menschlichen Köpfen circulirenden Masse von Narrheit der Welt wenigstens so unschädlich zu machen, als möglich sein wird.

Daß ich die beigefügten Auszüge aus den Swedenborgischen Schriften sowol als ihre eigenen Noten weggelassen habe, geschah blos, um die Geduld der Leser zu schonen und mir selbst eine ganz unnütze Arbeit zu ersparen; denn weder die Auszüge noch die Noten machen die Sache im Geringsten besser, und wenn sie ja etwas beweisen sollen, so müßte es wahrlich nur für Diejenigen sein, die ohnehin schon an Swedenborg glauben und also keines weitern Zeugnisses bedürfen; für vernünftige Leser könnte es nicht von dem geringsten Nutzen sein, sich idem per idem eine Chimäre durch eine andere Chimäre oder das Resultat der mystischen Auslegung eines biblischen Spruches durch die mystische Auslegung eines andern beweisen zu lassen; denn darauf läuft Alles hinaus.

„An die Gesellschaft der vereinigten Freunde in Straßburg.

„Stockholm, den 18. Juli 1787.

„Hochgeehrte Herren! Der wahre Vortheil, der der leidenden Menschheit aus Ihren nützlichen Untersuchungen und aus Ihrer unausgesetzten Thätigkeit zu Erleichterung derselben zuwächst, hat uns für Sie diese Verehrung und Hochachtung eingeflößt, die der wohlthätigen Tugend und der praktischen Weisheit gebührt, und wir bitten Sie um Erlaubniß, Ihnen diese Gesinnungen als eine Frucht der wichtigen und lehrreichen Werke, womit Sie die Welt beschenkt haben, hiermit öffentlich darzulegen. Der

Fleiß und der gute Erfolg, womit einige Glieder unsrer Gesellschaft die magnetischen Versuche angestellt, haben nicht wenig dazu beigetragen, die wahren Principien des thierischen Magnetismus und des Somnambulismus und eine befriedigende Erklärung der dabei vorkommenden Erscheinungen zum Gegenstand unsers ernsten, anhaltenden Nachdenkens zu machen.

„Weder die auf bloße physische Ursachen gegründeten Erklärungen, noch die Psychologie Sacrée, die bisher im Publico erschienen sind, dünken uns hinreichend, die Art und Weise begreiflich zu machen, wie die erstaunlichen Effecte des Magnetismus und Somnambulismus hervorgebracht werden. Ja, es wird wol auf ewig unmöglich bleiben,*) die Erscheinungen (Phänomenen) derselben auf einige consequente Art zu erklären, als wenn man sich über alle falsche Scham, über alle Furcht, sich lächerlich zu machen, hinwegsetzt und Muth genug hat, gerade heraus und ein- für allemal diese Phänomene der Einwirkung gewisser Geister (*Agens spirituels)* zuzuschreiben, die sich in die Sache mischen und während des Zustandes von unterbrochner und zurückgehaltner Thätigkeit, worein die Seele des Kranken durch den magnetischen Einfluß gesetzt wird,**) sich seiner Facultäten bemächtigen und vermöge der ihnen eigenen höhern und die Kenntnisse des Patienten übersteigenden Kenntnisse diese Reihe erstaunlicher Wirkungen und Manifestationen durch die Organe desselben hervorbringen.***)

*) Dies ist viel gesagt. Womit will die exegetisch-philanthropische Gesellschaft diese Unmöglichkeit beweisen? Ihre Einsichten in die Natur der Dinge sind doch wol nicht das Maß des allgemeinen menschlichen Verstandes und das non plus ultra, jenseits dessen es in allen künftigen Jahrhunderten unmöglich sein wird, Entdeckungen zu machen?

**) Durant l'état de suspension de l'activité de l'âme du malade.

***) Dies ist freilich eine sehr alte und in der Kindheit der Welt allen Völkern gemeine Art, die Wirkungen der Natur zu erklären. Die Geister thaten Alles; sie machten Tag und Nacht, Wind und Wetter, Vegetation und Zeugung, Leben und Tod, Alles war ihr Werk. Das ließe sich recht gut hören,

„Vorgeben, die menschliche Seele oder (nach dem Ausdruck der *Psychologie Sacrée* von Lyon) das erste Ich *(le premier moi)* könne das Alles wirken, ohne weder vor noch nachher das Mindeste davon zu wissen, noch zu fühlen, heißt seine Zuflucht zu Voraussetzungen nehmen, die alle gesunde Vernunft empören und mit dem ersten Begriff, den wir von der menschlichen Seele haben, im Widerspruch stehen, vermöge dessen nämlich das Wesen derselben im Willen, in der Intelligenz und in der Wirksamkeit besteht,*) Facultäten, wovon weder die eine noch die andere stattfinden kann, wenn der Mensch nicht das Bewußtsein seiner selbst hat, dessen die magnetischen Schlafredner**) (somniloques) gewöhnlich beraubt sind.

„Da wir dermalen mit Revision der von unserm illüstern Landsmann Emanuel Swedenborg hinterlassenen Handschriften beschäftigt sind, so haben wir daraus einige Stellen, die über diese Gegenstände Licht verbreiten können, abgeschrieben und legen sowol von diesen als einigen sich darauf beziehenden Stellen aus seinen schon gedruckten Werken eine Abschrift bei, da die einen und die andern dazu dienen, den Ursprung der Krankheiten, die magnetische Operation und den Zustand der Schlafredner zu erklären; und Alles dies vermittelst einer Deduction aus der wahren Theorie der menschlichen Seele***) und ihrer Einwirkung in den Leib, von welcher wir

---

wenn nur diese Geister und ihre Einflüsse nicht ebenso unerklärbar wären als das, was man durch sie erklären will.

*) Eine Art zu philosophiren, wie man sie von Swedenborgischen Jüngern erwarten kann. Die ausgemachteste aller Wahrheiten, worin alle ächten Philosophen oder Naturforscher längst übereinkommen, ist diese, daß es uns Menschen unmöglich ist, das Wesen irgend eines Dinges zu erkennen. Unsre Seele, in welcher von jeher nur sehr Wenige von uns ein Wenig klar gesehen haben, ist uns nur durch Phänomene bekannt; ihr Wesen ist und bleibt vermöge einer absoluten Nothwendigkeit ein unauflösliches Räthsel.

**) Was wird also im natürlichen Schlafe, wo die Seele sich nicht bewußt ist, aus ihrem Wesen?

***) Die uns nämlich Emanuel Swedenborg aus den übernatürlichen Quellen, die ihm offen stunden, geoffenbart hat. Ohe!

am Ende dieser Auszüge ein paar Worte sagen. Wir erbieten uns aber, wenn unsre hochgeehrten Herrn es wünschen sollten, uns künftig in genauere Entwicklung und Beweis der darin angedeuteten Wahrheiten einzulassen, und würden uns unendlich glücklich schätzen, wenn wir so tugendhaften und menschenliebenden Weisen die Wichtigkeit derselben recht einleuchtend machen könnten.

„Das interessante Journal d'un Magnétiseur, das der Herr Graf von Lützelburg, Dero würdiger und illüstrer Mitbruder, herausgegeben hat, belehrt uns, daß sich in Frankreich eine große Menge von Gesellschaften zusammengethan haben, die gleich der Ihrigen zur Absicht haben, kranken Personen vermittelst des Magnetismus Erleichterung zu verschaffen. Da uns aber ihre Adresse unbekannt ist, so unterstehen wir uns, Sie, hochgeehrte Herren, zu bitten, selbigen dieses Schreiben sammt den Beilagen durch beliebige Wege mitzutheilen, auch sie allenfalls durch Einrückung in Dero eigene künftige Schriften oder in literarische Journale öffentlich bekannt zu machen. Und wofern diese Gesellschaften oder einzelne Glieder derselben oder andere Personen begierig wären, sich ausführlicher über diese Materien mit uns zu expliciren, so werden wir, wenn sie unter der am Schlusse dieses befindlichen Adresse an uns schreiben wollen, uns mit Vergnügen beeifern, ihnen Genüge zu leisten.

„Wir versparen es auf eine andere Zeit, den Detail der wiederholten Erfahrungen bekannt zu machen, die uns die Wahrheit der zur einzig und allein befriedigenden Erklärung aller Thatsachen des Magnetismus und Somnambulismus hier beigefügten Grundsätze auf eine unüberwindliche Art bestätiget haben. Unterdessen bemerken wir vorläufig, daß jeder aufrichtige Freund der Menschheit, der Tugend und der Wahrheit, der unter demüthiger und inbrünstiger Anrufung des ewigen Arztes (2. Buch Mosis, 15. Cap. V. 16) mit ausdaurender Geduld (persévérance) zur Magnetisirung der Kranken, nachdem er sie vorher zu ebenderselben Gemüthsverfassung, worin er selbst ist, aufgemuntert hat,*) vorschreiben wird, sich aus eigener Erfahrung von der großen Kraft dieses Mittels wird überzeugen können, das vor Alters schon bekannt war und von der Vorsehung — aus Absichten, die ihrer

*) Man merke sich diese Bedingung; sie ist sehr nothwendig und enthält große Aufschlüsse über die Sache.

Güte und Weisheit würdig sind und sich Denen, die sie zu einem guten Gebrauch zu kennen wünschen, je länger je mehr entwickeln werden — der Menschheit in unsern Tagen wiedergeschenkt worden ist. Jeder Magnetisirer, sobald er es so weit gebracht hat, seinen Patienten endlich zum Schlafredner zu machen, wird in seiner Gewalt haben, sich nicht nur davon zu überzeugen, „daß der durch das Organ des Patienten Redende ein Anderer ist, als der Patient, sondern auch zu erkundigen, wer er ist und tausend andere erstaunliche Dinge über das zukünftige Leben, über die Wahrheiten der Religion und über das Innere des Menschen" — er wird dies bewerkstelligen können, sagen wir, sofern er, indem er mit ihm*) als mit einer dritten Person spricht, denselben nur durch weise und nützliche, klare und wohlüberlegte Fragen in den Stand setzt, sich als ein von dem Menschen, dessen Zunge er zu seinem Werkzeuge gebraucht, verschiedenes Wesen zu erkennen zu geben; eine Declaration, die nicht eher in der Macht dieser Interlocutoren zu stehen scheint, als bis die Anwesenden (les Assistans) mit Gottes Erlaubniß ihnen die Freiheit dazu öffnen, indem sie mit ihnen in diesem Sinne sprechen (en leur parlant dans ce sens.)**)

Aber wer der auch sei, der zu dieser Gattung von Erfahrungen schreiten wollte, der nehme sich in Acht, sie durch einen Geist eiteln Vorwitzes zu mißbrauchen; denn augenscheinlich wäre dieses eine Profanation, die ganz unfehlbar eine verdiente Strafe nach sich ziehen würde.***) Wir

*) Dem von dem Patienten verschiedenen Interlocutor, der durch das Organ des Patienten ohne dessen Mitwissen spricht.

**) Dies ist nicht allzu deutlich — wie man denn auch in der That bei Versprechungen dieser Art sich nie allzu deutlich erklären muß — doch bezieht es sich vermuthlich auf die vorher angezeigten Bedingungen, unter welchen man den unsichtbaren Agent spirituel, der aus dem Patienten spricht, zu den vorbesagten erstaunlichen Offenbarungen bewegen kann.

***) Eine alte gewöhnliche Formel dieser Gattung Leute, die auch Schröpfer und Cagliostro nicht vergaßen. Damit sind alle die beschwerlichen Gesichter, die nicht schon voraus glauben, daß die ganze Sache wahr, heilig und göttlich ist, als

machen diese Anmerkung nicht ohne vorgängige reife Ueberlegung und aus Beweggründen, die eine große Gewalt über unser Herz haben, und haben uns zum Voraus darein ergeben alle Widersprüche*) und sogar, wenn es sein muß,**) allen Spott zu ertragen, den die unruhige und boshafte Rotte Derjenigen auf uns abschießen wird, die eine Freude daran haben, in diesem Allen nichts als Stoff zum Persifliren zu finden, da ihr großes Talent blos darin besteht, jeden Gegenstand, wie erhaben und ehrwürdig er auch sein mag, in keinem andern als in dem schiefen und funesten***) Lichte, das dem Spotte behilflich ist, zu sehen: superficielle und eingebildete Leute, anmaßliche Dictatoren eines Publicums, dessen ewige Pest sie sind, und dessen schwächsten Theil sie verführen, um ihn zum ruchlosesten zu machen; Leute, die insonderheit mit der größten Wuth und giftigsten Bosheit gegen Alles declamiren, was Bezug auf ein künftiges Leben hat, dessen Schrecknissen sie mit affectirter Stärke trotzen, so wie sie muthwilligerweise allen seinen Hoffnungen entsagen, die sie in allen Herzen gern ausgelöscht wissen möchten. An dieser Skizze, hochgeehrte Herren, werden Sie ohne Mühe die Classe von Leuten erkennen, die wir im Sinne haben; Ihr Land ist ebensowol damit geplagt als das ganze übrige Europa, wo diese Brut von Apostaten der Menschheit sich durch Ansteckung ausgebreitet

---

Profane von Untersuchung der Sache ausgeschlossen. Es ist schwer, Exegeten und Philanthropen, die sich hinter so armselige Cautelen verschanzen, für bloße Dupes zu halten.

*) Widersprüche? Das versteht sich doch, daß einem Jeden, der nicht so invinciblement wie diese Herren von den geistigen Agenten, die aus den magnetischen Schlafrednern sprechen sollen, überzeugt ist, freistehen muß, seine Meinung und die Gründe seiner Meinung zu sagen?

**) Soll dies „wenn es sein muß“ etwa so viel sagen als: „weil doch heut' zu Tage leider keine Scheiterhaufen mehr angezündet werden, um diese verhaßten kaltblütigen Naturae Curiosos, welche die Geister (nach St. Paul's Vorschrift) vorher prüfen wollen, ehe sie glauben, daß sie aus Gott sind, in majorem Dei gloriam zu braten“?

***) Ich behalte dieses nachdrucksvolle Wort (funeste) bei, weil ich kein deutsches finde, das die ganze Stärke der Bedeutung, worin es hier gebraucht wird, ausdrückte.

haben, unverschämt genug, sich des Namens der Philosophen anzumaßen, an den sie nicht das geringste Recht haben, da ihre falschen Raisonnements keine andere Stütze haben als das phantastische Gespenst, das sie die Natur nennen, die sie sich als unabhängig von dem Schöpfer der Natur vorstellen, und ihre eigene Weisheit, die in Allem die Gegenfüßlerin der ewigen Weisheit ist, gegen welche diese neuen Titanen in ihrer angebrannten Einbildungskraft Berge von Sophismen, einen immer ungeheurer als den andern, aufthürmen, deren Loos aber ist und immer bleiben wird, in das Nichts zurückzufallen, in welches sie die menschliche Seele und Alles, was sie an das höchste Wesen, an den Himmel und an die Welt der Geister ankettet, so gerne stürzen möchten.*)

*) Auch an diesem Ausfall, worin Personen von der verschiedensten Art aus Unverstand oder vorsätzlich durch einander gemengt und unter der Begünstigung eines affectirten Helldunkels Alle, die nicht aus dem Taumelkelch der Schwärmerei und des Betrugs getrunken haben, als Feinde Gottes, der Menschheit und alles Guten, kurz, als wahre teuflische Ungeheuer in Höllen-Breughelischer Manier abgemalt werden, erkennt man die Classe von Leuten, die von je her Alles, was der Menschheit das Heiligste und Wertheste ist, zum Vorwand gebraucht haben, die redlichsten Freunde der Wahrheit (die eben darum die natürlichen und ewigen Gegner aller Wissenschaften und Künste des Betrugs sind) dem blöden, unwissenden und durch eine gleißnerische Larve leicht zu täuschenden großen Haufen verhaßt zu machen. Gerade so wie diese angeblichen Philanthropen von den Philosophen sprechen, so sprachen vor 1600 Jahren heidnische Pfaffen, Wundermänner, Orakelschmiede und Geisterseher von den Christen; denn diese letztern verhielten sich damals gegen jene gerade so, wie jetzt die Philosophen gegen die Hermetisch-magisch-kabbalistisch und theosophisch schwärmenden Fanatiker unsrer Zeit, die ihren Unsinn mit Christenthum übertünchen und die Bibel (die einem mystischen Ausleger Alles sagen muß, was er will) zum Orakel und Garant der Träume und Visionen ihres kranken Gehirnes machen. Ich rede, wie man sieht, blos von Denen, die noch ehrlich genug sind, im Ernst zu schwärmen. Daß die Cagliostros und Ihresgleichen nicht schwärmen, sondern sehr wohl wissen, was sie thun, und durch was für Pfiffe

„Da wir das Vergnügen haben, uns jetzt mit wahren Philosophen (als deren wohlthätigen und erhabenen Charakter wir an Ihnen, hochgeehrte Herren, verehren) zu besprechen, so würde es sehr überflüssig sein,*) wenn wir uns wegen dieser kleinen Digression entschuldigen wollten, in die uns der Unwille über diese übelthätigen Sophisten hingerissen hat. Wir sind überzeugt, daß Sie ebenso sehr als wir das Unheil beweinen, das diese Leute unter dem menschlichen Geschlechte anrichten, indem sie ihre vorgebliche Sagacität lediglich zu dem Ende schärfen, um Alles in Credit zu bringen, was auf Umsturz der Principien der wahren Religion, der göttlichen Offenbarung und der einzigen soliden Tugend, die die Frucht derselben und das dauerhafte Band der Gesellschaft ist, abzielt.

„Da die beigefügten Auszüge (aus Emanuel Swedenborg) lateinisch sind, so wollen wir hier zum Behuf solcher Leser, denen die lateinische Sprache nicht geläufig ist, die Resultate derselben kürzlich in gemeiner Sprache mittheilen. Wenn wir in Einem

---

man die Vögel am Leichtesten fängt, kann nunmehr, seitdem die Frau von der Recke der Wahrheit auf eine so edelmüthige Art Zeugniß gegeben hat, ein Jeder wissen, der seine Augen und Ohren nicht vorsätzlich zuschließt und verstopft.

*) O, ganz gewiß sehr überflüssig! — Es ist lustig zu sehen, was die Herren einander für Complimente machen. Aber daran kann kein Mann, der es mit der menschlichen Gesellschaft wohl meint, seine Freude haben, wenn er gleißnerische Wölfe alle mögliche Verführungskünste anwenden sieht, um den ehrlichen Schafen weiszumachen, daß sie ihnen den gottlosen Schäfer und seinen höllischen Hund als den Urheber alles ihres Unglücks ausliefern sollen. — Man bemerke übrigens das Beiwort übelthätig, womit die lieben Herren die Philosophen so oft stigmatisiren! Sie haben freilich alle Ursache, sich über den Schaden, den sie ihnen thun, zu beklagen. Denn wenn nur diese übelthätigen Leute aus der Welt zu bringen wären, o, dann hätten alle Antipoden der Vernunft, Sectirer, Schwärmer, Wundermänner und heilige Betrüger aller Arten gewonnen Spiel; dann brauchten sie nicht länger in Gestalt geheimer Gesellschaften unter so mancherlei Namen im Dunkeln herumzuschleichen und Anhänger zu werben; sie könnten getrost die Maske fallen lassen, und ihre wäre die Welt!

und Andern bis zu den ersten Principien der Wahrheit zurückgehen, so kommt es blos daher, weil die Gelegenheit, die uns die Phänomene des Magnetismus und Somnambulismus (auf welche jetzt die Aufmerksamkeit aller denkenden Wesen in ganz Europa geheftet ist) dazu geben, gar zu schön vorkam, um nicht davon zu profitiren und ihr Nachdenken auf diese nämlichen Principien des Wahren im höchsten Verstande (par excellence) zu richten, welches allein ihnen im Forschen nach den Ursachen, welcher Wirkung es auch sei, ein reelles Licht aufstecken kann.

„Da eine unauflösliche und ununterbrochene Verkettung zwischen Allem, was ist, sowie zwischen den Wahrheiten stattfindet, so wird es ewig unmöglich sein, die Wahrheit ganz rein und ohne Mischung mit Irrthum zu erkennen, wofern man sie nicht aus der göttlichen Offenbarung als ihrer einzigen lebendigen und unversieglichen Quelle schöpft — einer Quelle, die nur darum verkannt wird, weil ihre Wasser seit so langer Zeit trübe gemacht worden sind; die aber, sobald sie wieder klar und hell fließt, Demjenigen, der daraus trinkt, ein Wasser anbietet, das in ihm zu einem Brunnen werden soll, der bis ins ewige Leben springen wird (Johann. 4, 14).

„Die hohe Achtung, die wir für Sie, hochgeehrte Herren, in Rücksicht Ihrer löblichen und edeln Thätigkeit für das Wohl ihrer Nebenmenschen gefaßt haben, erlaubt uns nicht zu zweifeln, daß Sie als wahre christliche Philosophen*) nicht anerkennen

---

*) Ich kann nicht umhin, über das Spiel, das mit den Worten „christlicher Philosoph" getrieben wird, bei dieser Gelegenheit ein paar Worte fallen zu lassen. Wenn man damit nichts mehr sagen will, als man mit christlicher Kaufmann u. s. w. im Gegensatz mit einem jüdischen, Muhamedanischen oder heidnischen Kaufmann sagen will, so ist gegen diese Art, einen Menschen durch die Religion, die er bekennt, von solchen, die einer andern zugethan sind, zu unterscheiden, nichts einzuwenden. Aber dies ist es nicht, was unsre Briefsteller und Andere ihresgleichen damit meinen — Kurz, es ist nicht vernünftiger, einem Schuster oder Schneider zum Lobe nachzusagen, daß er ein wahrer christlicher Schuster oder Schneider sei, als in dem Sinne dieser Briefsteller die Amis réunis zu Straßburg wahre christliche Philosophen zu

sollten, daß die Ausdehnung, die wir den in dieser Schrift nach und nach herbeigeführten Materien geben, das Lesen derselben vielen Personen nützlich machen kann, indem sie das Verlangen in ihnen erregt, verschiedene von uns angedeutete wichtige Gegenstände näher zu examiniren.*) Uebrigens können wir aus Thatsachen beweisen, daß der Magnetismus und Somnambulismus durch den heilsamen und unermeßlichen Gebrauch, den man davon machen könnte, so nahe mit den Fortschritten der himmlischen Wahrheit zusammenhängt, daß sie ihr zur Bestätigung werden dienen können, indem sie eine redende Erleuchtung (illumination parlante) oder illustratio loquens, wie sie der vorbesagte Schriftsteller nennt, darbieten. Auch muß man gestehen, daß, wenn (nach der Versicherung dieses nämlichen inspirirten Auslegers der göttlichen Wahrheit)**) der Mensch ursprünglich dazu erschaffen wurde, zu gleicher Zeit ein Bewohner der Erde und ein Bürger des Himmels zu sein (Philipp. 3, 20), und um zu eben der Zeit, da seine äußern Augen und Ohren offen sind, die Menschen zu sehen und mit ihnen umzugehen, das innre Gesicht

---

nennen. Christenthum und Philosophie können sich zwar sehr gut in einem Subject vertragen; allein demungeachtet ist der Christ kein besserer Christ, weil er Philosoph ist, und das Christenthum kann einen Philosophen ebenso wenig zu einem wahrern Philosophen als einen Uhrmacher zu einem wahrern Uhrmacher oder einen Maler zum bessern Maler machen. Aber gerade das ist es, was diese Herren nicht wollen: sie metamorphosiren ihr vorgebliches Wahn-Christenthum in eine Art von mystische Zauber-Philosophie, in ein Ding, das nun weder Philosophie noch Christenthum mehr ist, sondern ein *Hircocervus*, der zu nichts taugt, als sie und ihre Anhänger in Sümpfe und Abgründe zu führen.

*) Examiniren? Das ist nicht das rechte Wort! und wer es für Ernst nehmen und diese Dinge wirklich nach der Schärfe mit ihnen untersuchen wollte, würde gar bald von ihnen für einen — Philosophen erkannt und in die äußerste Finsterniß hinausgeworfen werden. Sich näher von uns belehren lassen — das ist der rechte Ausdruck, und dazu haben sie sich ja oben schon erboten.

**) Swedenborg's nämlich.

und Gehör zum Anschauen und Umgang der Engel offen zu haben — wenn dies wahr ist, wie wir keinen Augenblick zweifeln,*) so ist der Somnambulismus für die Magnetisirer und die Umstehenden, die einen guten Gebrauch davon machen wollen, ein Bild, wiewol ein noch sehr schwaches Bild des primitiven Zustandes der unmittelbaren Gemeinschaft mit der andern Welt, des Zustandes, in welchen der Mensch Hoffnung hat wieder eingesetzt zu werden,**) sobald das neue Reich des Herrn in den Herzen der Menschen hienieden so viel Platz gewonnen haben wird, daß die heilige Stadt vom Himmel steigen kann, und das Tabernakel Gottes unter den Menschen ist, nnd Gott unter ihnen wohnet, und sie sein Volk sind, und Gott selbst ihr Gott und mit ihnen ist (Offenb. Joh. 21, 2. 3).

„Endlich, hochgeehrte Herren, erkühnen wir uns, zu hoffen, daß jeder aufmerksame Leser, der mit Ablegung aller vorgefaßten Begriffe (um an nichts als den reinen und durch Thatsachen bewiesenen Wahrheiten zu hangen) der Kette von Ideen, die wir ihm vortragen werden, folgen und sich in die oben bemeldete Gemüthsfassung, welche Erfahrungen dieser Art analog ist, versetzen will,***) im Stande sein wird, sich von folgenden Wahrheiten und Thatsachen zu überzeugen, nämlich:

„1) Daß das, was im Magnetismus physisch ist, nur secundarisch und instrumentalisch ist, und daß das, was darin die Hauptsache ausmacht, in die moralische und geistige Welt gehört (tient à l'ordre moral et spirituel).

---

*) Bravo! bravo! Nur nie an nichts, das ein Swedenborg und Seinesgleichen versichern, gezweifelt! das ist der gerade Weg, seinen Hirnkasten mit gar seltsamen und erstaunlichen *Visis* und *Auditis* zu illuminiren!

**) O Ihr ennuyirten Seelen, deren es heutzutage in der großen und kleinen Welt so viele giebt, welche Aussicht wird hier vor Euch eröffnet! Wer sollte nicht Lust bekommen, sich in so vielversprechenden Mysterien initiiren zu lassen?

***) Dies ist eine sehr billige und physiologische Forderung. Wenn ich, ohne daß die Natur mich dazu nöthiget, schwitzen soll, so muß ich ein schweißtreibendes Mittel einnehmen; das versteht sich.

„2) Daß es zweierlei Arten zu magnetisiren giebt, wovon die Schlafredner die eine miraculos und die andere übernatürlich nennen; das moralische Principium, welches die eine in Activität setzt, ist das feste und entschiedene Verlangen des Magnetisirers, auf den Patienten zu wirken, und das Vertrauen, das er auf sich selbst setzt; das moralische und geistige Principium der andern ist zwar auch ein Verlangen des Magnetisirers, auf den Kranken und hauptsächlich auf sein Inneres, das der Krankheit correspondirt,*) zu wirken, aber ein Verlangen, das mit der Eigenliebe des Magnetisirers oder mit Absichten von Ehre oder Vortheil nicht das Geringste gemein hat, noch sich auf sein Selbstvertrauen gründet, sondern im Gegentheil blos in einem demüthigen und in Gottes Willen ergebenen Wunsche besteht, um dessen Benedeiung er flehet, insoferne die gewünschte Genesung den Absichten seiner heiligen Vorsehung gemäß ist, in welche er all sein Vertrauen setzt.**) Das Verlangen des Einen geht blos auf ein natürliches Gutes; der Andere hat nicht nur das natürliche, sondern auch vornehmlich das geistliche Gute, das die Seele von jenem ist und es allein dem Menschen wahrhaft nützlich machen kann, zum Zweck. Fest beglaubt, daß die Krankheiten, sowie alle andere die Menschheit drückenden Uebel, Folgen des moralischen Uebels sind, bestrebt er sich durch seine Reden und noch mehr durch sein Beispiel, dem Magnetisirten die wichtige Vermahnung freundschaftlich beizubringen, die der Herr dem Menschen, der achtunddreißig Jahre lang krank gelegen hatte, als er ihn heilte, gab: „Siehe, Du bist nun gesund worden; sündige hinfort nicht mehr, damit Dir nicht Aergers widerfahre!“

„3) Daß, vermöge der wahren Theorie des Menschen,

---

*) Ich behalte, wo es nöthig ist, die eigenen Ausdrücke des Briefstellers bei, um nicht Gefahr zu laufen, ihm einen fremden Sinn zu leihen.

**) Da diese Gesinnung in der Seele eines jeden Gottesverehrers bei allen seinen Handlungen zum Grunde liegt, so sollte man mit Recht aus dem Mangel derselben schließen, daß der Magnetisirer von der ersten Art entweder ein Atheist oder (was um kein Haar besser ist) ein Mensch sein müsse, dem es an den wesentlichsten Gesinnungen mangelt, die er dem Gott, den er glaubt, schuldig ist.

welche lehrt, „daß die menschliche Seele ein geistiges, mit freiem Willen, Intelligenz und Activität versehenes Organ ist, welches, je nachdem es einen guten oder bösen Gebrauch von seinen Facultäten macht, sich selbst in die Disposition setzt, entweder Einflüsse göttlicher Tugend und Weisheit von den Engeln und guten Geistern, oder Einflüsse des Lasters und der Thorheit von Teufeln und bösen Geistern zu empfangen" — daß, vermöge dieser Theorie,*) „alle Krankheiten, selbst diejenigen, die uns durch zufällige Veranlassungen befallen, sowie diese zufälligen Veranlassungen selbst, Folgen der Einflüsse der Hölle sind, die sich der Mensch durch seine unordentlichen Leidenschaften zuzieht". Vergebens würde man hiegegen einwenden wollen, es gebe Kranke, die in den Augen der Welt beinahe Heilige zu sein scheinen, so sehr scheint sich ihr Herz der fleischlichen Lüste zu enthalten, die wider die Seele streiten (1. Petri 2, 11); man kann versichert sein, es sei darum nichtsdestoweniger wahr, daß diese guten Leute, wenn sie sich aufrichtig vor Gott prüfen wollen, Ursache finden werden, mit Sct. Paul zu gestehen: „Das Gesetz ist geistlich, ich aber bin fleischlich, unter die Sünde verkauft" u. s. w. (Röm. 7, 14 u. f.). Indessen, da die Krankheiten nicht die einzigen Uebel sind, denen die Menschheit ausgesetzt ist, so begreift man leicht, daß dieser oder jener Gesunder von unordentlichen Leidenschaften mehr beherrscht werden kann als dieser oder jener Kranke. Eine widrige Anwendung von diesem allgemeinen Grundsatz auf einzelne Personen zu machen, wäre ein abscheulicher Mißbrauch, der gegen die Rechtschaffenheit (Honnêteté)**) und noch mehr gegen die christliche Liebe streitet, die nicht eifert, sich nicht aufbläht, sich nicht erbittern läßt, nicht insolent gegen den Nächsten***) in seinem Unglück ist, sondern Alles zu seinem Besten

*) D. h. vermöge einer auf irrige Wahnbegriffe, unerweisliche Voraussetzungen, fabelhafte Thatsachen und eine schwärmerische Auslegung der Bibel gegründeten Theorie, die von der gesunden Vernunft jederzeit verworfen worden ist und nun von diesen schwedischen Theosophen wieder in Schwang gebracht und durch die Visionen eines wachenden Träumers (ein würdiges Fundament einer solchen Theorie) autorisirt werden will.

**) Ein Wort, welches öfters auch blos die Gesetze des geselligen Lebens und der Höflichkeit bezeichnet.

***) Worunter aber die abscheulichen Leute, die Philosophen, die nicht an Swedenborg und seine Theorie

hoffet und inzwischen Alles duldet (1. Korinth. 13, 4—7), indem sie sich bemüht, ihr Möglichstes zu seinem Besten beizutragen.

„4) Daß die Magnetisation eine Handlung ist, wo das Moralische causa principalis, das Physische hingegen nur causa secundaria und instrumentalis ist, ein Actus, wobei das Verlangen des Magnetisirers, zum Besten des Nächsten zu wirken, die bewegende Kraft (le moteur), und wovon die Wirkung ist, den Einfluß der Geister der Krankheit (wie sich unsere Schlafredner ausdrücken) zu entfernen und zu vernichten. Demzufolge, was sie uns gesagt haben, befindet sich auch, was den moralischen Grund betrifft, ein gewisser, wiewol noch*) schwacher Grad von Aehnlichkeit zwischem dem heutigen Magnetismus und dem Händeauflegen, dieser heilsamen und sublimen Gabe, die der Herr den Gliedern seiner Kirche in den apostolischen Zeiten gab, und deren Verheißung (NB. NB.) sich nicht ausschließenderweise auf diese ersten Christen einzuschränken scheint, sondern sich auch noch wol auf andere Zeiten erstrecken könnte, wenn die Vorsehung es ihren heiligen Absichten gemäß findet.**) Dies ist auch der klare und gerade Sinn der eigenen Worte dieser göttlichen Verheißung, wo der Herr sagt: „Dies sind die Zeichen, die da folgen werden Denen, die da glauben — auf die Kranken werden sie die Hände legen, so wird's besser mit ihnen werden.“ (Marci 16, 17. 18.) Worte, wo bei allgemeiner Erwähnung Derer, die da glauben, über die Zeit, wie lange

---

glauben, nicht begriffen sind. Denn gegen diese Feinde alles Guten muß man eifern, sich aufblähen, insolent sein, bitter werden, nichts von ihnen hoffen und nichts an ihnen dulden; wiewol Sanct Paul kein Wort davon sagt.

*) Man übersehe das vielsagende Wörtchen noch hier nicht! Dieser noch schwache Grad von Aehnlichkeit kann also stärker werden und wird auch stärker werden; wie uns die Herren selbst in der Folge noch deutlicher hoffen lassen.

**) O Ihr — wie soll ich Euch nennen? — das wird sie gewiß niemals! Laßt nur Ihr Eure Deos ex machina aus dem Spiele, so wird Alles in der Welt seinen ordentlichen Gang gehen, und Ihr und Euersgleichen werden nie das insolente Vergnügen haben, durch Auflegung Eurer Tappen Teufel auszutreiben und den Aerzten ins Handwerk zu pfuschen.

diese Gabe dauern soll, nichts bestimmt wird. Daß sie seit der Zeit der Concilien aufgehört, — als der Epoche, seit welcher die christliche Welt von der Reinigkeit der Religion, die der Herr gelehrt hatte, ab und auf Irrwege geführt worden ist, durch die falschen Ideen, die man zu der Lehre von der H. Dreieinigkeit, von der Wohlthat der Erlösung des Menschengeschlechts und bei einer Menge anderer Artikel hinzugethan hat, falsche Begriffe, zu denen sich noch die Verderbniß der Sitten, Laster und Irrthümer gesellet haben, durch welche das Christenthum der folgenden Jahrhunderte so entsetzlich ausartete und sich von der Reinheit des Herzens und Geistes so weit entfernte, die zu allen Zeiten die wahren Anbeter Gottes unsers Heilandes charakterisiren sollte *) — das Alles ist nur allzu wahr! Aber daß der Herr, wenn er vermöge seiner großen Barmherzigkeit seine Kirche heimsucht und wiederherstellt, mit der Reinheit der Sitten und der Lehre nicht auch die wohlthätigen Gaben, die er seinen ersten Jüngern ertheilte, wieder zurückbringen könnte — was ist hierin, das seiner Güte und Weisheit zuwider wäre? **) So viel ist gewiß, daß seit der merkwürdigen Epoche von 1757 kein Jahr vorbeigegangen ist, ohne daß die Fortschritte der Revolution, die dermalen auf unserm Globus in Absicht der Art zu denken und zu handeln im Werke ist, in den Augen eines scharfsichtigen Beobachters auf eine merkliche Art bezeichnet wären. ***) So wie

---

*) Das ist Alles sehr wahr und schön; aber Gleißner und Schwärmer von allen Secten haben immer diese Sprache geführt; es sind nur Worte und Phrasen, die sehr viel oder — gar nichts sagen, je nachdem der Mann beschaffen ist, aus dessen Munde sie gehen.

**) Welcher Sterbliche darf sich anmaßen, diese Frage entscheiden zu wollen? Können unsre Begriffe jemals die Regel und das Maß der unendlichen Weisheit sein?

***) Auch an dieser Bemerkung scheint viel Wahres zu sein. Aber was für einen geheimen Sinn kann sie wol in dem Munde solcher Leute haben, die mit ihren in ganz Europa zerstreuten Gehilfen so eifrig dahin arbeiten, uns (wo möglich) des Sonnenlichtes zu berauben, um unsre Köpfe mit ihren Zauberlaternen illuminiren zu können? Damit hätten sie in der That eine große Revolution bewirkt! An ihnen wenigstens wird es nicht liegen, wenn sie nicht zu Stande kommt.

die aufgehende Sonne den Nebel vor sich her treibt, so scheint auch die Ankunft des neuen Reichs des Herrn*) die Mächte der Höllen**) aufgeregt zu haben, alle ihre Kräfte gegen dasselbe anzustrengen, nach dem Worte der Weissagung: „Wehe Denen, die auf Erden wohnen und auf dem Meer; denn der Teufel kommt zu Euch hinab und hat einen großen Zorn und weiß, daß er wenig Zeit hat (Offenbar. Joh. 12, 12)! Aber wenn der Schaden, den das Uebel und die Unwahrheit anrichten, dadurch ausgebreiteter worden ist und mehr in die Augen fällt, so haben auch seit diesem nämlichen Zeitpunkt das Gute und Wahre auf ihrer Seite desto größere und schleunigere Fortschritte gemacht durch die Freiheit, so sie erhalten haben, sich von oben herab über Diejenigen zu ergießen, die sich ihrem Suchen geweihet haben. Kurz, die Krisis, worin sich unsre materielle Welt durch eine Folge des stärkern Einflusses der Geisterwelt, der seit dieser Epoche immer zugenommen hat, befindet, macht sehr wahrscheinlich, was unsre Schlafredner uns wegen der übernatürlichen Gaben und Kräfte***) angekündigt haben, die,

---

*) Es ist ebenso widerlich, wenn diese verblendeten Menschen ihre Bemühungen, das Reich der religiösen und wissenschaftlichen Schwärmerei zum unübersehbaren Schaden der Menschheit fest zu gründen und auszubreiten, mit der ehrwürdigen Benennung des neuen Reichs Christi heiligen und schwachen Seelen dadurch imponiren wollen, als es lächerlich ist, solche Finsterlinge von aufgehender Sonne reden zu hören, da es doch nicht dunkel genug um sie her sein kann, wenn ihre magischen Operationen einigen Effect machen sollen.

**) Die mehrbesagten Philosophen, eine lange Reihe von Aristoteles an bis auf Kant inclusive, die, vermöge der Natur der Sache, von den wackern Leuten, die sich die Augen ausstechen lassen, um desto heller zu sehen, immer für ihre Erz- und Erbfeinde angesehen worden sind.

***) Das klingt nun wieder sehr schön; aber man lasse sich nicht irren, es lauert eine Schlange im Grase! Diese demüthige Verleugnung alles eignen Willens und unbeschränkte Ergebung in den Willen des Herrn ist (wie süß auch die Töne des Beschwörers lauten) mit der quietistischen Stille und Passivität, — die Alles mit sich anfangen läßt, Alles, was sie sich in ihrer frommen Einfalt als den Willen des Herrn einbildet,

wie sie sagen, Denen mitgetheilt werden sollen, die, aller freiwilligen Sünde sich enthaltend, aufrichtig in Demuth ihres Herzens wünschen und bitten, daß der heilige Wille des Herrn in Allem geschehe, und nicht der ihrige, als insofern er mit dem seinigen gänzlich übereinstimmt.*) In Erwartung, diese dem menschlichen Geschlechte so tröstliche Hoffnung bestätiget zu sehen, kann gewiß nichts Böses dabei sein, wenn wir den Charakter unter welchem einige höhere Effecte des Magnetismus und Somnambulismus sich bereits anzukünden scheinen,**) als eine Art von Vorläufer solcher Wohlthaten, welche die gute Vorsehung ihren gehorsamen Kindern, die für die Tugend thätig und für die Wahrheit voll Eifers sind, vorbehalten haben kann.

„5) Daß der Zustand der in magnetischem Schlafe befindlichen Schlafredner ein ekstatischer Zustand (ein Stand der Verzückung) genannt werden kann, um durch dieses Beiwort

---

träumt oder von ihren heiligen Dictatoren aufschwatzen läßt, blindlings zu glauben, zu leiden und zu thun bereit ist — sehr nahe verwandt, und man ist es an der Art Leuten, wozu diese Gesellschaft allem Ansehen nach gehört, schon lange gewohnt, daß sie diese letztere Disposition im Sinne haben, wenn sie in jener geheiligten Phraseologie (hinter welche sie alle ihre Täuschungen und Künste mit so großem Vortheil zu verstecken wissen) von einer solchen vollkommnen Resignation, als einem Mittel, übernatürlicher Gaben empfänglich zu werden, reden. Es ist unnöthig, an verhaßte und bekannte Exempel zu erinnern; die Sache zeugt genugsam wider sich selbst.

*) Diese Uebereinstimmung läßt sich schon machen, wenn nur die Vernunft erst eingeschläfert und Sinne und Imagination dem Willen des heiligen Skamander's oder Anubis, oder was der Wundermann sonst für eine Rolle spielen will, gemäß gestimmt sind. Alle das Spiel mit geheiligten Worten täuscht jetzt Niemand mehr, als wer betrogen sein will; Worte sind nur Zahlpfennige; aber Schwärmerei und Fanatismus sind durch Thatsachen bekannt und in den Jahrbüchern der Menschheit wie Hunger, Pest und Heuschrecken ausgezeichnet.

**) Scheinen? Der Schein betrügt und ist bei Weitem nicht hinlänglich, dergleichen zweideutige Phänomene für Vorläufer übernatürlicher Gaben, die auf wundergierige Thoren ausgegossen werden sollen, zu erklären.

die Suspension der Wirksamkeit der Vernunft und des Willens des Menschen, die sein Wesen ausmachen, zu bezeichnen; ein Charakter, welcher beweiset, daß, was in diesem Zustande durch die Organe des Schlafenden gesprochen und gewirkt wird, nicht von seiner Seele, sondern von einem andern Agent verrichtet wird, der sich in den Besitz seiner Organe gesetzt hat und vermittelst derselben wirkt. So lange die Magnetisirten noch schmerzliche Paroxysmen, als Convulsionen und dergl., haben, so sieht man eo ipso, daß der Geist der Krankheit, der sicherlich kein guter Geist ist, noch gegenwärtig sei; aber dieser Geist hat die Macht nicht, aus dem Kranken zu reden, außer in dem Fall einer förmlichen Besitzung. Auch von diesem erbärmlichen Zustande haben wir entsetzliche Beispiele gesehen*) und die merkwürdige Geschichte derselben in eine Schrift verfaßt, deren Wahrheit eine Menge unverwerflicher Zeugen bekräftigen. Sobald also die magnetisirte Person Schlafredner wird, so ist es ein Zeichen, daß ein geistiges Wesen von einem wohlthätigen und menschenfreundlichen Charakter, kurz, einer von den Schutzgeistern, die mit dem Grade von Tugend und Wahrheit, worin der Kranke sich befindet, die meiste Analogie haben, es dahin gebracht hat, den Geist der Krankheit, wo nicht gänzlich auszutreiben, doch wenigstens seinen Einfluß dergestalt zu dämpfen, daß der wohlthätige Geist durch die Organen des Schlafenden reden, den Umstehenden heilsamen Unterricht zu Wiederherstellung seiner Gesundheit ertheilen, nicht weniger auch ihnen über alle Materien, wovon er selbst Kenntniß hat, Licht geben kann, wenn sie sich mit ihm in Unterredung darüber einlassen wollen. Nur ist nothwendig, daß sie dies aus nützlichen Absichten thun und nicht aus bloßem Vorwitz, noch viel weniger aus Spötterei,**) wie es unglücklicherweise solche Libertiner giebt, die im Stande sind, die revoltante Bosheit ihres Herzens so weit zu treiben, unter dem unsinnigen Vorwand, daß der Magnetismus und Somnambulismus weiter nichts als Betrug von Seiten der Kranken sind, die sich stellen, als ob sie schliefen, und die Rolle

---

*) Brauchen wir weiter Zeugniß, weß Geistes Kinder diese Herren sind? Könnte man von den dummsten und unwissendsten Franziscanern und Kapuzinern in dem finstersten Winkel Deutschlands mehr erwarten?

**) Denn diese Geisterart kann keinen Scherz ertragen.

von Schlafrednern blos darum spielen, um die Umstehenden zum Narren zu haben; eine Supposition, welche beweist, daß es diesen anmaßlichen Philosophen ebenso sehr an gesunder Vernunft als an der wohlthätigen Tugend fehlt, daß sie unfähig sind, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, unfähig, irgend eine Thatsache zu untersuchen oder irgend eine Beobachtung genau und ohne Vorurtheil zu berichtigen, sondern immer nur das, was in ihrer phantastischen Einbildung möglich ist, dem Wirklichen unterschieben, wovon sich jeder vernünftige und unparteiische Mensch durch das unzweifelhafteste Zeugniß seiner äußern Sinne sowol als durch die Principien des allgemeinen Menschenverstandes, kurz, durch eine überzeugende Erfahrung gewiß machen kann.*) Sowie der Geist der Krankheit und seine Einflüsse sich

*) Wie die Herren sich ohne Noth ereifern! Wozu dieser abermalige, mit so vieler Arroganz und Prätension, am Ende doch nichts, schlechterdings nichts sagende Ausfall gegen die sois-disans Philosophes? Wenn die Herren eine gute Sache haben, so braucht es alles dieses Schwadronirens und Schimpfens und Haderns mit den Unglaubigen nicht. Als zu Paris die Rede von den ersten aëronautischen Versuchen war, fehlte es wahrlich nicht an Zweiflern, Unglaubigen und Spöttern; aber die Montgolfiers, Charles und Pilatres verhielten sich ganz ruhig dabei; sie schimpften nicht auf die Philosophen, sprachen Niemand, der an der Richtigkeit ihrer Erfahrungen zweifelte, Tugend und Menschenverstand ab, sondern überführten die ganze Welt durch den unleugbarsten Augenschein; und seit dieser Zeit zweifelt kein Mensch mehr an der Möglichkeit und Wirklichkeit ihrer Luftreisen, und daß es damit ganz natürlich zugegangen. Sind die Phänomene des animalischen Magnetismus und des Somnambulismus oder der Schlafrednerei ebenso reell, und beruhen sie auf ebenso natürlichen, deutlich angeblichen, durch Maß und Zahl bestimmbaren und unter gleichen Bedingungen immer gleich wirkenden Ursachen, so werden sie, wie die aëronautischen Versuche, über alle ihre Gegner einen unfehlbaren und öffentlichen Triumph erhalten, und die Philosophen (eine Classe von Menschen, die schlechterdings kein anderes Interesse hat, noch haben kann, als Wahrheit zu erkennen und auszubreiten) werden der Wahrheit nicht nur mit Freuden Zeugniß geben, sondern gewiß auch mehr als alle

von dem Kranken entfernen, begegnet es oft, daß von Tag zu Tage wohlthätige Geister von besserer Qualität und von einem höhern Grade der Erkenntniß einander bei den Schlafrednern ablösen; eine Sache, wovon man sich überzeugen kann, wenn man jedesmal den Interlocutor (den redenden Geist) nach dem Namen fragt, den er bei seinen Lebzeiten führte. Unter dem vorerwähnten Grade der Erkenntniß verstehen wir (NB. NB.) die Kenntniß der höhern und sublimen Wissenschaften*) (des *sciences relevées* et *sublimes*), nicht die Wissenschaft der natürlichen Dinge hienieden; denn diese letztern sind gerade das, wovon die Geister einer niedrigern Ordnung am Meisten wissen, da diese Gegenstände mit den natürlichen Neigungen, wovon diese geringern Geister sich noch nicht so wie die höhern losgemacht haben, die meiste Analogie haben.

„Sie sehen, hochgeehrte Herren, aus diesem summarischen Ueberblick der Kette von Principien und Thatsachen, die uns aufgefordert haben, Ihnen diesen Brief zu schreiben und zugleich den Inhalt desselben der Untersuchung des denkenden und unparteiischen Publicums zu unterwerfen,**) daß die Entwickelung und der Beweis von Allem diesem mit einer Menge verschiedener Süjets zusammenhängt; welches uns dann veranlaßt hat, eine so große Verschiedenheit von Materien sowol in den beigefügten Auszügen (aus Swedenborg's Schriften) als in den Resultaten, die wir so eben davon gegeben haben, zuzulassen; und wir unterstehen uns,

---

Nichtphilosophen im Stande sein, diese Entdeckungen durch Versuche, Beobachtungen und Combinationen immer mehr zu berichtigen, zu erweitern und zum gemeinen Besten anzuwenden.

*) Was das wol für Wissenschaften sein mögen? Vermuthlich die *Quaedam alia,* die jener Spanier im Sinne hatte, da er ein Buch *de omni scibili et quibusdam aliis* schrieb?

**) Sollte dies nach Allem, was wir bisher gelesen haben, den Herren Ernst sein können? Oder ist es etwa nur ein Wenig Staub in schwache Augen, um sie vollends blind zu machen? Kann es den Herren unbekannt sein, was das Publicum der gelehrten und unparteiischen Denker in ganz Europa sowol von den Principien als der ganzen Welt- und Geister-Theorie ihres großen Propheten Emanuel Swedenborg's seit mehr als dreißig Jahren denkt? Was ist da noch zu untersuchen?

zu hoffen, daß weder Sie, h. H., noch irgend ein anderer aufgeklärter Leser,*) wenn er gründlich darüber nachgedacht hat, keine Hors d'oeuvres darin finden wird, vorausgesetzt, daß man diese Darstellung aus dem Gesichtspunkt des allgemeinsten Nutzens und als ein Signal betrachte, wodurch wir die Leser zu den weitern Informationen und Untersuchungen, die wir so ausdrücklich angekündigt haben, auffordern wollen."

* * *

Ich bin aus Mangel an Raum genöthigt, hier abzubrechen und den Rest dieses Sendschreibens nur kurz anzuzeigen. Er enthält auch nichts Erhebliches oder Sonderbares mehr, sondern besteht fast gänzlich in homiletischen, mit großer Wärme geschriebenen Anpreisungen der *Charité* oder christlichen Liebe, welche wieder zu entzünden die Tendenz der göttlichen Offenbarung sei, die der Herr (wie sie sagen) seiner neuen Kirche in unaussprechlichen Gnaden zu ertheilen geruhet habe. Besonders (fahren sie fort) beweise die Anwendung dieser wohlthätigen Lehre auf die Pflichten der Gesellschaft, wie heilsam sie jedem Staat, jedem Gouvernement sei, weil sie zum Hauptgrundsatz mache,**) „daß Niemand in der Ewigkeit glücklich sein kann, als in dem Maße, wie er in diesem Leben ein guter Bürger und getreuer Unterthan gewesen ist". Das ist nun recht schön und gut; aber warum die Herren gerade hier so stark darauf drücken, das scheint doch wol seine besondere Ursache zu haben und sieht einer *Captatio benevolentiae* der Könige und Fürsten, die man dadurch zu seinem Vortheil präveniren will, sehr ähnlich. Man glaubt vermuthlich mit diesem Schilde die feurigen Pfeile des Bösewichts, d. i. die ewigen Behaup-

*) D. i. von einem übernatürlichen Licht illuminirter Leser; denn wir andern natürlichen Menschen, die blos bei Sonnen- oder Kerzenlicht sehen und mit der unsichtbaren Welt in keiner so starken Connexion stehen, um unsere Kenntnisse daher zu ziehen — tappen nach der Theorie dieser Herren in der dickften Finsterniß herum.

**) Sie citiren hiebei: Swedenborg, De Nova Hierosolyma et ejus doctrina coelesti, n. 93.

tungen der Philosophen von dem mannichfaltigen Schaden, der sich aus theosophischer und theurgischer Schwärmerei, wie eine in Finsterniß schleichende Pest über die menschliche Gesellschaft ausbreitet, zurückzuschlagen; aber Der muß sehr blind sein, sagt Sancho Pansa, der nicht durch ein Sieb sehen kann. Alle religiöse Secten in der Welt haben sich von je her (wie längst bemerkt worden ist) mit der Reinigkeit und Güte ihrer Moral schön machen wollen; wie konnten sie auch anders? Es würde doch wahrlich einem Apostel des neuen Jerusalem's wohl anstehen, Ungehorsam und Aufruhr predigen oder die zehn Gebote aufheben zu wollen! Das wäre eine feine Art, sich der Welt anzukündigen und in Credit bei ihr zu setzen! — Aber schon der einzige Punkt, daß alle dergleichen Schwärmer es darauf anlegen, daß man glauben soll, die wahre Tugend, auch die blos bürgerliche, sei nur bei ihnen zu finden, und Alle, die nicht zu ihrer Fahne geschworen haben oder sich aus Ueberzeugung ihren Lehrmeinungen, ihren Visionen, ihrer Teratologie entgegensetzen, seien Bösewichter, die durch die höllischen Geister gegen sie, die Auserwählten des Herrn, angehetzt würden: schon dieses Einzige ist Beweises genug, was man von ihrer Moral und Politik zu denken hat. Uebrigens möchte ihre Sittenlehre noch so richtig, ihr Herz noch so gut, ihre Absicht noch so rein sein — man hat es nicht mit ihrer Moral und ihrem Herzen, sondern mit ihrer Schwärmerei, ihrem religiösen Don-Quixotismus, kurz, mit ihrem Wahnsinn und Aberwitz zu thun, den sie uns für göttliche Erleuchtung und Offenbarung geben, und mit den Resultaten übereilter, unzuverlässiger, mit allerlei unheilbaren logicalischen Nullitäten behafteter Erfahrungen, worauf sie ihre träumerischen Theorien gründen. Der unendliche Schaden, den dergleichen ansteckende Krankheiten des Verstandes — zumal wenn sie noch mit Milzsucht, in Unordnung gerathenen Nerven und verstopften Zirbeldrüsen, und noch mehr, wenn sie mit Tartüfferei, Beutelschneiderei und allerlei selbstischen Leidenschaften vergesellschaftet sind — von je her in der Welt angerichtet haben, liegt in der Geschichte der Menschheit vor allen Augen; wir brauchen wahrlich keine neue Erfahrungen zu machen, um uns von dieser Wahrheit zu überzeugen.

Zum Beschluß bitten die Herren um Erlaubniß, einen Avis au lecteur beifügen zu dürfen, um den es ihnen diesmal hauptsächlich zu thun ist, und wovon dieses ganze Send-

schreiben nur das vehiculum zu sein scheint. Sie kündigen also dem Publico an: eine genaue und vollständige Ausgabe der Lehrbücher (Livres doctrinaux) der göttlichen Offenbarung für die neue Kirche des Herrn, bestehend 1) in den Originalwerken Swedenborg's, die bereits in England und Holland gedruckt worden sind, und in den noch ungedruckten Handschriften; 2) in Uebersetzungen dieser Werke ins Französische und Schwedische; 3) in einer neuen Auflage der lateinischen Bibel-Uebersetzung des Sebastian Schmidius, mit den Verbesserungen, welche Emanuel Swedenborg nach dem hebräischen und griechischen Grundtext an selbiger gemacht hat. Diese Werke sollen mit dem äußersten Fleiße und der Correction, so die große Wichtigkeit der Sache erfordert, in 8° auf gutes Papier und mit schönen Lettern, in einem so wohlfeilen Preis, als man nach Maßgabe der mehr oder wenigern Bestellungen nur immer wird machen können, gefertiget werden. Zu diesem Ende bittet die Gesellschaft alle Freunde der Wahrheit, die Bestimmung der Anzahl von Exemplarien dieser dreierlei Druckwerke unter der Adresse: „A la Societé Exégétique et Philanthropique à Stockholm" gelangen zu lassen. Wir wünschen ihnen viele Abnahme. Denn es ist mit der Schwärmerei wie mit ansteckenden Seuchen; die freie Luft und ein tüchtiger Zugwind ist das beste Mittel, ihrem Gifte seine Stärke zu benehmen.

Euthanasia.

Drei Gespräche

über das Leben nach dem Tode.

Veranlaßt durch

D. J. K. W**l's Geschichte der wirklichen Erscheinung
seiner Gattin nach ihrem Tode.

Erschien zuerst im 37. Band von Wieland's Ausgabe seiner Werke.

Ueber die Schrift, durch welche Wieland die Anregung zur Euthanasia erhielt, bemerkt Gruber:

„Im Jahr 1805 gab ein zu Leipzig privatisirender Gelehrter, Namens Karl Wötzel, Doctor der Philosophie, eine Schrift heraus unter dem Titel: Meiner Gattin wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode. Diese Schrift erregte um so mehr Aufsehen, da der neue Geisterseher sich durchaus als einen Philosophen gab und von seinen philosophischen Schriften — die man freilich nicht kannte — mit Bedeutung sprach. In kurzer Zeit erlebte diese Schrift drei Auflagen und war überall das Gespräch des Tages. Desto ernstlicher glaubte man daher es mit ihr nehmen zu müssen, und die Ersten, welche dagegen auftraten, waren Cannabich, Helmuth, Ihling und die Recensenten in der Jenaischen und Halle'schen Literatur-Zeitung, worauf sich eine Fluth satirischer Schriftchen dagegen ergoß: Meiner Großmutter, Meiner Katze Erscheinung u. s. w. Die Schrift des D. Wötzel war dem Herzoge von Weimar zugeeignet, und da Wieland der Vorlesung derselben beiwohnte, so weckte dies seine alte Neigung wieder, psychologische Probleme zu lösen und Wunder zu beleuchten. Dazu hätte nun der erste der hier mitgetheilten Dialogen zugereicht; allein da der D. Wötzel einen Beweis von der Möglichkeit der Geistererscheinungen versucht hatte, so veranlaßte dies Wielanden, nicht nur den Beweis vom Gegentheil zu führen, sondern auch seine Leser überhaupt auf einen Standpunkt zu stellen, von welchem aus die Lüsternheit nach der Geisterwelt sehr gemäßigt zu werden schien. Aus diesem Grunde hat er es nicht auf eine Athanasia (Unsterblichkeit), sondern auf eine Euthanasia, ein sanftes, heiteres Scheiden von dem Leben, angelegt, fest überzeugt, daß dies der Hauptpunkt sei, worauf der Mensch während des Lebens seine Aufmerksamkeit zu richten habe, nicht aber Vision und Geistererscheinung."

Erstes Gespräch.

Selmar und Wilibald, Bewohner einer kleinen Stadt in **, leben von ihren Schuljahren an in einer Art von freundschaftlicher Verbindung, die weder durch äußere Umstände noch irgend etwas Unverträgliches in ihrer Sinnesart und Lebensweise gestört wird und sich daher, mancher Ungleichheiten ungeachtet, ja vielleicht eben dieser wegen, schon seit vielen Jahren immer gleich erhalten hat. Durch eine lange Gewohnheit ist es ihnen zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden, alle Wochen wenigstens ein paar Abende allein bei einander zuzubringen, um sich unter vier Augen in zwangfreier Offenheit mit Diesem oder Jenem, was der Moment zufällig darbietet, und was für Beide Interesse hat, zu unterhalten. Niemals oder sehr selten wird eine dritte Person zu diesen traulichen Abenden zugelassen, Blandinen, Wilibald's Schwester, ausgenommen, eine junge Wittwe, die bei ihrem Bruder lebt und, in einer Ecke des Zimmers mit der Stricknadel beschäftigt, gewöhnlich nur als Zuhörerin an der Unterredung Antheil nimmt; es wäre denn, daß die beiden Freunde selbst sie dareinzuziehen suchen, oder die Sache, worüber gesprochen wird, von solcher Art ist, daß eine gebildete und gesetzte Person ihres Geschlechts sich ohne Anmaßung berechtigt glauben kann, eine active Rolle dabei zu spielen.

Es war an einem solchen Abend, daß folgendes Gespräch vorfiel, zu welchem eine vor Kurzem erschienene seltsame Druckschrift die Veranlassung gab. Blandine, die unter andern

Vorzügen ein außerordentliches Gedächtniß besitzt, konnte der Versuchung nicht widerstehen, es Tags darauf, ohne Vorwissen ihres Bruders, von Wort zu Wort aufzuschreiben. Eine Freundin, der sie es zu lesen gab, konnte sich ebenso wenig enthalten, es im Vertrauen einer andern mitzutheilen; und so gerieth es von einer Freundin zur andern endlich in die Hände eines Freundes, der es heimlich abschrieb und, da er selbst ein Schriftsteller ist, die üble Gewohnheit hat, von Allem, was ihm lesenswürdig däucht, gedruckte Abschriften in die Welt zu schicken.

Selmar fand bei einer seiner nächtlichen Zusammenkünfte mit Wilibald ein kleines Buch aufgeschlagen auf dem Lesepult seines Freundes liegen. Er nahm es auf und fand mit einem sichtbaren Ausdruck von Vergnügen, daß es die von einem durch die Buchstaben D. J. K. W** bezeichneten Ungenannten „Jedermann zur Beherzigung und den Psychologen zu unparteiischer Prüfung dargestellte Geschichte der wirklichen Erscheinung seiner Gattin nach ihrem Tode" war.

„Ich habe Dich doch nicht im Lesen gestört, lieber Wilibald?" sagte Selmar, indem er das Buch wieder hinlegte, wie es gelegen hatte.

Wilibald. Ich bin kurz vor Deinem Hereintreten damit zu Ende gekommen.

Selmar. Findest Du es nicht auch sonderbar, daß eine so merkwürdige Geschichtserzählung wie diese so wenig Aufmerksamkeit bei den Psychologen und im großen Publico überhaupt zu erregen scheint?

Wilibald. Mir, lieber Selmar, käm' es noch viel sonderbarer vor, wenn eine solche Geschichte Aufmerksamkeit erregte.

Selmar. Und warum das, wenn ich bitten darf?

Wilibald. Das solltest Du mich kaum fragen, wenn Du die Schrift des D. W**l's*) gelesen hast.

Selmar. Ich habe sie gelesen und wiederhole eben darum meine vorige Frage.

---

*) Herr D. W** hat zwar das l, welches der letzte Buchstabe seines Namens ist, weggelassen, aber dadurch, wiewol ohne seine Schuld, Anlaß gegeben, daß mehr als ein Ehrenmann, dessen Name mit einem W anfängt, dadurch in unverdienten Verdacht gekommen ist. Dieses hat uns bewogen, das l (mit welchem es seine völlige Richtigkeit hat) um so unbedenklicher beizufügen, da das halbe Incognito des Herrn Doctors dadurch nur wenig gefährdet wird.

Wilibald. Nun dann, so ist meine Antwort: Weil in unsern unglaubigen Zeiten schwerlich Jemand lebt, der sich weismachen läßt, daß Madame W**l ihrem Gemahl nach ihrem Tode wirklich erschienen sei.

Selmar. So beweise wenigstens ich mit meiner Person gegen Deine Behauptung. Ich bin, wie Du weißt, eben Keiner von den Leichtgläubigsten und habe bei Weitem den größten Theil der Gespenstergeschichten, deren ich eine unzählige Menge in meinem Leben gehört und gelesen, immer mit den Märchen meiner Mutter Gans in einerlei Rubrik gestellt; aber unter jenen allen ist auch vielleicht nicht eine, an welcher ich so auffallende Kennzeichen der Glaubwürdigkeit und Wahrheit gefunden hätte als an dieser.

Wilibald. Was die Glaubwürdigkeit der Erzählung betrifft, lieber Selmar, so begehre ich nicht zu leugnen, daß Herr D. W**l sich wirklich einbilden mag, Erscheinungen von seiner Frau nach ihrem Tode gehabt zu haben; aber ob ihm seine Einbildung keinen Streich gespielt, das ist ein Anderes, und davon kann ich mich weder aus seiner Erzählung noch aus seiner Hypothese von der feinern Körperhülle der Verstorbenen auf keine Weise überzeugen.

Selmar. Aber ich bitte Dich, Wilibald, was kannst Du, um der Erzählung einer geschehenen Sache Glauben beizumessen, mehr verlangen als Alles, was Du bei dieser vereinigt findest? Der Erzähler ist — wie er selbst mit einer Freimüthigkeit versichert, die das Bewußtsein voraussetzt, daß Niemand, der ihn kennt, das Gegentheil behaupten könne — der Erzähler, sage ich, „ist ein Gelehrter, der sich durch Schriften über beinahe alle philosophischen Disciplinen nicht unvortheilhaft bekannt gemacht hat. Freunde und Feinde (sagt er) müssen ihm bezeugen, er habe von Kindheit an einen hartnäckigen Unglauben an Hexen, Gespenster, Geister u. s. w. geäußert und, so oft sich etwas dieser Art ereignet haben sollte, nichts angelegner gehabt, als die Sache mit der größten Unerschrockenheit selbst zu untersuchen, um ihr auf den Grund zu kommen und sich und Andre von der Nichtigkeit solcher Hirngespenster zu überzeugen; und wiewol der Uebermuth, womit er dabei verfahren zu sein gesteht, sich in seinen männlichen Jahren allmählig gemildert, so habe er doch nie aufgehört, allen Arten von Vorurtheilen, besonders dem Aberglauben auf der einen und dem grundlosen Unglauben

auf der andern Seite, bei jeder Gelegenheit eifrigst entgegen zu wirken". Diesem Charakter gemäß bewies Herr D. W**l in der ganzen Erscheinungsgeschichte, die er uns bis auf die kleinsten Umstände darzustellen beflissen ist, einen in solchen Fällen vielleicht beispiellosen Grad von Muth, Besonnenheit und Vorsichtigkeit gegen alle mögliche Täuschung. Er blieb immer so ganz Herr über seine Einbildungskraft, hütete sich so sorgfältig vor jeder Ueberraschung, jedem voreiligem Trugschluß, leistete so treulich Alles, was von einem zuverlässigen Beobachter gefordert werden kann, daß mir wenigstens keine angebliche Begebenheit dieser Art bekannt ist, wobei Derjenige, dem sie begegnet sein soll, nur halb so viel Behutsamkeit angewandt hätte, um weder von sich selbst noch von Andern betrogen zu werden. Wenn mich nun ein solcher Mann in ganzem Ernst versichert, daß seine verstorbene Ehegattin, einem vor ihrem Tode gegebenen (wiewol nachher wieder zurückgenommenen) Versprechen zufolge, ihm bei völligem Bewußtsein, daß er mit allen seinen Sinnen wache, bei Nacht und sogar bei hellem Tag erschienen sei und ihn vernehmlich angeredet habe, so muß ich bekennen, ich sehe nicht, wie ich ihm meinen Glauben versagen könnte. —

Wilibald. Nämlich daß er sich's wachend oder träumend eingebildet, ja! diesen Glauben können wir ihm ohne Beleidigung nicht versagen; aber zu glauben, daß die Verstorbene selbst sich ihm in eigner Person wirklich dargestellt habe, dazu finde ich, wie gesagt, in seinem ganzen Buche keinen hinreichenden Grund; wiewol vielleicht Niemand lebhafter wünschen mag als ich, sich von der Realität einer solchen Erscheinung überzeugen zu können.

Selmar. Ich bin sehr begierig, zu hören, was Du gegen den vorliegenden Fall einzuwenden haben kannst.

Wilibald. So Vieles, lieber Selmar, daß ich Dir rathe, Dich vorläufig mit Geduld zu waffnen; denn Du nöthigst mich, in eine Untersuchung einzugehen, womit wir vor der Geisterstunde schwerlich zu Rande kommen werden.

Blandine. Da könnte ja Madame W**l Dir, Bruder, und uns Andern einen großen Dienst erweisen, wenn sie so artig wäre, selbst zu kommen und ihrem Manne Zeugniß zu geben, daß er sie wirklich gesehen habe. Das würde uns ohne weitere Untersuchung auf einmal aus dem Wunder helfen —

Wilibald. — oder uns noch zehnmal tiefer hineinwerfen.

Selmar. Wie, Blandine? Sie hätten den Muth, Sich eine solche Erscheinung zu wünschen, und getrauten Sich, sie auszuhalten?

Blandine. Warum nicht? Was sollte ich von einem guten Geiste zu befürchten haben? Zumal in so guter Gesellschaft —

Wilibald. — und da die Geister der Verstorbenen, wie der größte aller Geisterseher, Swedenborg, bezeugt, sich weit mehr vor uns Lebenden fürchten, als wir uns vor ihnen.

Selmar. Ich denke doch, wir würden alle Drei große Augen machen, Blandine, wenn wir einen solchen Besuch bekämen, Ihr unglaubiger Bruder vermuthlich die größten. Aber weil sich doch wol auf eine solche Gefälligkeit gegen unsre Sinnen von Seiten der sel. Frau Doctorin keine Rechnung machen läßt, so würdest Du mich sehr verbinden, Freund Wilibald, wenn Du einstweilen meinem Verstande zu Hilfe kommen und mir die Einwendungen ausführlich mittheilen wolltest, die Du gegen die Erscheinung der W**l'schen Gattin zu machen hast. Alles, was ich mir dabei ausbedinge, ist, daß Du Dich, da ich kein Philosoph von Profession bin, so viel möglich zu mir herablassest und nichts vorbringest, wozu mehr als Menschenverstand und gewöhnliche Sprachkenntniß erfordert wird.

Wilibald. Du sollst Dich nicht über mich zu beklagen haben, Selmar. Also ohne Weiters zur Sache, oder zu dem, was Herr D. W**l das Experiment und Factum selbst nennt. Die Dame, die dieses sonderbare Duodrama mit ihm spielt, und die er uns als eine Frau von vorzüglichen Eigenschaften schildert, wurde etwas über ein Jahr vor ihrem Tode von einem bösartigen schleichenden Fieber befallen, welches endlich eine entschiedene Wassersucht herbeiführte, wie der Herr Doctor als Physiolog vermuthet hatte, ungeachtet sein damaliger Arzt diese Vermuthung lächerlich fand und behauptete, „daß eine so starke, große, robuste und junge Frau in ihren besten Jahren eher alles Andre in der Welt bekommen könne als die Wassersucht." Gleichwol traf die Vorhersehung des scharfsichtigern Gemahls nur zu bald ein; und wiewol ein anderer, geschickterer Arzt die Wassersucht dreimal hob, so mußte doch, da sie zum vierten Mal wiederkam, auch

dieser gestehen, daß alle ärztliche Hilfe und Kunst an dieser hartnäckigen Krankheit scheitern werde. Nun begab sich's, „da der Tod in den beiden letzten Monaten schon ganz unvermeidlich schien," daß Herr D. W**l (dessen philosophischer Apathie und jovialischer Fröhlichkeit auch eine so traurige Aussicht nichts anhaben konnte) seine todtkranke Gemahlin „mehr im Scherz als im Ernste bat, ihm (wenn es ihr anders möglich sein sollte) auf irgend eine für ihn ganz untrügliche, völlig überzeugende und befriedigende Art bald nach ihrem Tode wieder zu erscheinen, damit er, wiewol von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele als Mensch und als Christ überzeugt, auch als Philosoph von der lebendigen Fortdauer des menschlichen Geistes nach diesem Leben auf immer außer allen Zweifel gesetzt werden möchte." — Die gefällige Frau, wiewol sie zweifelte, ob ihr „die pünktliche Erfüllung eines solchen Versprechens möglich sein würde," gab ihm doch „mit liebevollem Lächeln und feierlichem Ernst ihr Wort, daß sie ihm wo möglich nach ihrem Tod erscheinen wolle, nahm aber ihr Versprechen am Abend vor ihrem Ableben (aus Beweggründen, die den Philosophen, der ihr so etwas zumuthete, billig hätten beschämen sollen)*) wieder zurück und bat ihn sehr ernstlich, sie desselben zu entlassen, entweder weil sie in Geheim befürchtete, daß sie durch ihr gegebnes Wort gezwungen sein könnte, ihm auch wider ihren Willen zu erscheinen, oder weil sie die Erfüllung desselben für eine Pflicht hielt, wovon ihr Gemahl allein sie loszählen könne." Dieser entließ sie also ihres Versprechens mit Freuden, und von nun an ward nicht wieder daran gedacht.

Vierzehn Tage nach ihrem Tode, am 31. Juli, erhielt Herr W**l einen Besuch von seiner alten Mutter und der ältesten Tochter seines Bruders. Abends, da sie in der Hinterstube neben der Schlafkammer, worin die Frau Doctorin gestorben war, in traulichem Gespräche beisammen saßen, sagte die Mutter auf einmal: „Ich begreife nicht, was mit dem Lichte vorgeht; der Wind scheint es beinahe auszulöschen, und doch weht draußen kein Lüftchen; das Fenster ist auch zuge-

*) „Du würdest" sagte sie, „doch so lange der ungläubige Thomas bleiben, bis ich Dir handgreifliche Beweise meiner Gegenwart gäbe, welches mir schwer werden dürfte. Und gesetzt auch, dies geschähe wirklich, so würden Dir doch andre Menschen, wenn Du es ihnen auch noch so heilig versichertest, schwerlich Glauben beimessen."

macht, und es ist kein Zug auf dem Tische möglich." — „Ei," sagte die Nichte, „wie der Wind draußen im Schlafcabinet braust und hier mit dem Vorhang weht! Er muß also doch gehen." — Um sich hiervon zu überzeugen, öffnete der Herr Doctor (der weder von dem Fackeln des Lichts noch von dem brausenden Wind im Schlafcabinet etwas gemerkt zu haben scheint) das Fenster, „konnte aber nicht den geringsten Luftzug oder auch nur ein sanftes Wehen wahrnehmen; vielmehr schien die ganze Natur zu schlummern und vom höchsten Grade der Hitze ermattet dahingesunken zu sein." — Nun, Blandine, was sagst Du zu diesem Wunder?

Blandine. Es ist offenbar, sollt' ich meinen, daß entweder die beiden Frauenzimmer getäuscht wurden oder das Wehen und Brausen eine Ursache gehabt haben muß.

Selmar. Eine Ursache allerdings; aber was für eine natürliche Ursache läßt sich hier denken?

Blandine. Zu einer körperlichen Bewegung denke ich mir immer eine körperliche Ursache, wenn ich sie gleich nicht immer bestimmt angeben kann. Wie oft begegnet nicht, daß wir, zumal bei Nacht, etwas sehen oder hören, ohne daß wir uns von der eigentlichen Ursache gewiß machen können? Am Ende hatte wol die Nichte Recht; es wird doch ein Wind gegangen sein. Auf jeden Fall hätte Herr W**l wohlgethan, uns die ganze innere Beschaffenheit seiner Wohnung aufs Genaueste zu beschreiben.

Selmar. So viel wenigstens sagt er ausdrücklich, daß aus dem Schlafcabinet oder Alkoven ein kleines Fenster in die Stube, worin sie sich befanden, gehe —

Wilibald. Und daß dieses kleine Fenster verschlossen gewesen, sagt er nicht ausdrücklich. Es ist also zu vermuthen, daß es offen war.

Blandine. Ehe ich ein Wunder glaube, will ich mir lieber einbilden, daß eine Fledermaus das Gebrause in dem Schlafzimmerchen und, etwa durch ein Loch in der Fensterscheibe, das Wehen des Lichts auf dem Tische hervorgebracht habe.

Wilibald. Bravo, Schwester! Auch unser Philosoph war nicht weniger unglaubig als Du und suchte (wie er versichert) den beiden Personen das bemerkte Wehen und Windbrausen „ganz natürlich zu erklären, ohne dabei im Mindesten an etwas Anders zu denken." Die Sache mußte ihm

also als etwas ganz Natürliches vorkommen; nur hätte er seine natürliche Erklärung den Lesern um so weniger vorenthalten sollen, da er überhaupt kein Bedenken trägt, seine Erzählung ohne alle Noth, und wo seine Umständlichkeit für die Hauptsache ganz überflüssig ist, bis zum Ueberdruß der Leser in die Länge und Breite auszudehnen. Noch sonderbarer ist, daß „Tags darauf derselbe Fall wieder eintrat, aber die Aufmerksamkeit der drei anwesenden Personen im Ganzen (wie Herr W. sich ausdrückt) noch weniger auf sich zog als Abends zuvor, wiewol auch an diesem ersten August kein wehendes Lüftchen in der Atmosphäre zu spüren war." — Ungeachtet dieser wenigen Aufmerksamkeit auf ein so außerordentliches, zum zweiten Mal wiederkommendes Ereigniß (welche mir weder an den beiden Frauenzimmern noch an dem Herrn Doctor selbst sehr natürlich scheint) ging er dennoch „erst ohne Licht, hernach mit brennendem Wachsstock in das Schlafcabinet, um zu sehen, ob etwa die in den Hof gehenden Fenster offen stünden und den Zug beförderten. Aber Alles war zu und nicht der geringste Zug vorhanden." — Nun erklärte der Herr Doctor dieses ganze Wehen theils für sinnliche Täuschung, theils für etwas sehr Natürliches, weil doch wenigstens die Thür offen stehe, „ohne daß er auch jetzt sich irgend einen andern Gedanken einfallen ließ, noch (wie er sagt) sich einfallen lassen konnte." Ich gestehe, daß ich diese Unmöglichkeit nicht einsehe; im Gegentheil, jeder Andre in seiner Lage würde durch eine unfreiwillige, aber höchst natürliche Wirkung der Einbildungskraft und des Gedächtnisses genöthigt worden sein, an das ehmalige Versprechen der kürzlich Verstorbenen zu denken. Sie hatte es zwar mit seiner Bewilligung zurückgenommen; aber war es denn unmöglich, daß sie ihren Sinn zum zweiten Male geändert hätte? Und wenn dies der Fall war, ist es denn etwas so Undenkbares, daß der mehrbesagte unerklärbare Wind eine Art von schonender Anmeldung sein konnte, wodurch sie ihren Gemahl zu einer künftigen Erscheinung vorbereiten wollte? —

Blandine. Halt, Bruder! Mir fällt ein Ausweg ein, wie es mit diesem anscheinenden Wunder ganz natürlich zugegangen sein könnte.

Selmar. Lassen Sie hören!

Blandine. Man hat Beispiele, daß es muthwillige Spaßvögel giebt, die sich kein Gewissen daraus machen, mit so hochgelahrten und treuherzigen Leuten, wie unser Doctor zu sein scheint, bei Gelegenheit ihr loses Spiel zu treiben. Könnte nicht der Inhalt der zwischen Herrn W. und seiner sterbenden Gattin, des Erscheinens wegen, in Gegenwart der Krankenwärterin vorgefallenen Unterredung auf diese oder jene Art einem solchen Spaßmacher zu Ohren gekommen sein? — Bei nächtlicher Weile läßt sich leicht eine kleine Leiter an eines der in den Hof gehenden Fenster, die der großen Hitze wegen offen standen, anlegen. Braucht es sodann mehr als einen tüchtigen Blasebalg, um in dem Schlafcabinet so viel Wind zu machen, als nöthig war, damit Licht und Vorhang in dem anstoßenden Zimmer durch die offenstehende Thür in einige Bewegung gerathen konnten?

Wilibald. Deine Hypothese läßt sich hören, Blandine, und wir werden uns vielleicht noch gezwungen sehen, unsre Zuflucht zu ihr nehmen. Für jetzt folgen wir der Entwicklung dieser in ihrer Art einzigen Gespenstergeschichte. Am Abend desselben Tages legt sich der Herr Doctor zur Ruhe, kann aber so wenig als an den vorgehenden vierzehn Tagen und Nächten schlafen und sieht sich daher genöthigt, „zum Zeitvertreib an seine gelehrten Arbeiten, Beschäftigungen und Plane (kurz, eher an alles Andere als an seine selige Frau) zu denken." — Auf diese Weise „war es bei stiller mondheller Nacht über halb Eins geworden, als auf einmal, wie es ihm vorkam, ein plötzlicher Sturmwind sich erhob und zuerst zu dem kleinen, offenstehenden, oben an der Decke befindlichen Alkovenfensterchen, von dem vordersten Saal an der Treppe aus dem Hofe herein so stark zu blasen schien —"

Blandine (zu Selmar leise). — Merken Sie Sich den Sturmwind, der zu blasen scheint —

Wilibald. — daß sein Deckbette wirklich in eine starke Bewegung gerieth. „Sein erster Gedanke war, Gott zu danken, daß doch wieder einmal ein kühles Lüftchen wehe;" aber dieses frommen Dankgefühls ungeachtet, wandte er sein nach der Wand des Alkovens gerichtetes Gesicht verdrießlich auf die Seite vor dem Bette herum. Siehe, da fühlte er, „daß ein eiskalter Wind ihm unter der durch denselben aufgehobenen Decke auf den Rücken blies, und es nicht anders

war, als ob ihm Jemand sein Deckbette mit Gewalt entreißen wolle." — Demungeachtet ließ sich Herr W**l noch immer nicht einfallen, daß etwas Anders als ein wirklicher Sturmwind so unhöflich sein könne. „Ich will doch aufstehen," dacht' er weislich, „und die Fenster zumachen." Gesagt, gethan! Aber als er zu den Fenstern auf die Straße hinaus sah, war kein Lüftchen weder zu fühlen noch zu hören. Er machte nun auch die Fenster auf der hintern Etage zu und konnte auch dort nichts von einer Bewegung der Luft verspüren. Das scheint nun allerdings nicht recht natürlich zugegangen zu sein, und dennoch machte es auf den hartglaubigen Mann „nicht den mindesten Eindruck." Er ging ruhig in sein Bette zurück, freilich nicht, um zu schlafen, sondern blos, „um seine unterbrochnen Meditationen weiter fortzusetzen, ohne sich vor der Hand um diesen Zufall weiter zu bekümmern."

Was für eine Vorstellung will Herr W**l, daß wir uns von ihm machen sollen? Er hört mitten in der windstillsten Nacht plötzlich einen Sturmwind, der ihm die Bettdecke nehmen will und ihm von der Wand her eiskalt in den Rücken bläst; wie er aufsteht, um sich genauer zu erkundigen, überzeugt er sich, daß nicht das leiseste Lüftchen geht, und doch fällt ihm nur nicht ein, sich darüber zu verwundern und der Ursache eines so unnatürlichen Vorfalls nachzudenken. Das heiße ich doch das Epikureische Nil admirari weit getrieben!

Selmar. Ich auch; indessen beweiset es mir die erstaunliche Unbefangenheit des Mannes bei dieser Geschichte, und wie wenig diese unerklärbaren Ereignisse auf seine Einbildung wirkten, wie völlig er also in der Verfassung war, die dazu erfordert wird, eine außerordentliche Begebenheit mit kaltem Blut und freiem Geiste zu beobachten.

Wilibald. Es fällt ziemlich stark in die Augen, daß unser Philosophus diese Meinung von sich zu erwecken beflissen ist, um desto glaubwürdiger zu scheinen, wenn er endlich nach so vielem Präambuliren zur Hauptsache kommen wird. Indessen bleibt gerade diese seine Gleichgiltigkeit, wenn sie nicht angenommen ist, immer ein noch größeres Wunder als der Sturmwind bei ruhiger Luft; und ich denke mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß es mit dem besagten Sturmwinde nicht so ganz richtig zugegangen sein müsse. Es könnte leicht sein, daß Blandinens Blasebalg hier im Spiel gewesen wäre. Vierzehn schlaflose Nächte hinter einander müssen endlich den

kältesten Kopf erhitzen, die derbsten Fibern schlaff und die stärksten Nerven allzu reizbar machen. Tief in der Nacht kann ein Mann, der sich in diesem Falle befindet, zwischen Wachen und Schlummern den plötzlichen Wind aus einem Blasebalg leichtlich einen Augenblick lang für einen Sturmwind halten. Fenster und Thüren standen offen, und das Wohnhaus des Herrn Doctors — wiewol wir uns aus dem, was er nach und nach davon offenbart, keinen sehr deutlichen Begriff machen können — scheint doch so beschaffen zu sein, daß der Spaßvogel, der in Blandinens Hypothese diesen Spuk macht, gar wohl Mittel und Wege finden konnte, einen Mann, der so fest entschlossen war, keine Gespenster zu glauben, um so leichter zu täuschen, je weniger Mißtrauen dieser in sich selbst setzte. Und daß der Sturmwind so gar arg nicht gewesen sein könne, läßt sich auch schon daraus schließen, daß Herr W**l so wenig daraus machte, ihn in seiner Danksagung an Gott nur für ein kühles Lüftchen gelten ließ und, sobald er sich von der Stille der äußern Luft überzeugt hatte, ruhig wieder zu Bette stieg, „ohne die Sache des geringsten Nachdenkens zu würdigen."

Aber nun erfolgte etwas, das seinen Gedanken auf einmal eine andere Richtung gab. Wie er in seinen Alkoven zurückkehren wollte, schlug sein Hund, Mignon (der in einem Korbe neben ihm zu schlafen pflegte), an, da er doch kurz zuvor bei dem Geräusch (des Sturmwindes oder des aufsteigenden Doctors?) munter geworden war und sich, ohne einen Laut von sich zu geben, gescharrt hatte. Nichts scheint weniger außerordentlich, als daß der Hund, der bisher geschlafen, durch das Geräusch, das der Herr Doctor beim Aufstehen machte, halb aufgeweckt und seinen Herrn witternd, sich, ohne anzuschlagen, blos vollends aus dem Schlaf kratzte und erst, da der Herr zurückkam, zu bellen anfing, um ihm einen Beweis seiner Wachsamkeit zu geben. Aber der Herr Doctor (dessen Imagination so unthätig nicht gewesen sein mochte, als er uns glauben machen will, und der sich plötzlich erinnert zu haben scheint, daß die Hunde, wenn sie ein Gespenst wittern, vor Furcht keinen Laut von sich geben sollen) „fand es sonderbar," daß der Mignon, der sonst bei jedem Geräusch zu bellen pflegte, jetzt nicht den geringsten Laut von sich gab. „Du willst doch," dachte er zum Scherz, „falls es ja möglich sein sollte, daß etwa Deine selige Gattin ein Späßchen mit Dir machen wollte und könnte,

laut fragen: Wer da? Bist Du's, Hannchen?" — Und so that er!

Blandine. Und was antwortete Hannchen ihrem scherzhaften Ehgemahl?

Wilibald. Leider keine Silbe! Aber es war nicht anders, sagt Herr W**l, als ob Etwas durch das Alkovenfensterchen nach dem Vorsaal hinaus an die Treppe kletterte, ein kleines Geräusch, wie etwa eine Katze, machte, und klink, klirr! ging es silberhell in dem Alkovenfensterchen, als wenn Jemand mit dem Finger daran schnippte. „Sogleich (fährt er fort) sprang ich zum Bette heraus, warf den Schlafrock um, eröffnete die Saalthür und untersuchte den vom Mond erhellten Vorsaal, die Treppen und das ganze Haus, so weit es nicht verschlossen war; aber Alles vergebens. Auch keine Thür war offen; keine ging auf oder zu, ob ich gleich auf Alles genau gemerkt und jede Bewegung wahrgenommen haben würde."

„Ich muß gestehen," sagte Selmar und hielt wieder inne, etwas verlegen, wie es schien, über das, was er gestehen wollte.

Blandine. Nicht wahr, daß Hannchen, wenn sie die Katze war, die durch das Fensterchen nach dem Vorsaal hinaus die Treppe hinankletterte und das Fensterglas klirren machte, in der That für einen seligen Geist ein sehr sonderbares, um nicht zu sagen albernes Späßchen mit ihrem gewesenen Manne trieb.

Wilibald. Auch wollen wir uns nicht so gröblich an ihr versündigen und einer so verständigen, guten und christlichen Frau, wie Herr W**l sie uns weitläufig abgeschildert hat, eine so unziemliche Spaßhaftigkeit zutrauen; wenngleich ihr selbst so scherzlustiger Gemahl es nicht für unmöglich hielt, daß sie sich etwa ein Späßchen mit ihm machen wolle und, „weil er dies denn doch nicht glauben konnte," lieber annahm, daß hier etwas Unbegreifliches vorgegangen, als daß, wenn irgend ein unbekanntes Wesen bei nächtlicher Weile durch ein Alkovenfensterchen hinausschlüpft und eine Treppe hinankletternd ein Geräusch wie etwa eine Katze macht, dieses unbekannte Wesen eine wirkliche, leibhafte Katze gewesen sei. Wie die Katze in den Alkoven gekommen, was sie darin gesucht, warum sie sich durch das Fensterchen wieder zurück-

gezogen, und mit welchem Grade von forte oder piano dies habe geschehen müssen, um an dem vermuthlich wackelnden Glase ein silberhelles Klirren hervorzubringen; ob man von Allem diesem das Wie und Warum angeben könne oder nicht, thut nichts zur Sache; genug, wir brauchen nur anzunehmen, daß eine wahre natürliche Katze den Spuk verursachte, so erklärt und begreift sich jeder Umstand von selbst, auch der, daß der Herr Doctor keine Thür auf- und zugehen hörte und Alles, was nicht immer offen war, verschlossen fand. Denn daß die Katzen, wenn sie nur erst eine Treppe gewonnen haben, keine Thüren auf- und zuzuschließen brauchen, um sich aus dem Staube zu machen, kann für einen so geübten Naturforscher nichts Befremdendes haben. Und dennoch hatte diese kleine Kette unerwarteter, obgleich (den Sturmwind ausgenommen) höchst unbedeutender Ereignisse das Gehirn des guten Mannes so stark angegriffen, daß ihm die Sache vor der Hand unbegreiflich war. Es ging ihm wie dem Demokritus, von welchem die Abderiten, seine Mitbürger, erzählten, er habe sich acht Tage lang den Kopf darüber zerbrochen, warum die Feigen, die ihm seine Köchin vorgesetzt, nach Honig röchen und schmeckten, bis ihm diese endlich aus Mitleiden entdeckte, die Feigen hätten einige Tage in einem Honigtopfe gelegen. Tiefsinnige Leute übersehen oft die wahre Ursache eines Dinges blos deswegen, weil sie ihnen vor der Nase liegt. Die Einbildungskraft unsers Doctors war nun einmal aufgeregt; je mehr er über die Sache nachdachte, je weniger „vermochte er der wahren Ursache dieser frappanten Begebenheit auf die Spur zu kommen." Daß vielleicht ein Blasebalg und eine Katze im Spiel sein könnte, fiel ihm so wenig ein, als dem edeln Ritter von Mancha, daß die Riesen, die ihm in der Ebne von Montiel aufstießen, nur Windmühlen sein könnten. Kurz, allem seinem Unglauben zu Trotz richtete er — eine lange herzbrechende Anrede an die Verstorbene. „Solltest Du es wirklich sein, theures Hannchen," sagte er mit leiser Stimme, „so gieb mir Deine Gegenwart auf eine untrügliche, gewisse, ganz unzweideutige Art zu erkennen! Bis jetzt muß ich noch der ungläubige Thomas bleiben u. s. w. Offenbare Dich mir also, wenn es Dir wirklich möglich und gefällig sein sollte, auf eine unzweifelhaft zuverlässige Art, wo möglich auf eine handgreifliche; mit dieser jetzigen, wofern es eine sein sollte, könnte ich mich unmöglich begnügen, wofern Du nicht stärker,

völlig untrüglich gewiß Dich mir offenbartest oder erschienest."

Blandine. Eine handgreifliche Offenbarung ist, dünkt mich, eine seltsame Zumuthung von einem Philosophen an einen Geist. Eine tüchtige Ohrfeige von Hannchens Hand würde ihm also für einen vollständigen Beweis der Unsterblichkeit der Seele gegolten haben?

Wilibald. Und so wär' es ja ein wahres Unglück für ihn gewesen, daß Dein postulirter Spaßvogel in diesem Augenblick nicht bei der Hand war und Gewandtheit genug besaß, dem Herrn Doctor bei dieser Apostrophe an das sel. Hannchen in den Rücken zu kommen.

Blandine. Ich bin sehr begierig, zu hören, wie die gute Dame sich bei dieser Beschwörung benahm, worin ihr Thomas so viel Glauben und Unglauben zugleich zeigte.

Wilibald. „Auch auf diese Aufforderung (sagt der naive Mann) blieb Alles so still wie vorher."

Blandine. Dacht' ich's doch! Die Bedingungen, worauf er so eigensinnig besteht, sind für eine so kürzlich verstorbene Frau auch gar zu hart. Um ihnen genug thun zu können, hätte es in ihrer Macht stehen müssen, ihren schon vierzehn Tage begrabenen Leichnam wieder zu beleben —

Wilibald. — und um ihren Mann recht handgreiflich von ihrer Gegenwart gewiß zu machen, hätte sie sich wol gar entschließen müssen, wie die berüchtigte Braut zu Korinth, mit ihm zu Bette zu gehen. Das wäre wenigstens freundlicher gewesen als die Ohrfeige, wodurch Du an ihrem Platz, wie es scheint, ihm Dein Dasein manifestirt hättest. Aber, ernsthaft von einer so ernsthaft possierlichen Sache zu reden, ich finde Deine Bemerkung über das seltsame Schwanken des Doctors zwischen seinem Glauben und Unglauben an Hannchens Gegenwart sehr richtig. Könnte wol etwas Lächerlicheres sein als diese pathetische, wiewol mit leiser Stimme (als schämte er sich vor sich selbst und ihr) vorgebrachte Aufforderung, wofern er nicht voraussetzte, daß sie ihn hören könne?

Selmar. Ihr verfahrt auch gar zu hart mit dem ehrlichen Doctor, der Euch schon durch die bloße so naiv treuherzige und arglose Art, wie er sich selbst und sein Hannchen der Welt preisgiebt, zu einer mildern Behandlung bewegen sollte. Bedenke wenigstens, lieber Wilibald, daß es dem Doctor hier um ein Experiment zu thun ist, wobei es auf nichts

Geringeres ankommt, als mit Gewißheit auszumachen, ob ihm seine verstorbene Frau wirkliche Beweise von ihrer fortdauernden Persönlichkeit in einem neuen geistigen Leben bereits gegeben habe oder noch geben werde. Da ist denn doch, däucht mich, unleugbar, daß er bei diesem Experiment mit der größten Aufmerksamkeit und Geistesgegenwart und mit der behutsamsten Vorsicht zu Werke gegangen. Noch in derselben Nacht, wo ihm alle diese ungewöhnlichen Dinge begegnet waren, schrieb er alles Vorgefallene mit Kreide auf den Tisch, um sich früh Morgens desto fester davon überzeugen zu können, daß es keine Täuschung seiner Phantasie gewesen. Sein Eifer, hinter die wahre Ursache jener ihm unerklärbaren Ereignisse zu kommen, war so groß, daß er ebenfalls noch in der nämlichen Nacht einen Versuch mit dem Alkovenfensterchen machte, ob er auf irgend eine Art einen ähnlichen hellen Klang hervorbringen könnte; es wollte ihm aber ebenso wenig gelingen, als ihn die Erklärungen befriedigten, die er sich selbst zu geben vermochte. Auch Blandinens Katze, ja sogar der Gedanke, daß irgend ein Spaßvogel im Spiel sein könnte, fiel ihm endlich ein; aber da er nicht einsah, wie die Katze zum Alkoven herein oder heraus hätte kommen können, ohne von dem Hunde angebellt oder von ihm selbst gesehen zu werden, so giebt er diese Hypothese wieder auf; zumal da der wunderbare Sturmwind, der ihm beinahe die Bettdecke nahm und ihm von der Wandseite eiskalt an den Rücken blies, durch die Katze nicht zu erklären war. Daß aber irgend ein Schalk ihn etwa zum Besten haben wollen, findet er darum nicht denkbar, „theils weil kein Mensch im Hause etwas von der Sache wußte, theils weil er in seinem Schlafcabinet jede Katze, also noch mehr jeden Menschen draußen auf der Treppe hätte schleichen hören.“ Da er sich also diese Dinge schlechterdings nicht aus natürlichen Ursachen zu erklären wußte, was Wunder, wenn der Gedanke, daß seine Verstorbene vielleicht daran Theil habe, sich ihm wider seinen Willen aufdrang? Nun konnte und wollte er zwar diesem Gedanken ohne die vollständigste Ueberzeugung kein Gehör geben; da er aber gleichwol für die Unmöglichkeit einer solchen Erscheinung keinen entschiedenen Grund zu haben glaubte, was hätte ihn abhalten sollen, bei dieser Gelegenheit einen Versuch zu machen, wobei, wie er auch ausfallen möchte, in keinem Fall nichts zu wagen war?

Wilibald. Wenn ich mich nicht schämte, daß verständige

Leute, wie wir zu sein glauben, sich länger bei solchen Armseligkeiten aufhalten sollten, so hätte ich noch Manches gegen die Abneigung unsers Philosophen, sich die Abenteuer dieser Nacht aus natürlichen Ursachen zu erklären, einzuwenden. So beweisen z. B. alle vergebliche Versuche, die er angestellt, um noch einmal einen so hellklingenden Ton aus dem Alkovenfensterchen hervorzulocken, nichts gegen meine Behauptung, daß es natürlich damit habe zugehen können. Aehnliche Fälle, wo eine bekannte oder unbekannte Ursache zufälligerweise eine Wirkung hervorbringt, die mit aller angewandten Mühe und Kunst nicht wieder zu bewirken ist, kommen so häufig im gemeinen Leben vor, daß es lächerlich wäre, mehr davon zu sagen. Ebenso ist es ja nicht unmöglich, daß etwa eine Dienstmagd oder eine andere Person im Hause ein ebenso leises Gehör gehabt haben könnte als der Herr Doctor, und unbemerkt gehorcht hätte, wenn er sich etwa mit seiner Mutter und Nichte über den nächtlichen Spuk am 31. Juli und 1. August besprochen, so daß Herr W**l leicht zu rasch urtheilen könnte, da er die Dazwischenkunft irgend eines leichtfertigen Spaßvogels für etwas Undenkbares hält. Aber wenn wir auch so gefällig sein wollten, als er nur immer verlangen kann, was wäre damit gewonnen, als daß wir am Ende annehmen müßten, das sel. Hannchen sei selbst der Spaßvogel gewesen und habe sich wirklich eine kleine, zwar unschuldige, aber etwas kindische Kurzweile mit ihrem ehmaligen Eheconsorten gemacht; sie sei es gewesen, die den übernatürlichen Windstoß in seiner Stube und Schlafkammer erregt und ihm, wie er sich im Bette von der Wand wegkehrte, eiskalt in den — Rücken geblasen habe; sie sei durch das Alkovenfensterchen wie eine Katze die Treppe hinaufgeklettert, und sie habe das silberhelle Klirren des Fensterglases hervorgebracht. Ich gestehe, daß ich an Herrn W**l's Platz lieber Katzen und Ratten, Nachtvögel, Spaßvögel und Blasebälge zur Erklärung jener kleinen Ereignisse zu Hilfe rufen, als den Verdacht einer so läppischen, einem Geist aus der bessern Welt so unanständigen Spielerei auf meine gewesene Gattin bringen wollte. Wenn etwa ihre Meinung gewesen wäre, ihn auf eine künftige sichtbare Erscheinung allmählig vorzubereiten, sollte sie — die (nach ihres Gatten Versicherung) als Weise und Christin so exemplarisch gelebt und geduldet hatte und so erbaulich gestorben war, — sollte sie keine edlere, ihres Charakters und neuen Standes würdigere Mittel dazu

haben erfinden können? Würde sie wol die treuherzige Frage: „Bist Du es, Hannchen?“ mit einem Eulenspiegelstückchen beantwortet haben? Oder würde sie ihm nicht auf seine so ernstliche und dringende Beschwörung, wo nicht eine befriedigende Antwort, doch wenigstens ein christliches Zeichen gegeben haben?

Selmar. Ich bitte nicht zu vergessen, daß Herr D. W. nicht behauptet, daß seine verstorbene Frau die Urheberin der sonderbaren Dinge gewesen sei, die ihm in jenen drei Nächten aufstießen. Er findet diese Dinge blos unerklärbar, und, wenn er für möglich anzunehmen scheint, daß die Verstorbene dabei geschäftig gewesen, so sollten wir vielmehr seine Einbildungskraft, die es ihm vorspiegelt, als seinen Verstand, der ihr widerspricht, deswegen in Anspruch nehmen. Kurz, er erzählt uns die Facta, wie er sie aufs Genaueste beobachtet zu haben sich bewußt ist, und gesteht nur, daß sie ihm unbegreiflich sind.

Wilibald. Sehr natürlich! Da er für einen ungewöhnlich starken Geist gelten möchte, der durch nichts aus seiner Fassung zu bringen ist und sich nur auf handgreifliche Beweise ergiebt, so scheint er wol selbst gefühlt zu haben, wie übel es sich schicken würde, wenn es das Ansehen hätte, als ob er sich durch so zweideutige Anscheinungen von seinem Unglauben bekehren ließe. Aber giebt er denn nicht durch die feierliche Anrede an sein Hannchen — selbst indem er sie versichert, noch immer der alte Thomas zu sein — unleugbar zu erkennen, daß er an ihre Gegenwart glaubt und es nicht für unmöglich hält, daß die Neckereien jener Nächte von ihr herrühren könnten?

Selmar. In der That scheint dies wenigstens in der Nacht zwischen dem 2. und 3. August der Fall gewesen zu sein. Aber schon am folgenden Nachmittag hatte er diese kleine Anwandlung von menschlicher Schwachheit so völlig wieder überwunden, daß er seinen vertrauten Freund, den Advocaten K., aufs Positivste versicherte, er könne das Vorgegangene unmöglich für untrügliche Kennzeichen der Anwesenheit seiner Gemahlin halten; nur unzweideutigere, untrüglichere, ganz sichere könnten ihn davon überzeugen; sie müßte ihm NB. in eigner Person erscheinen und mit ihm reden.

Wilibald. Gleichwol ist aus dem unmittelbar Folgenden klar, daß er selbst in diesem Augenblick nicht recht wußte, was er wollte. Er versichert den Advocaten K. (dessen kindische Gespensterfurcht mit der prahlerischen Herzhaftigkeit unsers Philo-

sophen sehr komisch contrastirt), „daß er zwar, wie bisher so auch künftig, in allen Fällen vorsichtig und behutsam, aber auch unerschrocken, muthig und entschlossen sein werde und daher diesen Abend in derselben Kammer und in demselben Bette, worin seine Frau gestorben, ganz ruhig zu schlafen gedenke, indem er versichert sei, daß ihr Geist die Erde verlassen habe, um dieselbe niemals wieder zu begrüßen. Indessen sollte ihm doch ihre Erscheinung das größte Vergnügen machen, weil dadurch sein Wunsch erfüllt würde, sich auch als Philosoph auf immer von der persönlichen Fortdauer unsers Geistes nach dem Tode völlig zu überzeugen. Zu fürchten sei da ohnehin nichts, weil sie ihm, selbst bei einer handgreiflichen Erscheinung, gewiß nichts zu Leide thun würde, es auch nicht vermöchte, da sie (wie er glaubte) ihm in keiner andern als in Gestalt eines körperlosen Schattens und blos luftigen Wesens erscheinen könnte.*) „Doch ich werde (setzt er sogleich hinzu) nichts von dem Allen sehen, empfinden, erfahren, sondern vortrefflich schlafen und blos im Traume mich sehr angenehm mit der Verblichenen kindlich unterhalten, nur im Traume sie erblicken und vielleicht gar umarmen; nur auf diese Art wird sie mir erscheinen; sonst glaube ich an keine andere Wiedererscheinung, auf die ich gewiß ewig vergeblich warten müßte." Die Erfahrung rechtfertigte seine Voraussehung: er schlief in Hannchens Sterbebette so gut, wie er seit langer Zeit nicht geschlafen hatte; auch erschien sie ihm im Traume (was sie seit ihrem Tode fast alle Nächte gethan hatte) und offenbarte ihm (wie er sich ausdrückt) durch freundschaftlichen Umgang ihre liebevolle Gesinnung gegen ihn. Ebendasselbe wiederfuhr ihm auch in der folgenden Nacht: er schlief, „blos im lieblichen Traume mit der Verstorbenen auf die angenehmste Art beschäftigt," ungestört bis gegen fünf Uhr. Sollte man nun nicht meinen, Herr W**l, so überzeugt, als er ist, daß seine Frau ihm auf keine andre Art als im Traume erscheinen könne, und bei seiner mehrmaligen Entschließung, ruhig zuzuwarten, bis sich etwa eine natürliche Auflösung des Unbegreiflichen in seinem Abenteuer ergeben möchte, sollte man, sage ich, nicht meinen, er werde

---

*) Dies glaubt er und besteht doch darauf, daß sie ihm handgreiflich erscheinen müsse, wenn er sich von ihrer Unsterblichkeit als Philosoph überzeugen solle! Welch ein Kopf!

sich nun mit der außerordentlichen Geistesstärke, auf die er sich so viel zu Gute thut, diese Dinge aus dem Sinne schlagen, sich den Kopf nicht vergebens „auf seinem Sopha mit ernsthaftem Nachdenken darüber“ zerbrechen und sich dadurch recht geflissentlich in dem ewigen Schwanken zwischen einem Glauben und einem Unglauben, die einander immer wechselsweise ein Démenti geben, zu erhalten suchen? Aber theils sein eigner Hang zum Grübeln, theils der leidige Freund, sein tägliches Brod (wie er ihn nennt), der alle Nachmittage kommt, sich zu erkundigen, was in der letzten Nacht vorgegangen, und ihm mit seinem unermüdlichen Deraisonniren den Kopf zu verwüsten, lassen ihn zu keiner Ruhe kommen. Was Wunder, daß, „nachdem er drei Nächte hinter einander in Hannchens Bette vortrefflich geschlafen, ohne (außer den bloßen Traumbildern von der angenehmsten Art) durch irgend etwas gestört worden zu sein,“ es endlich mit ihm zu neuen Erscheinungen kommt, gegen welche die vorhergehenden bloßes Kinderspiel sind?

Blandine. Wirklich? Du erregst meine ganze Neugier, Bruder. Ich gestehe meine Schwachheit; nächst einem artigen Feenmärchen höre ich nichts lieber als eine hübsche Gespenstergeschichte, zumal wenn sie mir die Haare ein Wenig zu Berge stehen macht.

Wilibald. So gut wird es Dir hier schwerlich werden, liebe Blandine. Indessen behandelt doch Herr W**l die Sache ernsthaft genug, um uns zu reizen, ein Wenig genauer nachzusehen, was an der Sache gewesen sein könnte. Nachdem der Herr Doctor (wie gesagt) in drei Nächten nichts Außerordentliches erfahren, noch bemerkt hatte, apostrophirt er seine Verstorbene abermals in einer Anrede, welche drei Seiten seines Buchs einnimmt und in ihrer Art einzig ist. Man sieht daraus (das gute Hannchen wenigstens müßte gar zu treuherzig gewesen sein, wenn sie sich durch seine glatten Reden hätte verleiten lassen, es nicht zu merken), daß es ihm nicht ganz recht war, kein neues, untrügliches und handgreifliches Zeichen ihrer Gegenwart erhalten zu haben. Er versichert sie zwar, als ein Mann, der Lebensart hat und einer Dame gehörig zu begegnen weiß, daß er an dem fortdauernden Leben ihres Geistes nicht zweifeln wolle, da sie selbst auf ihrem Sterbebette so fest davon überzeugt gewesen sei; zeigt ihr aber dennoch einen Augenblick darauf, daß er allerdings, zwar nicht als gefälliger Ehemann, nicht als Mensch, noch als Christ, aber, leider! „als Philosoph bis-

weilen noch manche Zweifel dagegen unwillkürlich bemerke" u. s. w. Gleichwol „wolle er sich mit dem erlebten (zu seiner Ueberzeugung freilich nicht zureichenden) Facto, wenn es anders von ihr herrühren sollte, lieber begnügen, als ihren Geist durch Bitten und Wünsche beunruhigen, ihm leibhaft und sinnlich wahrnehmbar zu erscheinen. Er glaube nun auch die Unmöglichkeit der Gewährung eines solchen Wunsches um so gewisser einzusehen, da er sich versichert halte, sie würde, wenn es in ihrer Macht stünde, solchen aus Liebe zu ihm auch noch in der Ewigkeit erfüllen und ihm dadurch den letzten Beweis ihrer unaussprechlichen Ergebenheit geben; zumal da er nun bereits drei Nächte in ihrem Sterbebette gelegen, ohne das Geringste außer ihrer Erscheinung in seinen Träumen bemerkt zu haben." — In dieser Gemüthsverfassung nahm er dann gleichsam auf immer Abschied von ihr mit der wiederholten Versicherung, sie auch nicht durch den leisesten Wunsch wieder in ihrer Seligkeit zu stören. „Jeder Gedanke daran" (so beschloß er seine lange und zärtliche Apostrophe an die sanfte, gute, theure Seele) „soll von jetzt an aus meiner Seele ganz und mit männlichem Nachdruck auf immer verbannt sein!" Um diesem löblichen Vorsatz desto getreuer bleiben zu können, beschloß er weislich, diese Nacht wieder in seinem eignen Bette vorn im Alkoven zu schlafen und alle mögliche Vorsicht zu gebrauchen, daß Niemand etwas von dieser Veränderung seiner Schlafstätte merken, und nicht etwa irgend ein listiger Spaßvogel ihm einen unerwarteten Streich spielen könne.

Blandine. Er scheint also doch selbst auf den Gedanken der Möglichkeit einer solchen leichtfertigen Spukerei gefallen zu sein?

Wilibald. Auch schmeichelte er sich, seine Maßregeln so gut genommen zu haben, daß er von dieser Seite ganz sicher sein könne. Er schlich sich gegen Mitternacht nach seiner gewöhnlichen Schlafstätte und „war nun bis gegen ein Uhr ganz Ohr, ohne das geringste Geräusch, Schleichen und dergleichen bemerken zu können."

Blandine. Begreift Ihr etwas von diesem seltsamen Benehmen des Mannes? Warum und zu welchem Ende diese Vorsichtsmaßregeln, dieses stundenlange Lauschen, wozu er nicht die mindeste nähere Aufforderung erhalten? Drei Nächte hatte er ruhig und ungestört in seines Hannchens Sterbebette geschlafen; er durfte also hoffen, daß

es auch in den folgenden so sein würde; warum denn verändert er seine Schlafstätte? Und da er der Verewigten so feierlich versprochen hatte, jeden Gedanken an irgend eine sinnliche Offenbarung ihres Daseins ganz und gar zu verbannen, wozu braucht er denn eine Glockenstunde lang ganz Ohr zu sein und zu lauschen, wo nicht das Geringste zu erlauschen war?

Wilibald. Du siehst, Blandine, daß der gute Doctor, trotz seinem männlich nachdrücklichen Entschluß und Versprechen, sich das Experiment, das er so gern hätte anstellen mögen, nicht aus dem Kopfe schaffen konnte. Oder war es vielleicht eine geheime Ahnung dessen, was ihm nun bald begegnen sollte? Denn bald nach ein Uhr, als der gute Mann, „des vergeblichen Lauschens überdrüssig und (wie natürlich) verlassen vom wohlthätigen Schlaf, sich, NB. ohne dabei unaufmerksam auf irgend etwas vor seinem Saale zu sein, seinen gelehrten Meditationen überließ, siehe, da kam es ihm, als er gerade eine höchst interessante Idee gefaßt hatte, vor, als öffnete sich ganz leise sein Alkovenfensterchen, welches er (wohl zu merken!) vorher fest zugeschoben hatte." Sogleich war er leise auf den Füßen, horchte, schlich sich hinaus und öffnete pfeilschnell die Saalthür, ohne vorher und auch jetzt das Geringste gewahr zu werden. Zwar das Fensterchen (sagt er) war wirklich geöffnet, im Hause aber Alles ruhig bis Morgens um fünf Uhr, wo er auf jede Bewegung der Thüren Acht gab, die alle knarrten. „Wenn also auch," setzt der scharfsinnige Mann hinzu, „irgend ein schlauer Fuchs herumgeschlichen wäre (der aber in diesem Hause gar nicht anzutreffen war), so hätte ich denselben gewiß auf den knarrenden Treppenstufen bemerken müssen und können."

Blandine. Da wird also der Verdacht wol wieder auf dem seligen Hannchen sitzen bleiben?

Wilibald. Keineswegs! Wenigstens war unser Mann von einem solchen Argwohn weit entfernt. „Ich schob," sagt er, „mein Fensterchen wieder fest zu, verwahrte es bestens und dachte: Es rührt gewiß vom Winde her, ohne daß Du denselben bemerkt hast, noch jetzt gewahr werden kannst."

Blandine. Hat man wol jemals erhört, daß ein Wind, der nicht ging, ein fest zugeschobenes Fenster aufgeschoben hätte? Was sagen Sie dazu, Selmar?

Selmar. Ich muß gestehen, mir kommt es unmöglich

vor, daß sogar ein heftiger Wind das fest zugeschobene Alkovenfensterchen hätte aufschieben können.

Blandine. Also Hannchens Geist?

Selmar. Das begreif' ich ebenso wenig als der Doctor — aber —

Wilibald. So werden wir das Wunder entweder unerklärt lassen oder unsre Zuflucht, wo nicht zu einem herumschleichenden schlauen Fuchs, doch zu einem gewandten und behenden Spaßvogel nehmen müssen, der die Gelegenheiten zu Ausführung eines Spuks in einem baufälligen alten Hause, worin alle Thüren und Treppen knarren, besser kannte als unser Doctor. Wenigstens wundert's mich, wie der Letztere, der sich selbst weismachen konnte, ein ihm unbemerkbarer Wind sei vermögend gewesen, das Fensterchen aufzuschieben, für etwas Unmögliches hält, daß ein von ihm nicht bemerkter Spaßvogel der Thäter gewesen sein könnte. Wer mit dem angestrengtesten Lauschen und Horchen einen so starken Wind überhören kann, sollte der nicht ebenso leicht einen leisen Schleicher auf einer knarrenden Treppe überhören können?

Blandine. Man sollt' es meinen.

Wilibald. Wenn es die Verstorbene war, die das Fensterchen aufschob, so ist (wie Selmar selbst gesteht) schlechterdings nicht abzusehen, was sie damit wollte. Hatte er sich nicht deutlich genug erklärt, daß ihn nur eine unzweideutige, untrügliche, völlig überzeugende Offenbarung ihrer Gegenwart befriedigen könne? Und was noch mehr ist, hatte er nicht auf alle Ansprüche an dergleichen Erscheinungen förmlich Verzicht gethan? Wenn sie sich ihm also gleichwol wie mit Gewalt aufdringen wollte, warum wählte sie ein so zweckwidriges Mittel?

Blandine. Es müßte nur sein, weil sie sich vielleicht durch diesen neuen Versuch, der schon etwas mehr Kraft als die vorhergehenden erforderte, zu einer künftigen handgreiflichen Erscheinung vorbereiten wollte. Ich stelle mir vor, daß es den Verstorbenen mit den neuen ätherischen Leibern, die sich ihnen anbilden sollen, wie den neugebornen Kindern geht, und daß es Zeit und mancherlei Versuche und Uebungen braucht, bis sie sich desselben nach Willkür zu bedienen wissen.

Selmar. Das läßt sich hören, und mich wundert, wie Herr W. nicht durch seine eigne Theorie von dem subtilen Organ, das die Seele im Tode aus dem groben irdischen Körper herauszieht und in ihr neues Leben mit

sich nimmt, auf diese oder eine ähnliche Vermuthung geleitet wurde.

Wilibald. Die Theorie, die Du im Sinne hast, und die er uns im Verfolg mit seiner gewohnten Redseligkeit vorträgt, scheint damals nur noch als ein ungebildeter Embryo in seinem Kopfe gelegen zu haben; sonst würde er doch wol das leise Aufschieben des Fensterchens eher seinem Hannchen als einem Winde, den er nicht gewahr werden konnte, zugeschrieben haben. Wie dem aber auch sein möchte, genug, er setzte sich vor, den fatalen Vorfall möglichst zu vergessen, verschwieg ihn sogar seinem Freunde K. absichtlich und „maskirte auch an diesem Abend den Umstand, daß er sein Nachtlager abermals vorn (im Alkoven) nahm, auf die ausgesuchteste Art," ungeachtet er sich aufs Vollkommenste von der Unmöglichkeit überzeugt hielt, daß ihm von irgend Jemand in oder außer dem Hause ein muthwilliger Streich gespielt werden könne.

Blandine. Wozu also eine so außerordentliche Vorsicht?

Wilibald. Vermuthlich glaubte er, man könne in einem solchen Falle des Guten nicht zu viel thun, und wollte sich wenigstens gegen jeden möglichen Vorwurf, daß er es an mißtrauischer Vorsicht und Wachsamkeit habe fehlen lassen, auf alle Weise sicherstellen. Aber Alles vergeblich! In der nächstfolgenden Nacht, als er sich nach zwölf Uhr eben niederlegen wollte, „öffnete sich das Fensterchen abermals ganz deutlich, ohne daß draußen das Geringste zu bemerken war."

Blandine. Das war doch wirklich zu arg!

Wilibald. Und was würdest Du nun an seinem Platze gethan haben, Schwester?

Blandine. Vorausgesetzt, daß ich mit der kaltblütigen Unerschrockenheit und Besonnenheit des Herrn Doctors begabt wäre, würde ich dem Spuk, ohne mich zu rühren, ganz gelassen zugesehen und ruhig abgewartet haben —

Wilibald. Man sollte denken, das wäre, was jeder gesetzte Mann an seiner Stelle gethan hätte. Aber unglücklicherweise besitzt Herr Doctor W**l zu aller der Vorsicht und Wachsamkeit, kühnen Entschlossenheit und unerschütterlichen Herzhaftigkeit, die er uns in seinem Buch nicht oft und stark genug anpreisen kann, auch ein heftiges Temperament, das unter gewissen Umständen, seinem eigenen Geständniß nach, wie ein Bergstrom unaufhaltsam losbricht. Es ist zu beklagen, daß dieses ungestüme Temperament gerade in diesem

Augenblick losbrach, wo ruhige Aufmerksamkeit dem Beobachter so nothwendig gewesen wäre. Anstatt den weitern Erfolg in unbeweglicher Stille abzuwarten, „rief er: Halt! und dies so laut, daß sein Mignon es hinten hörte und anschlug.“ — „Ich war“ (sind seine eignen Worte) „mit gespannter Aufmerksamkeit sogleich mit Allem versehen“ (womit, sagt er nicht, vermuthlich mit einem tüchtigen Prügel, den er auf alle Fälle bei der Hand hatte) „und zur Saalthür hinaus, untersuchte Alles vergeblich, ließ den Hund heraus — und fand nichts.“

Selmar. Aus diesem Benehmen ist, däucht mich, klar, daß Herr W**l, trotz seiner Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, daß ihm von irgend einem schlauen Fuchs ein loser Streich gespielt werden könne, einen geheimen Argwohn hegte, das Fensterchen könnte doch wol von einem mit Fleisch und Bein bekleideten Gespenste geöffnet worden sein.

Wilibald. Aber auch in diesem Fall würde er besser gethan haben, anstatt so laut aufzuschreien, daß der Hund davon erwachte und zu bellen anfing, lieber den Athem an sich zu halten uod zu lauschen, ob er irgend eine Bewegung hören könne, oder was etwa die Folgen des aufgeschobenen Fensterchens sein möchten. Jetzt war es Zeit zum Lauschen, und da hätte ihm seine gespannte Aufmerksamkeit gute Dienste thun können. Denn wenn der Spuk von einer Person herrührte, die den Herrn Doctor zum Besten haben wollte, so war vorauszusetzen, diese werde ihre Maßregeln so genommen haben, daß sie nur wenige Augenblicke nöthig hätte, um sich den Nachforschungen des geäfften Doctors zu entziehen. Während der Letztere Halt! rief, aus dem Bette sprang, in seinen Schlafrock schlüpfte, sich mit allem Nöthigen versah und die Saalthür öffnete, mußte doch mancher Augenblick vergehen. Die gespannte Aufmerksamkeit kam nun zu spät, nachdem er durch den Lärm, den er machte, den behutsamen und behenden Schleicher zu einem schleunigen Rückzug genöthigt hatte.

Blandine. Es ist wirklich zu bedauern, daß Herr W**l uns keinen Grundriß oder wenigstens keine genaue und vollständige Beschreibung von allen Theilen seines Wohnhauses und von dessen Umgebungen mitgetheilt hat, damit wir uns besser überzeugen könnten, ob die ihm begegneten außerordentlichen Dinge durch einen ihm gespielten künstlichen Betrug zu erklären seien oder nicht. Denn seine Versicherung, daß er

nichts dergleichen habe gewahr werden können, und sein fester Glaube an die Ehrlichkeit und den guten Willen der übrigen Hausbewohner reichen nicht zu, einem unglaubigen Thomas alle Zweifel zu benehmen. — Aber was that er nun, nachdem seine Bemühung, dem Wunder auf den Grund zu kommen, abermals vergeblich gewesen war?

Wilibald. „Verdrießlich (sagt er) ging ich zur Ruhe, mit dem festen Vorsatz, nun vollends an nichts mehr zu denken, auf nichts mehr draußen zu merken und in meinem Alkoven übrigens Alles ruhig abzuwarten, wenn ja irgend einmal etwas sich ereignen sollte, welches doch unmöglich von außen herrühren konnte, wenigstens von keinem Menschen."

Blandine. Diesen festen Vorsatz, an nichts mehr zu denken und auf nichts mehr zu merken, hat er schon mehr als einmal gefaßt und immer schlecht gehalten. Mir ist unbegreiflich, wie ein so besonnener Mann nicht wenigstens nach diesem neuesten Ereigniß auf einen Einfall kam, der ihn wahrscheinlich gegen alle künftige Beeinträchtigungen dieser Art gesichert hätte. Die Quelle alles Uebels war am Ende doch das Alkovenfensterchen. Er hatte es zwar allemal wieder zugeschoben, so oft es von der unsichtbaren Hand aufgeschoben worden war; aber was hatte das geholfen? An seiner Stelle würde ich den Schieber mit drei oder vier tüchtigen Brettnägeln zugenagelt haben. Ich wette, was man will, das Fensterchen würde nicht wieder aufgeschoben worden sein.

Wilibald. Sehr wahrscheinlich; es sei nun, daß ein loser Schelm oder das wohlselige Hannchen dabei im Spiele war. Wenigstens zeigte sich's, daß auch die Letztere, da sie ihm in der zweiten Nacht auf diese sichtbar erschien, nicht anders als durch das aufgeschobene Fensterchen hereinkommen konnte.

Blandine. Sie machte also doch endlich Ernst aus der Sache? Das freut mich. Ich bin sehr begierig, zu hören, wie die liebe Dame sich dabei benahm, sie, die ihm bisher schon in Traumbildern von der angenehmsten Art ihre unaussprechliche Ergebenheit so oft bewiesen hatte.

Wilibald. Vermuthlich brauchte sie zu einer sichtbaren Erscheinung etwas mehr Anstalten. Sie ließ ihn also in der nächstfolgenden Nacht ungestört, sogar ohne alle Träume, bis an den hellen Tag schlafen. Unser Mann war darüber so

vergnügt, „daß er, um sich auf alle Art zu zerstreuen, sich von seinem Freunde K. in Gesellschaft führen ließ.“ Das Mittel schlug an. „Heiter, vergnügt und zerstreut (sind die eigenen Worte des Herrn Doctors), Sorgen und Kummer vergessen, aber nicht im Geringsten von hitzigen Getränken (die ich nie liebte) berauscht, sondern seelenvergnügt und bei vollem Verstande kehrte ich Abends nach Hause und sang mir zum Zeitvertreibe Hölty's Aufruf zur Freude: Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen u. s. w. Nach einem Stündchen begab ich mich gegen halb ein Uhr zur Ruhe, ohne an die Vergangenheit zu denken und mich um irgend etwas zu bekümmern.“

Blandine. Hannchen war also damals, kaum vier Wochen nach ihrem Tode, schon rein aus seiner Erinnerung weggewischt. Das konnte ihr freilich nicht sehr angenehm sein. Es sollte mich nicht wundern, wenn sie ihn deswegen ein Wenig bei den Ohren gezupft hätte.

Wilibald. So rachsüchtig war die gute anspruchlose Seele nicht. Höre also, was geschah, und erröthe über Deine Vorschnelligkeit! Der sorgenfreie Doctor hatte ungefähr ein halbes Stündchen abermals gelauscht und vergeblich einzuschlafen gestrebt —

Blandine. Gelauscht? Wozu gelauscht, da er sich um nichts bekümmerte und nicht an die Vergangenheit, also auch nicht an das schon zweimal wunderbarerweise geöffnete Alkovenfensterchen dachte, noch an irgend einen im Hause herumschleichenden Fuchs, der es etwa aus Neckerei aufgemacht haben könnte? Was war also hier zu lauschen?

Wilibald. Wer wird auch einem Philosophen wie Herr W**l so streng auf jedes Wort lauern und bei Allem immer nach dem Warum fragen? Genug, da er nicht einschlafen konnte, weil er einzuschlafen strebte, und sich also in einer mit dem Einschlafen unverträglichen Thätigkeit erhielt, so lauschte er vermuthlich zum Zeitvertreib; und siehe da! „bei völliger Stille der schweigenden Nacht öffnete sich auf einmal sein Fensterchen deutlich,*) ein schwacher Strahl erhellte seinen Alkoven etwas, und mit gespannter Aufmerksamkeit und ruhiger Entschlossenheit erblickte er

*) Mit diesem deutlich will er vermuthlich sagen, er habe deutlich gehört, wie es aufgeschoben worden.

wirklich eine weißlichte Figur in Lebensgröße seiner verewigten Gattin, die mit sanfter, aber ihm vernehmbarer Stimme sagte: „Karl, ich bin unsterblich! Erst einst sehen wir uns wieder!“"

Blandine. Bald glaube ich, Herr W**l hat wieder eine Ahnung gehabt. Hätte er sein Fensterchen vernagelt, so wäre ihm diese tröstliche Erscheinung nicht geworden.

Wilibald. In Vergleichung mit den vorigen Aeußerungen der Gegenwart seiner Verstorbenen konnte diese allerdings für sehr bedeutend gelten. Aber unser Mann, dem vielleicht (wiewol er sich nichts davon merken läßt) eine Zauberlaterne eingefallen sein mochte, begnügte sich nicht am bloßen Sehen; er wollte durch handgreifliche Betastung von der Wirklichkeit dieser Gestalt seiner Gattin überzeugt sein und „sprang pfeilschnell auf sie zu; aber noch schneller verschwand sie wie leichter Nebel, als er sie eben umfassen wollte."

Blandine. Das hätt' ich ihm vorhersagen können.

Selmar. Gleichwol begreife ich nicht, wie der Schäker, welchen Herr W**l selbst im Verdacht gehabt zu haben scheint, Zeit und Gelegenheit hätte finden können, seine Zauberlaterne ins Spiel zu setzen.

Wilibald. Ich muß gestehen, der rasche Mann ließ ihm wenig Zeit dazu. Sein heftiges Temperament brach schon wieder wie ein Bergstrom los. Ein kaltblütiger, besonnener Mann, dem es darum zu thun gewesen wäre, bei dieser Gelegenheit ein Experiment anzustellen, würde ganz ruhig das Weitere abgewartet, die Gestalt scharf betrachtet und, da sie sprechen konnte, einige Fragen an sie gethan haben, um zu erfahren, ob sie auch hören könne. Er würde, anstatt Lärm zu machen, Augen und Ohren auf ihre leisesten Bewegungen gespitzt und besonders auch die Art ihres Verschwindens genau beobachtet haben. Von Allem diesem thut unser Philosoph nichts. Wie ein Satyr über eine zitternde Nymphe, fällt er über die weißliche Figur her, um handgreiflich zu erkundigen, was er vorher schon wissen konnte, und ergreift — nichts. Denn das konnte er doch mit der größten Gewißheit voraussetzen, daß die lebensgroße Gestalt einer so ansehnlichen und robusten Frau, wie er uns die seinige durch den Advocaten K. beschreiben ließ, wenn sie durch das kleine Fensterchen hereingeschlüpft kam, weder Fleisch und Bein haben,

noch aus irgend einem andern tastbaren Stoffe bestehen konnte. Dieses pfeilschnelle Losspringen auf die Gestalt war also in jeder Hinsicht zweckwidrig und unverständig, auch überdies seinem so festen Vorsatz, sich, wenn ihm wieder etwas Sonderbares begegnen sollte, ganz ruhig zu verhalten, schnurstracks entgegen. Uebrigens ist aus seinem weitern Benehmen offenbar, daß, sobald er durch das plötzliche Verschwinden der Gestalt wieder zu einiger Besonnenheit kam, sein erster Gedanke war, der Spuk könnte doch wol von irgend einem Geiste mit Fleisch und Bein herrühren. Um sich hievon zu überzeugen und den leichtfertigen Kobold wo möglich auf der That zu ertappen, „war er sogleich mit der auf dem Kamin versteckten brennenden Laterne und mit den Geräthschaften*) zur Saalthür hinaus und untersuchte in Begleitung des Mignon's Alles genau, mit dem festen Entschluß, das Aeußerste zu wagen und den vorwitzigen Fuchs seinen Spaß theuer bezahlen zu lassen." Aber glücklicherweise konnte er nicht das Geringste entdecken; Alles war und blieb im Hause ruhig.

Blandine. Das will ich gern glauben. Der Herr Doctor hatte auch dem vorwitzigen Fuchse Zeit genug gelassen, sich zurückzuziehen. Wenn ein solcher wirklich im Spiele war (die Möglichkeit wenigstens setzt Herr W**l durch die vorgenommene Visitation voraus), so müssen wir auch als etwas sich von selbst Verstehendes annehmen, daß die Bedingungen, unter welchen es möglich war, vorhanden sein mußten. Keinen sehr weiten Weg mußte also der Fuchs nicht zu schleichen haben, um sich wieder aus dem Staube zu machen; auch hatte er vermuthlich weder Schuhe noch Stiefel an, und daß ihn keine knarrende Thür verrathe, dafür war vermuthlich auch gesorgt. Mit der Behendigkeit und Vorsicht, die man einem Schalke wohl zutrauen kann, der sich vermißt, einen so unerschrocknen und hitzigen Mann wie unsern Doctor zum Besten zu haben, konnte Jener sogar die Zeit ziemlich genau berechnen, die ihm zu seinem Rückzug bleiben

*) Warum bedient sich Herr D. W**l, dem es sonst auf überflüssige Worte so wenig ankommt, schon wieder dieses allgemeinen und unschicklichen Wortes? Er kann doch in diesem Zusammenhang schwerlich etwas Anders gemeint haben, als Stock, Degen oder Schießgewehr? Warum nennt er sie denn nicht bei ihrem Namen? Man kann solche Waffen allenfalls die Geräthschaften eines Soldaten nennen; aber sind sie darum auch die Geräthschaften eines Gelehrten?

würde. Natürlich konnten vom ersten Moment an, da der durch das geöffnete Fensterchen einfallende schwache Strahl die Aufmerksamkeit des schlaflosen Doctors spannte, und während der Augenblicke, die dazu nöthig waren, um die Figur, die ihm seine verewigte Gattin darzustellen schien, recht ins Auge zu fassen und die zehn Worte, die sie zu ihm sprach, zu vernehmen, nicht wohl weniger als sieben bis acht Secunden verstreichen. Auf den raschen Sprung, den er, ohne sich vermuthlich Zeit zu nehmen, vorher in seinen Schlafrock zu fahren, auf die weißliche Figur that, rechne ich nur eine Secunde; aber —

Wilibald. Verzeihung, daß ich Dir in die Rede fallen muß, Blandine. Ich habe vergessen, den merkwürdigen Umstand zu erwähnen, daß der Doctor, indem er eben die Gestalt umfassen wollte, die aber unter seinen Händen wie ein leichter Nebel verschwand, „etwas gleich einem elektrischen starken Schlag verspürte, der (wie er sagt) seinen ganzen Körper noch mehr erschüttert haben würde, wenn ihn nicht seine Entschlossenheit, wie ein gedrückter Palmbaum, doppelt stark emporgehalten hätte.“

Blandine. Desto besser für meine Rechnung! Denn Du wirst mir nicht abstreiten können, daß diese gewaltige Kraftäußerung, die der Mann anwenden mußte, um seinen so stark erschütterten Körper emporzuhalten, wenigstens wieder ein paar Secunden wegnahm. Erwägen wir nun, wie manche Secunde erfordert wurde, bis er in Schlafrock und Pantoffeln war, sich mit seiner auf dem Kamin versteckten Laterne und mit allen zu Schutz und Trutz nöthigen Waffen versehen und die verschlossne Saalthür aufgemacht hatte, so wird man es schwerlich übertrieben finden, daß die Zauberlaterne, welcher ich diese Erscheinung zuzuschreiben geneigt bin, sicherlich 20 bis 24 Secunden Zeit hatte, sich so unbemerkt, als sie gekommen war, wieder zurückzuziehen.

Wilibald. Du merkest an dem sanften Kopfschütteln unsers Freundes, daß ihm Deine Zauberlaterne nicht recht einleuchten will. In der That läßt sich ohne genauere Localkenntnisse nicht wohl etwas Bestimmtes über die hypothetische Möglichkeit oder Unmöglichkeit, einen solchen Streich glücklich auszuführen, behaupten. In jedem Falle müßte der Mensch, der mit einem so handfesten und entschlossnen Manne wie D. W**l ein so gefährliches Spiel hätte treiben wollen,

ein Wagehals von der ersten Größe gewesen sein. Eine einzige Secunde zu wenig Behendigkeit würde dem Spaßvogel theuer zu stehen gekommen sein. „Er wäre zuverlässig ein Kind des Todes,“ sagt der Herr Doctor zu seinem Freunde K. „Entwischen sollt' er mir und meinem Hunde, bei Gott, nicht! Wenigstens würde ich den Ertappten auf der Stelle empfindlich züchtigen, festhalten und (er möchte auch sein, wer er nur immer wollte, selbst wenn Sie es wären) ihn der Obrigkeit zur gebührenden Strafe gewiß überliefern.“

Blandine. Wie hart wol die gebührende Strafe sein dürfte, die eine vernünftige Obrigkeit einem Menschen, der sich gegen die Majestät der Philosophie unsers Doctors so schwer versündigt hätte, zuerkennen würde? Wenigstens würde sie gegen die Todesstrafe, womit ihm dieser in der ersten Hitze drohte, vermuthlich sehr gelinde ausfallen. Dies wußte denn auch der Magiker (falls ein solcher im Spiele war) ohne Zweifel sehr wohl, und gegen die Fäuste des Philosophen verließ er sich, denk' ich, auf seine eigenen. Doch ich bin von Herzen bereitwillig, meine Hypothese aufzugeben, weil Ihr Herren doch so viele Schwierigkeiten dabei findet. Aber was bleibt uns dann zur Erklärung der wunderbaren Erscheinung übrig? Die Einbildungskraft des Doctors, wenn man ihr auch alles Uebrige aufbürden wollte, kann doch wenigstens das Alkovenfensterchen nicht aufgeschoben haben.

Selmar. Da erwartete ich Sie, Blandine! Es ist klar, daß wir gern oder ungern bekennen müssen, der abgeschiedene Geist der Frau Doctorin selbst sei der Urheber dieser Erscheinung gewesen. Kein Viertes giebt es nicht; wir müßten denn nun den leidigen Satan ins Spiel ziehen wollen!

Wilibald. Das sei ferne, guter Selmar! Vor der Hand halten wir uns an den Geist des seligen Hannchens —

Blandine. Das Schlimme ist nur, daß ich dabei noch viel größere Schwierigkeiten sehe als bei der magischen Laterne. Wenn Hannchens Geist in eigner Person erscheint, so wird es hoffentlich nicht weniger natürlich dabei zugehen, als wenn eine ihr ähnliche weißliche Figur aus einer Zauberlaterne herausschlüpft. Ich will sagen: der Geist muß nicht nur in seinem dermaligen Zustande ohne Wunder unter dieser Gestalt erscheinen können, sondern dies muß auch auf eine ihm geziemende und zweckmäßige Art geschehen. Ich gestehe, es will mir nicht recht in den Kopf, daß die selige

Frau das Alkovenfensterchen aufschieben mußte, um ihrem ungläubigen Karl einen Besuch zu machen. Ich gebe gern zu, daß sie, wenn sie ihm sichtbar werden wollte, einen Körper haben mußte; aber von welcher Composition der Körper gewesen sein kann, in welchem sie sich ihm zeigte, kann ich mir nicht einbilden. Kein ätherischer war es nicht, sonst hätte er ebenso ungehindert durch die Glasscheiben gehen können als das Licht. War er aus bloßen Düften zusammengeblasen (wie man aus dem Umstand schließen sollte, daß er dem über ihn herstürzenden Doctor wie ein leichter Nebel entschwand), woher kam ihm so viel Kraft, ein wohlverschlossnes Fenster aufzuschieben? Dazu gehört doch schon ein Körper von einer beträchtlichen Dichtigkeit; besaß er aber diese, so hätte ihn der Doctor auch betasten können. Wenn er hingegen ein bloßes Duftgebilde war, wie war es möglich, daß eine so lockere Scheingestalt vernehmlich reden konnte? Unser Doctor scheint sich in diesem Augenblick nicht erinnert zu haben, wie viele feingebildete Sprachwerkzeuge von der verschiedensten Art zusammenspielen müssen, um nur die vier Worte: „Karl, ich bin unsterblich", vernehmlich auszusprechen. Dies ist indessen noch nicht Alles, was diese Erscheinung verdächtig macht. Daß Hannchen in ihrer neuen Standeserhöhung binnen vier Wochen ihre ehmalige Muttersprache noch nicht vergessen hat, mag ihr meinethalben von wackern deutschen Patrioten sogar zum Verdienst angerechnet werden; aber wenn sie denn noch immer deutsch sprechen will, so sollte sie es wenigstens ohne allzu derbe Sprachfehler sprechen. Was für eine barbarische Mundart mag das sein, worin man sagt: „Erst einst werden wir uns wiedersehen?" Und wie kann sie das sagen, da sie sich ja in diesem nämlichen Augenblick wiedersehen?

Selmar. Die Frau Doctorin scheint eine Liebhaberin dieses „erst einst" gewesen zu sein; denn sie versicherte ihren Gemahl schon auf dem Sterbebette zu zweien Malen, daß sie sich erst einst wiedersehen würden. Wofern übrigens diese Redensart auch undeutsch wäre, so scheint sie doch einen nicht unbedeutenden Beweis gegen den Verdacht eines Betrugs abzugeben. Denn wenn wir auch annehmen wollten, daß irgend ein unentdeckt gebliebener Schäker das Schattenbild der Verstorbenen durch Kunst hervorgebracht und mit der Anrede an ihren Karl begleitet habe, so wäre doch nicht zu erklären, wie er gerade auf dieselbe sprachwidrige Redensart, deren die Selige

sich zweimal auf ihrem Krankenlager bedient hatte, verfallen sein sollte.

Blandine. Bei meiner Art, die Erscheinung zu erklären, muß ich voraussetzen dürfen, es sei nichts Undenkbares, daß es auf der hohen Schule, wo Herr D. W**l sich aufhält, einen Menschen gegeben, der (aus welchem Beweggrunde, gilt hier gleichviel) sich besonders aufgelegt oder aufgefordert*) gefühlt haben könnte, ihm bei Gelegenheit einen losen Streich zu spielen. Es ist ebenso wenig unmöglich, daß dieser Mensch in dem Hause, wo unser Doctor wohnt, Zutritt hatte und mit allen Gelegenheiten desselben bekannt war. Er kann von dem, was zwischen der Frau Doctorin und ihrem Manne auf ihrem Krankenlager vorgefallen, durch Zufall oder Ausforschung der Wärterin so viel gehört haben, als er wissen mußte, um den Scenen, die er dem Doctor spielen wollte, die möglichste Wahrscheinlichkeit zu geben. Da ich in Allem diesem nichts Unmögliches sehen kann, so mag ich mir lieber einbilden, die Sache sei auf diese Weise natürlich zugegangen, als eine wirkliche Erscheinung der Verstorbenen zugeben, welche so vielen Einwendungen und Schwierigkeiten unterworfen ist.

Wilibald. Wie dem auch sei, unser Mann hatte ganz andere Gedanken bei der Sache. Nachdem er von der vorbesagten Untersuchung, ohne etwas Verdächtiges entdeckt zu haben, zurückgekommen war, stellte er Betrachtungen über das Vorgefallene an, die er uns mit der ihm eigenen Redseligkeit und Naivität auf sechs ganzen Octavseiten mittheilt. „Gott!" dachte er, „sollte es möglich sein, daß Du, ewig theure Gattin, wirklich mir erschienen wärst, aus unauslöschlicher Liebe zu mir noch nach dem Tode an mich gedacht, Dich vielleicht in dem reinsten Genusse der Seligkeit freiwillig unterbrochen, auch wider Neigung nochmals Dein Jammerthal betreten hättest und mir wirklich in der einzigen Absicht wieder auf die überzeugendste Art, die Dir vielleicht möglich gewesen wäre, erschienen wärest: o, wie unaussprechlich müßte Deine Liebe gegen mich noch jetzt, und wie grenzenlos müßte sie einst gewesen sein! wie hoch müßtest Du (um menschlicherweise zu reden) bei Gott angeschrieben stehen, damit Dir vielleicht von ihm oder durch ihn auf eine unbegreifliche Art

*) Wenn er unsern Mann so gut kannte, als er sich selbst in seinem Buche zu erkennen giebt, so braucht dies Wort keiner nähern Erklärung.

dies vergönnt worden wäre!“ — Mir, ich gesteh' es, ist diese Apostrophe im Mund eines Philosophen noch viel unbegreiflicher als die Art der Erscheinung selbst.

Blandine. In meinen Augen ist sie das beste Porträt von unserm Doctor werth. Mir däucht, ich seh' ihn vor mir stehen, wie er leibt und lebt.

Wilibald. Das Lustigste kommt indessen hintennach. „Aber dann,“ fährt er fort, sein Hannchen in Gedanken anzureden, „dann wünschte ich gar sehr, daß Du länger bei mir vielleicht hättest verweilen können oder wollen.“ —

Blandine. Wirklich? Wünschte er das so gar sehr? Und wer, um alles Wunders willen, war denn Schuld daran, daß sie so schnell wieder verschwand? Verjagte er sie denn nicht selbst durch sein pfeilschnelles unartiges Aufsiezuspringen?

Wilibald. Wahrscheinlich würde jeder Andere sich selbst dieser unbesonnenen Uebereilung wegen angeklagt und die bitterste Reue darüber gefühlt haben. Aber Herr W. denkt, sagt und handelt nicht leicht wie andre Leute. Immer völlig mit sich selbst zufrieden, expostulirt er lieber mit seiner Ewigtheuren, daß sie vielleicht nicht länger habe verweilen wollen, um alle die wichtigen Fragen anzuhören, welche er an sie zu thun so sehr gewünscht hätte.

Blandine. Die wünschte ich doch selbst zu hören!

Wilibald. „Wie viel hätt' ich Dich alsdann noch zu fragen gehabt!“ sagt er; „z. B. wie es Dir ginge? auf welchem Planeten, in welcher Sphäre vielleicht Dein Geist schwebt? ob Du wol auch gar Deine beiden Dir vorangegangenen Lieblingshündchen, Diane und den ersten schönen Mignon, wiedergefunden hättest oder noch finden würdest, von denen Du so oft in Deiner Krankheit träumtest, sie wären auf Deinem Bette herumgehüpft, um Dich zu holen, worüber Du so sehr erfreut warst? ob sie also auch wol fortlebten?“

Blandine. Das sagt er wirklich? —

Wilibald. Und in vollem Ernst, wie es scheint. Aber das Beste ist der Schluß, worauf er seine Hoffnung, daß die holden Geschöpfe wol noch in der andern Welt fortleben könnten, gründet. „Solltest Du mir jetzt wirklich erschienen sein, dann wäre es wol möglich, anzunehmen, daß unsre ehmaligen Lieblinge ebenfalls fortlebten.“

Blandine. Die Leute müssen keine Kinder gehabt haben, daß sie eine so zärtliche Liebe zu ihren Hunden trugen.

Wilibald. So scheint es aus allen Umständen. Ich übergehe mehrere andere Fragen dieser Art — und mache Euch nur auf die häufigen Vielleicht aufmerksam und auf den ewigen Zweikampf zwischen Glauben und Unglauben, oder vielmehr die seltsame Parallele, worin beide neben einander fortlaufen, bis sie endlich in dem immer wiederkehrenden Zweifel: „doch am Ende ist vielleicht dies Alles bloße Täuschung meiner Einbildungskraft?" zusammenfließen.

Selmar. Wir wollen billig sein, lieben Freunde. Es ist aus dem ganzen Buche und besonders aus den Unterredungen des Doctors mit seinem Freunde K. ersichtlich, daß er (außer jedem Vorwurf von Uebereilung und Schwäche) nichts so sehr fürchtet, als vor der Welt in dem lächerlichen Licht eines Geister- und Gespenstersehers zu erscheinen und für einen leichtgläubigen, mit altvettelischen Vorurtheilen behafteten, in einer gemeinen Vorstellungsart befangenen Philister angesehen zu werden. Offenbar ist die Furcht vor einem solchen Verdacht die wahre Ursache, warum er sich das Ansehen zu geben sucht, er selbst glaube nicht an die Realität der gehabten Erscheinungen, wiewol er sein Möglichstes thut, die Leser von derselben zu überzeugen. Ueberdies ist es ihm ja darum zu thun, ein Experiment anzustellen, wobei er gegen Täuschung, Uebereilung und Trugschlüsse nie zu viel auf seiner Hut sein kann. Aus dieser zweifachen Ursache erkläre ich mir die ewigen Zweifel, die ihn sogar da nicht verlassen, wo das Zeugniß seiner eignen Sinne, bei vollem Bewußtsein, daß er wache, und bei der Ueberzeugung, daß nirgends kein Betrug in der Sache möglich gewesen sei, ihn, wie es scheint, zum Glauben zwingen sollte.

Wilibald. Das ist es eben, was mich meines Orts zu glauben zwingt, daß unser vermeinter Philosoph in einer seltsamen Selbsttäuschung befangen sein muß. Eines von Beiden muß doch nothwendig stattfinden: entweder er ist gewiß, daß keine Täuschung weder von innen noch außen bei der Sache möglich gewesen, oder er ist nicht gewiß davon. Im ersten Falle muß er seinen Sinnen glauben, und alle Zweifel verstummen von selbst; im zweiten hätte er weislich gehandelt, wenn er, anstatt dem Spott (vor welchem er sich so sehr fürchtet) so viele Blößen zu geben, die ganze Erscheinungsgeschichte seiner verstorbenen Frau ein Geheimniß zwischen ihm und seinem Freunde K. hätte bleiben lassen. Denn so wie er von der Sache spricht, glaubt man einen Fieberkranken irre reden zu hören. —

Erst (aber unter der ausdrücklichen Bedingung, wofern alles Vorgegangene wahr und möglich wäre) eine lange zärtliche Herzensergießung an seine theure Gattin, wogegen nichts einzuwenden ist, als daß er sie drucken ließ, und unmittelbar darauf: „Aber am Ende ist dies Alles bloße Täuschung meiner Einbildungskraft.“ — Und doch gleich darauf wieder: „Aber, bei Gott! das konnt' es nicht sein; ich war vor jener Erscheinung so munter und wach als jetzt, und so kummerlos und freudenvoll, daß ich auch mit keiner Silbe an so etwas dachte, noch denken konnte; auch hatte ich die vergangenen Nächte sehr gut geschlafen, folglich konnte ich mich aus Schläfrigkeit weder selbst täuschen, noch auf irgend eine Art täuschen lassen. Und gesetzt, es hätte Jemand seinen Scherz mit mir treiben wollen, so hätte er doch draußen selbst auf keine Art, z. B. mit einem verborgenen künstlichen Spiegel und Lichte, mit Phosphorus und dergleichen, diese meiner verewigten Gattin im Sarge ganz ähnliche Gestalt in leichtem Schimmer, noch weniger aber gerade diese vernehmlichen Worte hervorbringen und so ganz die Stimme meiner Gattin dabei nachahmen, am Wenigsten aber von mir unbemerkt bleiben können, da ich ganz Ohr war, Alles sogleich aufs Genaueste untersuchte, ohne daß hiebei abermals der Mignon gebellt hätte. Also vor Selbsttäuschung bin ich ebenso fest gesichert als vor fremder Hintergehung.“ — Und was ist nun das Resultat dieser Ueberzeugung bei unserm Philosophen? „Doch wollt' ich,“ sagt er, „lieber Eines von Beiden, als so etwas mir ganz Unbegreifliches anzunehmen.“ — Welche lächerliche Scheu vor dem Unbegreiflichen! Wie Vieles ist in der Natur, oder richtiger zu reden, ist denn nicht Alles in ihr unbegreiflich? Das Unbegreiflichste indessen dürfte doch sein, daß Herr W**l aus lauter Furcht vor dem Unbegreiflichen auch Etwas unbegreiflich findet, womit es auf eine sehr begreifliche Art hatte zugehen können. Vorausgesetzt, daß eine sogenannte Zauberlaterne hinter dem Alkovenfensterchen habe angebracht werden können, und daß der Zauberer in einem geheimen Verständniß mit der mehrbesagten Krankenwärterin gestanden, ist in der ganzen Erscheinung kein Umstand, der sich nicht, wie Blandine bereits bemerkt hat, ganz natürlich erklären ließe. Denn daß die Einbildungskraft des Doctors in dem Augenblick, da sich ihm eine der Verstorbenen ähnliche Gestalt so unvermuthet darstellte und ihn mit leiser, aber vernehmlicher, der

Probe, bei welcher ihr kein Betrug möglich schien, zu stellen) auf, ihren verstorbenen Bruder um etwas zu fragen, was außer ihr selbst und dem Verstorbenen keine Seele wissen konnte. Nach einigen Tagen kommt Swedenborg und sagt ihr von Wort zu Wort, mit Bemerkung aller Umstände des Orts und der Zeit, was sie zu wissen verlangte. Er mußte es also nothwendig von dem Verstorbenen selbst vernommen haben; er hatte ihn folglich gesehen und gesprochen; der Verstorbene lebte also noch in einer für uns Andern unsichtbaren Welt fort, erinnerte sich noch genau der besondersten Umstände seines vorigen Lebens und hatte folglich seine ganze Persönlichkeit behalten. Alles dies ist gewiß und unleugbar, wofern es die Erzählung der Königin ist. Was können wir billigerweise von dem Leben nach dem Tode mehr zu wissen verlangen?

Blandine. Ich berge nicht, daß ich, nachdem ich einmal so viel davon weiß, noch gar viel mehr wissen möchte.

Selmar. Dazu könnten also doch wol die von D. W**l anempfohlnen Experimente dienlich sein?

Wilibald. Es ging einmal (ich erinnere mich nicht, vor wie langer Zeit) eine Sage durch ganz Europa, daß einem Knaben (ich weiß nicht mehr, wo) ein Zahn von gediegenem Golde gewachsen sei. Gelehrte aller Arten, Theologen, Philologen, Naturforscher, Aerzte und Chemiker beeiferten sich in die Wette, dieses Wunder zu erklären; es wurde viel darüber gesprochen, geschrieben und gestritten; eine Hypothese verdrängte die andere, und der Knoten wurde immer verwickelter, je mehr Hände sich mit seiner Auflösung beschäftigten. Endlich, da man des Dings müde zu werden anfing, gerieth ein wackerer schlichter Mann, der weder Arzt noch Apotheker, weder Theolog noch Philolog noch Mineralog war, auf den Einfall: ob es nicht wohlgethan gewesen wäre, bevor man sich mit Erklärung des goldnen Zahns so viele Mühe gegeben, dem wirklichen Dasein desselben genauer nachzufragen. Er that es, und es fand sich, daß der Knabe, dem der Wunderzahn gewachsen sein sollte, einen Zahn hatte, der aus irgend einer zufälligen Ursach etwas gelblich geworden, übrigens aber ein so natürlicher Zahn war als alle übrigen. — Wäre es nicht auch von uns wohlgethan, wenn wir, bevor wir uns über die von Swedenborg gefundene Nordwest-Einfahrt in die Geisterwelt und die daher zu hoffenden Entdeckungen freuten, vor allen Dingen in Erwägung nähmen, ob es mit der Anekdote selbst richtig sei?

Selmar. Könnte eine so respectable Garantie noch einen Zweifel zulassen?

Wilibald. Wenigstens scheint die Königin selbst, welche dieses wunderbare Abenteuer erzählt, von ihrem Unglauben nicht dadurch geheilt worden zu sein. „Tausend Dinge," sagte sie zu den Herren Thiébault und Merian, „scheinen übernatürlich und sind uns unerklärbar, weil wir nur die Resultate derselben kennen; und Personen von Verstand, die das Wunderbare lieben, profitiren davon, um sich in einen außerordentlichen Ruf zu setzen. Herr Swedenborg war ein gelehrter und in seinem Fache sehr geschickter Mann; auch hat er immer für einen rechtschaffnen Mann gegolten; ich begreife nicht, wie er dazu gekommen ist, etwas zu wissen, was Niemand hätte wissen sollen; aber demungeachtet glaube ich nicht, daß er eine Unterredung mit meinem verstorbenen Bruder gehabt habe." — Und, aufrichtig zu reden, ich glaub' es ebenso wenig als die Königin.

Blandine. Was sagt denn Herr Thiébault dazu?

Wilibald. Kein Wort.

Blandine. Das ist der kürzeste Weg, aus der Sache zu kommen.

Wilibald. Vermuthlich denkt er ebenso davon wie die Königin.

Blandine. Am Ende könnten Ihre Majestät leicht eine sehr gute Ursache zu Ihrem Unglauben gehabt haben. Es wäre drollig genug, wenn sie die ganze Anekdote aus dem Stegreif blos darum erdichtet hätte, um die beiden Philosophen, die sich so ernstlich nach ihrer Meinung von einem Geisterseher erkundigten, zum Besten zu haben.

Selmar. Welch ein Einfall! Fast sollte man glauben, Blandine, Sie wären an der Königin Stelle fähig gewesen, der Philosophie einen solchen Streich zu spielen.

Blandine. Ich würde, wie es scheint, wenig damit über sie gewonnen haben.

Wilibald. So wenig als über den gemeinen Menschenverstand, der ungeachtet des unauslöschlichen Hangs der Menschheit zum Wunderbaren und trotz der Millionen Zauber- und Geistermärchen, die seit Jahrtausenden aus einem Mund in den andern übergegangen sind, dennoch immer unverrückt seinem Glauben an die Natur treu geblieben ist. Bei allen Vorfallenheiten, in allen Lagen und unter allen Umständen

unsers Lebens erwarten wir immer, daß Alles natürlich zugehen werde. Trotz den Zauberinnen, die den Mond durch ihre Beschwörungen vom Himmel herabzogen, rechneten die alten Thessalier so sicher als wir, daß in der achten Nacht nach dem ersten Viertel der Vollmond am Himmel zu sehen sein werde, und seit undenklichen Zeiten hat noch Niemand, wenn er einen Palast oder Tempel oder nur einen Gänsestall bauen wollte, sich nach einem Zauberer umgethan, der durch einen bloßen Schlag mit seinem Stab oder mit einem einzigen Wort alle sieben Wunder der Welt aus nichts hervorgehen lassen kann; sondern man stellt Zimmerleute, Steinmetzen, Maurer u. s. w. an, wiewol sie in der Wirklichkeit binnen Jahr und Tag nicht so viel ausrichten als die Sclaven der Lampe im persischen Märchen in wenigen Minuten. Ebenso ist es auch mit den Erzählungen von Spukereien und Erscheinungen verstorbener Menschen. Es giebt keine Stadt, kein Dorf, kein ehmaliges Mönchs- oder Nonnenkloster, kein altes Schloß, keine alte noch neue Familie, worin sich nicht solche Wunderdinge zugetragen haben sollten, und schwerlich lebt von den höchsten Classen bis zu den niedrigsten eine Person in der Welt, die nicht eine oder mehrere Geschichten dieser Art zu erzählen hätte. Wahr ist's, Diejenigen, die in selbsteigner Person dergleichen Erscheinungen gehabt zu haben versichern, machen bei Weitem die kleinste Zahl aus; hingegen betheuern alle Uebrigen, ihr Märchen von vollkommen glaubwürdigen Augen- oder Ohrenzeugen empfangen zu haben; und wäre dies, so müßte die Zahl Derer, welchen solche Dinge begegnet wären, unendlich groß sein. Wenn nun alle diese Zeugen wirklich Glauben verdienten, oder, um mich unzweideutiger auszudrücken, wenn die Erscheinungen, denen sie Zeugniß geben, weder Betrug noch Täuschung der Einbildungskraft zur Ursache hätten: müßte nicht der Glaube, daß wir überall von den Geistern der Verstorbenen umgeben sind, daß sie mitten unter uns wohnen und ihr Wesen treiben, daß sie noch immer in Verbindung mit uns stehen und Antheil an uns nehmen, müßte nicht dieser Glaube schon längst allgemein festgesetzt sein und einen sehr merklichen und mannichfaltigen Einfluß auf die Vorstellungsart und die Handlungen der Lebenden haben? Müßt' es uns nicht immer sein, als ob unsre Verstorbenen noch lebten und alle Augenblicke wiederkommen könnten, uns über tausend Dinge zur Rechenschaft zu ziehen, die wir jetzt thun, aber schwerlich thun

würden, wenn wir sie unter ihren Augen zu thun glaubten? Dies ist aber lange noch nicht Alles. Wenn es wahr wäre, daß schon so viele Millionen Menschen sich nach ihrem Tode hätten sehen lassen, so müßte das, was Swedenborg für ein besonderes, ihm allein von Gott verliehenes Vorrecht hielt (die Gabe, die Verstorbenen zu sehen, mit ihnen zu reden und nach ihrem und unserm Belieben Umgang mit ihnen zu pflegen), allen Menschen gemein sein. Denn da uns kein Verstorbener sichtbar werden kann, wofern er nicht einen organischen Körper hat, der, wie fein auch der Grundstoff sein mag, dicht genug ist, um von menschlichen Augen deutlich gesehen zu werden, so ist klar, daß z. B. der verstorbene Cajus, wofern er z. B. von mir gesehen werden kann, allen Andern, welche Augen zu sehen haben, ebenso sichtbar sein muß als mir. Und da er mir nur vermittelst eines organischen Körpers, der der seinige, d. i. ein mit seiner Seele innigst vereinigtes Organ derselben ist, sichtbar werden konnte, so ist nicht weniger klar, daß er immer mit diesem seinem Körper vereinigt bleiben und also immer in dem Falle sein muß, von Jedermann gesehen werden zu können.

Blandine. Es wäre denn, daß er sich vorsätzlich verstecken wollte.

Wilibald. Das mag er thun! Alle die Milliarden Verstorbener, womit Luft, Erde und Meer angefüllt sind, können oder werden sich doch nicht immer wie die Maulwürfe in die Erde verkriechen wollen? Denn Du mußt bedenken, daß, wenn unter tausend vorgeblichen Geistererscheinungen auch nur eine wahr wäre, noch immer eine ansehnliche Zahl von Verstorbenen herauskäme, welche vermittelst ihres Körpers sichtbar werden könnten. Wären ihrer aber auch nur hundert oder funfzig oder noch weniger, so ist nicht abzusehen, warum sie allein ausschließlich mit Patentkörpern, so zu sagen, begabt sein sollten, die zur Sichtbarkeit besonders privilegirt wären. Nein! was von Einem gilt, muß von Allen gelten; und wenn folglich alle nur seit den nächsten 6000 Jahren verstorbene Menschen mit sichtbaren Körpern versehen sind, so muß unser Planet, außer den tausend Millionen lebender Menschen, die (nach den Regeln der politischen Rechenkunst) sich dermalen auf seiner Oberfläche befinden, wenigstens noch mit zwei- bis dreihunderttausend Millionen sichtbarer Verstorbener bevölkert sein, so daß auf einen sichtbaren Lebenden wenigstens zweihundertund-

funfzig sichtbare Todte kämen. Das wäre doch wahrlich beinahe so viel, als ob alle diese Millionen von Menschen gar nicht gestorben wären. Aber auch das ist noch nicht Alles. Ein organischer Körper, wär' er auch aus Aether gewebt, kann nicht ohne eine seiner Natur angemessene Nahrung bestehen. Man ist zwar, soviel ich weiß, noch nicht so weit gekommen, die Quantität von Lichtstoff und von den verschiednen Luft- und Gasarten genau angeben zu können, die ein Mensch binnen einer gewissen Zeit zu Unterhaltung seines Lebens unumgänglich nöthig hat; von den Verstorbenen, die, besage des Swedenborgischen, durch unzählige Erscheinungen bestätigten Zeugnisses, in sichtbarer menschlicher Gestalt auf der Erde fortleben, läßt sich dies noch weniger bestimmen; aber so viel ist doch ziemlich klar, daß der tägliche Aufwand, welchen 200,000,000,000 Verstorbene von den besagten Nahrungsstoffen machen würden, den 1,000,000,000 Lebenden schwerlich so viel übrig ließe, als zu ihrer nothdürftigsten Subsistenz erforderlich ist.

Blandine. Du machst mir angst und bange, Bruder! Wer weiß, ob nicht die unendliche Menge von Krankheiten, die unsern armen Aerzten so viel aufzurathen geben, besonders die großen Epidemien, z. B. das gelbe Fieber zu Malaga, woran die Menschen hinsterben wie die Fliegen, keine andere Ursache hat, und ob nicht die Nothwendigkeit, unsern Lebensstoff mit einer so ungeheuren Masse von Verstorbenen zu theilen, der wahre Grund ist, warum die Dauer des menschlichen Lebens von einem Jahrtausend zum andern so sehr abgenommen hat; da hingegen die Menschen in den ersten 1000 Jahren der Welt, wo die Anzahl der Verstorbenen noch sehr gering war, ihr Leben bis auf acht und neun Jahrhunderte brachten.

Wilibald. Deine Vermuthung läßt sich hören, Blandine, und wird den Gönnern des Swedenborgischen Systems nicht unwillkommen sein.

Blandine. Wenn das Alles aber auch nicht wäre, so muß ich doch gestehen, daß die Vorstellung, mitten in einem so fürchterlichen Gedränge von lebendigen Todten zu leben, etwas höchst Widerliches für mich hat und, wenn ich ihr nachhängen wollte, fähig wäre, mir das Leben gänzlich zu verleiden. Aber sollte denn kein Mittel sein, uns wenigstens die große Masse dieser Beschwerlichen vom Halse zu schaffen? — Da fällt mir zum Glück die Unterwelt der alten Griechen ein. Könnt'

es dieses in allem Andern so sinnreiche Volk nicht auch hierin getroffen haben? Gewiß hat das Innere der Erde, wohin sie ihren Tartarus und ihr Elysium setzten, Raum genug für eine weit größere Menge von Todten, als man dermalen zählt; wenigstens in der Voraussetzung, daß von Zeit zu Zeit ein beträchtlicher Transport in irgend einen andern Planeten abgeführt würde.

Wilibald. Genug, Blandine, und schon zu viel in diesem Ton über etwas, worüber so Wenige Scherz verstehen; wiewol es unbefangenen Menschen wirklich schwer wird, ernsthaft über einen Gegenstand zu bleiben, der dem Scherz von allen Seiten so viele Blößen giebt. Ich sage also in ganzem Ernst: Wäre die Wahrheit auch nur einer einzigen Erscheinung oder Unterredung eines Verstorbenen mit einem Lebenden unwidersprechlich zu erweisen, so daß es z. B. vollkommen gewiß wäre, daß der Bergrath Swedenborg mit dem Prinzen von Preußen nach dessen Tode gesprochen und von ihm erfahren hätte, was dieser Prinz mit der Königin Ulrike ingeheim geredet habe, so würde aus dieser Thatsache folgen, daß der besagte Prinz nach seinem Tode als ebendieselbe Person, die er vor demselben war, im Geisterreich fortgelebt und in seinem neuen Leben das Vermögen beibehalten habe, sich mit einem noch in diesem Erdeleben befangenen Sterblichen zu unterreden; und diese beiden Resultate würden, trotz aller Ungereimtheiten, die aus ihnen hervorzugehen scheinen mögen, ebenso gewiß sein als die Thatsache selbst, wovon sie unmittelbare Folgen sind. Daß aber diese vorgebliche Thatsache oder irgend eine andere dieser Art jemals zu einer solchen historischen Gewißheit zu bringen sei, daß kein Vernünftiger ihr seinen Glauben versagen könnte: dies ist, was ich schlechterdings leugne.

Selmar. Wie erklärst Du Dir denn das, was die Königin Ulrike als etwas zwischen ihr und Swedenborg wirklich Vorgegangenes erzählte?

Wilibald. Ich befinde mich gänzlich in demselben Fall wie diese Majestät selbst; ich begreife nichts davon, aber ich glaube nicht, daß Swedenborg weder mit dem verstorbenen Prinzen noch irgend einem andern Verstorbenen wirklich gesprochen habe.

Selmar. Die Königin müßte also (wie Blandine schon vermuthete) die ganze Geschichte geradezu er — dichtet haben? —

Wilibald. Oder Swedenborg hätte auf irgend einem

natürlichen Wege die geheimen Worte, die der Prinz in dem und dem Fenster der Galerie zu Charlottenburg zu ihr gesprochen, erfahren und hätte das Vorgeben, sie erst nach dem von der Königin erhaltenen Auftrag aus dem Munde des Verstorbenen entnommen zu haben, blos erdichtet oder, deutsch zu reden, erlogen, um sich dadurch in den Credit eines außerordentlichen Mannes zu setzen und sein vorgeblich erhaltnes Vorrecht, zugleich in dieser und in der unsichtbaren Welt zu leben, durch ein recht auffallendes Factum in den Augen des großen Haufens zu begründen. Dieses Letztere scheint auch die Meinung der Königin gewesen zu sein, und es muß ihr also die Möglichkeit wenigstens dunkel vorgeschwebt haben, wie Swedenborg hinter etwas gekommen sein könnte, wovon sie geglaubt hatte, daß es ein ausschließliches Geheimniß zwischen ihr und ihrem Bruder geblieben sei. In der That ist auch das Unwahrscheinlichste und Unglaublichste, wenn es nur nicht ganz aus dem natürlichen Wege heraustritt, eher zu glauben als etwas, das mit allen bekannten Naturgesetzen in offenbarem Widerspruch steht.

Selmar. Es müßte also auch mit der Entdeckung der verlornen Quittung die nämliche Bewandniß gehabt haben?

Wilibald. Ich sehe nicht, warum ich nicht sollte annehmen dürfen, daß Swedenborg zufälligerweise gerade Derjenige, der den holländischen Gesandten beim Lesen in Bayle's Wörterbuch unterbrochen, gewesen sei und also auch habe bemerken können, daß der Gesandte eine Quittung in das Buch gelegt, um den Ort zu bezeichnen, wo er im Lesen stehen geblieben. Um auf den ersten Blick auch die Rubrik des Artikels zu bemerken, brauchte Swedenborg nichts als ein Paar gute Augen, und des Bemerkten sich bei Gelegenheit wieder zu erinnern, nichts als ein gutes Gedächtniß. Uebrigens verdient noch in Betrachtung gezogen zu werden, daß Swedenborg weder in der ersten noch in der andern Anekdote ausdrücklich sagt, daß er die Nachrichten, die er der Wittwe des Gesandten und der Königin ertheilt, aus dem Munde der Verstorbenen habe; er begnügt sich, beiden Damen die verlangte Auskunft zu geben, und überläßt es ihnen selbst, sich die Frage, wie er dazu gekommen sei, zu beantworten. Da die Meinung von seinem Umgang mit den Geistern damals in Stockholm bereits Credit zu gewinnen anfing, so konnte er sich darauf

verlassen, daß man diesen Ereignissen die wunderbarste Ursache unterlegen würde.

Selmar. Du hältst also, wie ich sehe, den guten Swedenborg geradezu für einen Betrüger?

Wilibald. Ich spreche nicht gern über außerordentliche Menschen ab. Wer kann sagen, was eine sehr starke Anlage zur Schwärmerei, mit der Begierde, etwas Außerordentliches zu sein und zu scheinen, vereinigt, bei dieser oder jener einzelnen Person für seltsame Ausweichungen aus der gemeinen Bahn der Vernunft und Moralität bewirken kann? Auch hierüber glaube ich dem Urtheil der Königin ohne Bedenken beitreten zu können.

Selmar. Und so wären wir denn mit diesen Swedenborgischen Anekdoten, wovon Du mich so viel erwarten ließest, noch gerade da, wo uns die Erscheinungen der Frau Doctorin W. gelassen haben?

Wilibald. Mir ist leid, daß ich Ja sagen muß. Indessen tröste ich mich mit der Ueberzeugung, daß uns keine andere Geschichte, die in dieses Fach gehört, nur ein Haarbreit weiter bringen würde. Denn kurz und gut, es ist unmöglich, daß ein Mensch, der seiner Vernunft mächtig ist, wenn er selbst etwas dieser Art erfahren zu haben vermeint, sich von der objectiven Realität einer solchen Vision so völlig überzeuge, daß nicht immer, wenigstens einige Zeit nachher, Zweifel in ihm entstehen sollten, ob er nicht entweder von seinen Sinnen oder von seiner Phantasie oder durch die Wirkung eines außerordentlichen Zustandes seines Nervensystems oder durch fremden künstlichen Betrug oder auf irgend eine andere ihm unerforschliche Weise getäuscht worden sei. Ist nicht Herr D. W. selbst, wiewol er ein Buch über die wirkliche Erscheinung seiner Frau geschrieben hat, ein auffallendes Beispiel hievon? — Und wie könnt' es anders sein? Wenn wir uns auch in dem Augenblick selbst, da wir von einem solchen Gesichte überrascht würden, nicht erwehren könnten, unsern Sinnen zu glauben, so ist doch der Eindruck, den eine plötzlich erscheinende und ebenso schnell wieder verschwindende, unbetastbare Nebelgestalt auf die Sinne machen kann, nicht stark genug, daß er gegen die Wirkung des Nachdenkens und der Zeit lange aushalten könnte. Eine solche Erscheinung ist eine isolirte Begebenheit, von einer unbekannten Ursache in den natürlichen Zusammenhang unsers Lebens eingeschoben, welcher

dadurch zwar auf einen Augenblick unterbrochen, aber im Geringsten nicht verändert wird. So wie sie aus nichts entstand, zerfließt sie wieder in nichts und läßt, gleich den Begebenheiten im Traum, keine bleibende Spur zurück. Einem mehr oder minder lebhaften Traum ähnlich, verliert auch das Bild, das im Gedächtniß von ihr zurückblieb, nach und nach von der Wärme seiner Farben; und eine natürliche Folge davon ist, daß wir endlich selbst an der objectiven Realität der gehabten Erscheinung zweifeln und wenigstens ungewiß bleiben, ob wir geträumt oder gewacht haben, oder, wofern wir uns auch des Letztern deutlich bewußt zu sein glaubten, dennoch nie mit uns selbst einig werden können, welcher unbekannten Ursache wir das, was wir einige Augenblicke lang sahen oder hörten, beizumessen hätten. Gesetzt aber, ich selbst z. B. glaubte mein ganzes Leben durch vollkommen gewiß zu sein, daß eine verstorbene Person mir bei völlig wachen Sinnen und ruhiger Geistesgegenwart erschienen sei, würde ich darum bei andern verständigen und nicht ganz unaufgeklärten Menschen Glauben finden? Sie würden meine Erzählung wie ein anderes Märchen anhören; und wenn ich mich auch, wie D. W**l, erböte, meine Aussage vor allen Gerichten in der Welt eidlich zu bekräftigen, so würde ich bei den Vernünftigen nicht mehr dadurch bewirken, als daß sie mich von dem Vorsatz, sie wissentlich zu betrügen, freisprächen; den Glauben, daß ich selbst getäuscht sei, würde ich ihnen nie benehmen können.

Selmar. Leider scheinen mir die Gründe Deiner Meinung so einleuchtend, daß ich alle Hoffnung aufgebe, durch Erscheinungen und Experimente auf dem von Herrn W. vorgeschlagnen Wege einiges Licht über den Zustand der Seele nach dem Tode zu erhalten. Aber sonderbar ist es doch, wie bei so bewandten Sachen eine so ungeheure Menge von Geister- und Gespenstergeschichten sich über den Erdboden verbreiten und sogar in Ländern, die sich schon seit Jahrhunderten einer immer steigenden Cultur rühmen, bis auf diesen Tag nicht ausgerottet werden konnte. Ein so unverdränglicher und allgemeiner Volksglaube kann doch schwerlich einen schwachen, zufälligen, auf bloßen Sagen und Märchen beruhenden Grund haben — er muß in der menschlichen Natur selbst tief gewurzelt sein. Ist es vielleicht eine allen Menschen angeborne dunkle Ahnung der Unsterblichkeit unsers Wesens, was den Erscheinungen verstorbener Personen den Ursprung gab, und was uns den Erzählungen dieser Art,

wenn sie nur einigen Schein von Wahrheit von sich werfen, so gernglaubig entgegenkommen macht?

Wilibald. Mir ist's nicht unwahrscheinlich, daß ein solches Ahnungsvermögen in dem räthselhaftesten, noch viel zu wenig gekannten und erforschten Theil unsrer Natur, den man die Einbildungskraft nennt, schlummere und vielleicht im Wachen sowol als im Schlafe die Quelle mancher unsrer Träume sei. Indessen erkläre ich nicht gern Dunkles aus ebenso Dunklem. Irr' ich nicht, so liegt uns der Schlüssel zu diesem Geheimniß näher, als wir vermuthen. — Es ist eine alte, unzähligemal gemachte Erfahrung, daß eine lange Zeit hingeht, bis ein Mensch, der durch irgend einen Zufall einer Hand, eines Arms oder Fußes verlustig worden ist, auch ein dunkles Bewußtsein, das verlorne Glied noch immer zu besitzen, verliert, wiewol er beinahe alle Augenblicke Gelegenheit hat, den Gebrauch desselben zu vermissen. Ich halte mich gewiß, ebendasselbe müsse, vermöge der innern Oekonomie unsrer Natur, auch der Fall sein, wenn wir einer Person, mit welcher wir lange in sehr nahen und innigen Verhältnissen gelebt haben, durch den Tod beraubt werden. Ein Beispiel, das ich anführen könnte, — überzeugt mich, daß tausend andere — oder vielmehr, daß alle nicht ganz gefühllose Menschen in diesem Falle mehr oder weniger — das Nämliche erfahren müssen —

„Erlaube mir, lieber Bruder," sagte Blandine, da sie aus der veränderten Stimme und dem Stocken ihres Bruders schloß, daß es ihm zu schwer fallen würde, fortzufahren, „erlaube mir, daß ich meine eigene Erfahrung für Dich reden lasse. Unser Freund weiß, wie herzlich die Freundschaft war, die mich von früher Jugend an mit meiner vor drei Jahren verewigten Schwester verband. Ohne den Umstand, daß eine langsame Abnahme ihrer Kräfte und endlich eine sehr beschwerliche und aller Hilfe der Heilkunst hartnäckig widerstehende Krankheit uns in die traurige Nothwendigkeit setzten, zwischen immer wechselnder Furcht und Hoffnung den Augenblick der Trennung täglich näher heranschleichen zu sehen, würde es Denen, die so innig an ihr hingen, kaum möglich gewesen sein, sie zu überleben" —

Blandine hatte sich zu viel zugetraut, da sie sich für stark genug hielt, ihren Bruder abzulösen. Ihre Thränen, die sie vergeblich zurückzuhalten strebte, erstickten auf einmal ihre Stimme, und die wehmüthigste Erinnerung fiel so warm und

lebhaft auf ihr Herz, daß es ihr unmöglich war, fortzureden. „Gute Seele," sagte Wilibald, indem er ihr mit abgewandtem Gesicht die Hand drückte — „schäme Dich nicht, daß Du doch aus noch weicherm Thon gebildet bist als ein Mann! Die Zeit hat mich endlich stark genug gemacht, sobald nur die erste Bewegung vorüber ist, von dem, was in dieser wichtigsten Epoche meines Lebens in mir vorging, zu einem Freunde wie Selmar reden zu können."

Selmar. Auch würde ich es ohne diese Rücksicht nicht über mein Herz gewinnen, Dich fortfahren zu lassen, wie sehr ich auch die Erfahrungen zu hören wünsche, worin Du den Schlüssel zu jenem so alten und allgemeinen Glauben der Menschen zu finden vermeinst.

Wilibald. Glücklicherweise ist es zu meinem Zwecke nicht nöthig, mich in eine umständliche und ins Einzelne gehende Erzählung der Geschichte meiner Seele in jenem — Zeitraum einzulassen. Ich sage glücklicherweise, theils, weil es nach Verfluß einiger Jahre schwer, wo nicht unmöglich ist, das, was in einer ungewöhnlichen Lage in unserm Innersten unwillkürlich und ohne unser Zuthun vorging, ganz rein von allen Einmischungen der Phantasie und der Urtheilskraft darzustellen, theils, weil Alles, was sich auf das besondere und in seiner Art, wo nicht einzige, doch gewiß höchst seltne Verhältniß, worin ich sechsunddreißig Jahre mit der Verewigten gelebt hatte, bezieht, meinem Gefühl nach etwas Heiliges für mich ist und bleiben soll, wovon ich ohne eine mir selbst unverzeihliche Profanation mit keinem Dritten reden kann.

Was ich mir also überhaupt von meinem damaligen Gemüthszustand am Deutlichsten bewußt bin, ist, daß über ein Jahr lang eine Art von innigem Gefühl, daß sie lebe und mir nahe sei, mich nie verließ, auch dann nicht, wenn ich mit Arbeiten beschäftigt war, wobei die Seele ganz in sich selbst gesammelt sein muß, um alle ihre Kräfte desto freier und harmonischer zusammenspielen zu lassen. Dieses Gefühl war sehr verschieden von demjenigen, was uns die körperliche Gegenwart einer geliebten Person, mit welcher wir lange gelebt haben, aller Orten, wo wir sie zu sehen gewohnt waren, eine mehr oder weniger lange Zeit lebhaft vermissen macht. Dieses letztere Gefühl ist immer schmerzlich; jenes hingegen gewährte mir das einzige Vergnügen, dessen ich damals fähig war. Es war mit keiner mir bemerklichen Täuschung der

Einbildung verbunden: ich glaubte nicht, sie zu sehen oder zu hören; aber mir war, sie sehe und höre mich. Ich fühlte ihre Nähe in meinem Innern, und kein Dogmatiker noch Skeptiker hätte mir die Gewißheit, daß sie lebe und Antheil an mir nehme, wegvernünfteln können. Sobald ich allein war, unterhielt ich mich mit ihr, ohne des ewigen Monodrama's jemals müde zu werden. Sogar unter den literarischen Arbeiten, die mich im ersten halben Jahr den größten Theil des Tages über beschäftigten, wurde sie so oft apostrophirt, als ich die Feder auf einen Augenblick niederlegte, ohne daß ich in der vorhabenden Arbeit im Geringsten dadurch gestört wurde. Im Gegentheil, dieses Gefühl ihrer geistigen Nähe hatte die Wirkung auf mich, welche die griechischen Dichter dem Anhauch einer Muse zuschrieben; es belebte meine Lebensgeister und stärkte meinen Kopf nicht weniger als mein Herz, kräftiger als das beste Cordial; ja, ich bin überzeugt, daß ich ohne dasselbe damals nicht nur nichts Erträgliches hervorbringen, sondern das Dasein selbst schwerlich hätte ertragen können.

Selmar. Was mich am Meisten wundert, ist, daß bei einer solchen Gemüthsstimmung Deine Phantasie immer so unthätig blieb, als Du sagst, und Dir die Freundin, die Dir unsichtbar immer so nahe war und so stark auf Dich wirkte, nie in sichtbarer Gestalt vor Augen stellte, da doch vielleicht nur ein einziger Grad höherer Spannung dazu vonnöthen war.

Wilibald. Ich würde mich selbst darüber wundern, wenn es nicht zu den Eigenheiten meiner Einbildungskraft (die überhaupt nie sehr feurig war) gehörte, daß sie mir die individuelle Gesichtsbildung und Gestalt der Personen, die ich am Meisten liebte, sogar in meiner Jugend nie so lebendig und mit so scharfen Zügen vorbilden konnte, daß ich, wenn ich ein Maler gewesen wäre, nach dem Bilde, das mir von ihnen in der Phantasie vorschwebte, ein sehr ähnliches Porträt hätte zu Stande bringen können. Dies war nun auch der Fall bei ihr, die ich inniger als je eine Andere geliebt hatte; und daher erkläre ich mir auch, warum ich sie so selten in Träumen sah. Denn wiewol mir ihre geistige Gegenwart sehr wohlthätig war, so gestehe ich doch, daß es Augenblicke gab, wo mir daran nicht genügen wollte, so daß ich sie nicht selten mit dringenden Bitten bestürmte, mir im Traum zu erscheinen, da dies doch die einzige Möglichkeit, sie wiederzusehen, sei.

Selmar. Hoffentlich ließ sie Dich keine Fehlbitte thun.

Wilibald. Ich kann nicht sagen, daß sie mir diese Gefälligkeit nur ein einziges Mal erwiesen, auch dann nicht, wenn ich mein Möglichstes gethan hatte, ihr die Mühe dadurch zu erleichtern, daß ich meine Phantasie mit Erinnerungen an die schönsten Scenen unsers Lebens zu erwärmen suchte. Indessen störte mich dies wenig in jenem wohlthätigen Gefühl ihrer unsichtbaren Nähe, und ich wußte mir allerlei Gründe anzugeben, warum sie meine Bitte nicht erfüllen wolle, wenn sie es auch könnte. Kurz, ich gewöhnte mich an den Gedanken, daß seit ihrem Verschwinden aus der sichtbaren Welt keine andere als eine geistige Gemeinschaft — as soul approaches soul, wie ein englischer Dichter sagt — zwischen uns möglich sei. Ich suchte mich nun durch die Vorstellung zu entschädigen, daß sie, die einst mein guter Engel in irdischer Gestalt gewesen war, nun eben dieses Verhältniß gegen mich und die Ihrigen unsichtbarerweise fortsetze; und es wurde mir um so leichter, diese Vorstellung lebendig zu erhalten, da ich ein sonderbares Vergnügen daran fand, jeden meiner bessern Gedanken ihrer Eingebung und jedes noch so kleine glückliche Ereigniß meines Lebens ihrer Leitung und Mitwirkung zuzuschreiben. — Doch ich sehe, daß ich ziemlich weit über die Grenzen, die ich mir gezogen habe, hinaus gerathen bin, und will also nichts hinzusetzen, als daß auch jenes selige Gefühl, nachdem es über ein volles Jahr fast in gleicher Stärke gedauert hatte, endlich dem Einfluß der Zeit und der Zerstreuungen des Lebens unterlag, unvermerkt von seiner Lebhaftigkeit verlor und sich endlich in die Masse jener dunklen Gefühle zurückzog, deren wir uns zwar gewöhnlich nicht bewußt sind, die aber durch die geringste Veranlassung alle Augenblicke wieder hervorgerufen werden und die Kraft, womit sie auf unser Gemüth wirken, nie ganz verlieren.

Wenn ich von diesem Gefühl alles Individuelle beseitige, so bleibt vermuthlich nichts übrig, als was alle Menschen in ähnlichen Fällen von jeher erfahren haben und immer erfahren werden: nämlich etwas demjenigen sehr Aehnliches, was jeder Mensch, der durch einen Zufall einen Arm oder ein Bein verloren hat, erfährt, indem er, wiewol dieses Verlusts sich vollkommen bewußt, eine Zeit lang das verlorne Glied noch immer zu besitzen wähnt und seines Irrthums meistens nur in dem Augenblick deutlich gewahr wird, da er Gebrauch davon machen will. Daß auch jenes Gefühl, wie dieses, sich aus der Macht der Ge-

wohnheit ganz natürlich erklären lasse, davon soll jetzt nicht die Rede sein. Aber dünkt es Dich nicht auch, Selmar, daß es eine ebenso natürliche Grundlage des mit der Länge der Zeit so gemein gewordenen Glaubens an Geistererscheinungen habe werden können? Dieses Gefühl oder, wenn Du willst, dieser gefühlähnliche Wahn, daß eine verstorbene Person noch da sei, leiht natürlicherweise allen Erinnerungen an dieselbe einen höhern Grad von Lebhaftigkeit und Wärme; Beides spannt — und bei schwerblütigen oder nervenkranken Personen überspannt es auch wol — die Einbildungskraft. Bei manchen, zumal zum Träumen ohnehin geneigten Personen bringt es öftere Träume hervor, worin die verstorbene Person lebt und handelt; und so wie (nach Agathodämon's Meinung) Träume dieser Art im Kindesalter des menschlichen Geschlechts und bei allen Völkern, die noch auf den untersten Stufen der Bildung stehen, den Glauben an das fortdauernde Leben der Verstorbenen im Lande der Seelen erzeugt zu haben scheinen, so könnten sie auch gar wohl den ersten Gespenstergeschichten das Dasein gegeben haben.

Wenn dies aber auch nicht wäre, so bedurfte es, um den Glauben an Geistererscheinungen zu begründen, schwerlich mehr als einige wenige Fälle, wo der individuelle Nervenzustand bei Personen von starker Einbildungskraft die Idee eines Verstorbenen bis zur Anschaulichkeit außer sich erhöht hatte. Leichtglaubigkeit und Hang zum Wunderbaren setzten dann solche vermeinte Ereignisse gar bald in Umlauf, und sie erhielten, wie gewöhnlich, in jedem neuen Munde, der sie weiter beförderte, irgend einen Zusatz, der sie geschickter machte, Erstaunen und Schauder zu erregen. In der Folge bemächtigten sich Schamanen, Priester und religiose Gaukler aller Arten dieser reichhaltigen Fundgrube und wußten sie auf mancherlei Weise zu Vergrößerung ihrer Macht über den Unverstand und die Leidenschaften roher Menschen zu benutzen. Die Geistererscheinungen wurden nun immer gemeiner; viele brachte künstlicher Betrug, viele unerkannte Selbsttäuschung hervor; tausende gewannen ihre Gestalt blos dadurch, daß sie, von Mund zu Mund fortrollend, unvermerkt zu Volksmärchen wurden; viele, vielleicht die meisten, waren und sind noch jetzt bloße Erzeugnisse der Furcht und des Aberglaubens. Indessen ist wol nichts gewisser, als daß diese lichtscheuen phantastischen Wesen, so wie sie sich gewöhnlich nur bei Nacht und Nebel sehen lassen, meistens

auch nur von solchen Personen gesehen werden, deren Verstand noch mit Nacht und Nebel umhüllt ist, — und wirklich der Philosoph Eukrates in Lucian's Lügenfreund und der Philosoph W**l in unsern Tagen sind, so viel ich weiß, die Einzigen ihrer Zunft, denen ihre verstorbene Gattinnen bei hellem Tag erschienen sind.

Selmar. Wie wenig ich auch meine Rechnung dabei finde, so scheint es doch, ich werde meine Hoffnung, Nachrichten von dem Leben nach dem Tode aus dem Munde wiederkommender Todten zu erhalten, ein für alle Mal aufgeben müssen. Aber daß Du mir, wie ich besorgen muß, auch den Glauben, „Dein so inniges Gefühl der geistigen Nähe Deiner verewigten Freundin, das Dir selbst ein so tröstliches Pfand ihres fortdauernden Daseins sein mußte, sei in der That eine Wirkung ihrer Gegenwart gewesen," daß Du mir auch diesen Glauben, und wär' es nur ein süßer Wahn, wegzuvernünfteln gesucht hast, ist beinahe mehr, als ich Dir verzeihen kann.

Wilibald. Das wolle der Himmel nicht, lieber Selmar, daß ich Dir irgend einen süßen Wahn rauben sollte, der zu Deiner Glückseligkeit oder Ruhe nöthig wäre! Ich selbst bin ein zu großer Freund von unschuldigen Täuschungen — und wenn Du jenen süßen Wahn vollends gar zu wirklichem Glauben erhöhen könntest, was würden Dich alle meine Vernünfteleien kümmern?

Selmar. Du selbst hast ja gestanden, daß Du eine beträchtliche Zeit lang jenen Glauben —

Wilibald. Verzeihung, Freund! Es war mehr als Glauben, es war wirklich eine Art von Gefühl; wenigstens weiß ich ihm keinen andern Namen zu geben, wiewol mir jetzt nur allzu wahrscheinlich ist, daß etwas Täuschendes darin war; ich will sagen, daß die Ursache davon blos in mir selbst, nicht in einer unmittelbaren Einwirkung der Verewigten zu suchen war. Würde es wol, wofern das Letztere stattgefunden hätte, mit der Zeit immer schwächer geworden sein? und würde es nicht, wenigstens zuweilen, in seiner ganzen ehmaligen Stärke wiederkehren?

Selmar. Warum dies nicht geschieht, davon ließe sich eine sehr natürliche Ursache angeben. Könnte sie Dir nicht anfangs noch nahe geblieben sein und erst eine geraume Zeit nachher eine Bestimmung, die sie von Dir entfernte, erhalten haben?

Wilibald. Ich kann freilich nicht beweisen, daß dies schlechterdings unmöglich sei; aber ich habe meine Ursachen, es nicht zu glauben.

Selmar. Zum Beispiel?

Wilibald. Gerade heraus zu reden, Freund Selmar, ich bin überzeugt, daß der Tod aller Gemeinschaft und allen Verhältnissen zwischen den Verstorbenen und den Lebenden ein Ende macht.

Blandine. Der Himmel bewahre mich vor einer so trostlosen Ueberzeugung! O des leidigen Vernünftelns über Dinge, worüber wir allein die Stimme des Herzens hören sollten! Vor zwei Jahren, Bruder, hattest Du doch einen ganz andern Glauben.

Wilibald. Auch war es glücklich für mich, daß ich ihn hatte. Leider beruhte er auf einer bloßen Täuschung; aber ohne diese Täuschung würde ich vermuthlich das Vergnügen nicht haben, mich jetzt mit Dir und meinem Freund zu unterhalten.

Selmar. Mir geht es wie den Eifersüchtigen, die nichts so sehr fürchten, als die Zweifel, so man ihnen gegen die Treue ihrer Geliebten beigebracht hat, bestätiget zu sehen, und dennoch nicht aufhören, zu fragen und zu forschen, bis ihnen die verhaßte Wahrheit in die Augen blitzt!

Wilibald. Dies ist, denke ich, ein Zug, den Du mit allen Sterblichen gemein hast. Eine innere Nothwendigkeit treibt uns, in Allem nach Wahrheit zu streben, auch wenn sie unsern Neigungen und Wünschen entgegensteht. Irrthum kann uns angenehm sein, aber nie befriedigen. Ich sagte Dir, ich sei überzeugt, daß der Tod alle Gemeinschaft zwischen Todten und Lebenden aufhebe. Man kann aber auch von der Wahrheit eines Irrthums überzeugt sein, und warum sollte dies nicht auch der Fall mit mir sein können? Höre also meine Gründe und urtheile dann selbst! Nur bitte ich, daß die Rede nicht mehr von mir, sondern von irgend einem Cajus oder Titius sei, der in der Sache, wozu wir ihn gebrauchen, Stellvermeser des ganzen männlichen Geschlechts sein kann. Denke Dir also einen solchen Cajus, der mit tausend andern das Unglück gemein hatte, einer geliebten Gattin (die uns Fannia heißen mag) durch den Tod beraubt zu werden. Er hatte sie einst (wie wir voraussetzen wollen) beim ersten Anblick für die Einzige zu erkennen geglaubt, die ganz nach seinem Herzen sei, und so hatte er sie in einer langen Reihe von Jahren immer

Stimme seiner Gattin ähnlicher Stimme ansprach, so ganz müssig geblieben und dem Künstler, der Beides hervorbrachte, nicht ein Wenig nachgeholfen habe, das muß ein Mann, der sich auf seine Psychologie so viel zu Gute thut, weder sich selbst noch Andern weismachen wollen; zumal da die ganze Erscheinung so schnell wieder verschwand, daß er unmöglich Zeit haben konnte, den Grad der Aehnlichkeit und das, was seine Einbildung unwillkürlich dazu beitrug, so genau abzumessen. Daß aber jene Voraussetzungen bei dem vorliegenden Fall schlechterdings keine Statt gefunden haben könnten, hätte Herr W**l seinen Lesern ausführlich und (wie er zu sagen pflegt) handgreiflich, so daß gar keine Möglichkeit des Gegentheils denkbar wäre, beweisen müssen. Uebrigens ist noch bemerkenswürdig, daß unser Philosoph seiner Besonnenheit bei diesem ganzen Ereigniß so wenig traute, daß er sich selbst sagte: „Schliefe ich jetzt ein, so würde ich Alles nach einigen Stunden sicherlich für Täuschung irgend einer Art halten. Um also recht sicher zu gehen, ist nun das beste Mittel, munter zu bleiben, ein Pfeifchen anzuzünden und ein wissenschaftliches Werk zu lesen, dessen anziehlicher Inhalt mich nicht zum Einschlummern kommen läßt. Noch sicherer ist es aber, ich schreibe auch diesen Vorfall mit Kreide sogleich auf diesen Tisch."

Blandine. Federn, Tinte und Papier müssen sehr rar bei dem guten Manne sein, daß er immer mit Kreide auf den Tisch schreibt.

Wilibald. Er zog nun sogleich am folgenden Morgen bei der Haushälterin seines Wirthes und den übrigen Personen im Hause Erkundigung ein, ob sie in der vergangenen Nacht nichts gehört hätten, und Alle antworteten mit Nein. Auch konnte er in der Folge nicht die geringste Spur entdecken, daß Jemand im Hause von den beiden Hauptvorfällen etwas merke oder gar wisse. Was kann er aus diesem Umstand schließen? Würde dies nicht auch der Fall gewesen sein, wenn eine von den Personen im Hause wirklich Antheil daran gehabt hätte? Er schließt also nicht richtig, wenn er daraus folgert: „Vor fremder Täuschung war ich also ebenso sicher als vor Selbsttäuschung." Indem er aber hinzusetzt: „ohne gleichwol der Wahrheit selbst um einen Schritt näher zu kommen," — so weiß man vollends nicht, was man von ihm denken soll. Von welcher Wahrheit ist denn hier die Rede, kann hier

die Rede sein? Doch wol von keiner andern als der Thatsache, daß sein verstorbenes Hannchen ihm ihr fortdauerndes Leben durch eine förmliche Erscheinung zu wissen gemacht? Vor Selbsttäuschung war er, wie er sagt, so sicher dabei als vor fremder Täuschung; was bleibt also übrig als die Wahrheit der gehabten Erscheinung? Wie will er ihr näher kommen, als er's schon ist? Er hat die Gestalt der Verstorbenen gesehen; er hat ihre Stimme gehört; sie hat ihn vertraulich bei seinem Namen genannt und ihn versichert, daß sie unsterblich sei, und daß sie sich einst wiedersehen würden. Was will er mehr? — Ach ja, freilich will er mehr; er will auch begreifen können, wie Hannchen es angestellt habe, um ihm diesen Besuch zu machen. Das ist gar zu viel gefordert — Und doch, wer weiß, was für Aufschlüsse er von ihr hätte erhalten können, wenn er ihr nur Zeit dazu gelassen hätte? An ihrem guten Willen lag es wenigstens nicht, wenn sie ihn von ihrer Unsterblichkeit nicht überzeugen konnte. Sie ging mit bewundernswürdiger Behutsamkeit und Artigkeit zu Werke, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, ohne ihn zu erschrecken. Anfangs machte sie blos Wind im Zimmer, machte das Licht flackern und den Vorhang wehen. Wie sie sah, daß er nichts darauf gab und lieber das Unnatürliche natürlich erklären, als auch nur einer bloßen Vermuthung, daß der Wind von ihr herrühren könnte, Platz geben wollte, rückte sie ihm schon näher auf den Leib; sie versuchte, ihm das Deckbette zu nehmen, und blies ihm eiskalt in den Rücken. Dies wirkte, aber leider nur den profanen Einfall, seine selige Gattin wolle vielleicht ein Späßchen mit ihm machen. Natürlich nahm die Selige dies ein Wenig übel, und anstatt ihm auf sein grobes „Wer da?" und die lose Frage: „Hannchen, bist Du's?" zu antworten, fuhr sie durch das silberhell klirrende Alkovenfensterchen nach dem Vorsaal hinaus und kletterte mit einem kleinen Geräusch, wie etwa eine Katze, die Treppe hinan. Da auch diese Bethätigung ihres Daseins des nachdrücklichsten Zuspruchs seines würdigen Freundes K. ungeachtet nichts bei ihm verfangen wollte, ging sie einen Schritt weiter. Ihr Gemahl hatte das vormals offen gestandene Fensterchen indessen zugeschoben; sie schob es ganz leise wieder auf und nahm ihre Zeit so gut, daß er es hören mußte und wirklich hörte. Aber der unglaubige Mensch wollte lieber glauben, daß ein Wind, der gar nicht zu spüren war, das Fensterchen aufgeschoben habe. Nun sah sie sich genöthigt, die Sache ernsthafter anzugreifen. Sie ließ ein

paar Nächte vorübergehen, um ihm Zeit zu bessern Gedanken zu geben, und in der dritten schob sie das Fensterchen abermals auf und stellte ihm vermittelst eines schwachen Strahls, der den Alkoven etwas erhellte, eine ihr ähnliche weiße Figur in Lebensgröße dar, die ihn freundlich anredete und vielleicht noch mehr zu sagen bereit war, wenn er sie nicht durch ungestümes Aufsielosspringen augenblicklich wieder verscheucht hätte. Sie durfte jetzt mit gutem Fug erwarten, daß sie ihre wohlgemeinte Absicht bei dem Unglaubigen erreicht habe; aber nichts weniger. Wiewol völlig überzeugt, daß keine Art von Täuschung dabei habe vorgehen können, beharrete er doch hartnäckig auf der Meinung, daß er der Wahrheit durch diese Erscheinung nicht um einen Schritt näher gekommen sei. Dieser skeptische Starrsinn hätte vielleicht tausend andre Frauen an Hannchens Stelle von einem fernern Versuch abgeschreckt; aber diese treue Gattin trieb ihre beispiellose Liebe so weit, daß sie ihm endlich sogar bei hellem Tag erschien. Er hatte sich so eben nach Tische, um der Mittagsruhe zu pflegen, in seiner Studirstube auf den Sopha, „an eben der Stelle, wo seine verewigte Gattin in den letzten Tagen ihres irdischen Daseins, bevor sie völlig bettlägerig wurde, zu sitzen pflegte, hingelegt." Hier ruhete er neben seinem Hunde erst seit einigen Minuten, mit dem Haupt auf dem Arm in einer Ecke des Sophas und mit offenen, nach der Thür gerichteten Augen. Auf einmal öffnete sich die Thür leise, und die Verewigte erschien ihm in eben der Gestalt, wie ehedem in der Nacht, und wie sie im Sarge aussah, mit demselben weißen Anzug und freundlichen Blick, und sagte ihm leise, doch vernehmlich: „Karl, beruhige Dich! Ich bin unsterblich. Mehr vermag ich nicht Dir zu offenbaren. Bis auf einstiges Wiedersehen lebe wohl!" Mit diesem Worte verschwand sie vor seinen Augen, als er sich eben aufrichten und sich ihr nähern wollte, und während dieser Rede wedelte der Mignon mit dem Schwanze zum Zeichen der Freude über das Wiedersehen seiner Frau, die er jetzt auch wirklich erblicken und wiedererkennen mußte."

Blandine. Ich muß gestehen, daß sich das ganze Drama der Erscheinungen der Frau Doctorin mit dieser Schlußscene auf eine sehr anständige Art endigt. Aber wenn ich sagen soll, was ich denke, so zweifle ich keinen Augenblick, daß er diese letzte Erscheinung — einem Traum zu danken hatte.

Selmar. Der Doctor versichert ausdrücklich, daß sie ihm in völlig wachendem Zustande widerfahren sei —

Wilibald. und beruft sich, zum Beweis, daß sie unmöglich bloße Täuschung seiner Phantasie habe sein können, auf seinen Hund, der sich sonst auch getäuscht haben müßte.

Blandine. Schade, daß wir den Hund nicht constituiren und fragen können, warum er mit dem Schwanze gewedelt habe. Wenn übrigens eine Täuschung hier vorwaltete, so bestand sie blos darin, daß der Herr Doctor zu wachen vermeinte, da er doch träumte. Im Traum erschien ihm seine Gattin; im Traum sah er den Hund mit dem Schwanze wedeln. Oder sollten die Naturkündiger wirklich beweisen können, es sei unmöglich, zu träumen, daß man wache und mit offnen Augen sehe und höre, was man blos im Traum sieht und hört?

Wilibald. Diese Unmöglichkeit ist keineswegs zu beweisen, und die Erfahrung streitet für das Gegentheil. Es mag wol wenige Menschen geben, die diese Erfahrung nicht mehr als einmal in ihrem Leben gemacht hätten. Nichts ist natürlicher, als daß Herr W**l, indem er auf seinem Sopha die Sieste hielt, unvermerkt einschlummerte und Alles, was er uns hier erzählt, träumte, während er (wie alle Träumende) zu wachen glaubte.

Blandine. Auf alle Fälle däucht mir diese Art, die letzte Erscheinung der Dame W**l zu erklären, viel natürlicher, als zu glauben, daß sie solche in eigner Person bewerkstelligt habe. Wäre das Letztere, warum hätte sie nöthig gehabt, zur Thür hereinzukommen, da sie wieder unsichtbar werden konnte, ohne zur Thür hinauszugehen? Ein Geist, der die Thür aufmachen muß, wenn er mir erscheinen will, verliert sogleich allen Respect bei mir. Und warum sollte sie nicht vermögen, ihm mehr zu offenbaren, als daß sie unsterblich sei? Das sieht einer Ausrede der Einbildungskraft ähnlich, die hier im Spiele war und freilich sehr wohl wußte, daß ihr der Mann im Mond nicht unbekannter sei als der Zustand der Seelen nach dem Tode, und die also ihre Unwissenheit hinter eine geheimnißvolle Miene zu verstecken sucht. Auch möchte ich wol wissen, warum die selige Frau gerade die Leichengestalt, die sie im Sarge hatte, wählte, um dem Gatten ihre Unsterblichkeit anzukünden? Ich gestehe, daß ich mir kaum etwas Grausenhafteres denken kann als eine lebendig herumwandelnde Leiche. Oder sollen wir glauben, diese Gestalt sei dermalen ihre eigene,

und es habe nicht in ihrer Macht gestanden, sich ihm in einer tröstlichern darzustellen?

Wilibald. Ich bin Deiner Meinung, Blandine; wäre ich an des Doctors Platz gewesen, so würde mich eine solche Erscheinung, wenn ich sie für mehr als einen Traum gehalten hätte, noch weit mehr verwirrt und verlegen gemacht haben als alles Vorhergegangene. Um so sonderbarer muß es einem Jeden vorkommen, daß er, der sich bisher immer mit Händen und Füßen gegen den Glauben an die Realität der ihm begegneten Wunderdinge gesträubt hatte, gerade bei dieser Erscheinung, die ihn am Meisten hätte befremden sollen, nicht den mindesten Zweifel äußert. Es wird aber sogleich begreiflich, sobald man weiß, daß er inzwischen seine Hypothese über den subtilen Körper, der mit dem Geiste als ein unentbehrliches Werkzeug und Verbindungsmittel mit der Welt auf immer vereinigt ist, so weit ausgearbeitet und aufs Reine gebracht hatte, daß er sich nun die Sache vor der Hand (wie er sagt) recht gut erklären kann. Freilich gewinnt das Factum selbst dadurch nicht viel, und es bleibt noch immer ungewiß und, aufs Gelindeste zu urtheilen, höchst unwahrscheinlich, daß die selige Frau ihrem gewesenen Ehegemahl wirklich erschienen sei, oder (bestimmter zu reden) daß sie alle die seltsamen Ereignisse (von dem Sturmwind bei ruhiger Luft bis zu der Erscheinung bei hellem Tage) in selbsteigner Person gewirkt habe; aber Herr W**l wenigstens scheint hierüber, seitdem er sich vermittelst seiner Hypothese alles Geschehene begreiflich machen kann, vor der Hand völlig beruhigt, wünscht aber nun desto eifriger, daß diese ihm äußerst wichtig scheinende Sache auch von der ganzen Menschheit dafür anerkannt werde. Er bittet daher am Schluß seines Büchleins „alle Psychologen und Anthropologen, Metaphysiker, Philosophen, Welt- und Menschenkenner, Denker und wahrheitliebende Menschen, ihm nicht allein ihr ganz unparteiisches, reiflich überlegtes, auf sichere Gründe gestütztes Urtheil über dieses sonderbare Factum, sondern auch möglichste Aufklärung und freundschaftliche Belehrung darüber unumwunden*) mitzutheilen." — Er geht noch weiter: er hofft und

*) Herr D. W**l setzt in seiner pleonastischen Manier noch hinzu: „ohne Eingenommenheit für und wider diese Facta, für und wider mich selbst, auf eine der Sache angemessene, vorsichtige, behutsame und humane Art, ohne Groll, Bitterkeit, Verleumdung u. s. w." — Wozu alle diese Forderungen

erwartet sogar, daß „der Menschheit wohlwollende Fürsten und Regenten aller Art ihren hiezu fähigen Unterthanen, vorzüglich den Professoren, die Anstellung ähnlicher Experimente gewiß zur Pflicht machen werden," und zweifelt um so weniger, daß diese zu Erfüllung derselben sich um so williger finden lassen werden, da hiedurch die Richtigkeit seiner Erzählung am Ersten, Besten, Strengsten und Zweckmäßigsten geprüft und erkannt werden könne.

Blandine. Sage mir doch, Bruder, was Herr W**l wol unter der Anstellung ähnlicher Experimente versteht?

Wilibald. Da fragst Du mich mehr, als ich selbst weiß, und ich muß offenherzig bekennen, daß ich weder verstehe noch begreife, was der gute Mann damit sagen will. Soviel ich einsehe, kann man weder das, was er für wirkliche Erscheinung seiner Gattin nach ihrem Tode hält, noch das, was er selbst dabei gethan, ein Experiment im gewöhnlichen Sinn des Wortes nennen. Verdiente es aber auch diese Benennung, so sehe ich nicht, wie in einer Sache dieser Art durch die von Andern dazu geschickten Personen angestellten Experimente die Richtigkeit seiner Erzählung am Besten und Strengsten geprüft und erkannt werden könnte. Gesetzt, hundert, ja tausend Psychologen und Anthropologen in der Welt hätten mit ihren Weibern, Anverwandten oder Freunden eine solche Abrede getroffen, wie Herr W**l mit seinem Hannchen, und die Zusage derselben, ihren besagten Männern, Verwandten oder Freunden nach ihrem Tode zu erscheinen, wäre ohne allen Erfolg geblieben: so würde und könnte kein vernünftiger Mensch hieraus allein einen hinlänglichen Beweis gegen die Richtigkeit seiner Erzählung herleiten. Denn was zehntausend Andern nicht begegnet wäre, könnte gerade ihm allein begegnet sein. Auch kann Herr D. W**l sicher darauf rechnen, daß ihm alle Philosophen, denen er ein ähnliches Experiment ansinnen will, ins Gesicht lachen und ihn fragen werden, wie er habe vergessen können, daß zu Anstellung eines Experiments erfordert werde, daß die Bedingung, unter welcher der bezweckte Erfolg desselben allein möglich ist, völlig in unsrer Gewalt sei.

---

und Bedingungen? Die Philosophen, Welt- und Menschenkenner u. s. w. werden ohne sein Erinnern schon wissen, was sie zu thun haben; und wie Wenige sind unter ihnen, bei denen die geringste Parteilichkeit, geschweige unlautere Absichten oder gehässige Leidenschaften nur denkbar sein könnten?

Wie sollten es aber die Philosophen anfangen, um einen Geist zum Erscheinen zu nöthigen, wenn er nicht kann?

Blandine. Herr W**l muß sich aber doch etwas dabei gedacht haben, wenn er behauptet, daß durch die Experimente, auf die er so ernstlich dringt, die Wahrheit seiner Erzählung geprüft werden könne.

Wilibald. Wenigstens müßte er in dem Augenblick, da ihm diese seltsame Behauptung entfuhr, schon wieder vergessen haben, daß er unmittelbar vorher gesagt hatte: „Nur ein Thor oder Unwissender oder — (was dieser Strich bedeute, ist leicht zu errathen) könnte die Reinheit meiner Absicht und die aufrichtige Wahrheitsliebe, die Zuverlässigkeit meiner Erzählung des erlebten und hier dargestellten Factums verkennen, bezweifeln, sich in Vermuthungen, Andichtungen und Anschwärzungen verlieren."

Blandine. Ei, ei! wie würde es uns Beiden ergehen, Bruder, wenn dieser Mann, der einen so handfesten Glauben an sich selbst hat, jemals erfahren sollte, was für profane Gedanken das Factum, das ihm in einem so hohen Licht erscheint, in uns veranlaßt hat! Aber was für ein Kopf muß das auch sein, der die bloße unschuldige Vermuthung, daß er ohne seine Schuld getäuscht worden sein könnte, mit Anschwärzungen in dieselbe Reihe stellt?

Wilibald. Unglücklicherweise glaubt der Mann, seine Ehre sei so stark bei dieser Sache interessirt, daß er, wenn am Ende ein Verdacht von Selbsttäuschung auf ihm ersitzen bliebe, „vor aller Welt beschimpft und mit hoher Indignation von allen wahrheitliebenden und rechtschaffnen Menschen belegt werden müßte."

Selmar. Dies könnte höchstens der Fall sein, wenn ihm bewiesen werden könnte, daß er, aus welcher Absicht es auch sein möchte, die ganze Erscheinungsgeschichte erdichtet habe. Aber vor dieser Gefahr ist er, dünkt mich, sicher. Möchte er vor der Möglichkeit, daß er von einem Andern oder von seiner eigenen Phantasie getäuscht worden, ebenso sicher sein! Ich muß bekennen, Freund Wilibald, daß die nähere Beleuchtung dieser Wunderdinge meinen ehmaligen Glauben sehr geschwächt hat.

Wilibald. Wie sollte sie auch nicht, da der gute Doctor selbst seiner Sache so wenig gewiß ist, daß er — sogar nach-

dem er von der Bewahrheitung dieser Gespenstergeschichte als von einer dem ganzen menschlichen Geschlecht äußerst wichtigen Angelegenheit gesprochen und alle Regenten aufgefordert hat, ähnliche Experimente ihren Unterthanen zur Pflicht zu machen, — auf der vorletzten Seite seines Buchs noch immer als einen möglichen Fall voraussetzt, das Ganze könnte als Täuschung verworfen werden müssen. Dies sagt er ausdrücklich und spricht gleichwol noch auf dem nämlichen Blatte von mehrmaligen Warnungen, die er von seiner verewigten Gattin erhalten haben will, und daß sie ihn, auch nach den ersten vier Wochen, wie ein Schutzgeist bis zu Ende des halben Trauerjahrs umschwebt habe. Da er so positiv von dieser unmittelbaren Verbindung spricht, die ein halbes Jahr lang zwischen ihm und der Verstorbenen stattgefunden, wer sollte zweifeln, daß er völlig überzeugt ist, die angeblichen Warnungen haben wirklich von ihr hergerührt, und weder sein Herz noch seine mit der Verstorbenen immer beschäftigte Phantasie habe thätigen Antheil daran gehabt? Aber warum sagt er seinen Lesern nicht mehr von diesen dämonistischen Beweisen, die er eine beträchtliche Zeit lang und (wie es scheint) ziemlich häufig von dem Dasein und der Nähe seiner Gattin erhalten haben will? Warum sagt er uns nicht, worin diese Warnungen bestanden, oder, wofern er seine Ursachen hat, damit zurückzuhalten, warum dürfen wir nicht wenigstens wissen, an welchen sichern Merkmalen er erkannt habe, daß sie wirklich von ihr hergerührt? Gewiß hätten Anthropologie und Psychologie, für deren Vervollkommenung er sich so sehr interessirt, auf alle Fälle mehr dabei gewonnen als bei seinen mühsamen Experimenten mit dem Alkovenfensterchen.

Blandine. Weißt Du auch, lieber Wilibald, daß die Gespensterstunde beinahe vorüber ist?

Wilibald. Wir haben also dem guten Doctor W. eine Unterhaltung zu danken, die nicht sehr langweilig gewesen sein muß; und das ist mehr, als ich von dem größern Theile seines Buches rühmen kann.

Selmar. Indessen weiß ich doch nicht recht, ob ich mich bei Dir bedanken oder über Dich beklagen soll, daß Du mir einen angenehmen Wahn geraubt und mich aus dem Vortheil gesetzt hast, wenigstens eine Geistererscheinung anführen zu können, deren Wahrheit den entschiedensten Gegner aller Geister-

und Gespenstergeschichten nach dem hartnäckigsten Widerstand endlich doch überwältigt und zum Glauben gezwungen hat.

Wilibald. Wenn dieser Verlust Dein größter Kummer ist, lieber Selmar, so habe ich Dir zwei oder drei wohlbeglaubigte Erzählungen von ganz andrer Wichtigkeit und Beweiskraft als die W**l'sche mitzutheilen, die Dich reichlich dafür entschädigen werden. Sie sollen Dir auf unsre nächste Zusammenkunft vorbehalten bleiben. Für heute ist's genug.

Zweites Gespräch.

Das nächste Mal, da die beiden Freunde wieder zusammenkamen, vergaß Selmar nicht, Wilibalden an sein Versprechen zu erinnern. „Ich berge nicht," sagte er, „daß ich noch stark an der Meinung hange, daß eine über alle Möglichkeit von Täuschung hinweggesetzte Erscheinung eines Verstorbenen ein großer Gewinn für die Menschheit wäre. Noch vor Kurzem stand ich in dem Wahn, daß D. W**l uns mit einer solchen Erscheinungsgeschichte beschenkt habe. Du hast mir Zweifel gegen sie beigebracht, die meinen Glauben an sie gewaltig erschüttert haben. Es ist also nicht mehr als billig, daß Du mich für meinen Verlust entschädigest, und ich bin begierig, zu hören, wie Du die Erwartung, in welche Dein Versprechen mich gesetzt hat, zu befriedigen vermögend sein wirst."

Wilibald. Ob eine über alle Zweifel weggesetzte Geistererscheinung überall unter die möglichen Dinge gehöre, ist eine Frage, lieber Selmar, die wir vor jetzt noch dahingestellt sein lassen wollen. Ich versprach Dir nur ein paar Erzählungen aus diesem Fache, die von viel größerer Wichtigkeit und Beweiskraft für das Leben nach dem Tode sein sollten als die W**l'sche, und ich denke Dir Wort zu halten. In beiden Geschichten spielt der bekannte schwedische Bergrath Swedenborg die Hauptrolle. Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß vor mehr als dreißig Jahren allenthalben von diesen Anekdoten als von ganz neuerlich geschehenen Dingen gesprochen wurde. Indessen da mir die nähern Umstände entfallen waren und ich mich auf keinen glaubwürdigen Zeugen namentlich hätte berufen können, würde ich ihrer schwerlich erwähnt haben, wenn ich nicht in diesen Tagen ganz unverhofft auf einen Gewährsmann gestoßen wäre, der — nach meiner Schätzung wenigstens — eine ganze Wolke von gewöhnlichen Zeugen aufwiegt. Es

ist kein geringerer als der Verfasser der „Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin“, Herr Dieudonné Thiébault, Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin u. s. w., der diese Anekdoten, so wie er sie unmittelbar aus dem Munde der zunächst dabei betroffnen Personen erhalten hatte, dem zweiten Bande des besagten Werks, unter der Rubrik: „La Princesse Ulrique, Reine Douairière de Suède,“ einverleibt hat. Herr Thiébault hatte, sowie mehrere damalige Gelehrte seiner Nation, während des Aufenthalts dieser Königin zu Berlin öfters die Ehre, von ihr zur Tafel und zu ihren zwangfreien Abendgesellschaften gezogen zu werden. Bei einer solchen Gelegenheit begab sich's, daß die Rede auf den damals vielbesprochnen Geisterseher Swedenborg fiel. Thiébault und sein College Merian wünschten zu wissen, was die Königin von diesem außerordentlichen Manne halte. Vermuthlich um den Weg hiezu zu bahnen, erzählte Thiébault folgende Anekdote, die er von dem damals noch lebenden preußischen Kammerherrn und gewesenen Minister in Holland und Frankreich, Baron v. Ammon (der französische Autor nennt ihn d'Hamon*)), unmittelbar erhalten habe. Der Schwager dieses Herrn von Ammon war vor einiger Zeit als holländischer Gesandter zu Stockholm plötzlich mit Tod abgegangen. Bald nachher brachte eine dortige Handlung der Wittwe, Schwester des besagten Barons, die Rechnung für eine beträchtliche Tuchlieferung, welche sie an ihren verstorbenen Gemahl noch zu fordern hätte. Die Dame glaubte gewiß zu sein, daß diese Rechnung bei Lebzeiten ihres Mannes schon bezahlt worden, konnte aber unglücklicherweise die Quittung nirgends finden und würde sich folglich, da die Rechnungsbücher der Kaufleute gegen sie zeugten, zuletzt genöthigt gesehen haben, noch einmal zu zahlen. In dieser Verlegenheit rieth man ihr, sich an Swedenborg zu wenden, der vermittelst seines freien Umgangs mit den Verstorbenen Gelegenheit finden würde, sich bei ihrem Gemahl selbst nach der Sache zu erkundigen. Sie folgte dem Rath; Swedenborg versprach, sein Bestes zu thun, und nach einigen Tagen berichtete er ihr: „der verstorbene Ge-

*) Es ist eine seltsame Eigenheit beinahe aller Franzosen, daß es ihnen so schwer fällt, ausländische Geschlechtsnamen unverfälscht zu lassen. Herr Thiébault hat sich in zwanzig Jahren Aufenthalt in Berlin von diesem Tic nicht losmachen können. So schreibt er (um nur einige Beispiele anzuführen) durchgängig Splickgerb, Schaffkotsch, Kap-hensk, Fink-Einstein, statt Splitgerber, Schaffgotsch, Kapphengst, Finkenstein.

sandte habe die Quittung wirklich an dem und dem Tage, zu der und der Stunde in seinem Cabinet empfangen, als er eben den und den Artikel in Bayle's Wörterbuche gelesen; und da er gleich darauf durch ein anderes Geschäft unterbrochen worden, habe er die Quittung, zum Zeichen, wie weit er im Lesen gekommen, in dem Buche liegen lassen." Und hier fand sie sich denn auch wirklich, in dem angegebnen Theil und auf der angegebnen Seite. „Die Königin (so fährt Herr Thiébault in seiner Erzählung fort) sagte hierauf, die Anekdote, deren Herr Thiébault so eben erwähnt habe, sei eine von denen, die auch ihr erzählt worden, und die ihr am Meisten aufgefallen, ohne daß sie gleichwol die Wahrheit davon zu erkundigen gesucht hätte, da sie wenig geneigt sei, an dergleichen Wunderdinge zu glauben. Indessen habe sie doch den Bergrath Swedenborg, den sie von Person kenne, auf eine Probe stellen wollen. Wie er sich also eines Abends bei ihrer Cour eingefunden, habe sie ihn auf die Seite genommen und ihn ersucht, er möchte ihren verstorbenen Bruder (den Prinzen von Preußen, Großvater des jetzigen Königs) fragen, was er ihr in dem letzten Augenblick, wo sie ihn vor ihrer Abreise nach Stockholm gesehen, gesagt habe. — Der Gegenstand dieser Frage sei so beschaffen, daß der Prinz unmöglich das, was er ihr gesagt, irgend einer andern Person habe wiedersagen können, und ebenso wenig habe es ihr selbst einfallen können, mit irgend Jemand davon zu reden. Einige Tage darauf wäre Swedenborg wiedergekommen, da sie eben beim Spiel gesessen, und habe sie um eine besondere Audienz gebeten, worauf sie ihm zur Antwort gegeben, er könne ihr vor Jedermann sagen, was er anzubringen habe. Aber Swedenborg habe geäußert: das, was er ihr wiederzusagen gekommen sei, lasse keine Zeugen zu. Diese Antwort habe sie gleich sehr unruhig gemacht; sie habe ihr Spiel einer andern Dame gegeben und den hier gegenwärtigen schwedischen Reichsrath von Schwerin ersucht, mit ihr zu kommen. Sie habe sich darauf in ein anderes Zimmer, wo sonst Niemand gewesen, verfügt, den Herrn von Schwerin an die Thür gestellt und sei mit Swedenborgen bis an das andere Ende des Zimmers gegangen, der ihr dann gesagt habe: „Gnädigste Königin, Sie haben Ihrem Herrn Bruder, dem hochsel. Prinzen von Preußen, das letzte Lebewohl zu Charlottenburg gesagt, an dem und dem Tag, in der und der Stunde Nachmittags; wie Sie darauf über die lange Galerie des Schlosses gingen, begegneten

Sie ihm wieder, und da nahm er Sie bei der Hand, führte Sie an dieses und dieses Fenster, wo er von Niemand als von Ihnen gehört werden konnte, und sagte Ihnen folgende Worte: —“ — Die Königin,“ fährt Herr Thiébault in seiner Erzählung fort, „theilte uns diese Worte nicht mit, versicherte aber, es wären ebendieselben gewesen, die ihr Bruder zu ihr gesprochen, und die sie sicherlich nicht vergessen habe; sie setzte hinzu, es wäre ihr in selbem Augenblick beinahe übel geworden; auch forderte sie den Herrn von Schwerin zum Zeugen auf, der sich begnügte, in seinem gewöhnlichen lakonischen Stil zu sagen: „Madame, das Alles ist wahr, wenigstens in dem, was mich betrifft.““ — Hier, lieber Selmar, hast Du nun meine Anekdote aus der Geisterwelt, und ich hoffe, Du wirst gegen die Glaubwürdigkeit einer Dame wie die ehmalige Königin Ulrike, welche die Sache als ihr selbst begegnet bezeugt, und eines Mannes wie Thiébault, der sie unmittelbar aus dem Munde der Königin der ganzen Welt wiedererzählt, nichts einzuwenden haben.

Selmar. Bei Gott! das ist eine erstaunliche Geschichte —

Blandine. In der That etwas ganz Unglaubliches, wenn es nicht von so unverwerflichen Zeugen bekräftiget wäre.

Wilibald. Das Schönste an der Sache ist, daß, wenn auch an allen den Geister- und Gespensterhistorien, wovon alle Lande und alle Spinnstuben der Welt voll sind, sammt und sonders kein wahres Wort wäre, nur diese einzige Erzählung der Königin Ulrike in ihren wesentlichsten Umständen auf einer wirklich geschehenen Thatsache beruhen dürfte, um uns von dem Leben und der fortdauernden Persönlichkeit nach dem Tode die größte Gewißheit zu geben und alle Experimente, wozu Herr D. W. die gesammte philosophische Innung auffordert, überflüssig zu machen. Swedenborg, ein angesehener und begüterter schwedischer Edelmann, ein Mathematiker, Naturforscher und Mineralog von Profession, der sich in diesen Fächern einen Namen gemacht und in den ersten funfzig Jahren seines Lebens immer für einen sehr vernünftigen Mann gehalten worden war, versichert, daß ihm durch Gottes besondere Vergünstigung die unsichtbare Welt aufgethan worden sei, und daß er unter Andern auch die verstorbenen Menschen in derselben Gestalt, worin sie sich bei Leibesleben gezeigt, im Reich der Geister auffinden und sich von Angesicht zu Angesicht mit ihnen besprechen könne. Diesem Manne trägt seine Königin (um ihn auf eine

gefunden. Sie besaß alle Tugenden ihres Geschlechts und war von allen Gebrechen, Unarten und Schwächen desselben frei. Mit der treuesten Anhänglichkeit lebte sie allein für ihn, ertrug seine Fehler mit der Sanftmuth eines Engels und fand keine Aufopferung zu schwer, wenn sie ihm einen Kummer, eine Sorge, ja nur einen unangenehmen Augenblick ersparen konnte. Ihre Liebenswürdigkeit, ihr Verstand, ihre sich selbst immer gleiche heitre, sanfte und angenehme Sinnesart, ihre anspruchlosen Tugenden und ihre unendlichen Verdienste um ihn hatten sie ihm so unentbehrlich gemacht, daß er sich kein größeres Elend denken konnte, als sie zu verlieren. Ich setze Alles dies voraus, weil die Verbindung mit einem solchen Weibe nothwendig die schönsten und zartesten Verhältnisse des menschlichen Lebens in sich schließt, gerade solche, von welchen man am Sichersten hoffen sollte, daß ihre Erinnerung und die davon unzertrennlichen Gesinnungen ihr ins andere Leben folgen müßten. Und doch fürchte ich sehr, diese Fannia — die hier blos für die Stellvertreterin aller Frauen ihrer Art gelten soll — sie, die ihrem Manne so viel war, konnt' es doch blos dadurch sein, daß sie ein Weib war. Alle jene schönen Verhältnisse entsprangen (wenn ich mich eines von einem alten Minnesänger gestempelten Wortes bedienen darf) aus ihrer Weibheit, und mit dieser mußten sie also auch verschwinden. Wäre sie ein Engel, ein zehenfacher Engel gewesen, es half nichts; um Fannia zu sein, mußte der Engel ein Weib, aber freilich gerade dieses individuelle Weib sein, das sie war; durch Alles, was sie mehr oder weniger gewesen wäre, hätte sie aufgehört, Fannia zu sein, und alle ihre individuellen Verhältnisse gegen Cajus, die das Glück seines Lebens machten, hätten aufgehört. Dies ist Natur der Sache und kann trotz Allem, was von und über die Platonische Liebe je geschwärmt worden ist, nicht anders sein. Unfehlbar liebte Cajus ihre Seele — was hätte sie ihm ohne diese sein können? — aber er liebte Fanniens Seele, und diese, um Alles für ihn zu sein, was sie ihm war, mußte gerade mit Fanniens Leib und keinem andern vereinigt sein.

Selmar. Alles dies dünkt mich so klar, daß es keines weitern Beweises bedarf, noch fähig ist.

Wilibald. Gut, lieber Selmar. Es ist Dir also ohne Zweifel auch klar, daß, wenn der große Zauberer Merlin sie in irgend eine andere Person ihres Geschlechts oder in den

vollkommensten aller Männer oder in irgend ein andres Wesen verwandelt hätte, ebendasselbe erfolgt und mit jener individuellen Fannia alle ihre eigenthümlichen Verhältnisse zu Cajus verschwunden wären.

Selmar. Nun sehe ich, wo Du hinaus willst. Der Tod ist dieser leidige Zauberer, der, indem er Fanniens Form zerstörte, sie selbst und Alles, was sie dem armen Cajus war, vernichtete. Die Platoniker mögen sagen, was sie wollen, Fanniens Seele ist nicht Fannia; das Sichtbare und das Unsichtbare gehören zusammen; die Person ist nicht mehr, sobald das Band zerschnitten ist, das Leib und Seele zu einem harmonischen Ganzen zusammenschlang; und an dieses Ganze waren ja alle die schönen Verhältnisse gebunden, die zwischen ihr und Cajus bestanden. Nicht wahr, dies ist, was Du meinst?

Wilibald. Du scheinst mich sehr wohl begriffen zu haben.

Selmar. Aber können und müssen dann nicht nach der Auflösung jenes Bandes andere ähnliche Verhältnisse eintreten? Muß denn der Geist, der Fannien beseelte, weil er seinen ehmaligen Leib verlassen hat, darum aufhören, Diejenigen zu lieben und Theil an ihnen zu nehmen, die er in seinem vorigen Leben am Meisten geliebt, und deren Wohlfahrt ihn einzig beschäftigt hatte?

Wilibald. Ich will hier nicht die unbeantwortliche Frage: Was ist der Geist im Menschen? gegen Dich geltend machen; denn diese würde allem Philosophiren über den Gegenstand, womit wir uns unterhalten, auf einmal ein Ende machen. Wir wollen thun, als wüßten wir so gut, was Geist ist, als alle andere Menschen in der Welt, und so antworte ich: was dem armen Cajus von der todten Fannia noch übrig ist, kann ihm ohne ihren Geist nichts mehr sein und muß unter die Erde. Ihren Geist kann er weder sehen, noch hören; aber das Uebel ist gegenseitig; ihr Geist kann auch ihn weder sehen, noch hören, noch ansprechen; denn er hat weder Augen, noch Ohren, noch Sprachorgane mehr. Demungeachtet würde er unfehlbar noch immer liebevollen Antheil an Cajus nehmen, wenn er nicht zugleich mit jenen Gliedmaßen auch das Erinnerungsorgan und mit diesem alle Vorstellungen von seinem vorigen Leben und dessen Verhältnissen verloren hätte.

Selmar. Das ist erbärmlich!

Blandine. Geben Sie Sich zufrieden, guter Selmar — Es ist kein wahres Wort an Allem, was er da sagt — Es kann unmöglich so sein, und ich wette, er glaubt es selbst nicht.

Wilibald. Ruhig, Blandine!

Blandine (zu Selmar). Denken Sie nur an D. W**l's ätherisches Organ, das die Seele mit sich nimmt, indem sie sich von ihrer irdischen Schale ablöst.

Selmar. Beinahe hätt' ich es in der ersten Angst vergessen. Wenn ich recht berichtet bin, so haben die berühmtesten Philosophen aller Zeiten der Seele einen solchen unsichtbaren Leib zugeschrieben, den sie nie verläßt, und mittelst dessen sie immer im Zusammenhang mit der materiellen Welt bleibt.

Wilibald. Alle jene scharfsinnigen Herren wußten so wenig als Du und ich, was Geist und Materie ist, und haben auch ihre Idee von einem der Seele eigenthümlichen ätherischen Leibe nie für mehr als eine Vermuthung ausgegeben. Aber es sei, wie Du willst! was gewinnen wir dabei? Fürs Erste kann dieses unter keinen unsrer Sinne fallende Seelenorgan eben darum auf keinen unsrer Sinne wirken und ist also schlechterdings ungeschickt, den Geist, dem es zugehört, in Gemeinschaft mit uns zu bringen. Aber auch dieses physische Unvermögen bei Seite gesetzt, wie sollte Fanniens Geist sich noch immer mit ihren vormaligen häuslichen, ehlichen und mütterlichen Verhältnissen beschäftigen können, da durch die Trennung von seinem weiblichen Körper alle die zarten Fäden zerrissen sind, wodurch er in ihrem irdischen Leben an diesen Verhältnissen hing? Sollten ihm auch einige Spuren davon zurückgeblieben sein, so müssen sich diese doch in dem neuen geistigen Leben, das er begonnen hat, sehr bald verwischen, und höchstens mag er sich ihrer noch eine Zeit lang, so wie erwachsene Personen der Spiele, Freuden und Leiden ihrer frühen Kindheit, erinnern. Kurz, alle diese schönen Verhältnisse, die einst zwischen Fannia und ihrem Gatten bestanden und die Quellen ihrer reinsten Glückseligkeit waren, liegen nun in Fanniens Grab und leben nur noch im Andenken des Letztern, bis er selbst aufhören wird, zu sein, was er jetzt ist.

Blandine (mit Wärme). Kannst Du diesen Gedanken ertragen, Bruder?

Wilibald. Ich muß.

Blandine. Ich nicht! Mein Herz übertäubt alle Deine

Vernunftschlüsse. Es sagt mir, daß sie nicht wahr sind, wiewol ich sie nicht zu widerlegen vermag. Mit einem Wort, ich fühl' es, daß Fannia noch lebt und mich liebt, und —

Wilibald. Ich fühlt' es nicht weniger als Du, gute Blandine, und wähn' es öfters noch zu fühlen, — aber ich weiß leider, daß es bloße Täuschung ist. Wir sahen Fannien in mehr als hundert Millionen Augenblicken lebend und nur wenige Augenblicke todt; der Eindruck, der uns von ihrem Leben blieb, ist also hundert millionenmal stärker als der von ihrem Tode; und so geht es ganz natürlich zu, daß das innere Gefühl, worin alle jene Eindrücke wie Millionen einzelner Dünste in einem Regentropfen zusammenfließen (das Gefühl, das uns sagt, sie lebe), ein so mächtiges Uebergewicht für unser Herz hat.

Blandine. Du bist ein grausamer Mensch!

Wilibald. Das bin ich nicht, Blandine! Was für eine Freude könnt' ich darin finden, mir selbst eine tröstliche Vorstellung zu rauben, wenn es in meiner Willkür stände, anders zu denken? Aber gieb Dich zufrieden, Liebe! Was Dir das Resultat meiner Schlüsse so verhaßt macht, ist bloßer Wahn, und ein Wahn, der noch dazu nicht aus reiner Liebe, sondern aus einem sehr eigennützigen Gefühl entspringt. Oder warum genügt Dir nicht an dem Gedanken, daß die geliebte Todte, die Du beweinst, noch lebt und glücklicher ist als wir, obgleich das Wie von Beidem außerhalb der Grenzen unsers Wissens liegt? Warum willst Du ihr noch immer wichtig genug sein, daß sie sich mit Dir beschäftige?

Blandine. Dafür könnt' ich einen sehr guten Grund angeben — aber ich schweige.

Wilibald. O, ich weiß recht gut, was Du verschweigst, liebes Trotzköpfchen! Aber die Rede ist jetzt nicht von dem, was wir wünschen oder unserm Herzen zu Gefallen glauben, oder was vielleicht ein moralisches Bedürfniß für uns ist.

Selmar. Du behauptest also, wie ich höre, daß unser Geist mit dem Körper, den er beseelte, auch des Bewußtseins dessen, was er im Leben war, erfuhr und that, durch den Tod verlustig werde? daß kein ihm selbst deutlicher Zusammenhang zwischen seinem neuen und vorigen Leben statthabe? mit einem Wort, daß er aufhöre, die Person zu sein, die er war, und, wofern anders ein neues Dasein für ihn beginnt, eine ganz neue Person zu sein anfange?

Wilibald. Ich kenne die Geisterwelt zu wenig, als daß ich so ganz positiv über diese Dinge absprechen möchte. Es können uns unbegreifliche Einrichtungen in ihr getroffen sein; und wie weit sind wir noch entfernt, die Kräfte und innern Formen unsers Geistes ergründet zu haben? Indessen leugne ich nicht, daß mir der Verlust der Erinnerung unsers vorigen Lebens ein nothwendiges Resultat meiner Behauptungen zu sein scheint.

Selmar. Ein gräßliches Resultat, Freund Wilibald! Denn wofern es so ist, wie Du sagst, so ist mit dem Tod Alles aus; die Welt, worin ich bisher gelebt und gewirkt habe, verschwindet auf ewig vor mir; Ich bin nicht mehr, denn das Wesen, das nun statt meiner zu leben beginnt, ist nicht Ich; es ist ein ganz neues Individuum, und es mag sich in seinem neuen Zustande noch so wohl befinden, Ich genieße nichts davon; denn Ich bin im eigentlichen Sinn des Wortes todt und abgethan. Kann etwas Trostloseres sein als dieser Glaube?

Blandine. Schwerlich! Ich wollte lieber auf der Stelle dem Leben entsagen als dem Gedanken, daß der Tod mich mit Denen wieder vereinigen wird, die ich im Leben geliebt habe.

Wilibald. Wer sagt, daß dies nicht geschehen könne?

Blandine. Keine Sophistereien, Wilibald! Was hälfe mir's, meine Schwester wiederzufinden, wenn wir uns nicht wiedererkennen würden?

Wilibald. Lieben Kinder, ich sehe, daß Ihr vor Gespenstern erschreckt. Das Resultat, das Selmar ganz richtig aus meinen vorigen Behauptungen gezogen hat, sieht nur darum so gräßlich aus, weil Ihr ihm noch nicht recht ins Gesicht gesehen habt, oder vielmehr, weil Ihr es noch durch einen Nebel seht, der seine wahre Gestalt verzerrt und verdüstert. Eine kleine Aufmerksamkeit wird Euch, denke ich, überzeugen, daß der Verlust, der uns Allen bevorsteht, im Grunde wenig zu bedeuten hat. Fürs Erste scheint es sonderbar, wie wir uns vor einem Verlust so sehr fürchten können, den wir nicht nur unser ganzes Leben durch stückweise täglich erleiden, sondern bereits, vielleicht schon öfters, erlitten haben. Verwischen sich denn nicht täglich eine Menge Eindrücke, welche die Vergangenheit in unserm Gedächtniß zurückgelassen hat? Werden diese Erinnerungen nicht immer schwächer, so wie ihre Gegenstände sich von uns entfernen? und verlieren sie sich nicht endlich ganz in dem Dunkel, das den größten Theil unsers Innern bedeckt? Wird dieser

anfangs unmerkliche Verlust nicht von Zeit zu Zeit sehr merklich, und nimmt nicht nur die Masse unsrer Erinnerungen, sondern auch die Lebhaftigkeit unsers Bewußtseins der übrigbleibenden im hohen Alter allmählig so sehr ab, daß die meisten Greise sich endlich selbst überleben und in einem Zustand, der nicht einmal den Namen des Vegetirens werth ist, ein sichtbares Bild dessen darstellen, was sie nach dem Tode sein werden? Wir sind hierin einem Reichen ähnlich, der zwar täglich einnimmt, aber auch täglich ausgiebt, und das Letztere in einem so ungleichen Verhältniß zur Einnahme, daß er endlich unvermerkt sein Capital selbst aufgezehrt hat. Daß die Lebhaftigkeit der Gegenwart, in welcher wir gewöhnlich mit unsrer ganzen Energie befangen sind, das Vergangene überhaupt verdunkelt, lehrt die tägliche Erfahrung. Aber es giebt auch überdies gewisse Epochen im Leben, wo die Veränderung, die mit uns vorgeht, so groß ist, wo die Umgebungen und der Wirkungskreis, worein wir uns auf einmal gesetzt sehen, von Allem, was uns vorher umgab und beschäftigte, so stark absticht und so wenig Beziehung darauf hat, daß wir gewissermaßen ein ganz neues Leben beginnen, und unser voriges Dasein dadurch in ziemlich kurzer Zeit in einen Schatten gesetzt wird, worin das Ganze desselben uns kaum mit schärfern Umrissen und hellern Farben erscheint als ein Traum, der etwas mehr Sinn und Zusammenhang zu haben schien, als sonst in Träumen gewöhnlich ist. Ich könnte hievon aus Erfahrung reden; aber ich bin gewiß, daß alle Menschen, deren Schicksal es war, in eine große Mannichfaltigkeit von Veränderungen verflochten zu werden, ihren Wohnort öfters zu wechseln, in neue Verhältnisse zu kommen und in eine für sie ganz neue Welt versetzt zu werden, das Nämliche erfahren haben müssen. Aufs Wenigste eine Epoche dieser Art haben alle Menschen mit einander gemein, nämlich die drei oder vier ersten Jahre der Kindheit, deren wol Niemand in seinem funfzigsten sich mehr bewußt ist. Denn wofern uns auch einige schwache Erinnerungen aus diesem Alter geblieben scheinen, so sind es wol blos Erinnerungen dessen, was uns von unsern Müttern und andern mit unsrer Kindheit beschäftigten Personen davon erzählt wurde.

Selmar. Verzeihe, wenn ich die Folge Deiner Gedanken unterbreche, um zu bemerken, daß die Ursache, warum wir in reifen Jahren das Bewußtsein unsrer Kindheit verlieren, schwerlich eine andere ist, als weil der Mensch in diesem Alter

nur sehr uneigentlich eine Person genennt werden mag, da er noch, ohne Gewalt über sich selbst, bei dem schwachen Schein einer nur langsam aufdämmernden Vernunft in einer Fluth von sinnlichen Gefühlen und Trieben schwimmt und sich von andern thierischen Wesen blos durch höhere, aber noch unentwickelte Anlagen unterscheidet. In diesem Allen ist der Abstand des Kindes vom erwachsnen vollständigen Menschen so groß, daß meines Erachtens von dem Verlust des Bewußtseins unsrer Kindheit auf den Verlust der Persönlichkeit nach dem Tode nicht richtig geschlossen werden kann.

Wilibald. Deine Bemerkung, lieber Selmar, ist meiner Behauptung günstiger, als Du Dir vorstellst. Nichts davon zu sagen, daß Du einen sehr beträchtlichen Theil des menschlichen Geschlechts, nämlich aufs Wenigste alle Kinder, die unter sieben Jahren sterben, von dem Vorrecht der Unsterblichkeit, welche nach Dir lediglich von der Persönlichkeit abhängt, ausschließest, läßt sich denn etwa leugnen, daß bei Weitem die größte Anzahl der Menschen, in Ansicht ihres Verstandes und ihrer Sittlichkeit oder, richtiger zu reden, wegen ihres Unverstandes und der unheilbaren Inconsequenz und Unsittlichkeit ihres Benehmens im Leben, immer Kinder bleiben? Ist der gegenwärtige Zustand dieser nie zur Reife gelangten Thiermenschen — und wie ungeheuer groß ist nicht ihre Anzahl auf dem ganzen Erdboden! — nicht, wenigstens in Vergleichung mit dem geistigen Leben, worein uns der Tod versetzt, wahre Kindheit? Wenn der Abstand des Kindes von dem Manne, der sich in vollständigem Besitz aller seiner vielgeübten Kräfte und ausgebildeten Anlagen befindet, groß genug ist, das ganze Gemälde des kindischen Alters aus der Erinnerung des Mannes auszulöschen; wenn die bloße Versetzung in einen von dem vorhergehenden sehr verschiedenen Zusammenhang von Gegenständen, Verhältnissen und Beschäftigungen des gegenwärtigen Lebens hinreichend ist, jenen in unserm Gesichtskreise so weit zurückzurücken, daß wir uns seiner kaum lebhafter als eines Traumgesichtes erinnern: wie dürfen wir hoffen, daß eine gänzliche Abtrennung von der Welt, worin wir bisher gelebt haben, dieselbe Wirkung nicht in einem noch viel höhern Grade hervorbringen werde? Wahrscheinlich werden wir uns unsers Menschenlebens nicht einmal als eines Traums erinnern, da uns der Tod des Organs beraubt, mit dessen bloßer Verletzung, folglich um so gewisser mit dessen gänzlichem Verlust, diese ganze Sinnenwelt, aus welcher

wir alle unsre Vorstellungen schöpfen, und auf welche sich alle unsre Gedanken und Kraftäußerungen beziehen, auf einmal rein vor uns verschwinden muß. Wie undurchdringlich auch das Dunkel ist, in welches die innere Beschaffenheit des Gehirns und dessen, was es zu Erzeugung unsrer sinnlichen Vorstellungen beiträgt, sich unsern Forschungen entzieht, so ist doch so viel gewiß, daß es uns zu diesen Vorstellungen überhaupt unentbehrlich ist, folglich auch zu jeder Erinnerung ehmaliger Anschauungen und Gefühle, an welche die Besinnung dessen, was wir waren, oder, mit andern Worten, die innere Anschauung des Zusammenhangs zwischen unserm gegenwärtigen und vergangenen Leben gebunden ist.

Selmar. Alles, was Du mit diesem Raisonnement von mir erhalten kannst, ist, daß ich mich in meinem Glauben befestigt fühle, daß unsre Seele im Tode ein unsichtbares Organ mit sich nehme, welches vermuthlich mit dem Gehirn und durch dasselbe mit dem ganzen Nervensystem in der engesten Verbindung stand. Angenommen, daß dieses ätherische Organ das wahre Sensorium der Seele sei, und daß es die materiellen Bilder ihrer ehmaligen Vorstellungen in sich enthalte, so dünkt mich, ich begreife einigermaßen, wie es möglich sei, daß die Seele, ohne durch den Tod im Zusammenhang ihrer Vorstellungen unterbrochen zu werden, das Bewußtsein dessen, was sie in ihrem vorigen Leben gewesen, gedacht und gethan, beibehalten könne.

Wilibald. Du beweisest also das Dasein Deines übrigens völlig unbekannten Seelenorgans durch die Unmöglichkeit, die Fortdauer der Persönlichkeit ohne dasselbe beweisen zu können; und Du beweisest die Fortdauer der Persönlichkeit aus dem Dasein dieses Organs. Dies scheint, mit Deiner Erlaubniß, ein Zirkel zu sein, wodurch Keines von Beiden bewiesen wird. Wenn ich aber auch so gefällig sein wollte, Dir das Dasein eines solchen Organs zuzugeben, so gewännest Du damit wenig oder nichts für die Meinung, die Dir und Blandinen so sehr am Herzen liegt. Denn vor allen Dingen müßtest Du außer Zweifel setzen können, daß dieser ätherische Leib durch den Tod nicht paralysirt und zu den Diensten der Seele ungeschickt gemacht worden sei, was doch schon zuweilen die Folge außerordentlicher Nervenkrankheiten ist; denn man hat Beispiele von Personen beides Geschlechts, die auf diese Weise die Erinnerung eines beträchtlichen Zeitraums ihres Lebens und also mit ihr

einen Theil ihrer Persönlichkeit auf längere oder kürzere Zeit verloren haben.

Selmar. Vorausgesetzt, daß der Seele ein unzerstörbares Organ zum Behuf ihrer Verbindung mit der Körperwelt auf immer zugegeben ist, läßt sich nicht zweifeln, daß es seiner Natur nach (außerordentliche Fälle etwan ausgenommen) immer geschickt sei, seine Bestimmung zu erfüllen. Auch kann ich den Beispielen, deren Du erwähnst, andere von bewährter Gewißheit entgegensetzen, wo in einer gewissen Art von Verzückung die Seele sich zum Anschauen überirdischer Gegenstände erhoben und von unbeschreiblichen Wonnegefühlen überströmt fühlte, während eine todtähnliche Erstarrung des ganzen Körpers alle äußern Sinne in gänzliche Unthätigkeit setzte. Ich selbst habe eine Person, auf welche kein Verdacht eines Betrugs fallen konnte, gekannt, welche diese Art von Ekstasen öfters erfuhr und, so wie sie ihrer äußern Sinne wieder mächtig wurde, sich dessen, was sie in jenem außerordentlichen Zustande gesehen und empfunden, noch innigst bewußt zu sein versicherte, wiewol sie keine Worte fand, es zu beschreiben. Durch solche Beispiele glaube ich hinlänglich zu dem Schluß begründet zu sein, daß der Körper paralysirt und außer aller Thätigkeit gesetzt sein könne, ohne daß das innerste unmittelbare Organ der Seele deswegen in seinen Verrichtungen gestört wird.

Wilibald. Ich, lieber Selmar, schließe aus solchen außerordentlichen Erscheinungen oder Erfahrungen — nichts. Die innerste Organisation unsers Körpers, die Natur unsers Gehirns und Nervensystems, das Band zwischen Seele und Leib, das Wesen des Geistes und der Materie, Alles dies bedeckt jener undurchdringliche Schleier der Isis, den noch kein Sterblicher aufgehoben hat. Von dem ätherischen Leibe der Seele ist nicht einmal das Dasein bekannt. Was für Resultate sollten also mit einiger Sicherheit aus einzelnen Erfahrungen gezogen werden können, deren wahre Beschaffenheit und Ursache (wenn es auch mit der Wahrheit des Factums seine Richtigkeit hat) so weit außer dem Gebiet aller uns bekannten Naturgesetze und dem Kreise alles menschlichen Wissens liegt wie das Beispiel, worauf Du Dich berufst? Aus eben diesem Grunde lege ich auf die von mir angeführten Thatsachen kein entscheidendes Gewicht. Ich kann Dein ätherisches Seelenorgan unangefochten lassen; ich kann Dir sogar zugeben, unsre Seele könne nach dem Tode, so oft es ihr beliebt, ihr ehmaliges

Leben oder wenigstens dessen denkwürdigste Ereignisse und Momente darin wie in einer Bildergalerie beschauen: Alles, was Du damit gewinnst, ist höchstens der Gedanke, daß Du noch im Andenken des geliebten Verstorbenen lebest. Ich gestehe gern, dies ist z. B. sehr viel für einen in Schmerz und Verzweiflung versunknen Admet, der in seiner leidenschaftlichen Begeisterung den geliebten Schatten im Begriff sieht, mit einem Trunk aus dem Lethe ein „ewiges Vergessen ihrer Liebe" einzuschlürfen, und daß nichts natürlicher ist als die schwärmerische (von dem großen Tonsetzer Schweitzer*) so unübertrefflich ausgedrückte) Heftigkeit, womit ihn der Dichter ausrufen läßt:

„O flieh, geliebter Schatten, fliehe!
Ich unterläge dem Gewicht
Von diesem schrecklichsten der Schmerzen!
Noch lebt Admet in Deinem Herzen:
Dies ist sein Alles! O entziehe
Dies einz'ge, letzte Gut ihm nicht!"

Ich kenne die stärkende Kraft, die uns mit dem schwärmerischen Gedanken, auch im Lande der Schatten noch geliebt zu sein, anweht; aber in die Länge will sich weder Herz noch Sinn durch eine blos idealische Gemeinschaft zwischen uns und der geliebten Seele beschwichtigen lassen. Beide sehnen sich nach fühlbaren Zeichen einer wirklichen Gegenwart und Nähe derselben; man möchte gern von seinen Verstorbenen noch immer gesehen, noch gehört werden und von dem Antheil, den sie an uns nehmen, wirklichen Genuß und Nutzen haben, kurz, wir möchten, daß Alles noch so wäre, als ob sie nicht gestorben wären. Aber dazu kann ihnen und uns ihr ätherischer Leib nicht verhelfen. Er ist zu fein, um ohne die Hilfe der vermittelnden und stufenweise sich vergröbernden Organe, durch welche er mit dem sichtbaren verwebt war, und deren er durch den Tod beraubt wurde, irgend eine merkliche Wirkung auf Körper wie die unsrigen zu thun. Seine Berührung wird nicht gespürt, seine Stimme nicht gehört, seine Gestalt nicht gesehen, kurz, es ist für uns ebenso viel, als ob er gar nicht vorhanden wäre. Bei dieser Bewandniß bleibt freilich Jedem die Freiheit unbenommen, sich zum Behuf der Bedürfnisse seines Herzens mit so angenehmen Einbildungen und Dichtungen zu

*) In dem bekannten deutschen Singspiel Alceste.

behelfen, als er nur immer kann. Wenn aber (wie dermalen zwischen uns) die Rede von dem ist, was wir vernünftigerweise als wahr oder wenigstens als das Wahrscheinlichste anzunehmen genöthigt sind, so sehe ich wenig Grund für die Hoffnung, nach meinem Tode dieselbe Person zu bleiben, die ich im Leben war, und folglich die Verhältnisse und Verbindungen, die einst das Glück meines Lebens ausmachten, auch im künftigen fortzusetzen. Das Weiseste dürfte also wol sein, uns in das gemeinschaftliche Loos aller Sterblichen zu ergeben und etwa die Gründe aufzusuchen, die uns über diesen Verlust trösten können.

Selmar. Mich dünkt, ich werde mich nie mit dem Gedanken aussöhnen, daß ein Augenblick kommen werde, wo ich aufhöre zu sein. Denn das wäre doch der Fall, wenn ich durch den Tod die Erinnerung dessen, was ich im Leben war, und das Bewußtsein, daß ich noch dieselbe Person sei, verlieren sollte. Ich sehe ganz und gar keinen wahren Unterschied zwischen gänzlicher Vernichtung und einer Fortdauer ohne Persönlichkeit. Was geht mich das neue Leben an, das nun für eine mir gänzlich fremde Person beginnen mag?

Wilibald. Ich will nicht schlechterdings behaupten, daß der Geist unmittelbar nach der Trennung vom Körper sich nicht seiner selbst bewußt sei und einige Erinnerung aus seinem vorigen Zustande mit sich nehme. Aber was mir gewiß scheint, ist, daß diese Erinnerung sich sehr bald in seiner neuen Art zu sein verlieren müsse, weil alle die Fäden, woran sie hing, abgeschnitten sind, und die neue Welt, die vor ihm aufdämmert und von derjenigen, die er verließ, so sehr verschieden ist, sich natürlicherweise seiner ganzen Aufmerksamkeit bemächtigt.

Selmar. Nur allzu wahrscheinlich! Aber das ist es eben, was ich beklage.

Wilibald. Und ich, lieber Selmar, möchte Dich überzeugen können, daß hier wenig oder nichts zu beklagen ist. Ich müßte mich sehr irren, oder der wahre Grund, warum man sich den Verlust der Erinnerung des vergangenen Lebens als etwas so Schreckliches vorstellt, liegt in einem Trugschlusse, den wir vom gegenwärtigen auf das Leben nach dem Tode machen. In jenem kann uns nichts Unglücklicheres widerfahren, als wenn wir durch irgend einen Unfall aller Besinnung des Vergangenen beraubt werden. Aber warum

dies? Blos darum, weil dieser Verlust uns auf einmal aus allen unsern Verhältnissen, aus unserm ganzen Wirkungskreise, aus allen unsern Verbindungen, Entwürfen, Bestrebungen und Erwartungen herauswirft, unserm Leben alles Interesse benimmt und uns, mit einem Wort, in den Zustand der ersten Kindheit zurücksetzt. Wahr ist's, Alles dies bewirkt der Tod ebenfalls; nur die Folgen sind nicht ebendieselben. Der Mensch hat aufgehört; aber der Geist, der sich in einen neuen, seiner Natur angemessnen Zustand versetzt findet, verliert dabei nichts, was von einiger Bedeutung für ihn sein könnte. Alle seine vormaligen Verhältnisse, Verbindungen, Entwürfe, kurz, seine ganze Empfänglichkeit und Thätigkeit bezog sich auf sein Menschenleben; so wie dieses aufhört, kann das Vergessen derselben nicht die mindesten schlimmen Folgen für ihn haben und ist in mancher Rücksicht eher Gewinn als Verlust. Denn da es nicht länger in seiner Gewalt ist, Denen, die er einst liebte, Beweise seiner Theilnahme zu geben, so würde die Erinnerung an sie eher seine Ruhe stören, als sein Glück erhöhen. Ueberhaupt, was sollte dem entfesselten Geist das Andenken an sein Menschenleben helfen? Dessen, was in einem höhern Leben der Erinnerung werth sein möchte, ist so so wenig; dessen, was wir schon in diesem zu vergessen wünschen, so viel! Das Andenken an begangene Fehler und Thorheiten, an vereitelte Entwürfe, an vergebliche Bemühungen, vornehmlich an alle Ausbrüche der Leidenschaften und Launen, wodurch wir uns an Andern und an uns selbst versündigten, kann in diesem Leben vielleicht einigen Nutzen bringen, in jenem ganz und gar keinen. Sogar das Andenken an gelungene Bemühungen und bewirktes Gutes würde nur ein sehr unerheblicher Zuwachs zu der innern Glückseligkeit eines Geistes sein, dessen Wahrheitssinn, von allen Blendwerken der Eigenliebe, der Vorurtheile und der Leidenschaften gereinigt, nun hell und lauter genug ist, Alles nach innerm Werthe zu würdigen und folglich einzusehen, wie wenig Gutes selbst der beste Mensch zu wirken vermag, wie wenig auch von diesem Wenigen auf seine eigene Rechnung kommt, wie viel falscher Schein und Gleißnerei selbst in seinen Tugenden ist, und wie oft er Böses gewirkt hat, wenn er Gutes zu schaffen wähnte.

Selmar. Wenn wir denn auch von dieser Seite nichts verlören, wer kann sich an den trostlosen Gedanken gewöhnen, seine Geliebten in jenem Leben nicht wiederzufinden? Wer

kann der süßen Hoffnung entsagen, sie wiederzuerkennen und sich an ihnen und mit ihnen eines schönern, vollkommnern Daseins zu erfreuen?

Blandine. Ich bekenne rund heraus, daß ohne diese Hoffnung der Tod für mich aller schrecklichen Dinge schrecklichstes wäre.

Wilibald. Das Uebel, meine Lieben, ist nicht halb so groß, als es Euch vorkommt. Setzen wir einmal den Fall, zwei liebenswürdige Personen wären als Kinder etwa bis ins vierte oder fünfte Jahr mit einander aufgekommen und hätten sich in dieser Zeit so herzlich geliebt und so viele Freude an und mit einander gehabt, als Kinder dieses Alters nur immer fähig sind. In ihrem vierten oder fünften Jahre wären sie getrennt worden und würden erst nach vierzig Jahren durch irgend einen glücklichen Zufall wieder zusammengebracht. Ohne Zweifel hätten sich binnen dieser langen Zeit alle Bilder der ersten vier bis fünf Jahre ihres Lebens verwischt, und sie würden sich so wenig erinnern, einander je gekannt zu haben, als ob sie sich nie gesehen hätten. Würde dies aber verhindern, daß sie einander jetzt, vielleicht schon auf den ersten Blick oder doch nach sehr kurzer Bekanntschaft, tausendmal inniger lieb gewönnen als ehmals in ihrer Kindheit? Würden sie nun etwa weniger Wohlgefallen an einander haben und sich in ihrer Freundschaft weniger glücklich fühlen, weil sie vergessen hätten, daß sie schon als kleine Kinder mit einander gegessen, gespielt, Wiesenblumen gepflückt, Kartenhäuschen zusammengebaut, ihre Puppen an- und ausgezogen, mitunter auch ihrentwegen einander bei den Köpfen gekriegt hätten und dergleichen? Wie unbedeutend wäre das, was ihrem dermaligen gemeinschaftlichen Glücke dadurch zuwüchse, wenn sie sich dieser Kindereien noch erinnerten? Ihr seht, daß dies gerade der Fall mit Allen, die durch Freundschaft und Liebe in diesem Leben vereinigt waren, sein wird, wenn sie im künftigen wieder zusammengebracht werden, woran ich nicht zweifle, und was wenigstens nichts Unmögliches ist.

Blandine. Daß Du doch immer Recht behalten mußt!

Selmar. Weil es dann einmal nicht anders sein kann, so gestehe ich, daß mich diese Vorstellung mit dem Verlust der Freude, meine Geliebten dereinst wiederzuerkennen, so ziemlich aussöhnt. Diese Freude, die in unserm Erdeleben oft so unaussprechlich süß ist, ist es doch wol im Grunde blos

darum, weil wir noch Menschen sind und durchs Wiedersehen in den Genuß aller der schönen und zarten menschlichen Verhältnisse wieder eintreten, worin wir uns ehmals glücklich fühlten. Dies ist z. B. der Fall mit der vorgedachten, aus dem Elysium ins Menschenleben zurückversetzten Alceste, und der Dichter hat, meines Erachtens, die Natur rein getroffen, wenn er sie zu ihrem Admet sagen läßt:

„Ich hab' Elysium's Glück empfunden!
Allein dem Augenblick, wo ich Dich wiederfunden,
Ist keine andre Wonne gleich."

Allerdings wäre der Fall ganz anders gewesen, wenn sie sich in der unsichtbaren Welt als Geister wiedergefunden hätten.

Wilibald. Wenig Andere haben wol jene Wonne, von welcher Alceste singt, in einem höhern Grad empfunden als ich selbst; denn schwerlich geht sie über die Seligkeit, die Geliebte vom Rande des Grabes ins Leben zurückgebracht zu sehen. Ja, sogar das überschwängliche Wonnegefühl, sie aus dem Grabe selbst ins Leben zurückgekehrt zu sehen, hab' ich, wiewol leider nur im Traum, so lebendig erfahren, als Admet in dem Singspiel, dessen Du Dich bei dieser Gelegenheit erinnerst. Denn wenige Wochen nach Fanniens Tode träumte mir, ich hätte mich im Kreise aller meiner Angehörigen und Freunde befunden, welche meinen Schmerz mehr durch stille Theilnahme als unzeitige Tröstungen zu lindern gesucht hätten; auf einmal wäre die Thür aufgegangen, und sie, die wir Alle für todt und begraben gehalten, wäre, wie von einer weiten Reise, frisch und gesund zurückgekommen und mit ihrem eigensten schönen Ausdruck der reinsten Freude und Liebe in meine Arme geflogen. Die Einbildungskraft hat kein Bild und die Sprache keine Worte, das Entzücken dieses Augenblicks zu schildern. — Aber die wahre Quelle desselben hast Du ganz richtig angegeben, Selmar, und es wäre täuschende Verwirrung rein menschlicher Verhältnisse mit rein geistigen, wenn ich mir einbilden wollte, das Nämliche könnte beim Wiedersehen in der Geisterwelt stattfinden.

Blandine. Dieser Zusatz ist nicht dazu gemacht, uns eine große Sehnsucht nach der Versetzung unter die Geister einzuflößen.

Wilibald. Auch war er nicht zu diesem Ende gemacht, liebe Blandine.

Selmar. Jetzt, lieber Wilibald, möchte ich Dich an etwas erinnern, das meiner Aufmerksamkeit nicht entging, wiewol es Dir nur im Vorbeigehen zu entfallen schien. Wir könnten, sagtest Du, uns vielleicht schon mehrmal in dem Falle befunden haben, die Erinnerung unsers vergangenen Zustandes gänzlich zu verlieren. Darf ich fragen, was Du damit meintest?

Wilibald. Bald hätte ich vergessen, dieses Punktes wieder zu erwähnen; nicht als ob ich die Sache selbst für zweifelhaft hielte, sondern weil sie zu Begründung meiner Behauptung entbehrlich ist. Du bist doch auch der Meinung, Selmar, daß unsre Seele vor ihrer Vereinigung mit ihrem dermaligen Körper schon da gewesen ist?

Selmar. Ich gestehe, daß ich mich über diesen Punkt immer mit dichterischen Phantasiespielen beholfen und nie ernsthaft darüber nachgedacht habe. Indessen, da ich mir nicht vorstellen kann, daß Nichts zu Etwas werden, oder das blos idealische Dasein im Reich der Möglichkeiten ein wahres Dasein genennt werden könne, so sehe ich mich genöthigt anzunehmen, daß unsre Seele schon vor unserm gegenwärtigen Leben existirt haben müsse.

Wilibald. Wenn dies ist, so entsteht natürlicherweise die Frage, wie sie existirt habe.

Selmar. Vermuthlich ebenfalls in Verbindung mit irgend einem organischen Leibe. Denn hätte sie jemals als reiner Geist existirt, so wäre unbegreiflich, was sie gesündigt haben könnte, um eine so harte Strafe zu verdienen, wie die Einsperrung in einen irdischen Leib für einen solchen Geist sein müßte; zumal da es offenbar scheint, daß alles physische und moralische Elend der Menschheit eine natürliche Folge derselben ist.

Wilibald. Die Untersuchung des letztern Punktes würde uns zu weit aus unserm Wege führen. Aber vielleicht giebt es im ganzen Weltall keine vollkommen reine Geister, d. i. solche, für welche keine materielle Welt vorhanden wäre, und welche ohne Verbindung mit einem organischen Körper außer sich wirken könnten? — Wie dem aber auch sei, immer bleibt gewiß, daß wir von dem Zustand unsrer Seele vor diesem Leben, von welcher Beschaffenheit er auch gewesen sein mag, nicht die mindeste Erinnerung haben; und ich sehe keinen Grund, warum wir von dem, was uns schon begegnet

ist, als wir einen neuen Körper zu beleben bekamen, nicht auf das sollten schließen dürfen, was uns begegnen wird, wenn wir von diesem Leibe wieder geschieden werden. So wie das Menschenleben, das wir mit unsrer Geburt begannen, keine Fortsetzung des vorigen uns gänzlich unbekannten Lebens ist, so wird auch das Leben, in welches wir durch den Tod geboren werden, aus gleichem Grunde keine Fortsetzung des gegenwärtigen, sondern der Anfang eines ganz neuen sein.

Selmar. Ich habe dem, was Du zum Behuf Deiner Meinung vorgebracht, keine Einwürfe aus der Natur der Seele entgegenzusetzen, da Alles, was ich von dieser mit Gewißheit sagen kann, aus Anschauungen geschöpft ist, zu welchen der Körper unentbehrlich scheint. Was sie nach der Trennung von demselben sein wird, liegt außer dem Gesichtskreis meines Verstandes. Aber noch sehe ich nicht, wie die moralischen Einwürfe zu heben sein könnten, die Deiner Behauptung im Wege stehen. Fürs Erste, so fällt mit dem Verlust dessen, was man die Persönlichkeit nennt, alle Bestrafung der Bösen und Belohnung der Guten im künftigen Leben weg. Wie kann ein Bösewicht bestraft werden, wenn er sich nicht mehr erinnert, womit er die Strafe verdient hat?

Wilibald. Mir fällt hier der Apolog von einem frommen muselmännischen Derwisch bei, der in einem Gesicht eine majestätische Frau von kolossalischer Größe mit einer flammenden Fackel in der einen Hand und einem Eimer voll Wassers in der andern aus den Wolken herabsteigen sah. Der Derwisch erkühnte sich, sie zu fragen, was sie vorhabe. „Ich gehe," sagte sie, „mit dieser Fackel das Paradies in den Brand zu stecken und mit diesem Wasser das Höllenfeuer auszulöschen, damit reine Liebe Gottes künftig das Einzige sei, was die Menschen zum Guten antreibe und vom Bösen zurückhalte." Diese Frau hatte ein sehr gutes Werk vor, und desto besser, wenn es ihr gelungen wäre, Hölle und Paradies aus der Phantasie der Menschen zu vertilgen. Denn die Furcht, in jene, und das Verlangen, in dieses zu kommen, verändern nichts an der innern Beschaffenheit des Gemüths, und nur Der ist gut, der es aus Liebe des Guten oder (was ganz dasselbe sagt) aus reiner Liebe Gottes ist. Unschuld, Güte des Herzens und Rechtschaffenheit des Lebens, jede Tugend und jede gute That, jedes Opfer, das wir der Pflicht bringen,

jede Besiegung einer unedeln Leidenschaft belohnt sich selbst und begehrt keinen andern Lohn.

Selmar. Aber die Gerechtigkeit —

Wilibald. Giebt Jedem, was ihm gebührt. Gute und Böse werden durch die natürlichen Früchte ihrer Sinnesart und ihrer Werke belohnt oder bestraft.

Selmar. Nicht immer in richtigem Verhältniß mit ihren Werken.

Wilibald. Woher weißt Du das? Wer kann den Grad der Qualen angeben, womit das Gewissen eines großen Verbrechers gepeinigt wird?

Selmar. Ruchlose Verbrecher haben wenig Gefühl für die strafende Geißel des Gewissens. Auch giebt es Bösewichter, die so ungeheure Thaten begangen haben, daß der Gedanke, sie nicht härter als durch Gewissensbisse bestraft zu wissen, kaum erträglich ist.

Wilibald. Wir sind oft grausam, lieber Selmar, indem wir blos gerecht zu sein wähnen. So ist es z. B. ziemlich allgemein, daß man für einen Menschen, der große Abscheulichkeiten mit Ueberlegung und kaltem Blute begangen hat, z. B. für einen Giftmischer, einen Vatermörder, einen Räuber, der die Beraubten unmenschlich mißhandelte, keine martervolle Bestrafung zu grausam findet. Und doch ist nichts gewisser, als daß ein Auge, welches tief genug in das Innerste der Menschen und des Zusammenhangs der Dinge blicken könnte, tausend Umstände entdecken würde, welche, wie abscheulich ein Verbrechen an sich selbst sein mag, dennoch den Unglücklichen, der es beging, mehr zu einem Gegenstand des Mitleidens als des Abscheues machen müssen. Viele dieser Art sind von Kindheit an zu dem, was sie in männlichen Jahren wurden, erzogen worden. Manche sind vielmehr Verrückte und Wahnsinnige als vorsätzliche Bösewichter. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der unmenschliche Robespierre in vollem Ernst ein Brutus, ein ächter Patriot zu sein wähnte, der, um der vermeinten guten Sache den Sieg zu verschaffen, so wie er verfuhr, verfahren müsse. Die Vorstellung des Glücks vieler tausend Millionen Menschen, welches er in seinem Wahnsinn durch den Tod einiger Hunderttausend fest zu gründen wähnte, machte ihn taub gegen die Stimme der Menschlichkeit, die er auf einem Posten wie der seinige für weibische Schwäche hielt. Gegen alle Sünder dieser Art wären grausame Strafen

ungerecht. Aber bei Weitem der größte Theil der Menschen kann weder gut noch böse genennt werden; sie sind Beides, aber weder das Eine noch das Andere so, daß es ihnen von einem recht richtenden moralischen Gerichtshofe anders zugerechnet werden könnte, als wie man einem Berauschten den Unfug zurechnen kann, den er in der Trunkenheit begeht. Sie folgen dem Antrieb mechanischer Angewöhnungen oder ungeregelter Begierden und Leidenschaften, von welchen sie mit der Gewalt eines Stroms fortgerissen werden. Das bürgerliche Gesetz ist genöthigt, indem es das Verbrechen bestraft, sich selbst an dem Verbrecher zu rächen; die rein moralische Gerechtigkeit hingegen weiß von keiner Rache; und da das Geschehene nicht ungeschehen gemacht werden kann, so begnügt sie sich, das Uebel zu vergüten und Den, der es beging, in einen Zustand möglicher Besserung zu setzen. — Was die Guten betrifft, so ist nur zu wahr, daß viele in diesem Leben ohne ihre Schuld leiden und öfters beklagenswerthe Opfer eines unvermeidlichen Schicksals werden. Was hat jene liebenswürdige und glückliche Familie verbrochen, um, bei einem Erdbeben von der Erde verschlungen oder von einstürzenden Gebäuden halb zermalmt, eines langsamen qualvollen Todes zu sterben? Womit hat diese gute Mutter verdient, bei einer nächtlich ausgebrochnen Feuersbrunst mit ihrem Säugling, den sie retten wollte, den schrecklichsten Tod in den Flammen zu finden? Tausend Beispiele dieser Art, die den Glauben an eine wohlthätige Vorsehung für die Individuen erschüttern, scheinen einen reichen Ersatz für die Leiden dieses Lebens in dem zukünftigen zu fordern — und werden ihn ohne Zweifel auch erhalten. Aber, wie groß diese Vergütung auch sein möchte, kann sie machen, daß ich nicht gelitten habe, was ich leiden mußte? Ein Zug aus dem Lethe ist in solchen Fällen die beste Entschädigung. Ich bemerke nur noch im Vorbeigehen, daß man auch bei der gemeinen Vorstellungsart von den Belohnungen in der künftigen Welt den Fehler begeht, von dem, was sich zwischen Menschen und Menschen gebührt, auf das, was der höchsten Gerechtigkeit anständig ist, zu schließen. Wir glauben mit Recht, Denjenigen Belohnung schuldig zu sein, welche freiwillig etwas für uns thun, wozu sie ohne Unrecht nicht gezwungen werden konnten; und es ist unser eigener Vortheil, wenn wir sie durch den ihrigen aufmuntern, sich immer mehr Verdienste um uns zu machen. Aber die Ne-

mesis, deren Wage das Weltall im Gleichgewicht erhält, fordert von Niemand weder mehr, als er schuldig, noch mehr, als ihm möglich ist. Um vollkommen gerecht zu sein, bedurfte sie, menschlicherweise zu reden, keiner andern Einrichtung, als daß die innere Richtigkeit unsrer Gesinnungen und Handlungen jederzeit den Grad der innern Glückseligkeit bestimmt, die mit dem Bewußtsein derselben unmittelbar verbunden ist. Der Weise und Gute begehrt und erwartet nie eine andere Belohnung; und daraus erkläre ich mir die ruhige Gleichmüthigkeit, mit welcher Sokrates in der Stunde des gewaltsamen Todes, den seine bethörten Mitbürger über ihn verhängten, sich gegen seine Freunde über Sein und Nichtsein erklärt. Er glaubt in einem Leben von siebenzig Jahren des Guten genug genossen zu haben und unterwirft sich ruhig dem unbekannten Naturgesetze, kraft dessen er mit dem Tode entweder Sokrates zu sein aufhören oder in einem neuen Leben, in der unsichtbaren Welt, auf eben die Art, wie er es in dieser war — durch sich selbst und die Verbindung mit andern Weisen und Guten — glücklich sein werde.

Selmar. Bei Allem dem läßt sich schwerlich leugnen, daß der Glaube, vom Bewußtsein unsrer Gesinnungen und Handlungen in das künftige Leben begleitet zu werden, öfters ein wirksames Mittel sein kann, zum Guten aufzumuntern oder vom Bösen zurückzuhalten; und sollte uns nicht jedes auch noch so gering scheinende Mittel, das der Schwäche unsrer moralischen Natur zu Hilfe kommt, heilig sein?

Wilibald. Ich möchte dies nicht ohne viele Einschränkung behaupten; denn es würde sonst allen Arten von frommen Täuschungen und Gaukeleien, deren man sich zu Beförderung guter Zwecke bedient, zu Statten kommen müssen. Doch ich habe nicht nöthig, diesen Einwurf gegen Dich geltend zu machen. So wie ich die Menschen kenne, dürfte wol der moralische Einfluß, den Du jenem Glauben beilegst, etwas unendlich Kleines sein. Es liegt nun einmal in der menschlichen Natur oder vielmehr in der Natur des Lebens selbst, daß der Mensch an den Tod und das, was auf denselben folgen mag, ohne besondere Veranlassung von außen nur sehr selten und auch alsdann meistens nur sehr flüchtig denkt und in dem warmen Lebensgefühl, worin er wie in seinem wahren Element webt uud strebt, sich eines so fremdartigen Gedankens gar bald wieder entledigt.

Selmar. So wirst Du mir doch dies zugeben, daß jener Glaube wenigstens guten Menschen keinen geringen Trost in unverschuldeten Leiden gewähren müsse.

Wilibald. Ich hoffe, Du kennst mich zu gut, als daß Du mir die Absicht zutrauen könntest, irgend eine gute Seele durch meine Behauptungen in ihrem Glauben irre machen zu wollen. Wenn Du auf den Gang unsrer bisherigen Unterhaltung zurücksehen willst, so wirst Du finden, daß wir durch Erfahrungssätze und Vernunftschlüsse, denen wir nichts Befriedigendes entgegenzusetzen hatten, zu jenen Resultaten genöthigt wurden, die Du, in Ermanglung anderer aus der Natur der Sache geschöpften Gründe, mit moralischen zu bestreiten suchst, welche meistens nur so viel gelten, als man sie gelten lassen will. Ich bin weit entfernt, das ewige Leben unsers Geistes zu leugnen; aber da wir uns unversehens und auf die unschuldigste Weise von der Welt in ziemlich starke Zweifel an der Realität des gemeinen Begriffs von der Persönlichkeit nach dem Tode verwickelt fanden, glaubte ich etwas sehr Menschenfreundliches zu thun, wenn ich Euch zu überzeugen suchte, der Verlust, womit wir uns bedroht sehen, dürfte wol vielmehr Gewinn als wahrer Verlust für die Menschheit sein. Daß unser eigentliches, den Tod überlebendes Ich dadurch, daß es aufhört, der individuelle Mensch zu sein, den es im vorigen Leben vorstellte, nichts Bedeutendes verliere, denke ich bereits hinlänglich gezeigt zu haben. Nun hoffe ich Euch zu überzeugen, wie paradox meine Behauptung auch klingen mag, daß wir in unserm gegenwärtigen Menschenleben an Humanität und ächtem Lebensgenuß sehr viel gewinnen würden, wenn der sadducäische Glaube, daß der Tod allen unsern jetzigen Verhältnissen und Verbindungen ein Ende mache, allgemein werden könnte.

Blandine. Ich will im Voraus von ganzem Herzen auf diesen Gewinn Verzicht gethan haben, wie groß er auch immer sein mag; aber ich bin doch begierig zu hören, worin er bestehen kann.

Wilibald. Die Sache wäre wol einer tiefen und vollständigen Ausführung werth, wozu jetzt nicht die Zeit ist. Ich will mich also blos auf zwei oder drei Stücke einschränken, die in meinen Augen alle moralischen Vortheile, welche der entgegenstehende Glaube nur immer gewähren kann, weit aufwiegen.

Selmar. Laß hören, lieber Wilibald! Du spannst meine Erwartung bis zur Ungeduld.

Wilibald. Und wenn ich Euch das Geheimniß entdeckt haben werde, wird mir's damit gehen, wie dem Columbus mit seinem auf die Spitze gestellten Ei. Sei es darum; die Sache bleibt, was sie ist. Aber Eins muß ich mir doch vorher ausbedingen, um allen Mißverständnissen und nicht treffenden Einwürfen vorzubeugen. So oft die Frage ist, wie viel oder wenig moralischen Nutzen irgend ein Glaube haben könne, kommen alle eigentlich böse, d. i. von Grund aus verdorbene Menschen in gar keine Betrachtung. Denn für diese kann nichts gleichgiltiger sein, als ob dieses oder jenes System das wahre, dieser oder jener Glaube der rechte ist. Ihnen ist Alles wahr, was ihren Leidenschaften schmeichelt, Alles recht und gut, was ein Mittel ist, ihrem Egoism die möglichste Befriedigung zu verschaffen; sie sind dermaßen in Kern und Wurzel verdorben, daß kein Glaube sie weder besser noch schlimmer machen kann. Diese aber und die noch ganz rohe Menschenclasse, die, wie alle andern Thiere, blos im Augenblick der Gegenwart lebt, abgerechnet, glaube ich, daß meine folgenden Behauptungen so ziemlich auf alle Menschen passen, wenn sie auch gleich in ihrem ganzen Umfang und vollen Werth nur auf die edleren und gebildetern Classen anwendbar sein sollten. Ich sage also, wenn die Menschen von je her nicht anders gewußt und geglaubt hätten, als daß der Tod die letzte Linie und das eigentliche Ende ihres Menschenlebens sei, so würde dieser Glaube alle Bande der Liebe und Freundschaft, besonders alle die engern und zärtlichern Verhältnisse zwischen Mann und Weib, Eltern, Kindern und Geschwistern, stärker zusammengezogen haben. Zum Maßstab kann uns hierin dienen, was wir erfahren, wenn wir im Begriff sind, uns von einem sehr theuern Freund ohne alle Hoffnung des Wiedersehens zu trennen, oder wenn wir mit hoffnungsloser Gewißheit voraussehen, daß wir eine geliebte Person in Kurzem durch den Tod verlieren werden. Wie ganz anders ist uns da zu Muthe, als ehedem, da wir uns mit der Aussicht schmeicheln konnten, noch eine lange Reihe von Jahren mit ihnen zu durchleben! Welch ein ganz anderes Interesse haben jetzt diese Personen und Alles, was sie sagen und vornehmen, für uns! Wie wichtig wird uns jeder noch so geringe Beweis, den wir ihnen von unsrer Liebe geben, jeder frohe Augenblick, den wir ihnen noch machen

können! Wie sorgsam suchen wir jede Minute, die uns jetzt mehr als ehmals ganze Tage werth ist, zu benutzen, um jeden leisesten Wunsch des Geliebten zu errathen und zu befriedigen, ihm jede Unlust zu ersparen, jede Beschwerde zu erleichtern! Alles das würde, in diesem Grade wenigstens, nicht stattfinden, wenn unsre Einbildung noch den unabsehbaren Raum von zwanzig oder dreißig Lebensjahren vor sich ausgedehnt zu sehen wähnte, in welchen alle diese, jetzt in einen so engen Zeitraum zusammengepreßten Aeußerungen unsrer Zärtlichkeit sich vertheilen würden. Dies Letztere ist nun der Fall, da ein leises, verworrenes, dunkles Gefühl, die Frucht des Glaubens, daß wir als Menschen ewig leben werden, unser Dasein, unsre Zeit wie ins Unendliche vor uns ausdehnt. Wie nachlässig macht uns dieses dumpfe Gefühl, welches uns um einen so großen Theil wahren Lebensgenusses betrügt, in Erstattung von tausend kleinen Pflichten, von denen die Anmuth des geselligen Lebens großentheils abhängt! Wie viele Gelegenheiten, Denen, die wir lieben, Vergnügen zu machen und nützlich zu sein oder sie mit unangenehmen Augenblicken zu verschonen, lassen wir entschlüpfen, ohne uns sonderliche Vorwürfe darüber zu machen, weil der Glaube, der unser gegenwärtiges Dasein ins Unendliche fortlaufen läßt, der herrschende Gedanke, daß wir unsre Lieben wiedersehen und wenigstens einen Theil der alten Verhältnisse mit ihnen in einem neuen Leben fortsetzen werden, unvermerkt das Gefühl des hohen Werthes und der vollen Wichtigkeit des gegenwärtigen vermindert. Wären wir fest überzeugt, daß unsre zärtlichsten Verbindungen in die enge Dauer dieses Lebens eingeschränkt sind und mit dem Tode gänzlich aufhören; brächte alles auf Leben und Tod sich Beziehendes, was wir von Kindheit an hören und sehen, eine Gewißheit hierüber in uns hervor, welche unvermerkt zum dunklen Gefühle würde und als solches im Grund unsrer Seele wirkte: alle unsre sympathetischen Empfindungen würden unendlich dabei gewinnen. Wir würden milder, menschlicher, mitleidiger und nachsichtlicher gegen Andere und vornehmlich weit zarter, aufmerksamer und behutsamer in unserm Benehmen gegen Diejenigen sein, mit denen wir durch engere Bande der Freundschaft und Liebe zusammenhangen. — Einen starken Beweis, daß ich mich in dieser Meinung nicht täusche, scheint mir eine Erfahrung abzugeben, welche vermuthlich die Meisten, die einer sehr geliebten Person

durch den Tod beraubt wurden, gemacht haben werden. Wie lebhaft wir uns auch bewußt sein mögen, diese Person innigst geliebt und unsrer Absicht und Meinung nach Alle gethan zu haben, was sie davon überzeugen und unserm eigenen Herzen hierin ein Genüge thun konnte, so erwachen doch, wenn sie auf immer für uns verloren ist, tausend quälende Vorwürfe in unserm Innern, daß wir viel mehr, unendlich mehr hätten thun können und sollen, und unsre Einbildungskraft vereinigt sich mit unserm Gewissen, uns an unzählige besondere Fälle zu erinnern, wo wir uns ganz anders benommen hatten, als sie von uns zu erwarten berechtigt war, und als unfehlbar geschehen wäre, wenn uns in dem Augenblick, da wir fehlten, der Gedanke des Todes und einer ewigen Trennung vorgeschwebt hätte. Ich glaube hieraus mit Grund auf die Wirkung schließen zu können, welche das vorerwähnte dunkle Gefühl auf eine strengere und sorgfältigere Erfüllung aller Pflichten der Humanität und der Liebe, wenigstens bei der bessern Art von Menschen, thun müßte. — Und wie viel sparsamer würde uns nicht der Glaube, dem ich das Wort rede, mit dem kostbarsten aller Güter machen, dessen unschätzbarer Werth durch den Umstand noch erhöht wird, daß wir es mehr als irgend ein anderes in unsrer Gewalt haben, ich meine die Zeit, mit welcher wir jetzt so verschwenderisch umgehen! Was für ein ganz anderes Maß für unsre Jahre, Tage, Stunden und Minuten würde er, wenn er von je her herrschend gewesen wäre, in unsre gewöhnliche Zeitberechnung gebracht haben! Welchen Werth würde ein Tag in unsern Augen erhalten, sobald wir ihn als einen ansehnlichen Theil unsrer so enge beschränkten und überdies noch ungewissen Existenz betrachteten! Was aber der wichtigste von allen Vortheilen ist, die jener Glaube schaffen würde, welch ein mächtiger Antrieb, dieses kurze Dasein wohl anzuwenden, es mit guten Handlungen anzufüllen, uns um die Menschheit verdient zu machen und in Allem, was wir thun und hervorbringen, nach Vollkommenheit zu streben, müßte die Gewißheit sein, daß es für uns, als Menschen, keine andere Unsterblichkeit gebe, als im Andenken unsrer Freunde und Zeitgenossen — und da auch diese so vergänglich sind wie wir selbst — im Gedächtniß und in der Achtung einer nie aussterbenden Nachwelt fortzuleben, noch geliebt zu sein, noch zu nützen, wenn wir nicht mehr sind, und durch das, was wir Schönes,

Gutes und Großes im Leben gewirkt, auch nach unserm Tode noch Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende unter ihnen fortzuwirken! Wer mit den Schriften der Griechen und Römer vertraut ist, weiß, wie mächtig dieser herzerhebende Gedanke die Edlern unter ihnen begeisterte, weil sie das Leben im Herzen der Nachwelt für die einzige Art von Unsterblichkeit hielten, die wir in unsrer Gewalt haben, und deren wir uns also mit Gewißheit versichern können.

Dies mag genug sein, lieber Selmar, Dich vielleicht zu weiterem Nachdenken über dieses Capitel zu veranlassen. Ich für meinen Theil bin von der Wahrheit des Gesagten so durchdrungen, daß ich wenig angelegnere Wünsche habe, als daß die Zeit je bälder je lieber kommen möchte, wo ein für die Menschheit so wohlthätiger Glaube die Sanction der Gesetzgebung und Religion erhielte und so mächtig genug würde, alle ihm entgegenstehende chimärische Einbildungen gänzlich zu verdrängen, deren reelle Schädlichkeit durch die süßen Täuschungen, welche sie einigen zarten und schwärmerischen Seelen verschaffen, nur sehr schwach vergütet wird.

Selmar. Wie kannst Du hoffen, daß dieser Glaube jemals von der Religion werde unterstützt werden, da Du unter allen, die jemals auf dem Erdboden geherrscht haben, schwerlich eine einzige nennen kannst, welche den Glauben an Belohnung und Bestrafung in einem andern Leben nicht sogar zu ihrer Selbsterhaltung für nöthig gehalten hätte?

Wilibald. Führe mich nicht in Versuchung, Freund Selmar! — Alles Wünschenswürdige erwarte ich von den Fortschritten der Nachwelt. Des guten Samens ist viel ausgestreut, und ein Theil wenigstens wird aufgehen und Früchte bringen. Die Menschheit, wie langsam auch ihre aufsteigende Bewegung sein mag, wird sich mit immer wachsender Geschwindigkeit von jeder erstiegnen Stufe zu einer höhern erheben und auf jeder sich irgend eines ihr noch anhängenden gemeinschädlichen Vorurtheils, Irrsals und Mißbrauchs entledigen. Die Religion ist das Palladium der Menschheit, oder vielmehr, sie selbst ist die reinste, höchste Humanität, steht durch sich selbst und bedarf keiner stützenden Rohrstäbe. Jede Verfinsterung, durch welche das Menschengeschlecht schon gegangen, zog auch um ihre himmlische Gestalt einen düstern Nebel, der sie hinderte, ihm ihr Licht und ihre Wärme mitzutheilen. Aberglauben, Schwärmerei, Magie, Dämonism,

Möncherei, und wie sie alle heißen, jene der Menschheit feindselige Geister, sie setzten sich im Dunkeln an ihren Platz und wirkten, längere oder kürzere Zeit, unter ihrem Namen — was sie vermöge ihrer Natur wirken konnten. So wie die Menschheit sich der Quelle des Lichts wieder näherte, trat auch die Religion wieder aus dem Nebel hervor, erhob sich mit ihr und wird sich von einer Lichtstufe zur andern so lang erheben, bis sie dereinst in ihrer ganzen Schöne über unsern glücklichen Nachkommen stehen und die ganze Fülle ihrer wohlthätigen Einflüsse auf sie herabschütten wird. — Möchte diese Zeit näher sein, als einige Zeichen von böser Vorbedeutung besorgen lassen! — Und hiemit, lieber Selmar, für heute gute Nacht!

Drittes Gespräch.

Blandine. Wilibald.

Blandine. Siehst Du mir's nicht an, Wilibald, daß unser gestriges Gespräch mich eine schlaflose Nacht gekostet hat?

Wilibald. Das bedaure ich, liebe Schwester. Wer hätte aber auch gedacht, daß Du Dir das Verschwinden eines süßen Wahns so zu Gemüthe ziehen würdest?

Blandine. Es ist mein Unglück, daß ich ein Gedächtniß habe, das nichts durchschlüpfen läßt. Mir ist kein Wort von Allem, was Du gestern sagtest, entfallen; ich konnte mir Deine Sophistereien (denn das sind sie doch, so Gott will!) nicht aus dem Kopfe schaffen, und da brachte ich, gern oder ungern, die ganze Nacht mit Nachsinnen zu, ob sie nicht zu widerlegen oder wenigstens zu entkräften wären.

Wilibald. Nichts soll mir angenehmer sein, als wenn es Dir gelungen ist. Ich hange, wie Du weißt, nicht so fest an meinen Meinungen, daß ich nicht immer bereit wäre, sie gegen bessere zu vertauschen.

Blandine. Aufrichtig zu sein, Bruder, wenn ich mir Deine Gründe gegen die Fortdauer der Erinnerung des vorigen Lebens nach dem Tode deutlich denke, finde ich, daß es mir unmöglich ist, sie zu widerlegen. Aber kaum hab' ich sie mir aus dem Sinne geschlagen, so kehrt mein alter Glaube wieder zurück; mir ist, als habest Du mir meine Zustimmung mit Gewalt abgedrungen, mein Herz empört sich dagegen, und eine heimliche Stimme ruft mir zu, es könne und solle nicht sein, wie Du sagst. Nun sinne ich von Neuem auf Gründe, meinen Glauben zu unterstützen. Von Zeit zu Zeit dämmert ein Gedanke in mir auf, der einen erfreulichen Schein um sich wirft, aber wie ein Blitz wieder verschwindet, sobald ich ihn durch Worte festhalten will. Indessen finde ich das Gefühl, das

sich Dir entgegenstemmt, immer wieder in meinem innersten Herzen, und der Glaube behält über die Zweifel, wie oft sie auch das Gefecht erneuern, am Ende doch immer den Sieg. Und dennoch kann ich mich nicht enthalten, zu wünschen, daß sich ein Mittel finden möchte, auch meinen Verstand auf immer zu beruhigen; was unfehlbar geschähe, wenn wir Deinen Schlüssen etwas entgegenzustellen hätten, das dem Glauben an die Fortdauer der Persönlichkeit wenigstens einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit gäbe.

Wilibald. Suchet, so werdet Ihr finden, liebe Blandine! Vielleicht, wenn wir uns recht ernstlich dazu halten, findet sich noch dies und das. In der That gingen ja auch meine Einwürfe nicht bis zu einem überzeugenden Beweis der Unmöglichkeit des Satzes, den ich bestritt. Am Ende stützten sie sich blos auf die Voraussetzung, daß unsre Seele nach dem Tode in allen ihren Wirkungen an eben dieselben Bedingungen gebunden sein werde, von welchen sie in diesem Leben gefesselt war. Aber wer bürgt uns für die Wahrheit dieser Voraussetzung? Oder wer kann sie beweisen? Daraus z. B., daß die Verletzung oder gänzliche Zerstörung gewisser Organe unsers Körpers den Verlust des Gedächtnisses nach sich zieht, folgt nicht nothwendig, daß die Seele, wenn der Tod sie von den Fesseln des irdischen Leibes befreit hat, seiner Vermittlung zu Wiederbelebung oder Auffrischung ihrer ehmaligen sinnlichen und geistigen Vorstellungen schlechterdings nicht entbehren könne. Ebenso kann die Erfahrung, die wir so häufig in diesem Leben machen, daß die Länge der Zeit und die Menge neuer Vorstellungen und Beschäftigungen die Bilder der Vergangenheit zum Theil aus unserm Gedächtniß verdrängen und auslöschen, keineswegs einen überzeugenden Grund abgeben, daß ebendasselbe nothwendig stattfinden müsse, wenn die eigenthümliche Denkkraft der Seele von ihrem dermaligen Körper nicht länger beschränkt wird. Endlich läßt sich auch das Dasein eines mit der Seele unzertrennlich vereinigten ätherischen Sinnorgans zwar nicht beweisen; aber es ist ebenso wenig erweislich, daß sie mit einem solchen Organ nicht versehen sei.

Blandine. Mich dünkt, lieber Wilibald, wir hätten schon viel gewonnen, wenn wir irgend einen Weg ausfindig machen könnten, uns das Dasein eines solchen Seelenwagens (wie ihn Plato genennt haben soll) wenigstens nur wahrscheinlicher zu machen als das Gegentheil.

Wilibald. Stände uns nur der verwünschte Einwurf nicht immer entgegen, den ich gestern schon gegen alle vorgeblichen Thatsachen, die in dieses Capitel gehören, geltend gemacht habe.

Blandine. Du meinst, wenn wir nur gewiß wissen könnten, daß sie wahr wären?

Wilibald. Da liegt eben der unauflösliche Knoten, liebe Seele!

Blandine. Man muß aber auch nicht gar Alles mit Händen greifen wollen, wie Doctor W**l!

Wilibald. Ich selbst könnte Dir eine Geschichte erzählen, die für mich wenigstens ein desto leidigeres Räthsel ist, da ich sie weder begreifen, noch an ihrer Wahrheit zweifeln kann.

Blandine. O, ich bitte Dich, erzähle! Ich bin lauter Ohr.

Wilibald. Es werden nahezu funfzig Jahre sein, als ich während meines langen Aufenthalts in H**** mit einer edeln Familie bekannt wurde, die in allen ihren Gliedern aus ebenso sonderbaren als achtungswürdigen Personen bestand. Ich werde Dich vielleicht ein andermal mit der ganzen Sippschaft bekannt machen; jetzt mag es, um mich nicht zu weit von unserm Gegenstande zu verlieren, genug sein, wenn ich Dir von der Dame, die in meiner Erzählung die Hauptrolle spielt, so viel Vorläufiges sage, als mir zu besserm Verständniß des Folgenden nöthig scheint. Ich bin zwar nicht so glücklich gewesen, sie von Person zu kennen, denn sie starb kurz zuvor, ehe ich mit ihrer Familie in nähere Verhältnisse kam; aber ich habe Alles, was ich von ihr weiß, aus den reinsten Quellen. Ueberhaupt war sie eine der außerordentlichsten Personen ihres Geschlechts und ihrer Zeit; was mit dem Umstand, daß sie der Welt immer unbekannt blieb, sehr wohl bestehen kann. Etwas Excentrisches in ihrer Natur, ein starkes Uebergewicht der Einbildungskraft, ein Herz voll Liebe, das Lesen mystischer Schriften und eine Kette von besondern, selten zusammentreffenden äußern Umständen vereinigten sich, eine ganz eigne Art von schöner und ehrwürdiger Schwärmerei zum Grundton ihres Charakters zu machen. Ich bezeichne die wesentlichsten Züge desselben mit zwei Worten, wenn ich Dir sage, daß sie eine Geistesverwandtin der berühmten Madame Guyon war, deren Schicksale und mystische Liebe zu Gott und dem Erzbischof von Cambray, Fénélon, Dir nicht unbekannt sind. Wäre sie ein Glied der

katholischen Kirche gewesen, so würde sie im Geruch der Heiligkeit gestorben und jetzt vielleicht schon kanonisirt sein.

Wie bei allen reinen Seelen dieser Classe, war auch bei ihr die Liebe zu Gott eine nie versiegende Quelle von Werken der Menschenliebe und Wohlthätigkeit, zumal von solchen, die mit Beschwerlichkeit und sinnlicher Unlust, kurz mit dem, was die Mystiker Selbstverleugnung nennen, verbunden waren; und da ihr die Mäßigkeit ihres Vermögens nicht erlaubte, ihrem Trieb, allen Nothleidenden zu helfen, ein so unbeschränktes Genüge zu thun, als ihrem Herzen Bedürfniß war, so hatte sie sich allerlei Kenntnisse und Geschicklichkeiten erworben, wodurch sie den armen Landleuten, unter welchen sie wohnte, nützlich sein konnte. Sie besaß z. B. viel Geschick in Bereitung solcher Arzneien, deren diese Menschenclasse am Meisten bedarf, und da sie Alles unentgeltlich gab, rettete sie Manche, die sich aus Armuth oder unverständiger Sparsamkeit die nöthigsten Hilfsmittel versagt haben würden, wenn sie etwas dafür hätten geben müssen. Vorzüglich war sie eine ebenso geschickte als glückliche Geburtshelferin. In einem Umkreis von etlichen Meilen um ihren Wohnsitz war der Glaube an ihre beinahe wunderthätige Hand bei dem dürftigsten Theil des Landvolks ebenso groß, als ihre Bereitwilligkeit, ihnen mit ihrer Gabe zu dienen, grenzenlos war. Nicht selten wurde sie in der strengsten Jahreszeit und bei dem unfreundlichsten Wetter mitten in der Nacht aus ihrem Bette geholt, um einer verlassnen und an Allem Mangel leidenden Gebärerin zuzueilen, und immer war ihre Ankunft in den Augen der armen Leute die Erscheinung eines Engels, mit welchem Trost, Rettung und reichliche Spende Alles dessen, was in solchen Fällen das Nöthigste ist, und woran es ihnen gerade am Meisten fehlte, in ihre Hütte kam.

Diese Dame, die von Allen, die einen Sinn für die hohe Einfalt und Güte ihrer Seele hatten, verehrt, von Mann, Kindern und Hausgenossen geliebt und von den Armen beinahe angebetet wurde, war bei dem Allen seit mehrern Jahren mancherlei zum Theil seltsamen und unerklärbaren Zufällen unterworfen. Sie stieg z. B. öfters mitten in der Nacht schlafend oder vielmehr träumend aus dem Bette auf, kleidete sich an, wanderte mit geschlossnen Augen im Hause herum, verrichtete allerlei Geschäfte, und wenn sie durch irgend einen Zufall oder von ihrer Tochter (die aus vorsichtiger Liebe sie zu beobachten und zu hüten pflegte) erweckt wurde, wußte sie nicht

nur nicht das Geringste von dem, was sie vorgenommen hatte, sondern fühlte sich auch unmittelbar darauf so matt und krank, daß sie ohne Hilfe kaum ihr Bette wieder zu erreichen vermögend gewesen wäre. Auch geschah es nicht selten, daß sie, mitten unter den Ihrigen bei einer häuslichen Arbeit sitzend, auf einmal in eine Verzuckung gerieth, worin sie, kalt und starr an allen Gliedern, des Gebrauchs aller äußern Sinne beraubt und einer marmornen Bildsäule ähnlich, öfters ziemlich lange beharrte, bis sie von selbst wieder ins Leben zurückkam und zu erkennen gab, daß während dieses seltsamen Paroxysmus außerordentliche, aber unbeschreibliche Dinge in ihrem Innersten vorgegangen.

Blandine. Vermuthlich ist dies eben die Dame, deren Du gestern schon im Vorbeigehen Erwähnung thatest?

Wilibald. Ebendieselbe. Der erwähnte Zufall begegnete ihr so oft, daß die Ihrigen, welche anfangs dadurch in den größten Schrecken gesetzt worden waren, es zuletzt ziemlich gewohnt wurden und, außer einigen nöthigen Vorsichtsanstalten, ihre Zurückkunft in die Sinnenwelt ruhig abwarteten, zumal da Alles ohne schlimme Folgen ablief und sie während dieses wunderbaren Stillstandes alles äußern Lebens unbeschreiblich herrliche Dinge zu sehen und zu hören versicherte.

Dies Alles, liebe Blandine, glaubte ich voranschicken zu müssen, um Dir zu zeigen, daß die Frau von K. in jeder Betrachtung unter die ungewöhnlichsten Personen gehörte, und daß von allem Wunderbaren, was von ihr zu erzählen ist, sie selbst das Allerwunderbarste war.

Nahe an dem Orte, wo sie sich gewöhnlich aufhielt, liegt ein von dem fürstlichen Stift ***** abhängiges Kloster von Benedictiner-Nonnen, welches von dem jeweiligen Abt, als sogenanntem Pater domus, aus der Zahl seiner Conventualen mit einem Propst, der über das Zeitliche des Klosters die Aufsicht hat, und mit einem Beichtiger, der die geistlichen Anliegenheiten der guten Mädchen besorgt, versehen wird. Seit mehrern Jahren hatte ein gewisser Pater Cajetan (wie ich ihn nennen will, da mir sein wahrer Name entfallen ist) die letztere Stelle verwaltet; ein Mann, der aus einer edeln niederländischen Familie stammte und seiner vorzüglichen Eigenschaften so wie eines unsträflichen Lebens wegen in allgemeiner Achtung stand. Zwischen diesem und dem Herrn von K., der als Herr von *** ein Lehensmann des besagten Klosters war, hatte sich eine vertraute Freundschaft entsponnen, an welcher die ganze Familie

um so mehr Antheil nahm, da der Mangel an einer zu ihnen passenden Gesellschaft den Umgang mit einem Manne von so vielen Kenntnissen und so gefälligen Sitten (nichts von seinem musikalischen Talente zu sagen) zu einem sehr schätzbaren Vortheil für sie machte. Kurz, Pater Cajetan ward der Freund vom Hause und, des Unterschieds der Religion ungeachtet, von Allen nicht weniger geliebt, als ob er ein Glied der Familie gewesen wäre.

Eine geraume Zeit vor dem Ableben der Frau von K. wurde Pater Cajetan von seinem Fürsten nach Bellinzona versetzt, um auf einer dortigen Schule, die mit Lehrern aus seinem Stifte versehen werden mußte, in der Mathematik und Naturlehre Unterricht zu geben. Da diese Trennung dem wackern Benedictiner und dem Herrn und der Frau von K. gleich schmerzlich war, so versprachen sie einander, ihre Freundschaft wenigstens durch einen traulichen Briefwechsel warm zu erhalten, der denn auch zwischen beiden Theilen ziemlich fleißig geführt wurde.

Nach Jahr und Tag fiel Frau von K. in eine Krankheit, worüber die Ihrigen sich keine sorglichen Gedanken machten, weil sie die nämliche Krankheit mit ebendenselben Zufällen schon mehreremal glücklich überstanden hatte. Sie allein dachte anders davon und sagte ihrer einzigen Tochter, die damals siebzehn oder achtzehn Jahre haben mochte, den Tag und die Stunde, wann sie sterben würde, ganz bestimmt voraus, doch mit dem ernstlichsten Verbot, Niemanden, selbst den Vater nichts davon merken zu lassen. Dieser blieb auch ganz unbekümmert und zweifelte so wenig an der baldigen Genesung seiner Gemahlin, daß er Bedenken trug, seinen Freund in Bellenz durch die Nachricht von ihrer Krankheit zu beunruhigen. Indessen war unvermerkt der Tag herangekommen, an welchem Frau von K. (ihrer Vorhersagung zufolge) sterben sollte. Sie schien sich um Vieles besser zu befinden, war sehr heiter und sprach mit ihrer Tochter (der einzigen Person, die sie an diesem Tage um sich haben wollte) von ihrem bevorstehenden Tode so gelassen, als ob von einer kleinen Fahrt nach Z. oder B. die Rede wäre, wandte aber doch die wenigen Stunden, so sie nach ihrem Vorgefühl noch zu leben hatte, dazu an, ihrer noch immer zwischen Angst und Hoffnung schwebenden Tochter eine Menge guter Lehren und Warnungen zu geben. Diese schöpfte aus der Lebhaftigkeit und Freiheit der Brust, womit die vermeinte

Sterbende sprach, immer mehr Hoffnung und erhielt dadurch die gelassne Fassung, worin die Mutter sie zu sehen verlangte. Gegen Mitternacht endlich richtete sich die Kranke auf und sagte mit einem ihr eignen holden Lächeln: „Nun ist's Zeit, daß ich gehe und vom P. Cajetan Abschied nehme.“ Mit diesem Worte legte sie sich auf die andere Seite und schien in wenigen Augenblicken sanft eingeschlafen zu sein. Nach einer kleinen Weile erwacht sie wieder, wendet sich mit einem Blick voll Liebe und Ruhe zu ihrer Tochter, spricht noch wenige einzelne Worte und entschläft auf immer.

An ebendiesem Tage und (wie es sich in der Folge zeigte) in ebendieser Stunde saß Pater Cajetan zu Bellinzona in seinem Zimmer am Schreibtisch bei einer Studirlampe, mit Ausrechnung einer mathematischen Aufgabe, die er am folgenden Tage seinen Lehrlingen vortragen wollte, ernstlich beschäftigt und an nichts weniger als an seine Freundin denkend, von deren Krankheit er nicht die geringste Kunde hatte. An einer Seitenwand neben der Thür des Zimmers hing seine Pandore, ein Instrument, das er liebte und sehr geschickt zu spielen wußte. Auf einmal hört er die Pandore einen starken Knall, als ob der Resonanzboden gesprungen sei, von sich geben. Er fährt auf, sieht sich um und erblickt mit einem Schauder, der ihn einige Augenblicke unbeweglich macht, eine weiße, der Frau von K. vollkommen gleichende Gestalt, die ihn mit freundlichem Ernst ansieht und verschwindet. Er faßt sich wieder, ist sich aufs Deutlichste bewußt, daß er wacht und die Gestalt seiner mehr als dreißig Meilen von ihm entfernten Freundin gesehen hat; er untersucht die Pandore und findet den Resonanzboden gesprungen. Er weiß sich eine so sonderbare Erscheinung nicht zu erklären, kann aber doch die ganze Nacht durch den Gedanken nicht los werden, daß sie ihm vielleicht den Tod der Frau von K. angekündigt habe. Er schreibt mit der nächsten Post an ihren Gemahl, erkundigt sich mit einer Unruhe, deren Ursache er jedoch verschweigt, nach ihrem Befinden, erhält die Nachricht von ihm, daß sie in ebenderselben Stunde, da er die Erscheinung hatte, gestorben sei, und entdeckt ihm nun in einem zweiten Briefe, was ihm in der nämlichen Stunde begegnet war.*) — Was sagst Du nun zu dieser Anekdote, Schwester?

*) Da ich, meines Wissens, in Deutschland wenigstens der Einzige bin, dem diese Begebenheit aus der ersten Quelle zugeflossen, so wurde ich nicht wenig

Blandine. Gestehe mir's aufrichtig, bist Du von ihrer Wahrheit überzeugt?

Wilibald. Du mußt nicht mehr von mir verlangen, als ich gewähren kann. Ich habe sie unmittelbar aus dem Munde des damaligen Fräuleins von K. Diese war zu der Zeit, da sie mir bekannt und (wie ich nicht berge) sehr interessant wurde, eine gute unverfälschte Tochter der Natur, nicht ohne Bildung, aber mit der Welt gänzlich unbekannt. Sie hatte von ihrer Mutter, an welcher sie wie eine Frucht am Zweige hing, eine starke Anlage zu frommer und zärtlicher Schwärmerei geerbt und lebte mehr in einer Zauberwelt von dichterischen und mystischen Ideen, als in der wirklichen, die ihr fremd und gleichgiltig war. Gleichwol bin ich völlig überzeugt, daß sie mir nichts als die reine Wahrheit sagen wollte, d. i. kein Wort mehr, als was sie selbst für wirkliche Thatsache hielt und, allen Umständen nach, halten mußte. Nicht weniger Ursache habe ich, an die zuverlässige Wahrhaftigkeit des wackern Benedictiners zu glauben, der in einem zu guten Ruf stand, als daß seine Versicherung, von der Krankheit der Frau von K. nicht das Geringste gewußt zu haben, bezweifelt werden könnte; zumal da sich schlechterdings nicht absehen läßt, was für einen Nutzen er von einer Lüge über diesen Punkt hätte ziehen können. Dies ist aber auch Alles, meine Liebe, wofür ich mich verbürgen kann. Täuschte sich die sterbende Frau von K., da sie ihrer Tochter sagte, sie wolle nun gehen und vom P. Cajetan Abschied nehmen? Täuschte sich dieser, da er plötzlich die Gestalt seiner Freundin vor sich zu sehen glaubte? War es bloßer Zufall, daß die Stunde der Erscheinung mit derjenigen, worin die Sterbende ihm erscheinen wollte, zusammentraf? Auf alle diese Fragen habe ich keine andre Antwort zu geben als den ewigen Refrain der Zweifler: Es ist mir nicht klar, ich weiß es nicht.

Blandine. Ich dächte doch, es ließe sich noch etwas

überrascht, als ich sie vor einem Paar Jahren, ich weiß nicht mehr in welchem Almanach oder Taschenbuch, wiewol sehr zusammengezogen und mit Weglassung einiger nicht überflüssiger Umstände, gedruckt zu lesen bekam. Ich erinnerte mich aber bald, daß der Verfasser des Aufsatzes sie im Jahre 1800 in einer kleinen Gesellschaft von mir selbst erzählen gehört hatte. Die Anekdote hat zwar den Reiz der Neuheit dadurch verloren; doch glaube ich, daß es selbst Denen, welche jenen Aufsatz gelesen haben, nicht unangenehm sein werde, sie hier genauer und gerade so, wie sie mir unmittelbar von der Tochter der Frau von K. mitgetheilt wurde, erzählt zu finden.

Besseres darauf antworten. Wenn ich diesen Abend zu Luisen sagte: „Morgen um fünf Uhr soll Dein Vater einen frischen Strauß von Maiblümchen auf Deinem Schreibtische finden," und Du fändest um diese Zeit wirklich einen solchen Strauß auf Deinem Tische, wirst Du glauben, er sei durch einen bloßen Zufall dahin gerathen? Ist es mit der Erscheinung der Frau von K. nicht derselbe Fall? Sie sagt, sie wolle gehen, um von einem abwesenden Freund Abschied zu nehmen; und einige Augenblicke darauf erblickt dieser ihre Gestalt in seinem Zimmer, und dies zu einer Zeit, da seine ganze Aufmerksamkeit auf eine mathematische Ausrechnung geheftet ist, da er an nichts weniger als die Sterbende denkt und kein Wort von ihrem Kranksein weiß. Wenn ein solches Zusammentreffen Zufall ist, so möchte ich wol wissen, was man absichtliche Ursache und Wirkung nennen kann. Wie hätte Pater Cajetan unter diesen Umständen sich selbst täuschen oder getäuscht werden können? — Nimm dazu noch das Zerspringen der Pandore, wodurch er aufgeschreckt und bewogen wurde, nach dem Orte, wo die Gestalt seiner Freundin sichtbar war, hinzuschauen. Ein Instrument kann ja wol aus irgend einer zufälligen Ursache einen Riß bekommen und einen Knall thun; aber daß dies gerade in dem Augenblick geschah, wo die Erscheinende (welche vermuthlich dazu nur wenige Augenblicke in ihrer Gewalt hatte) seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte, das scheint mir ein ziemlich handgreifliches Zeichen, daß hier ein absichtliches Verhältniß von Ursache und Wirkung stattfand.

Wilibald. Gut! Angenommen also, daß diese Erscheinung der Frau von K. unmittelbar vor ihrem Tode eine wirkliche Thatsache sei, was für Folgerungen glaubst Du daraus ziehen zu können?

Blandine. Erstens: es sei also möglich, daß unsre Seele, wenigstens kurz vor der gänzlichen Trennung von ihrem Körper, aus demselben herausgehen und ihre Gegenwart anderswo offenbaren könne; zweitens: daß die Erscheinung der eigensten Gestalt der Frau von K., da sie sich schwerlich auf eine andere Weise erklären läßt, für einen Beweis gelten müsse, daß sie es selbst gewesen sei, die ihm in dieser Gestalt erschien; drittens: daß sie also entweder die Gabe gehabt haben müßte, sich in aller Geschwindigkeit aus einem sichtbaren Stoffe einen neuen, ihrem irdischen Körper völlig ähnlichen Leib anzubilden, oder daß es mit dem ätherischen Körper, von

welchem gestern die Rede war, seine Richtigkeit habe, und daß dieser das Vermögen besitze, nach dem Willen der Seele in wenigen Minuten so viel gröbern Stoff aus der Luft an sich zu ziehen, als nöthig ist, um sichtbar zu werden. Nun scheint mir jenes ungleich weniger natürlich und begreiflich zu sein als dieses; ich halte mich also an das Letztere und glaube durch diese Erscheinung der Frau von K. für die Existenz des ätherischen Seelenorgans ein Großes gewonnen zu haben.

Wilibald. So rasch geht es bei mir nicht, liebe Blandine; ich sehe in Deinen Resultaten noch eine Menge unauflöslicher Schwierigkeiten. So bestehen z. B. alle unsre gestrigen Einwürfe gegen das ätherische Seelenorgan noch immer in ihrer vollen Kraft, und, es sei nun, daß Du den sichtbaren Leib, welchen es sich in der Geschwindigkeit angebildet haben soll, für ein Werk der Natur oder für ein Kunstgebilde erklären wolltest, so bleibt immer unbegreiflich, wie das Seelenorgan oder die Seele selbst zu dem Naturvermögen oder zu der Kunstfertigkeit gekommen sein sollte, sich in wenigen Minuten mit einem solchen Leibe zu bekleiden. Aber noch viel unbegreiflicher ist, wie und warum die Seele der Frau von K. das sonderbare Vorrecht besessen haben sollte, nach Belieben aus ihrem Leibe auszuwandern und wieder dahin zurückzukommen. Denn daß dies keine Eigenschaft aller menschlichen Seelen sei, bedarf doch wol auch für Dich keines Beweises? Bei uns Andern ist die Seele so lange, bis der wirkliche Tod erfolgt, durch so starke, wiewol unendlich feine Faden mit unserm Leibe verwebt, daß es ihr, wie stark und leidenschaftlich ihr Wollen und Streben auch wäre, schlechterdings unmöglich ist, sich ohne Hilfe ihres gröbern Körpers nur aus einem Zimmer in ein andres zu versetzen. Ich finde also das willkürliche Herausgehen der Seele unsrer Dame aus ihrem Leibe nicht nur unbegreiflich, sondern geradezu unmöglich; es wäre denn, daß Du (mit Deiner Erlaubniß!) an die Feenmärchen der Dame d'Aulnoy und an die Kraft des Zauberwortes Quiribirini glaubtest.

Blandine (lachend). Du machst mich mir selbst lächerlich, Bruder, und das ist nicht sehr artig von Dir. Könnte denn nicht die sterbende Frau von K. sich bereits vom Leibe so weit losgewunden haben, daß sie, so zu sagen, nur noch an einem einzigen, freilich ziemlich langen Faden an ihm hing, an welchem

sie, gleichsam wie eine Spinne, bis zu ihrem Freund nach Bellenz und von da wieder in ihren Leib zurücklief —

Wilibald. Um das Reißen dieses letzten Fadens vollends abzuwarten?

Blandine. Allerdings! Denn wenn sie selbst ihn zerrissen hätte, wäre das nicht wahrer Selbstmord gewesen? — Aber, ernsthaft zu reden, was sollen wir denn von dieser seltsamen Geschichte denken?

Wilibald. Daß sie eine nicht zu bezweifelnde, aber unbegreifliche, unglaubliche, übernatürliche Thatsache ist und folglich, wie wahr sie auch sein mag, keine Resultate geben kann.

Blandine. Das ist recht ärgerlich! Ich möchte so gern was daraus schließen können.

Wilibald. Es ließe sich ja wol noch Ein und Anderes zu ihrem Behuf vorbringen; z. B. daß ein Geist unter gewissen besondern Umständen, ohne an Raum und Zeit gebunden zu sein, auf einen andern Geist wirken könne, und daß unsre Dame in dieser Weise auf das Innerste ihres Freundes gewirkt und ihre Gestalt seiner Phantasie vorgespiegelt habe.

Blandine. Aber konnte ihr Geist auch ebenso unmittelbar auf den Resonanzboden seiner Pandore wirken?

Wilibald. So geht es uns, Blandine, wenn wir uns Unbegreifliches durch Unbegreifliches — begreiflich machen wollen! Der heilige Kirchenvater Augustinus könnte uns vielleicht noch andern Ausweg zeigen. Die Seele, sagt er irgendwo, ist da, wo sie liebt.

Blandine. Wenn dies buchstäblich wahr wäre, Bruder, müßten wir Beide, Du und ich, wol auch etwas davon wissen. In einem gewissen Sinn ist die Seele freilich nicht nur da, wo sie liebt, sondern auch da, wohin sie sich denkt. Wenn ich in Vossens Homer lese, bin ich mitten in Troja, mitten im Lager der Griechen, im Olympus, auf der Erde, bei den Phäaken und in Ithaka. Aber diese Erklärungsart löset das Räthsel Deiner Erscheinungsgeschichte nicht auf.

Wilibald. Wir thun also wol am Besten, liebe Blandine, wenn wir uns unsre Unwissenheit in dämonischen Dingen aufrichtig gestehen und uns darüber in dem Gedanken beruhigen, daß etwas, was wir unmöglich wissen können, uns vernünftigerweise ebenso wenig kümmern sollte, als was der Mann im Mond (wenn einer ist, und wenn er was zu essen braucht und hat) heute zu Mittag gegessen habe.

Blandine. Das möchte angehen, wenn uns das Verlangen, zu wissen, wie es mit Denen, die wir lieben, und mit uns selbst nach dem Tode stehen werde, nur nicht so natürlich wäre.

Wilibald. Natürlich? Ich meines Orts möchte vielmehr behaupten, daß es dem Menschen gar nicht natürlich ist, an den Tod zu denken. Ich zähle jenes vorwitzige Verlangen unter die vielen erkünstelten Begierden, die uns durch die Erziehung und überhaupt durch den Einfluß der bürgerlichen Gesellschaft, worin wir leben, eingepflanzt werden. Und dennoch denken wir, dieses fremden Einflusses ungeachtet, selten ernstlich und anhaltend an den Tod und werden meistens von ihm überschlichen, ohne ihn gewahr zu werden.

Blandine. Wenn wir aber an ihn denken müssen — und dazu giebt es doch genug Veranlassungen — so wäre doch gut, wenn man mit Ruhe und mit fröhlichen Erwartungen an ihn denken könnte.

Wilibald. Und wer in der Welt sollte mit Ruhe und frohem Muthe an den Tod denken können, als ein so unschuldiges und gutes Wesen wie Du? Denn ich wenigstens kenne dazu kein anderes Mittel als das Geheimniß des alten Sokrates, das Bewußtsein eines wohlgeführten Lebens. Erinnere Dich der tiefen Ruhe, womit unsre Fannia — in welcher auch nicht ein Fünkchen Schwärmerei jemals geglommen hatte — dem Tod entgegensah! Das Bewußtsein, daß man nie Böses, immer nur das Gute gewollt und nach Vermögen gethan hat, setzt das Gemüth, vornehmlich in den letzten Stunden des Lebens, in eine heitere Stille, die ich einen Anfang der Seligkeit, welche uns die Religion verspricht, nennen möchte. Wer sich in diesen Augenblicken Gutes bewußt ist, traut der ganzen Natur Gutes zu, ist ohne Furcht und Sorge für die Zukunft und erwartet gelassen und getrost, was da kommen wird. Eine solche Seele senkt sich, wie ein Kind in den Busen der Mutter, mit voller Zuversicht in den Schooß des Unendlichen und schlummert unvermerkt aus einem Leben hinaus, worin sie nie wieder erwachen wird. Dies, liebe Blandine, ist nach meiner Ueberzeugung im reinsten Sinne des Wortes, was meine alten Griechen Euthanasia nannten, die schönste und beste Art zu sterben; und da sie von einer Bedingung abhängt, die immer in unsrer Gewalt ist, warum sollten wir uns vergebliche Mühe machen, den undurchdring-

lichen Vorhang wegzuziehen, der das Leben nach dem Tode vor uns verbirgt? — Zwar sehe ich nicht, warum wir in schwächern Augenblicken nicht befugt sein sollten, mit der liebenswürdigen Elisa Rowe den süßen Träumereien des Herzens und der Phantasie nachzuhängen oder mit Eduard Young auf die erhabensten Ahnungen eines über die Sinnenwelt emporstrebenden Geistes zu horchen; aber von Allem, was guten Menschen gewiß ist, das Gewisseste bleibt doch immer, daß sie sich nicht betrügen können, wenn sie in ruhiger Ergebung und gleichsam mit geschlossnen Augen bis zum letzten Athemzug das Beste hoffen.

Blandine. Mein Herz sagt mir, daß Du Recht hast, Bruder, — und dabei soll es für immer bleiben.

Ueber Kant.

Die nachfolgenden beiden Aufsätze sind aus dem T. Merkur, 1799. II. S. 69—90, u. 1800. II. 259—277.

I.

Ein Wort über

Herder's

Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft.*)

Es sind nun ungefähr funfzehn Jahre, seit die sogenannte kritische Philosophie vom Pregelstrom her sich mit eben dem Erfolge, den vor 150 Jahren die Cartesianische hauptsächlich in Frankreich und in der ersten Hälfte des zu Ende gehenden Jahrhunderts die Wolffische in Deutschland gehabt hat, sich nach und nach über alle unsre Universitäten ausbreitete und ungeachtet der allgemeinen Klagen über ihre undurchdringliche Dunkelheit und unerfaßliche Subtilität sowol, als über ihre sprachwidrige und ein ganz neues Wörterbuch erfordernde Terminologie (in welche sich hineinzuarbeiten nur wenige Dîs geniti — oder male feriati Geduld und Muße genug haben) durch die unermüdeten Bemühungen ihres Urhebers und seiner eifrigsten Lehrjünger und Nachfolger ein ascendant oder vielmehr eine Transscendenz über den Verstand einer nicht geringen Anzahl älterer und jüngerer deutscher Köpfe

---

*) Der eigentliche Titel ist: Verstand und Erfahrung. Eine Metakritik u. s. w. von J. G. Herder. 1. Theil. Vernunft und Sprache. Der Metakritik u. s. w. 2. Theil. Leipzig 1799 bei Joh. Friedrich Hartknoch.

gewann, wovon die nachtheiligen Folgen endlich auffallend genug geworden sind, um die Aufmerksamkeit Derjenigen zu verdienen, denen es obliegt, dahin zu sehen, „ne quid respublica detrimenti capiat."

Was Virgil von der Fama sagt,

„Parva metu primo, mox sese attollit in auras
Ingrediturque solo et caput inter nubila condit,"

gilt in mehr als einem Sinn auch von diesem neuen philosophischen Ungethüm. Aber wie es möglich gewesen sei, daß es sich unter einer Nation, die von je her ihres kalten, ruhigen, gesunden Menschenverstandes wegen berühmt war, unter der Nation, die einen Leibniz hervorgebracht*) und seitdem so viele Fortschritte zur wahren Aufklärung gethan, einen so großen Anhang verschaffen und sogar einige unsrer besten Köpfe — blenden und bezaubern konnte, diese Frage, nicht durch das Glaukoma der transscendentalen Synthesis a priori, sondern aus der Natur und Art des menschlichen Verstandes und den von außen mitwirkenden Ursachen auf eine genugthuende Weise zu beantworten, wird vielleicht schon in zehn Jahren, als akademische Preisfrage aufgestellt, selbst den scharfsinnigsten Forschern schwere Arbeit machen. Eine andere, nicht so schwer zu lösende, aber doch einer nähern Betrachtung nicht unwürdige Nebenaufgabe dürfte dann sein, was so manche sehr ehrenwerthe Glieder unsers Gelehrtenparliaments, Männer, die durch den entschiedensten innerlichen und äußerlichen Beruf schon lange zum Reden aufgefordert wurden, abgehalten habe, ihr Mißfallen an dieser, die alten Scholastiker Duns, Occam und Consorten selbst noch transscendirenden neuen Schulphilosophie laut werden zu lassen, wiewol sie durch diese Unthätigkeit sogar indirecte Beförderer derselben geworden und bei Manchem die Meinung erweckt haben, als ob sie nur durch unlautere Rücksichten abgehalten würden, der innerlich anerkannten Wahrheit der neuen philosophischen Offenbarungen öffentlich Zeugniß zu geben.

Dem sei indessen, wie ihm wolle, genug, es war hohe Zeit, daß endlich ein Mann wie Herder (dessen bloßer Name alle Beiwörter auslöscht) aufsteht und die mit einem so imposanten Aufwand von metaphysischer und dialektischer Spitzfindigkeit der

*) Aber freilich nie genug gekannt und benutzt hat.

Welt im Dunkel des transscendentalen Leeren vorgespiegelten Truggestalten nöthigt, das reine Tageslicht zu dulden und eben dadurch in ihr ursprüngliches Nichts zurückzuschwinden.

Wäre die Rede blos von einem jener metaphysischen Hypothesengebäude (Kartenhäuser) zu thun, deren wir nur in diesem Jahrhundert so manches, das auch wol stattlich genug in die Augen fiel, aufführen und nach einer kurzen Dauer in aller Stille wieder in sich selbst zusammenfallen sahen, so würde es eines solchen Arms nicht bedurft haben. Aber der philosophische Zauberpalast, den der große Magus aus Norden „ἐκ μη φαινομενων“ hervorgehen hieß, ist seiner innern Beschaffenheit und seinem Zwecke nach von ganz anderer Importanz. Es ist da nicht etwa nur darum zu thun, einer kleinen Zahl von müssigen Liebhabern metaphysischer Taschenspielereien einen am Ende unschuldigen Zeitvertreib zu verschaffen; es gilt Ernst. Das magische Schloß, das der neue mehr als Ariostische Atlante durch die Allgewalt seines synthetischen Zauberstabes aus pseudoplatonischen Noumenons in das überempirische Leere hingewebt hat, wird für nichts Geringeres als für das einzige, ewig unzerstörbare Pantheon der Wahrheit ausgegeben, außer welchem kein Heil ist, und in welches alle Adamskinder, die nicht in ihrer angebornen Radicalblindheit ewig dahintappen und verloren gehen wollen, einzugehen genöthigt werden müssen. Die Projecte der Apostel dieses neuen Evangeliums sind zu weitgreifend, der Eifer ihrer Anhänger den Andersglaubenden zu lästig und die Gefahr der Ansteckung (wenigstens für die nächste Generation) zu dringend, als daß es nicht der Mühe werth gewesen wäre, das anscheinende wundervolle Riesenwerk mit dem goldnen Speer der wahren Kritik zu berühren und, indem es sofort vor allen, nicht unheilbar fascinirten Augen Stück vor Stück zerstiebt und verschwindet, eben dadurch den kürzesten und überzeugendsten Beweis zu führen, daß es ein bloßes Luft- und Duftgebilde war.

Es ist leicht vorauszusehen, daß die Menge, die sich durch den hohen Ton, worin bisher von der sogenannten kritischen Philosophie gesprochen wurde, imponiren ließ, es ganz unglaublich finden muß, daß nichts weiter als das an einer Sache, womit ein so gewaltiger Spuk getrieben wurde, sein soll. Darauf habe ich nichts zu antworten, als: Komm und siehe! Komm und lies! und erinnere Dich übrigens, daß es bei Weitem nicht das erste, zweite, dritte — oder zehnte Mal ist, daß Worte

ohne Sinn, willkürliche Begriffe und Distinctionen und transscendentale Visionen ohne Gegenstand ehrlichen Leuten die Köpfe verrückt haben. Ein einziges i mehr oder weniger in zwei Wörtern, bei deren dogmatischem Gebrauch sich weder a priori noch a posteriori etwas denken läßt, hat ehemals Jahrhunderte lang unendlich mehr Unheil in der morgen- und abendländischen Welt angerichtet, als man wahrscheinlicherweise von dem Stärksten, was ein heutiger Doctor subtilissimus, profundissimus, opinatissimus und irrefragabilis in dieser Manier leisten und versichern kann, in Zeiten wie die unsrigen jemals zu besorgen haben wird. Indessen ist der Schade, welchen der vom rechten Gebrauch zu scheidende Mißbrauch der kritischen Philosophie unsrer Jugend bereits zugefügt hat, und das schwächliche Licht, worin der Verstand der deutschen Nation im Auslande erscheint, weil sie sich (wie uns laut genug vorgeworfen wird) unverständlichen scholastischen Wörterkram für Philosophie und unbrauchbare Hirnspinneweben für Realitäten verkaufen lasse, — ich sage, dieser Schade und diese Schmach sind noch immer groß genug, um ein Buch, daß jenem Einhalt zu thun und diese von uns abzuwälzen bestimmt und geschickt ist, zu einem um so viel verdienstlichern Werke zu machen, da sich auf der einen Seite schwerlich eine mühseligere und widerlichere Arbeit denken läßt, als sich der ausführlichen Beleuchtung eines Werkes, wie die Kritik der reinen Vernunft ist, zu unterziehen, und auf der andern der Verfasser der Metakritik vielleicht der Einzige ist, der einer solchen Unternehmung gewachsen und sie auf eine zugleich so gründliche, so allgemeinfaßliche und so lehrreiche Weise auszuführen vermögend war. Denn es ist keines der geringsten Verdienste derselben, daß sie sich nicht blos auf das Geschäft, das ihr Name ankündigt, einschränkt, d. i. einem jeden aufmerksamen und unbefangenen Leser begreiflich macht, woran es liegt, daß viele verständige Leute bei dem neuen Lichte, das die kritische Philosophie dem armen Menschengeschlecht leuchten lassen soll, keinen Stich sehen können, sondern uns auch in jedem Abschnitt über jede Rubrik eine solche Beantwortung der Fragen, worauf es ankommt, giebt, die (wenn ich von mir auf Andere schließen darf) sowol dem gemeinen Verstand einleuchtet, als dem Wahrheit suchenden Forschungsgeist völliges Genüge thut und nichts zu wünschen übrig läßt, es wäre dann, alle in der Metakritik vorkommende psychologische und meta-

physische Aufschlüsse in systematischer Verbindung nach des V. eigner Vorstellungsart, und ohne von anders Denkenden, Träumenden oder Vernünftelnden Notiz zu nehmen, so klar, bündig, faßlich und praktisch, als es die Nothdurft unsrer Zeit erheischt, in einem besondern Lehrbuch aufgestellt zu erhalten.

Doch wozu Alles das, da H. selbst in einem diesen beiden Theilen der Metakritik vorangesetzten Apolog und einigen demselben beigefügten Erläuterungen sich über Veranlassung und Zweck derselben unendlichmal besser erklärt hat, als ein Andrer es zu thun vermag. Hören wir ihn lieber selbst!

„Auf seiner Reise ins Thal der akademischen Weisheit entschlief vorm Eingang desselben ein ermatteter Jüngling. Der allenthalben umherziehende spähende Gedanke, Hugo*) (so erzählt die alte nordische Chronik), trat im Traum vor ihn, und als er die redliche Gesichtsbildung des Jünglings ersah (die Wünsche seiner Eltern umschwebten ihn), sprach der vielerfahrne Wandersmann also: „Du steigst, o Jüngling, in ein Thal, wo Dir nebst vielen Reizen und Verführungen die beste und gefahrvollste Göttergabe, der Baum der Erkenntniß, bevorsteht. Er prangt in einem Dornengehege mit lockenden bittersüßen Früchten. Vernimm von mir, dem Wandrer Hugo, drei kurze Worte und grabe sie Dir wie Runen in Dein Gedächtniß: —

„„Zuerst: Lerne kennen, ehe Du entscheidest! Ohne Gegenstände grübelt man in einer hohlen Nuß und füllet sie mit Spinneweb oder höhlt sie weiter zu Staub aus. Ich ziehe umher und spähe; deshalb nennt man mich den sinnenden Wanderer Hugo.

„„Zweitens: Verstehe, was Du hörest! Verstand kommt Dir nicht zu; er wohnet in Dir. Du kennest Odin's Spruch: Das Herz allein weiß, was im Herzen ist; der Verstand selbst ist's, der erräth und faßt, was der Verstand sagt. Ohne ihn sprechen zu Dir keine Runen, so viel Weisheit sie auch enthalten mögen. Deinen Verstand zu üben, lerne; denn Lernen ist Uebung. Vermochte ein Andrer zu denken, warum Du nicht? Und kannst Du einem Andern anders nachdenken als mittelst deiner eigenen Gedanken und Worte? Wider

*) Hug, Hugo, Hugr hieß in der nordischen Sprache der Gedanke, der innere Sinn, die Neigung. Er zog umher, allenthalben spähend, leicht wie ein Gedanke. Hugsa, Hägsa, heißt „denken, geheim aussinnen, im Schilde führen".

ihren Willen sind alle Selbstdenker Despoten; sie drängen, was sie dachten, mit Macht auf. Auch das drängen sie auf, was ihre eigenste Gedankenweise, Trümmer der Zeit, in welcher sie zu dieser Gedankenweise strebten, kurz, ein Angehänge ist, das Dir als Dein Eigenthum zu tragen nicht ziemet. Wie Du Dein Gesicht vor fremden Geberden bewahrest, so halte Deinen Mund von nachsprechenden Worten rein. Verstehe, was Du hörest!

„„Drittens: Dir selbst lerne, keinem Andern! Hörest Du um einen Pult, von welchem Jahre hin ein lauter Vortrag geschah, dem Niemand einreden durfte, Wortgeister zischen, poltern, ja dem Lehrer selbst gebieten, daß er sage, was er nicht sagen wollte, blos weil er sich an diese Wortschälle, die er umherwälzt, gewöhnte; siehest Du Schatten, seine alten Jugendfreunde, daherschleichen, die er unbesehen aufnimmt und einführt (leicht erkennst Du sie an den Worten, die unversehens wiederkommen, und die er am Liebsten braucht): vor diesen hüte Dich am Meisten! Ihm mögen sie zulässig sein; was sollen sie aber, wenn Du in Deine Welt zurückkommst, Dir? Was würden die Deinigen, was Deine Geschäfte sagen, wenn Du, mit einem Gewande solcher Art bekleidet, begleitet von diesen Larven, vor ihnen erschienest? Denke, daß Du dies Thal wieder verlassen mußt, daß Du Dir selbst, Deiner künftigen Bestimmung, der Welt lernest. Es ist eine Welt, mein Sohn, die Du weder erschaffen hast, noch erschaffen kannst und sollst; lerne sie kennen, werde ihr brauchbar!“ Er legte den Finger an des Jünglings Stirn, blickte ihn väterlich an und wanderte weiter.

„Im nämlichen Augenblicke trat eine Unholdin vor den Schlafenden, Hägsa, die bekannte Zauberin, die sich das Weib des sinnenden Hugo nennt, obgleich seine böseste Feindin. Dreimal bezeichnete sie ihn mit schnellen Worten: „Dies für die Sinnenwelt! dies für den Verstand! dies für die Vernunft!“ — und sprach weiter: „Folge nicht dem Rath, den Dir der Alte gab, munterer Jüngling, am Mindsten seiner Schlußwarnung! Sein Rath fordert Mühe und Aufmerksamkeit, in welcher er selbst rastlos umherwandert; ich fordre nichts, ich bringe Dir Geschenke. Hier, nimm dies kleine Rohr; aus ihm bläsest Du Formen, Formen der Sinnlichkeit und jedes möglichen Denkens vor allem Denken. Merk auf, ich blase: Raum und Zeit, Kategorien der absoluten Nothwendigkeit, Postu-

late alles Denkens. Siehe, wie hoch sie steigen, sie transscendiren! — Hier einen Kasten voll schöner Bilder, den ächten kritischen Idealismus. Stelle Dein Lichtchen hinein; alle Gegenstände der Welt werden nach Deinem Willen erscheinen (dann sei rasch und gieb ihnen Namen!), bis sie sich zuletzt in ein angenehm beruhigendes Nordlicht auflösen. Schau auf, ich zünde das Licht an!" — Sofort erschienen Gesichte auf Gesichte; die rasche Gesetzgeberin der Natur nannte und nannte. — „Nun siehe," sprach sie, „das wahre Bild der Vernunft, ein mit sich selbst kämpfendes Nordlicht! Siehst Du die Speere, die Spieße, die gegen einander rennen, verschwinden und sich neu verwandeln? Sie sind das Regulativ der Vernunft, aus einem Brennpunkt der Imagination entspringend, auf einen Brennpunkt der Imagination jenseit aller Grenzen des menschlichen Wissens, auf die absolute Vollständigkeit hinspielend. Erleuchte dies Kästchen für die Geweihten; ihr Grauen vor der Dunkelheit wird sich zuletzt in ein angenehmes Staunen über den Imaginations-Brennpunkt der absoluten Allheit jenseit aller Grenzen der menschlichen Vernunft sanft verlieren. So weit warf noch Niemand Geschoß und Pfeile; seitdem aber der Weg offen ist (es ist jetzt der einzig offne Weg), schwingt jeder Zaunkönig sich mit allgiltiger Vollmacht der absoluten Welt- und Wort-Allheit entgegen, überfliegend bei Weitem den Erfinder des Weges. — Hier ein drittes Geschenk, die vierfach geflochtne Disciplinargeißel für die reine Vernunft; denn diese ist ohne allen Kanon. Durch sie — (gegen Andere, nicht gegen Dich geschwungen; denn Du magst allgiltige Dogmen und Hypothesen vortragen, so viel Du willst!), durch sie wirst Du furchtbar. — Und dann das Prächtigste von allen, den Plan und Riß zur Architektonik alles künftigen möglichen Erkennens und Wissens aller menschlichen Seelenkräfte. Umfang, Grund, Höhe, Alles ist gezeichnet; keinen Zoll, keine Linie können sie weiter. Schau auf!" Und es erschien die glänzendste Fata Morgana. Zerbrochne Säulen, umgekehrte Häuser, Paläste und Schiffe, zerrissene schwebende Brücken, Gestalten aus dem Palast Pallagonia. Der Jüngling fuhr zusammen im Traum, voll widerlichen Schauers. „Das sind," sprach Hägsa, „die ältern philosophischen Systeme, wie man sie kritisch vorstellt und auch Dir vorstellen mußte; es macht Eindruck. Nun siehe weiter!" — Und es erschien die ganze neue

Architektonik. — (Hier fehlen der Chronik Blätter, bis Hägsa fortfährt:) „Jetzt noch mit meinem Feenkuß ein kleines niedliches Andenken, ein Messer zum Zerspalten, voll magischer Kraft! Was je eine Feder schrieb, nicht etwa nur Worte: Silben, Buchstaben, Spinnengewebe möglich-unmöglicher, unmöglich-möglicher Gedanken kannst Du mit ihm zertrennen, zerschneiden; ja, Du mußt! Ganz ist jede Sache nur für den gemeinen Menschenverstand; erst muß das philosophische Messer a priori sein Werk thun, damit man aus bloßen Begriffen urtheile, wenn dem kritischen Idealisten einerseits das dinglose Ding, anderntheils das alldingvolle Unding erscheinen soll. — Doch Du begreifst diese Geheimnisse noch nicht, schlafender Jüngling; ich scheide und bleibe doch bei Dir. Meine Jungfrauen werden meine Stelle vertreten." Ein Wink, und sie erschienen. Ungemüth, die stolze Modesucht, die begeisterte, und ihre jüngste, gewandteste Schwester, die Cabale, erhoben tanzend sich in die Luft. Solch einen Zaubertanz sah Niemand; denn was wir (sagt der Chronikschreiber) seit verschiedenen Jahren lasen, sind nur grobe Stellungen dieses Tanzes. — „Schaue," sprach Hägsa, „diese Huldinnen! sie werden Dich zu einem Hause führen, woher Dein Ruhm, der Ruhm selbst Deiner ungebornen Säuglinge erschallen wird in alle Winde. Es heißt das Buchstabenhaus, von den hohen Asen die Runenburg genannt, wo alle meine Lieblinge absteigen. Gedenke meiner!" Hier verschwand Hägsa." —

So weit geht bis jetzt dieser sinnvolle allegorische Apolog, wozu die Metakritik der Schlüssel ist. Was der erwachende Jüngling gethan habe, soll uns in der Vorrede vor der Metakritik zur Kritik der Urtheilskraft berichtet werden. Und nun hören wir noch den V. über einige Punkte, worüber er sich in der Vorrede vorläufig zu erklären vor gut befunden hat.

„Der Name Metakritik (nach Analogie des Worts Metaphysik gebildet) erklärt sich selbst. — „Der kritische Weg ist allein noch offen," — und vor Ablauf des Jahrhunderts, wo Alles geendet sein muß, soll Jeder dazu das Seinige beitragen, sagt der Verfasser der Vernunftkritik selbst.*)

„Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft. Von einem Buch ist also die Rede, von keinem Verfasser, noch weniger von eines Verfassers Gaben und Absicht, sondern

---

*) Kritik d. r. Vernunft, S. 884.

von eines Buchs Inhalt und Wirkung. Wer diese Begriffe verwirrt und den Verfasser zum Buch, das Buch zum Verfasser macht, weiß weder von reiner Vernunft, noch von Kritik und Metakritik etwas.

„Die aus der Kritik der reinen Vernunft in die Metakritik eingerückten Stellen sind ihre nothdürftige Basis. Mit Schrift unterschieden mußten diese Stellen werden, damit Niemand sage, daß man dem Verfasser einen falschen Verstand andichte oder ihm seine Gedanken raube; denn hier spricht er selbst, und zwar im Zusammenhang, ohne Zwischenrede. Den Kern seiner Schrift auszuheben, war der Metakritik größte Sorge." — Und ich setze hinzu, gewiß nicht die geringste Mühe. Hoffentlich wird also oder kann vielmehr Niemand, der Kritik und Metakritik vor seinen Augen liegen hat, der letztern den auf keine Weise verdienten Vorwurf machen, die Sätze des Verf. der Vernunftkritik aus ihrem Zusammenhange genommen, verstümmelt, verdreht oder (wie es Plato mit den armen Sophisten, und der heil. Athanasius mit dem spitzfindigen Arius machte) einen Strohmann, mit der Kleidung und Larve seines Gegners angethan, bestritten zu haben. Ich erröthe, daß ich einen Vorwurf, der von dem Verf. der Metakritik gar nicht denkbar ist, nur niederzuschreiben mich erniedrigen konnte; denn es dünkt mich (jetzt wenigstens) unmöglich, daß ich etwas dergleichen anders als in einem fieberhaften Traume gehört haben könne.

„Mit den bisherigen Commentatoren der kritischen Philosophie (fährt die Vorrede fort) hat sich die Metakritik ganz unverworren gelassen, und fast keinen davon hat ihr Verfasser gelesen. Seit länger als dreißig Jahre kannte er die Grundsätze, aus denen die Kritik der reinen Vernunft selbst entsprossen ist, in Keim und Blüthen; also „solus et totus pendet ab ore Magistri"."

Die Frage, für wen diese Metakritik sein solle und sein werde, habe ich schon öfters aufwerfen gehört. Ihr Verfasser macht sie selbst und beantwortet sie folgendermaßen: „Für die kritische Schule (sagt er) nicht; sie hat sich, wie sie selbst gesteht, in dieses System hineinstudirt und muß seinen cant reden. Verbiete dem Raben, der den Imperativ mit Mühe gelernt hat, sein Salve, und er hat nichts mehr zu sagen." *)

---

*) Ich gestehe, dies däucht mich etwas hart. Oder sollte es nicht auch in dieser Schule (wie in allen Schulen, Secten und Ecclesien) Subjecte geben,

„Außer dieser Schule aber giebt es eine Nation, eine Nation unparteiischer Leser. Zu ihnen, Männern und Jünglingen, spricht mit kalter Zuversicht (denn es wäre Beleidigung der Nation, an ihrem Menschensinn zu verzagen), zu ihnen spricht der ihnen Inwohnende, ihr helleres Selbst, der Verstand, also: „Das ist's mit den Formen und Denkformen, mit den Amphibolien und Antinomien, mit der Disciplinirung und Architektonik; lies! Die Dichtungen zerfallen, ehe Du sie anregest; sie bestehen weder in sich, noch mit einander. Frage darüber Dich selbst, Deine Sinne, Deinen Verstand, Deine Vernunft; sie haben unverjährbare Rechte. Wollen jene in leere Formen, der Verstand in ein sinnloses Buchstabiren, die Vernunft in eine Betrügerin ohne Kanon, ohne Ende und Zweck transsubstantiirt sein? Als wirkliche edle Kräfte haben sie Regeln ihres Gebrauchs in sich, und eine andere Tendenz, als die ihnen der kritische Philosoph andichtet.“ — Sollte der Verstand, wenn er also

denen es ernstlich und redlich um Wahrheit, um reine Wahrheit, um nichts als Wahrheit zu thun ist? — die, indem sie (vielleicht in einem Alter, wo Witz und Imagination einen subtilen dialektischen Kopf im Speculiren über die Dinge über uns nur zu leicht irre führen können) um die Bedürfnisse ihres nach Gewißheit und völliger Beruhigung sehnlich und wol gar ängstlich verlangenden Geistes zu befriedigen, auf diesen Weg geriethen, und nachdem sie alle seine dunkeln und labyrinthischen Kreuz- und Schlangengänge mühsam durchkrochen, endlich dahin kamen, wo sie — nicht weiter konnten: sollten sie sich, nachdem ihnen ein Ariadnischer Faden zugeworfen worden, nicht ebenso gut aus diesem System wieder herausstudiren können, als sie sich hineinstudirt haben? War unter Allen, die von der schönen Armida bezaubert wurden, nicht auch ein Rinaldo? Warum wäre es unmöglich, daß auch die so große Wunder versprechende und dem Anschein nach haltende Taschenspielerin Hägsa mehr als einen Liebhaber dieser edlern Art gewonnen haben könnte? — Ich selbst glaube wenigstens Einen zu kennen, der durchaus gegen sich selbst und Andre redlich und, sobald er überzeugt wäre, der erkannten Wahrheit ein großes Opfer zu bringen fähig ist. Und hier wär' es nicht einmal um ein solches Opfer, sondern blos darum zu thun, aus den hyperplatonischen hyperuranischen Räumen zur ächten Sokratischen Philosophie herabzusteigen. Und wem stände das berühmte und so oft temere nachgeplapperte Geständniß der Sokratischen Unwissenheit besser an, wer könnt' es mit größerm Recht und mehr Würde ablegen als Einer, der, nachdem er sich durch alle Höhen und Tiefen der transscendentalen Ideenwelt durchgearbeitet, sich am Ende überzeugt hätte, daß Hirngespenster — Hirngespenster sind? — Ich möchte mir also die Hoffnung nicht gerne nehmen lassen, daß die Metakritik auch in der kritischen Schule selbst vielleicht mehr Gutes stiften werde, als man, ich gesteh' es, nach der gemeinen Logik des Wahrscheinlichen erwarten darf. Nur müßte freilich, wer von einer so schwindlichten Höhe mit heiler Haut sollte herabkommen können, noch ziemlich weit von seinem großen Stufenjahr entfernt sein; das versteht sich.

spricht, durchgehends ein Antipode kritischer Uebervernunft, der keinen Verstand ohne ein Verständliches, kein Erkennen ohne ein Erkennbares, kein prius ohne ein posterius denkbar findet und eben dadurch dem Verstande seine Priorität, der Sprache ihre Bedeutung, der Erfahrung ihre Unmittelbarkeit bewährt, dagegen jeden leeren Wortschaum wie eine niedergefallene Schnuppe, wie die Staubfäden des Löwenzahns wegbläset, — sollte er mit einer Stimme, die in jedem Verstande, in der gesammten Sprache, aus aller innern und äußern Erfahrung widerhallt, kein Gehör finden? Eine Nation ist keine Schule; Cabalen und Zünfte können die Wahrheit aufhalten und beleidigen, nie aber unterdrücken und vernichten. Eine Zeit hin darf man das Lied singen: „Fair is foul and foul is fair“,*) die Stunde aber geht vorüber.“

Ich kann mir's nicht versagen, noch weiter abzuschreiben; denn Alles, was ich hier abschreibe, ist so ganz (nur viel besser, als ich's vermöchte) aus meiner Seele geschrieben, daß ich diese Gelegenheit, dem nur zu lange zurückgehaltenen Drange, meine Herzensmeinung über das pseudophilosophische Unwesen unserer Zeit laut werden zu lassen, nicht unbenutzt vorbeigehen lassen will, noch kann.

„„The charm's wound up.“**) Zwölf Jahre hat die kritische Philosophie ihre Rolle gespielt, und wir sehen ihre Früchte. Welcher Vater (Jeder frage sich selbst) wünscht, daß sein Sohn ein Autonom kritischer Art, ein Metaphysiker der Natur und Tugend, ein dialektischer oder gar ein Revolutions-Rabulist nach kritischem Schlage werde? Nun sehet umher und leset! Welches jüngere Buch, welche Wissenschaft ist mehr oder minder mit Flecken dieser Art nicht bedeckt? und wie manche edle Talente sind (wir hoffen, nur auf eine Zeit) zu Grunde gerichtet! Auswärtige Nationen höhnen uns: „Seid Ihr da, Ihr Deutsche, die Ihr in Manchem so weit waret? Ihr speculirt, wie es irgend möglich sei, daß Euer Verstand werde, und wie Ihr etwa dazu gelangen möchtet?“ Ungewordene Nation, an wie andere Dinge solltest Du denken!

„Der Zauber ist vorüber. Daß man dieser Philosophie ein so zutrauendes günstiges Ohr lieh, geschah in großer und guter Erwartung. Sie versprach so viel! Anmaßend drang sie sich

---

*) Aus dem Hexengesang in der 1. Scene der Tragödie von Macbeth.
**) Macbeth, A. 1. S. 4.

auf; was hat sie geleistet? Mit Protestationen gegen allen Dogmatismus ist sie die absprechendste Gebieterin worden, in einer Sprache, die sich vorher keine Schule erlaubte. Außer ihr ist kein Heil, kein plus und minus menschlicher Bestrebung. Sie hat den Schatz gefunden; ihre gemeinsten Auswürfe sind Goldstücke der Wahrheit. Was sie nicht gesagt hat, gilt nicht, bis sie es sagt. The charm's wound up. Verlacht werden die Ausflüchte: „man habe den Meister nicht verstanden, wallfahrten müsse man zu ihm, um den authentischen Sinn der Gesetzgeber der Natur, Vernunft und Tugend zu vernehmen.“ Wer verstanden werden will, schreibe verständlich; und hier hätte man verstehen können von der ersten Zeile. Jetzt steht der Bau da; Pflicht ist es, und, wie zu hoffen ist, heilbringende Pflicht, ihn zu durchgehen und mit strengster Unparteilichkeit zu prüfen. Es ist forderndes Zeitbedürfniß. „Rien ne recule plus le progrès des connoissances qu'un mauvais ouvrage d'un auteur célèbre, parcequ'avant d'instruire, il faut détromper“, sagt Montesquieu.

„„Aber welche Anmaßung!“ — Keine Anmaßung! Ueberzeugt, daß jeder speculative Begriff verständlich gemacht werden könne und müsse, weil ein neblichtes Wortgespinnst weder Kritik noch Philosophie ist; überzeugt, daß, was wir von unserm Verstande wissen, Alle wissen und sich deutlich machen können; daß also auch der sogenannten ersten Philosophie (Metaphysik genannt) nicht anders zu helfen sei, als daß sie, völlig sectenlos wie die Mathematik, rein von jedem unverständlichen Wortnebel, eine klare Exposition der ersten Begriffe unsers Verstandes und unsrer Vernunft, mithin wirklich erste und letzte Philosophie, eine reine Sprache des anerkennenden Verstandes werde: überzeugt hievon, glaubt der Verfasser der Metakritik nicht nur, daß jeder Andre sie hätte schreiben können, sondern bescheidet sich auch, daß mancher Andre sie besser,*) nicht aber redlicher als er hätte schreiben mögen. Anmaßungen zu widersprechen, ist keine Anmaßung. Einer eiteln Dialektik, die uns unsers Verstandes überheben, statt dessen aber uns ihre Wortschemen als vollendete höchste Resultate alles Denkens aufdringen will, ihr entgegenzutreten, von ihrem Unrathe die gemißbrauchte Sprache zu säubern und den Menschensinn darauf zu führen,

*) Wer? Mir ist Keiner bekannt. Warum that es Niemand? Nun ist's freilich ein Leichtes, das Ei auf die Spitze zu stellen.

was er ohne dialektische Krümmen und Winkelhaken seiner Erfahrung, seinem innersten Bewußtsein nach denkt und sagt: nicht Anmaßung ist dies, sondern Pflicht. Wer einer Nation ihre Sprache verkünstelt (wit welchem Scharfsinn es auch geschehe), hat das Werkzeug ihrer Vernunft verderbt und ihr verleidet; einer Menge von Jünglingen hat er ihr edelstes Organ verstümmelt und den Verstand selbst, dessen Gebiet sich den Speculationen nicht abschließen kann, irre geleitet. Hätten wir aber eine größere Pflicht und Gabe als den freien innigen Gebrauch unsers Verstandes? Protestantismus ist also die Metakritik: sie protestirt gegen jedes der Vernunft und Sprache ebenso unkritisch als unphilosophisch aufgedrängte Satzungen-Papstthum; sie protestirt gegen die dialektischen Nebelkünste der Hägsa." —

Sie thut aber noch mehr, als nur protestiren; sie entwickelt die Gründe ihrer Protestation und überzeugt den unbefangenen Leser, der dem Verfasser aufmerksam und selbstdenkend Schritt vor Schritt folgt, von der Wahrheit und Zulänglichkeit dieser Gründe; sie zerstreut den magischen Dunst der neuen scholastischen Hokuspokus-Sprache und zerbricht die hohlen sachlosen Wortschalen, welche Hägsa dem Menschenverstand als seine reinste Nahrung vorsetzt, ihn bereden wollend, das würgende, unverdauliche Gehäcksel sich als ambrosische Götterkost belieben zu lassen. — Kurz, sie macht entweder dem after- und überkritischen Unwesen mit dem Schluß dieses Jahrhunderts ein Ende — oder sie veranlaßt (was ich meines Orts für ebenso möglich halte, als den Mond mit den Zähnen zu fassen) ein allgemein verständliches und in alle gebildeten Sprachen übersetzbares Buch, worin die Metakritik von Grund aus vernichtet, Verstand und Vernunft mit der Kritik der reinen Vernunft auf immer ausgesöhnt und die Realität der synthetischen Urtheile a priori, der Transscendental-Aesthetik, der transscendentalen Postulate alles Denkens, der transscendentalen Topik, des transscendentalen Prototypons, der Paralogismen und Antinomien der Vernunft 2c. 2c. 2c. klar, deutlich und überzeugend dargethan wird, — und auch in diesem Falle (wenn er möglich wäre) hätte die Metakritik der Menschheit einen sehr großen Dienst erwiesen.

So viel für diesmal, um, so viel an uns ist, das Publicum auf ein Buch aufmerksam zu machen, das seinem Inhalt und Zweck nach unstreitig die wichtigste Ausbeute der letzten Messe ist.

II.

Ueber Herder's Kalligone.

An einen reisenden Freund.

Der Titel Kalligone und der Name Herder haben mit größtem Recht Ihre Aufmerksamkeit erregt, m. Fr. — Aber warum und wozu (verzeihen Sie mir das unhöflich Scheinende dieser Frage) wünschen Sie den Inhalt eines so interessanten Buches (für mich wenigstens das interessanteste, was der neuliche waarenreiche Büchermarkt zu Leipzig ausgelegt hat) von mir zu erfahren und meine Meinung davon zu wissen? Ich fühle zwar, was den letztern Punkt betrifft, das Schmeichelhafte des Compliments, das Sie mir damit machen wollen; aber — nichts davon zu sagen, daß ich auf kein Ansehen in der literarischen Welt Anspruch weder mache, noch zu machen habe — welche größere Auctorität (wenn Ihnen eine gewährleistende Auctorität nöthig wäre) können Sie verlangen, als die des Verfassers der Kalligone selbst? Was verdiente gelesen zu werden, von Jedem, dem das wahre Schöne und Gute am Herzen liegt, gelesen und wiedergelesen und durch eigenes Gefühl und Nachdenken sich angeeignet zu werden, wenn es Herder's Schriften nicht verdienten? Lesen Sie also die Kalligone, m. Fr., und Sie werden mein Urtheil von diesem vortrefflichen Buche in sich selbst finden und keine andere Bestätigung nöthig haben als Ihr eigenes Gefühl, als die natürliche Wirkung der psychagogischen Macht, womit die Wahrheit, wenn sie aus inniger Selbstüberzeugung mit Kraft, Geist und Leben dargestellt wird, auf jede reine empfängliche Seele wirkt. Noch einmal also,

lesen Sie die Kalligone selbst, und dies um so mehr, da keine Recension, kein Auszug, wie geschickt und fleißig ausgearbeitet er auch wäre, Ihnen von diesem (so wenig als von irgend einem andern Herderischen Werke) einen genugthuendern Begriff geben kann, als derjenige wäre, den wir uns etwa von einem Körper aus seinem Schatten machen könnten. Alle ächten Geisteswerke gleichen hierin den Werken der Natur. Weder ein anatomisches Skelett noch ein chemischer Extract kann mir eine wahre Vorstellung von jenen so wenig als von diesen verschaffen; denn gerade in der wechselseitigen Beziehung und innigen Verbindung aller ihrer mannichfaltigen Theile zu einem durchaus lebendigen und beseelten Ganzen besteht ihr eigenthümlicher Charakter. Lesen Sie selbst! ist also, von welcher Seite ich auch die Sache nehme, das Einzige, was ich Ihnen zurufen kann.

Indessen, um wenigstens den bösen Schein zu vermeiden, als ob ich mich Ihrem Gesuch aus Trägheit oder Mangel an Gefälligkeit entzogen hätte, und weil es wegen Ihrer dermaligen Entfernung von Deutschland noch einige Zeit anstehen dürfte, bis das Buch selbst sich durch das zwischen uns liegende Kriegstheater bis zu Ihnen hindurcharbeiten kann, will ich gern die kleine, mir selbst angenehme Mühe übernehmen, Ihnen einstweilen von der Veranlassung, dem Gegenstand und dem Zweck der Kalligone so viel zu sagen, als der Raum dieses Briefes und meiner Muße zuläßt. Wie wenig es auch sein wird, immer wird es genug sein, Sie desto begieriger zu machen, mit vollen Zügen aus der Quelle selbst zu schöpfen.

Sie haben die Metakritik mit der parteilosen Unbefangenheit gelesen, womit sie gelesen werden muß, um richtig gefaßt zu werden und die edle Absicht, in welcher sie geschrieben ist, nicht zu verfehlen. Kalligone ist das Seitenstück zu ihr. Wie jene der Kritik der reinen Vernunft, so ist diese der Kritik der Urtheilskraft entgegengesetzt. In welches Wespennest er steche, sah der Verfasser leicht vorher und ließ es sich, wie billig, wenig kümmern. Die Wespen haben bereits gethan und werden noch ferner thun, was von ihnen zu erwarten war; sich mit ihnen herumzufechten, wäre ebenso vergeblich als unter der Würde des Mannes, dem es vor Allen am Meisten zukam, sich der falschberühmten und auf so mancherlei Weise verderblichen Schulphilosophie unsrer Zeit entgegenzustellen; aber zum Behuf Derjenigen, denen es in dieser Sache

allein und aufrichtig um Wahrheit zu thun ist, über die Veranlassung und den Zweck seines Unternehmens, als eines dringenden Bedürfnisses unsrer Zeit, sich nochmals zu erklären, war in mehr als einer Hinsicht nöthig und ist in einem der Kalligone vorgesetzten Proömium mit Freimüthigkeit und Energie auf eine Art geschehen, welche (meinem Gefühl nach) jedem ohne Vorurtheil und Leidenschaft urtheilenden Leser völliges Genüge thun muß. Da diese Einleitung (gegen die Art der meisten Vorreden) einen wesentlichen Theil des Werkes selbst ausmacht, indem sie allen Mißverständnissen theils abhilft, theils zuvorkommt und den Leser auf den einzig richtigen Gesichtspunkt stellt, aus welchem die Metakritik sowol als die Kalligone gesehen werden muß, um richtig beurtheilt und zweckmäßig benutzt zu werden, so werden Sie es mir, hoffe ich, Dank wissen, wenn ich Sie mit Ihrem Inhalt (so viel ohne Abschreiben des Ganzen möglich ist) meistens mit H. eignen Worten bekannt mache.

Auch unter der Classe von Lesern, die zu keiner Partei gehören wollen, giebt es manche, die an einer polemischen Schrift das Buch, gegen welches sie gerichtet ist, von dem Verfasser desselben nicht zu trennen vermögen. Diesen wollt' es dünken, daß Kant in der Metakritik zu hart mitgenommen worden, daß ein Mann wie er mit mehr Schonung hätte behandelt werden sollen. Aber hier war nichts zu schonen; denn „von einem Buch war die Rede, von keinem Verfasser." Dem Letztern hatte H. in den Briefen über die Humanität auf die unzweideutigste Art seine Hochachtung bezeugt; und „wenn die Absicht seiner Philosophie dahin ginge, falsche Spitzfindigkeiten der grübelnden oder schwätzenden Vernünftelei zu entwurzeln oder wenigstens zu umzäunen, wer hätte etwas gegen diesen Sokratismus?" — Ob aber diese Absicht durch die Kritik d. r. V. erreicht worden sei; ob sie auf dem von K. eingeschlagenen Wege habe erreicht werden können; ob sie an dem mannichfaltigen Mißbrauch, der von ihr gemacht wird, und dessen unabsehbar schädlichen Folgen nicht selbst Schuld habe; „ob dieser Baum andere als solche Früchte habe hervorbringen können: — davon war die Rede, und davon durfte bei einem Werke die Rede sein, zu dessen Mitvollendung Jedermann von seinem Urheber aufgefordert worden war, bei einem Werk, das diese Mitarbeit Jedermann aufgedrungen hatte.

„Wie an den Früchten den Baum, so erkennt man eine Lehre an ihrer Wirkung. Was diese Philosophie gewirkt hat, liegt am

Tage," und wird hier unter drei Hauptrubriken (von S. III. bis VII) in zusammengedrungener Kürze durch Thatsachen, wozu die Beläge aller Welt vor Augen liegen, anschaulich gemacht. Aber dies Alles, und was der V. noch über den Zweck der Metakritik und den Grund seiner Verfahrungsweise in derselben hinzufügt, leidet keinen Auszug. Wo jedes Wort ein mit kräftigem Arm vom straff angezogenen Bogen abgedrückter, sein Ziel nie verfehlender Pfeil ist, müßte ich Alles abschreiben, wenn nichts Wesentliches ausgelassen werden sollte. Begnügen Sie Sich also einstweilen an folgender Stelle, welche die Hauptmomente, worauf es in diesem Streit ankommt, in nervichter Kürze zusammenfaßt und, indem sie sowol die Rechtmäßigkeit des Zwecks der Metakritik als die Zweckmäßigkeit ihres Verfahrens ins helleste Licht stellt, alle sophistische Fechterstreiche, womit man ihre Wirkung zu entkräften gesucht hat, zu Boden schlägt. „Zunftabschließungen im Felde der Wissenschaften sind zu unserer Zeit ebenso lächerlich als verächtlich; am Meisten sind sie es in der Philosophie; denn der Geist der Philosophie läßt sich durch ein Diplom ebenso wenig erwerben als sichern. Woher denn hat die Metaphysik ihre Worte? Aus der Sprache. Diese ist aber ein Gemeingut; Jeder kann für ihre Bestimmtheit rechten. Wessen sind die Seelenkräfte, die der Philosoph zergliedert, betrachtet, anordnet? Der Menschheit. Wer Mensch ist, trägt sie in sich; er darf zu Menschen über ihren Gebrauch und Mißbrauch reden. An die Quelle der Mißbräuche mußte sich also die Metakritik halten, an die Kritik selbst; nicht wollte, noch konnte sie jedem Bach oder Bächlein nachlaufen. — Auch nur in Gegensätzen konnte sie sich der Kritik nachstellen, ohne diese Gegensätze zu einem System zu binden; denn vom Druck des kategorischen Despotismus wollte sie befreien, nicht aber ein neues Wortjoch auflegen. In jedem Leser seine Metaphysik wecken wollte sie; deshalb analysirte sie die Begriffe in und aus der Sprache. Die Sprache der Menschen trägt ihre Denkformen in sich; wir denken, zumal abstract, nur mit und in der Sprache. Habt Ihr zu Euern Anschauungen, wie Ihr sagt, eigene Schemata nöthig, so laßt uns unsre Sprache unverwirrt und erfindet Euch Ziffern, schematisirt tibetanisch! Der Gesammtgeist aller cultivirten Völker Europa's hat ein philosophisches Idiom; von Plato und Aristoteles reicht es zu Locke und Leibniz, zu Condillac und Lessing. Ein Rothwälsch,

das mit Jedermann verständlichen Worten neue Nebelbegriffe verbindet, ist und bleibt Rothwälsch; es kann und darf sich dem Geist, der Sprache der Nation, geschweige aller Nationen nicht eindrängen, seine Eier, die doch nur den einigen und ewigen Kukuk wiedertönen, mit imperatorischer Allgemeingiltigkeit in die Gesammtnester der alten und neuen Welt nicht legen. Bleibe dem Kukuk sein Nest wie seine Stimme, wir lassen ihm Beides!

„Mit eben dem Recht und aus eben der Pflicht (fährt nun der V. fort), aus und mit welchen ich der „Kritik der leeren Vernunft" eine Metakritik zugab, führe ich der „Kritik der Urtheilskraft" eine Kalligone zu, gleich unbekümmert, wie man sie aufnehme; denn wer sich darüber den mindesten Kummer machte, hätte keine Metakritik geschrieben. Mit eben dem Recht; denn das Wort Kritik fordert zur Kritik, das Wort Urtheilskraft zum Urtheilen auf; beide sind an Niemanden vergeben oder verpachtet. — Aus eben der Pflicht. Was der kritische Idealismus in seiner Anwendung auf Geschmacksurtheile sei, was für Principien er setze, welche Begriffe vom Schönen, von schönen Künsten und Wissenschaften, von ihrem Werth und ihrer Anwendung, allgemein und einzeln, er allgemeingiltig zum Grunde lege, was er vom Erhabenen, vom Ideal, vom Sittlichschönen lehre, soll eben die Kalligone zeigen. Ueberdrüssig indessen des Widerspruchs über Behauptungen, die eines Widerspruchs kaum werth waren, entzog sie sich diesem, sobald sie konnte. Sobald er kann, entziehe sich ihm auch der Leser; denn an den Principien des Begrifflosen, des Zweckmäßigen ohne Zweck, des ästhetischen Gemeinsinns u. s. w. ist nichts zu erbeuten."

Sie errathen hieraus schon, daß das Polemische in der Kalligone den kleinsten Theil ausmacht und nicht sowol das Hauptgeschäft derselben als die Veranlassung ist, uns des V. eigene Ideen, Bemerkungen und Reflexionen über das Schöne und Erhabene und den Grund unsers Wohlgefallens an demselben mitzutheilen und uns dadurch für den Ueberdruß an den gehaltlosen Subtilitäten, willkürlichen Abstractionen und Scheidungen dessen, was nicht geschieden werden soll noch kann, Sophistereien, Paralogismen, Postulirungen u. s. f., denen sie entgegengesetzt sind, reichlich entschädigen. Daß uns aber gleichwol das ekelhafte Geschäft, die Mißgeburten einer sich selbst übersteigenden, a priori phantasirenden Leptoleschie für das,

was sie sind, kennen zu lernen, nicht gänzlich erlassen werden konnte, und wie nöthig es war, sich dieser Verkehrung des natürlichen Gebrauchs der Vernunft in den unnatürlichen mit Ernst zu widersetzen, kann ich Ihnen abermal nicht besser als mit H. eigenen Worten sagen. — „Ist's nicht traurig (fährt er fort), daß die sich nennende einzig mögliche Philosophie dahin gehen soll, unsrer Empfindung alle Begriffe, dem Geschmacksurtheil alle Urtheilsgründe, den Künsten des Schönen allen Zweck zu nehmen und diese Künste in ein kurz oder langweilig äffisches Spiel und jene Kritik in ein allgemein giltiges dictatorisches Aburteln ohne Grund und Ursach zu verwandeln? — Und doch sind, seitdem die Kritik der Urtheilskraft erschien, diese Oscitanzen, die man zu andrer Zeit zu bekennen sich geschämt hätte, leitende Ideen, Ordnung des Tages worden. Sie haben Keckheit und Ignoranz, begrifflose Unwissenheit und allgemeingiltige Anmaßung zu philosophischen Principien gewürdigt. — Aber schwatzet, so viel Ihr wollt, von „der absoluten Bewußtlosigkeit des Genies, die mit dem Bewußtsein unerklärlich kämpft," erfindet im Taumel der Entzückung hundert mystische Worte und fallet nieder, wie vor Euern aufgestellten Idolen, so vor Euern ekelhaft wiederholten Wortformen; bedauernd geht der Verständige diesem Taranteltanz vorüber. Wie? die Weisen aller Zeiten bestrebten sich, das Reich menschlicher Begriffe aufzuhellen, Gesetze der Natur zu finden und die Gleichförmigkeit der Menschheit mit ihnen zu fördern; und wir stürzen uns a priori, d. i. kopfüber in den Abgrund unergründlicher Anschauungen eines ewig begrifflosen Mysticismus! Die Guten aller Zeiten bestrebten sich, das Schöne als eine Darstellung des Wahren und Guten anschaubar zu machen und durch seinen Reiz das rein Sittliche zu fördern; und wir strecken eine kalt eiserne Hand aus, was die Natur in uns zart verschlungen hat, unerbittlich zu trennen, lobjauchzen auf dem gefundenen kahlen Fleck, wo „das Schöne weder wahr noch gut sein muß," darüber als über die höchste Entdeckung, als über das gefundene rein Göttliche, höchst Nutzlose, durchaus Formelle, mithin höchst Leere! Wenn dies nicht Entweihung des Edelsten der Menschheit, der Künste, der Gaben, des Gefühls, der Vernunft heißt, so kenne ich keine."

Sehr würdig von Allen, denen das Wohl und der Ruhm unsrer Nation nicht gleichgiltig ist, erwogen und beherzigt zu

werden, ist Alles, was H. S. XV — XVII von dem unausbleiblichen Schaden sagt, den eine kritisch-idealistische Transscendentalphilosophie, wenn sie auf Schulen (gleichviel, ob auf höhern oder niedrigern) gelehrt wird, der Jugend zufügen muß. Von dieser Seite betrachtet, hört der „transscendentale Sanct-Veitstanz“ auf, komisch zu sein. Es ist vielmehr ein trauriger, niederschlagender Gedanke, daß es Männer und Männerchen unter uns giebt, die noch groß darauf thun, daß es einer neuen Art von scholastischer Philosophie, die es an subtiler Dünnheit und Leerheit, künstlicher Dunkelheit und absoluter Unbrauchbarkeit jener alten, mit so vieler Mühe verdrängten Scholastik des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts noch zuvorthut, zum Hohn des gesunden Menschenverstandes endlich gelungen ist, sich der Lehrstühle auf unsern zahlreichen Universitäten zu bemächtigen. „So dachten über die Erziehung der Jünglinge die Alten nicht; andere cultivirte Nationen denken nicht also. Jene sagten: Philosophire mit Wenigem, nutzbar, gründlich! Zur Abstraction forderten sie reifere Jahre. Diese sind über das Verderbliche und Lächerliche des puren puten Scholasticismus, zumal auf Schulen, einig. Nur wir Deutsche dulden den Verderb junger Gemüther, die Verführung der jugendlichen Phantasie zu unnützen Künsten des Wortkrams, der Disputirsucht, der Rechthaberei, des stolzblinden Enthusiasmus für fremde Wortlarven, diese Verödung der Seelen, Verleidung alles reellen Wissens und Thuns, Verachtung aller Guten und Großen, die vor uns gelebt haben; wir dulden sie als erstes akademisches Studium unter dem Namen der kritisch-idealistischen Transscendentalphilosophie gern und willig. Wir sehen sie als ein Phänomenon an, dem man auch seine Zeit lassen müsse, weil Alles seine Zeit hat. Und die Nachbarn spotten unsrer! und unsre Jugend verdirbt transscendirend!“

Da wir nun einmal mit diesem Spuk gestraft sind, so werden wir ihn freilich wol eine Zeit lang haben müssen, und er wird sein Wesen so lange treiben, bis er es selbst müde wird und Niemand seiner mehr achtet. Aber dies könnte gleichwol noch lange genug sein, um so viel Unfug in den Köpfen unsrer lieben Jugend anzurichten, daß es allerdings unverantwortlich wäre, wie jenes Bäuerlein beim Horaz in Geduld zu warten, bis der Fluß abgelaufen sein werde; und so wird kein Verständiger und Guter den Zuruf überflüssig finden: „Hinzu also, alle Verständige und Gute, den Frevel, der mit der Jugend

getrieben wird, abzustellen, nicht etwa nur zu entlarven; denn er entlarvt sich selbst!"

Indem ich diese Aufforderung besonders aushebe, ist ebenso wenig meine als H. Meinung, über die neue Scholastik Zeter zu schreien und den weltlichen Arm gegen sie und ihre Lehrer und Anhänger aufzurufen. Freiheit des Denkens und Untersuchens, Freiheit, nicht nur die Resultate, sondern auch den ganzen Proceß der Untersuchung, Synthese oder Analyse, wodurch wir diese Resultate herausgebracht haben oder zu haben vermeinen, Andern mitzutheilen, ist eine ebenso unentbehrliche Bedingung alles Fortschreitens in der Cultur als ein unverlierbares Recht der Menschheit, welches ohne Frevel nicht angetastet werden kann. Aber dieses Recht der Mittheilung hat, wie alle Rechte, seine Schranken. Nicht Jedes taugt für Jeden; Alles hat seinen Platz. „Für Akademien der Wissenschaften gehört (wie H. im Vorbeigehen richtig sagt) die Transscendentalphilosophie, wenn es anders ein solch Ding giebt, — nicht für Schulen," — wo die Jugend — nicht in unauflösliche Gewebe leerer Abstractionen und spitzfindige Synthesen vorgeblicher Anschauungen, denen nichts Denkbares noch Fühlbares zum Grunde liegt, verwickelt und für alle Arten nützlicher Beschäftigungen im menschlichen Leben unbrauchbar gemacht werden — sondern wo sie, „quae nescire malum est", lernen und für ihren künftigen Wirkungskreis in der bürgerlichen Gesellschaft vorbereitet werden soll. Gesetzt auch, es sei einer kleinen Anzahl Dîs genitis vergönnt, in ihren Speculationen über alle Grenzen der Sinne, des Verstandes und der Vernunft, in welche die Natur die übrigen Menschen eingeschlossen hat, hinauszusteigen; nun wohl, so mögen sie steigen und steigen, so lang und viel es ihnen beliebt; und Niemand soll sich anmaßen (was ohnehin Niemand vermöchte), ihnen im unendlichen Leeren, ihrem Element, ein Ziel zu stecken! Wollen sie diese hyperphysische Luftschifferei und die mystischen Anschauungen, womit sie bei unverwandter Betrachtung ihrer Nasenspitzen beseliget werden, Philosophie nennen, wer kann und wird es ihnen wehren? „In verbis simus faciles." — Noch mehr! Gesetzt, es lasse sich (woran sehr zu zweifeln ist) von dem, was sie durch jene seltsame, uns andern menschlichen Menschen unbegreifliche Transscendenz in der übersinnlichen Welt endeckt haben, irgend ein nützlicher Gebrauch zum Behuf der Wissenschaften machen, wer kann, darf und wird sie daran hindern? Wer wird es

ihnen nicht Dank wissen, wenn sie uns schon bei Leibes Leben in den Besitz der unsichtbaren Welt setzen und dadurch die Anzahl der Güter, für welche die Natur dem Menschen Empfänglichkeit gegeben hat, ins Unendliche vervielfältigen werden? Aber bis dies wirklich geschehen sein wird, bis sie durch die That selbst bewiesen haben werden, daß sie uns nicht um das Reelle und Nützliche, was wir bereits besitzen, bringen, um uns gleich dem Hund im Wasser nach größern Schatten schnappen zu machen, mögen sie ihre Weisheit für sich und Ihresgleichen behalten; um so mehr, da nach ihrem eigenen Vorgeben eine ganz besondere unerklärbare Präformation und gleichsam ein sechster Sinn dazu gehört, und es nicht in ihrer Macht steht, diesen Sinn, wem sie wollen, mitzutheilen.

Bei dieser Bewandniß entsteht natürlicherweise die Frage: Wie war es möglich, daß „die Transscendentalinfluenza so schnell und weit um sich greifen konnte?" — Wer sich die Mühe nehmen wollte, historisch zu untersuchen, wie es zuging, daß vor vier bis fünfhundert Jahren die Philosophie der Dunse und Occams und aller andern subtilissimen und irrefragabeln Doctoren jener Zeit sich aller Schulen der christlichen Welt bemächtigte, würde eine sehr passende Auflösung dieses Räthsels finden. Mich dünkt aber H. Antwort befriedigend genug, um uns jenen weiten Weg zu ersparen. „Die Influenza fand einen Krankheitsstoff, der sie willig aufnahm. Dies war theils die Verfallenheit der alten abgenutzten Systeme, statt deren man zweckmäßig ein neues begehrte; theils die stolze Trägheit, mit Worten Alles abzuthun und, indem sich die Welt politisch regte, wenigstens idealistisch sein Faß zu wälzen." Man hat mehr gethan: man hat zerstört und wieder aufgebaut; aber „der Babylonische Thurm, der bis an die Wolken reichen sollte, hat die Sprache der Arbeiter verwirrt; Jeder baut jetzt aus seinem unbewußt-bewußten und bewußt-unbewußten (transscendentalen) Ich (oder Ur-Ich) sein eignes Thürmchen. — Gut! Sie bedienen sich ihres Rechts. — Mögen sie bauen! Nur Ihr Verständige, Bescheidene, leget die Hand nicht in den Schooß, sondern bauet auch, und etwas Besseres! Durch That spricht der Mann, nicht durch Worte. — Maß sei unser stilles Zeichen; das Wahre, Gute, Schöne, ungetrennt und unzertrennlich, sei unsere Losung!" u. s. w. Und durch That hat er gesprochen, der Mann, der seit mehr als dreißig Jahren zu jenem großen Zweck schon so viel Gutes und Frucht-

bringendes, so Vieles, was nur er thun konnte, gethan und gewirkt hat. Wer es vermag, thue desgleichen!

Der V. berührt nun auch eine dritte Frage, deren man sich bei Beherzigung des mannichfaltigen Unfugs und Mißbrauchs, wozu die kritische Philosophie, wo nicht ganz ohne Schuld, doch gewiß gegen die Absicht ihres Urhebers, Gelegenheit, Stoff und Anreizung gegeben hat, nicht wohl erwehren kann. Ich stelle diese Frage nach meiner Ansicht der Sache so: Sollte denn aber aller der unsägliche Aufwand von Scharf- und Tiefsinn, Witz, Abstraction, Grübelei und Subtilität, alles dies mühselige Bestreben, die Quellen aller Verirrungen des menschlichen Verstandes bis zu ihrem verborgensten Ursprung zu verfolgen u. s. w., vergeblich sein, zu nichts genützt haben und als unnützes Spinnengewebe aus dem Tempel der Weisheit weggekehrt werden? — Gewiß ist dies so wenig die Meinung eines Mannes, dessen ganzes Leben das schöne „vitam impendere vero“ als seinen Wahlspruch erweiset, als es die Meinung irgend eines parteilosen und verständigen Schätzers der menschlichen Dinge sein kann. Ist doch auch die ehmalige scholastische Philosophie — schon allein als Werkzeug, den Verstand zu schärfen — zu ihrer Zeit nicht ohne Nutzen gewesen; und warum sollte von der Kantischen nicht (mit noch viel mehrerm Rechte) gelten, was Leibniz an so vielen Stellen seiner Schriften zu Gunsten der alten Scholastiker (die er kannte und zu benutzen wußte) gegen ihre unwissenden Verächter gesagt hat? „Wie alle Gährungen (sagt der V. der Kalligone) hat auch die kritische Philosophie ihren Zweck erreicht, aber nur als Gährung.*) Was in dem dicken Buche besteht, bestehe: Wahrheit ist und bleibt überall Wahrheit. Nur setze sie sich und werde Deine Wahrheit; die angeflogenen und auswendig gelernten Worte mögen verfliegen!“

Lehrreich und der Nachfolge würdig ist für junge Studirende das Beispiel, welches der V. von einem Jüngling beifügt, den er vor mehr als dreißig Jahren gekannt, als dieser Jüngling den Urheber der kritischen Philosophie selbst, und zwar in

*) Dieses nur dürfte wol, sobald ein anderes Bild statt Gährung gebraucht würde, einige Einschränkung leiden. Aber von welcher Seite und unter welchem Bilde die Sache auch angesehen werden mag, immer wird sich finden, daß die kritische Philosophie nur einen transitorischen Nutzen schaffen kann und zu einer allgemein giltigen, ausschließlich einzigen, ewig und allein seligmachenden Philosophie so wenig qualificirt ist als irgend eine andere.

seinen blühendsten männlichen Jahren, alle seine Vorlesungen hindurch, mehrere wiederholt, hörte. — Ganz Deutschland, das ganze Europa kennt und ehrt diesen ehmaligen Hörer des scharfsinnigsten und beredtesten Dialektikers jener Zeit. Der Jüngling ist indessen ein Mann und ein sehr großer Mann geworden, und die Art und Weise, wie er es anfing, um von seinem Meister zu lernen, ohne die Freiheit und Selbstständigkeit seines eigenen Geistes zu verlieren, ist unstreitig der einzige rechte Weg, auf welchem aus einem Schüler der Weisheit ein weiser Mann werden kann.

Das pium desiderium gegen den Schluß dieses Prologs scheint dem großen Menschenkenner in einem sanguinisch gutherzigen Augenblicke entwischt zu sein. Allerdings wäre es „ein schönes Zeichen der fortwährenden Jugendkraft des Urhebers der kritischen Philosophie", wenn er sich zu einer solchen „öffentlichen Lossagung von den gegen und über seinen Willen erfolgten Wirkungen seiner Philosophie" und zu einer solchen „Erklärung seines primitiven Zwecks" u. s. w. entschließen könnte. Aber sollte wol eine so heroische Jugendkraft von einem mehr als 80jährigen Greise zu erwarten sein? Und hat man auch nur ein einziges Beispiel eines so hohen und beinahe übermenschlichen Grades von Selbstverleugnung, als zu einem Geständniß erfordert würde, daß man sein ganzes Leben einer wissenschaftlichen Unternehmung aufgeopfert habe, deren Absicht verfehlt wurde, weil nie zu erwarten war, daß sie durch solche Mittel und Anstalten gelingen könnte?

Ich habe Sie so lange in dem Vorhofe der Göttin Kalligone aufgehalten, daß wir uns, mit Ihrer Erlaubniß, ein Wenig setzen müssen, bevor ich Sie in den dreigetheilten Tempel selbst einführen kann.

Reflexionen.

„Wenn kein Gott wäre," sagt Voltaire, „so müßte man einen erdichten." — Gut, daß es nicht nöthig ist! Möchte nur die Zerstörung der Götzen, womit sich das arme Menschengeschlecht behilft, leichter zu bewerkstelligen sein, als sie ist!

Sobald der Unglaube herrschend wurde, folgte ihm fast immer der thörichtste und ausschweifendste Aberglaube. Was haben sich Cagliostro, Mesmer, die Martinisten, die Swedenborg'schen Jünger in unsern Tagen für Anhang gemacht, und wie leicht ist ihnen ihr Succeß geworden! Aber wie lange wird er dauern? Der Succeß der Vernunft ist unscheinbarer, aber dauerhaft; die Triumphe der Schwärmerei sind nur das berühmte Abderitenfieber; es mußte austoben und hörte dann von selbst auf.

Man wird es bald müde, nichts mehr zu glauben.

Ohne Ermüdung, ohne Anstrengung würden wir nur sehr wenig und unendlichmal weniger thun, als wir sollen.

Ein Philosoph muß nie mit Worten — spielen.

Menschen können immer nur von Menschen und müssen also von Ihresgleichen abhangen; das Unglückliche dabei liegt blos darin, wenn Derjenige, von welchem wir abhangen, entweder durch keine Gesetze eingeschränkt ist, oder — was im Grunde ebendasselbe ist — sich über die Gesetze wegsetzen kann, sobald es ihm oder Denen, von welchen er abhängt, beliebt. Macht und Reichthum geben fast überall, auch Privatpersonen, diese den Schwächern und Aermern so drückende Art von Unabhängigkeit und despotischer Willkür. Es giebt nur ein Mittel gegen den Mißbrauch, den die Fürsten, Aristokraten und Demagogen in der Monarchie, Aristokratie und Demokratie, und überhaupt die Mächtigen und Reichen überall, im kleinsten Dorfe so gut wie in der größten Königsstadt, von ihrem Uebergewichte machen, und dies einzige Mittel sind Gesetze, die gegen den Mächtigsten und Reichsten ebenso unerbittlich sind als gegen den Aermsten und Schwächsten, und deren Handhabung so weislich eingerichtet und verwahrt wird, daß sie ebenso wenig durch List und Betrug umgangen, als durch Gewalt übersprungen werden können.

Liebenswürdige Bescheidenheit und edler Stolz vertragen sich sehr gut in einem und demselben Subjecte; nur jedes an seinem Ort und zu seiner Zeit. Wenn Bescheidenheit auch sonst zu nichts gut wäre, als den Glanz gar zu großer Vorzüge zu mildern, ein zu sehr hervorragendes, Andere zu sehr demüthigendes Verdienst weniger verhaßt zu machen: so dürfte sie schon darum allein dem wahren Verdienste nicht gleichgiltig sein. Aber zu weit getriebene Bescheidenheit wird (wie jede übertriebene Tugend) zur Untugend, und zu einer desto tadelnswürdigern, weil sie nicht nur uns selbst schädlich ist, sondern auch macht, daß wir Andern weniger nützlich werden können.

Mich däucht, ich wollte ziemlich einleuchtend beweisen können, daß Cato und Brutus im Ganzen ihres Lebens mehr Mäßigung gezeigt haben als Coriolanus und Scipio, ungeachtet Coriolanus sich von den Thränen und Beschwörungen

seiner alten Mutter endlich erbitten ließ, sein Vaterland seinem gereizten Stolze nicht aufzuopfern, und Scipio eine ihm aus der Beute zugefallene numidische Königstochter lieber ihrem Bräutigam zurückgeben, als seine Beischläferin zu sein nöthigen wollte; eine That, von welcher man nie so viel Aufhebens hätte machen sollen.

Man kann ein Kind, das früh zur Reinlichkeit geneigt wird, als ein Kind von guter Hoffnung ansehen; wenigstens ist es ein Zeichen einer feineren Organisation und beinahe die erste Gelegenheit, wo die Seele Gewalt über ihren Körper ausüben lernt. Es ist nicht zu sagen, von wie vielen Tugenden diese erste Entwicklung der Humanität der Keim ist.

Mit guten Nerven und gesunder Vernunft hat eine Seele immer so viel Federkraft, als sie braucht, um sich so viel drücken zu lassen und so viel zurückzudrücken, als zu ihrem Wohlbefinden nöthig ist; ohne diese beiden Requisite weiß ich ihr keinen Rath.

A. Philosophen, behaltet Eure stolze Weisheit für Euch; gebt mir dafür meine süßeste Hoffnung wieder! Wäre sie auch nichts als Täuschung, so würde sie mir doch tausendmal lieber sein.

B. Vorausgesetzt, daß ich nicht wüßte oder zu wissen meinte, daß sie nur Täuschung sei. Es giebt wissentliche Täuschungen, die uns amüsiren, aber keine, die uns zum Trost, zur Stütze dienen könnte.

P. Bouhours und Friedrich II. haben Recht: wir Deutschen sind trop bêtes, um jemals den rechten Geschmack an dem flüchtigen Salz eines solchen Quasigedankens zu finden, wie sie an den weiland berühmten Soupés der Madame Geoffrin bei Tausenden zum Vorschein kamen. Man müßte uns ein Buch

schreiben, so dick wie das große römische Brevier, oder vielmehr, man müßte ganz neue Instrumente für uns erfinden, um das unendlich kleine Partikelchen von Wahrem oder Denkbarem, was darin ist, aus der insipiden Vehikel, worin es schwimmt, für uns herauszufischen; und dann ärgerten wir uns, wenn wir fänden, daß es der Mühe nicht werth gewesen sei.

Shakespeare's Geist! — Unsre jungen Herren geben sich die Miene, als ob sie auf sehr vertrautem Fuße mit diesem Geiste lebten und ihn citiren könnten, so oft es ihnen einfiele. Ich möchte wol sehen, wie ihnen zu Muthe würde, wenn ihnen Shakespeare's Geist wirklich die Ehre anthäte und in seiner Heldengröße vor sie hinträte! Es möchten wol Wenige von ihnen seine Gegenwart ertragen können.

Voltaire sagt: „Plus la langue est décente, plus les moeurs sont corrompues". — Voltaire könnte aber vielleicht auch hier, was ihm nicht selten begegnet, Unrecht haben. Solche Sätze sind, als allgemeine Urtheile ausgesprochen, selten wahr und leiden meistens so viele Ausnahmen, daß ihre Giltigkeit fast ganz dadurch entkräftet wird. So war z. B. die Sprache zu Karl's IX. Zeiten in Frankreich sehr indecent (vid. Brantome und Seinesgleichen); aber auch die Sitten waren damals in jeder Rücksicht sehr verdorben und gewiß weit zügelloser als in unsern Tagen irgendwo.

Ehre jedem rechtschaffenen Staatsmann, um so mehr, je größer die Schwierigkeit ist, hier die Klugheit immer glücklich mit der Sittlichkeit zu verbinden! Aber ist nicht darum ein Lord Chatham, ein Bernstorf — unsterblich?

Es giebt ritterliche Verfechter der alten Mißbräuche, welche blos darum für die alte Ordnung der Dinge eifern, weil

sie die alte Unordnung und die Mißbräuche, die ihnen und ihren Vorfahren so vortheilhaft waren, von denselben unzertrennlich glauben.

Es ist Pflicht, von der menschlichen Natur gut und groß zu denken; aber wer von den Menschen, die er vor und um sich hat, immer das Beste denkt, läuft Gefahr, der Narr seiner guten Meinung zu werden.

Einem Irrenden auf den rechten Weg helfen, ist Pflicht der Humanität; einen Irrthum, der dem allgemeinen Besten Gefahr droht, bestreiten, unnachläßliche Schuldigkeit des Weltbürgers sowol als des Staatsbürgers.

A. DEMUTH. BUCHB: BERLIN.